Geschichte des Alterthums

Eduard Meyer


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

GESCHICHTE

DES

ALTERTHUMS

VON

EDUARD MEYER.

ZWEITER BAND.

GESCHICHTE DES ABENDLANDES BIS AUF DIE PERSERKRIEGE.



STUTTGART 1893.

VERLAG DER J. G. COTTA'SCHEN BUCHHANDLUNG
NACHFOLGER.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Herrn Geheimen Regierungsrath

Professor Dr. Richard Roepell.

Zu Pfingsten 1891, bei Ihrem fünfzigjährigen Professorenjubiläum, hoffte ich Ihnen, verehrter Freund, wenn nicht das Ganze, so doch einen Theil dieses Bandes überreichen zu können. Nun sind noch mehr als zwei Jahre verflossen, ehe ich zum Ziele gelangt bin. Nehmen Sie ihn entgegen als ein Zeichen des Dankes für die herzliche Freundschaft, mit der Sie, ein Vertreter der älteren Generation der Historiker, zu der wir hinaufblicken, mich aufgenommen haben, als ich an Ihre Seite nach Breslau berufen war, für die reiche Belehrung und Anregung, die ich von Tag zu Tage von Ihnen empfangen habe. Auch an diesem Werk haben Sie keinen geringen Antheil. Denn so weit in dem grossen Bereich der Geschichte unsere Arbeitsgebiete aus einander liegen, — wenn ich die Hoff-

nung wage, dass mein historisches Wissen und mein historischer Blick nicht ganz unzureichend befunden werden sollten, so ist das nicht zum wenigsten Ihr Verdienst. Zugleich soll dieses Blatt ein Denkmal sein für die unvergesslichen Jahre, da es mir vergönnt war in Breslau zu wirken in regem Austausch mit einem weiten Kreise lieber Collegen, dessen Mittelpunkt Sie bildeten.

Vorwort.

Von dem Abschluss des ersten Bandes meiner Geschichte des Alterthums bis zur Vollendung des zweiten ist sehr wider mein Erwarten und Hoffen ein volles Jahrzehnt verflossen. Einen Theil der Schuld tragen die Pflichten des neuen Lehrberufs und die anderen Arbeiten, die sich dazwischen drängten, vor allem meine Geschichte Aegyptens, einen grösseren der Stoff selbst. In der Weise, wie ich den ersten Band niedergeschrieben hatte, liess sich die griechische Geschichte nicht behandeln: der Probleme waren zu viele, die wissenschaftliche Discussion, auch bei einer Beschränkung auf die Arbeiten dieses Jahrhunderts, eine zu tiefgreifende und verwickelte, als dass ein blosses Aussprechen der eigenen Ansicht irgend welche Förderung hätte versprechen können. Dazu versagte allmählich der kecke Jugendmuth, mit dem ich früher über manche Schwierigkeiten rasch hinweggeeilt war. Mein Gesichtskreis und damit die Erkenntniss der wahren Aufgaben der Forschung hatten sich erweitert und vertieft. So waren umfangreiche Vorarbeiten erforderlich, die zum Theil wenigstens in ihren Grundzügen hier aufgenommen, zum Theil in dem ersten Bande meiner »Forschungen zur Alten Geschichte« (Halle 1892) veröffentlicht sind. Dass auf diese Weise der Umfang des vorliegenden Bandes weit über das beabsichtigte Maass angeschwollen ist, habe ich lebhaft bedauert; aber zu Kürzungen sah ich keine Möglichkeit, ja ich fürchte eher den Vorwurf, dass manche

Behauptungen noch nicht eingehend genug begründet und manche Ansichten zu kurz abgelehnt sind. Hoffentlich gelingt es mir, in den folgenden Bänden wieder zu einem knapperen Rahmen zurückzukehren: denn eine Specialgeschichte Griechenlands zu schreiben ist nie meine Absicht gewesen, weder hier noch für die Zukunft.

Dass die Geschichte des Abendlandes in einheitlichem Zusammenhange behandelt werden musste, war die nothwendige Consequenz der Anlage des ersten Bandes: von den Perserkriegen an wird die Gesammtentwickelung der alten Welt vom Indus bis zum atlantischen Ocean als Einheit vorgeführt werden. In der That ist die übliche Zerreissung der alten Geschichte in griechische und römische Geschichte — der Orient und die hellenistische Zeit mögen sehen, wo sie bleiben — und die erst in unserem Jahrhundert aufgekommene völlige Vernachlässigung der synchronistischen Behandlung eben so unberechtigt wie verhängnissvoll. Eine Entwickelung, die in die Schöpfung eines einzigen Staats und einer einzigen Cultur ausläuft, fordert, wenn irgend eine, eine einheitliche Darstellung. Wesentlich diesem Umstande ist es zuzuschreiben, dass die Mehrzahl unserer Historiker zur Geschichte des Alterthums kein lebendiges Verhältniss hat und man dieselbe nur als eine Vorstufe für die Entwickelung der christlichen Zeit betrachtet, statt die grossen Lehren aus ihr zu ziehen, welche die Thatsache ihr zu entnehmen gestattet, dass hier eine völlig in sich abgeschlossene und bei gründlicher Arbeit klar genug verständliche Entwickelung vorliegt. Gewiss war die Specialisirung und die viel gepriesene Theilung der Arbeit für manche Vorarbeiten und für die grossen Sammelwerke unvermeidlich; aber gegen ihre Nachtheile hat man sich mehr als billig die Augen verschlossen. Sie darf nie mehr sein als Mittel zum Zweck. Für die grossen Aufgaben der Geschichtsforschung ist Rettung nur zu erhoffen, wenn sie sich ihres universalen Charakters wie auf modernem so auf antikem Gebiet wieder bewusst wird.

Für das Fortschreiten meiner Arbeit war es besonders

erschwerend, dass in dem ganzen ersten Theil (§. 1—279) die Untersuchung den umgekehrten Gang gehen musste wie die Darstellung. Nicht weniges musste daher in den einleitenden Abschnitten mehr dogmatisch vorgetragen werden, während die Begründung erst nachfolgt. Eine untersuchende Darstellung, welche von dem Gegebenen zu dem Erschlossenen aufsteigen konnte, wäre nicht nur weit leichter, sondern vielleicht auch für Viele überzeugender ausgefallen; aber sie war durch die Anlage des ganzen Werks ausgeschlossen. Manche Probleme, die hier der Forschung gestellt sind, sind bisher noch gar nicht oder höchstens an der Oberfläche berührt worden. So ernstlich ich mich um ihre Aufhellung bemüht habe, so habe ich doch in der Darstellung eine gewisse Reserve zu wahren gesucht und mehrfach mit voller Absicht eine systematische und in sich widerspruchslose Formulirung der Resultate gemieden: ich wollte nicht den Schein erwecken, als wüssten wir mehr, als zur Zeit erreichbar ist. Die gangbaren Darstellungen der Zustände der homerischen Zeit sind zumeist ganz unhistorisch und daher nicht einmal als Materialsammlungen zu verwerthen: sie suchen Anschluss weder vorwärts noch rückwärts, ja es scheint, als hätten ihre Verfasser gar kein Bewusstsein davon, welch ein Problem hier der historischen Erkenntniss gestellt ist. Wendet sich aber die Forschung diesen Fragen ernsthaft zu, so wird bei dem trotz aller Lücken dennoch reichen Material, das hier der Verwerthung harrt, die Erkenntniss des griechischen Mittelalters sich mit der des germanischen wohl vergleichen können. Welches Licht von hier aus in die dürftigen Trümmer der älteren Geschichte Roms fällt, kann, denke ich, schon jetzt nicht mehr zweifelhaft sein.

Gewiss wäre ich weiter gekommen, hätte ich das Buch noch ein paar Jahre zurückgehalten. Aber das Ziel wäre damit doch nicht erreicht worden, zumal da jedes Jahr neue und umwälzende monumentale Entdeckungen bringt. Ueberdies hatte ich die Empfindung, die jeder Forscher kennt, der sich Jahre lang mit schweren Problemen beschäftigt, als

würde ich an die Grenze gelangen, wo das eigene Urtheil unzuverlässig wird und der Blick sich zu trüben beginnt. So drängte es mich zum Abschluss zu kommen. Ich habe daher den Druck bereits vor einem Jahre begonnen und während dessen den zweiten Theil des Bandes vollendet. Einzelne Unebenheiten und Widersprüche, die so entstanden sind, bitte ich damit zu entschuldigen. Als einen Mangel empfinde ich bereits jetzt, dass ich dem ursprünglichen Wesen der grossen Göttinnen, namentlich der Erdgöttinnen, nicht genug nachgegangen bin — von hier aus lassen sich auch über die Zustände der ältesten Zeit noch manche werthvolle Aufschlüsse gewinnen —, und dass die Apolloreligion des siebenten Jahrhunderts keine eingehendere Darstellung erhalten hat.

Von den herrschenden Anschauungen weichen die meinigen nicht selten stark ab. Die Forschung unseres Jahrhunderts hat auf griechischem wie auf römischem Gebiet eine Fülle von Ansichten und Hypothesen erzeugt, die sich von einem Werk in das andere forterben und oft genug als zweifellose Thatsachen, ja als Ueberlieferung betrachtet werden. Nicht selten haben die Modernen der einfachen und in sich zusammenhängenden Ueberlieferung den Glauben versagt und so sich selbst erst die Schwierigkeiten geschaffen, die sie dann künstlich zu lösen versuchen. ἅπλους ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἔφυ ist zwar ein zweischneidiger Spruch, aber ihm direct entgegen zu handeln ist doch nie gerathen. So haben O. Müller, Boeckh u. a. aus der einseitigen Anschauung, der Schlüssel zum Verständniss der älteren griechischen Geschichte liege in dem Gegensatz der Stämme, einen Typus des Dorierthums und des Ionierthums construirt, der noch jetzt weiten Kreisen als Dogma gilt. Dadurch wird den offenkundigen Thatsachen Gewalt angethan. Auch gibt es nicht wenige neuere Gelehrte, die sehr viel mehr über die dunklen Gebiete der älteren griechischen Geschichte zu wissen glauben als ich. Ich wäre der letzte zu bestreiten, dass ihre Kenntnisse vielfach weit tiefer und gründlicher sind als die meinigen, aber nur zu oft haben sich mir die goldenen Aepfel der neuen Erkenntniss als schillernde Seifen-

blasen entpuppt. So glaube ich, soweit ich im Stande gewesen bin nachzuprüfen — leicht ist das apodiktischen Behauptungen gegenüber nicht immer —, allen Grund zu haben, wenn ich gegen das moderne Wissen auf diesem Gebiete noch weit vorsichtiger bin als gegen das antike. In wichtigen Fragen habe ich mich bemüht, die Gegensätze scharf zu formuliren, und werde es für keinen Nachtheil halten, wenn dadurch Anlass geboten wird, sie in ernstem Streit zum Austrag zu bringen.

Auf bibliographische Vollständigkeit machen die Citate in diesem Bande noch weit weniger Anspruch als im ersten. Leider habe ich nicht gelernt, Collectaneen anzulegen und mit ihnen zu arbeiten; und so ist es mir nicht selten begegnet, dass mir Stellen und Arbeiten, die ich ganz wohl kannte, bei der Ausarbeitung erst im letzten Moment ins Gedächtniss zurückgekehrt sind. Um so weniger zweifle ich, dass ich manches Wichtige übersehen habe. Einzelnes ist in den Nachträgen bemerkt, die überdies durch die Entdeckungen und Erscheinungen des letzten Jahres stark angeschwollen sind. Während der letzten Monate sind dann drei grosse Werke erschienen, die ganz oder zum grossen Theil denselben Gegenstand behandeln wie der vorliegende Band: die zweite Auflage des ersten Bandes von Busolt's Griechischer Geschichte, der erste Band der Griechischen Geschichte von Beloch und, während ich die Vorrede schreibe, Wilamowitz' Aristoteles und Athen. So stark oft die Differenzen sind, so sehr freue ich mich der vielfachen Uebereinstimmungen. Namentlich das Werk meines Freundes Beloch ist in Zielen und Methode dem meinigen nahe verwandt, und ich freue mich, auch hier dieselben Probleme energisch angefasst zu sehen, die ich zu lösen versucht habe. Betreffs der Grenzen unserer geschichtlichen Erkenntniss auf griechischem Gebiete freilich kann ich seinem weit radicaleren Standpunkte nicht zustimmen, und in Einzelfragen weichen unsere Auffassungen nicht selten stark von einander ab. Doch ist hier nicht mehr der Ort, darauf näher einzugehen.

Eine unlösbare Schwierigkeit hat mir die Transcription der griechischen Namen geboten. Am liebsten würde ich zu den lateinischen Formen zurückgekehrt sein: da das nicht möglich ist und mir die volle Durchführung der griechischen Orthographie barbarisch erscheint, habe ich keinen anderen Ausweg gesehen, als ganz principienlos zu verfahren.

Zu lebhaftem Dank bin ich meinem Collegen Herrn Geheimrath Conrad für seine Beihülfe bei der Berechnung der spartanischen und attischen Bauernhufen in §. 194 und 408 verpflichtet; ohne seine Unterstützung würde ich in dieselben Fehler verfallen sein, die sich meine Vorgänger haben zu Schulden kommen lassen. Eine Reihe werthvoller Bemerkungen verdanke ich meinen Freunden Carl Robert und Otto Crusius; letzterer hat die Mühe nicht gescheut, eine Correctur des ganzen Bandes zu lesen und so das Werk noch im Abschluss durch zahlreiche Zusätze und Einwendungen zu fördern.

Die sorgfältige und umsichtige Ausarbeitung des Index verdanke ich meinem Schüler Herrn Dr. P. Binneboessel.

Halle a. S., den 12. October 1893.

Eduard Meyer.

Inhalt.

Drittes Buch.

Der Ausgang des Mittelalters. Begründung der karthagischen und der persischen Macht.

Abkürzungen.

Ak. = Akademie.

Ber. = Berichte (Monats-, Sitzungsberichte).

BCH. = Bulletin de correspondance hellénique.

Bezz. Beitr. = Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen, herausgeg. von BEZZENBERGER.

CIA. = Corpus inscriptionum Atticarum.

Citate von Inschriften der Supplementhefte zum ersten Bande (vol. IV) sind bei der Art der Anordnung so gut wie unmöglich. Ich habe mich hier je nach Umständen zu behelfen gesucht. Hoffentlich wird das Werk bald durch eine neue Publication ersetzt, welche eine wirkliche Ausnutzung des hier vergrabenen Materials möglich macht.

CIG. = Corpus inscriptionum Graecarum.

DITTENBERGER = D., sylloge inscriptionum Graecarum.

'Εφ. (ἀρχ.) = 'Εφημερὶς ἀρχαιολογική.

FHG. = Fragmenta historicorum Graecorum ed. C. MÜLLER.

Fl. Jahrb. = Jahrbücher für Philologie und Paedagogik, herausgeg. von FLECKEISEN.

Da diese Zeitschrift nur mit einer Parodie eines Inhaltsverzeichnisses versehen ist, habe ich es lediglich dem Zufall überlassen müssen, ob ich auf einen darin veröffentlichten Aufsatz aufmerksam geworden bin oder nicht.

FLMV. = FURTWÄNGLER und LÖSCHCKE, myken. Vasen 1886.

Forsch. I = meine Forschungen zur alten Geschichte I, 1892.

GDI. = Sammlung der griechischen Dialektinschriften, herausgeg. von COLLITZ.

IGA. = Inscriptiones graecae antiquissimae ed. RÖHL.

J. = Journal.

J. Hell. Stud. = Journal of Hellenic Studies.

LEBAS = LEBAS, voyage archéologique, explication des inscriptions.

MAI. = Mittheilungen des archäologischen Instituts, athenische Abtheilung.
Mus. Ital. = Museo italiano di antichità classica.
NF. = Neue Folge.
Rh. Mus. = Rheinisches Museum.
Z. = Zeitschrift.
ZDM. = Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft.

Citate wie I, 412 verweisen auf die Paragraphen des ersten Bandes; Citate wie §. 156 A. ohne Bandzahl auf die Paragraphen und Anmerkungen des vorliegenden Bandes.

Die Fragmente der Historiker sind nach Müller FHG. citirt, auch die des Aristoteles, soweit sie hier stehn; die Fragmente der Epiker, auch des Hesiod, nach Kinkel, epicorum graecorum fragmenta, die der Lyriker nach Bergk, poetae lyrici graeci, 4. Aufl., die der Tragiker nach Nauck, tragicorum graec. fragmenta, 2. Aufl., die Diodors nach der neuen Ausgabe von Vogel, Strabo nach den Paragraphen der Ausgabe von Meineke, Aristoteles Politik nach denen der Ausgabe von Susemihl. Bei Pindar sind die Verse meist nach der alten, nicht nach der neuen Zählung citirt.

Geschichte des Alterthums.

Zweiter Theil.

Geschichte des Abendlandes bis auf die Perserkriege.

Quellenkunde
zur älteren griechischen Geschichte.

Antike Quellen.

1. Am Anfang jeder historischen Ueberlieferung steht die Sage. Auch bei den Griechen enthält dieselbe neben religiösen und dichterischen Bestandtheilen historische Elemente. Ihre Sonderung ist freilich, wo nicht wie bei der germanischen Sage gleichzeitige Nachrichten vorliegen, ausserordentlich schwierig und auch mit Hülfe der Analogie nur in sehr allgemeinen Umrissen möglich. Wir würden daher von der ältesten Zeit Griechenlands nur ein sehr unsicheres Bild gewinnen, ja vielleicht gänzlich auf ihre geschichtliche Erkenntniss verzichten müssen, wenn uns nicht die Denkmäler zu Hülfe kämen, welche sie hinterlassen hat. Die grossen Bauten der Urzeit waren zum Theil schon dem Alterthum bekannt (Tiryns, Mykene, Orchomenos) und haben sich seitdem fast unverändert bis auf die Gegenwart erhalten. Zu einer wirklichen Erkenntniss der mykenischen und der noch vor ihr liegenden Epoche sind wir aber erst in den letzten zwei Jahrzehnten durch die systematische Erforschung der ältesten Ruinenstätten gelangt, welche in erster Linie von Heinrich Schliemann ausgeführt ist. Zwar schriftliche Urkunden sind hier (ausser ein paar aegyptischen Königsnamen, §. 129) nicht gefunden; aber eine durchgebildete Cultur ist uns entgegengetreten, welche ein historisches Verständniss zugleich gebieterisch fordert und ermöglicht. Ergänzend tritt hinzu, was sich aus dem Zusammenhang der

Griechen mit den Indogermanen und durch Rückschlüsse aus den späteren Zuständen über den Entwickelungsgang des griechischen Volks ermitteln lässt. Die Verbindung dieser Cultur mit dem Orient und vereinzelte Streiflichter, die aus orientalischen Quellen auf diese Zeit fallen, gestattet ihre Einreihung in einen grösseren geschichtlichen Zusammenhang. Bis über die Mitte unseres Jahrhunderts hinaus bildeten die korinthischen Vasen im wesentlichen die ältesten griechischen Denkmäler, die man kannte, über Homer hinaus wagte man den Blick nicht zu erheben. Jetzt können wir auch jenseits Homers festen Fuss fassen; in der Mitte des zweiten Jahrtausends tritt uns Griechenland in vollem Leben entgegen, und noch Jahrhunderte weiter aufwärts lässt sich der allgemeine Gang der Entwickelung erkennen.

2. Die Sage ist Jahrhunderte lang in epischen Liedern besungen und weitergebildet worden. Den Niederschlag dieser Heldendichtung bilden die grossen Epen, welche an den Namen Homers anknüpfen. Ihre stufenweise Entstehung umfasst den langen Zeitraum vom zehnten bis zum Ende des siebenten Jahrhunderts; in den letzten Ausläufern reichen sie bis ins sechste hinein. Im wesentlichen aber repräsentiren sie die Anschauungen und Zustände etwa der Jahre 900—700 v. Chr., der Epoche, die wir als das griechische Mittelalter bezeichnen können. Denn es versteht sich von selbst, dass eine naturwüchsige Dichtung, wenn auch ihr Stoff in einer fernen Vergangenheit spielt, doch in Sitten und Anschauungen ihre eigene Gegenwart wiederspiegelt. So sind die homerischen Epen wie das älteste Zeugniss des griechischen Geisteslebens so auch die wichtigste Geschichtsquelle für die Erkenntniss ihrer Zeit. Dagegen die Absicht, selbst geschichtliche Information zu übermitteln, liegt ihnen, abgesehen von jungen Ausläufern, völlig fern, trotz ihres historischen Stoffes; sie wollen ihre Hörer unterhalten, nicht sie belehren. Erst gegen Ende der epischen Epoche empfand man das Bedürfniss, den gewaltigen Stoff zu sammeln und zu ordnen. Es verband sich mit dem erwachenden Triebe nach Erkenntniss, dem Streben, den Ursprung der

Dinge, der Götter und der Menschen und der einzelnen Volksstämme und Städte zu erforschen. Das führte zu einer mit der Göttergeschichte beginnenden Ueberarbeitung der Sagengeschichte, welche durchaus systematisirend oder im Sinne ihrer Zeit wissenschaftlich verfuhr, die Widersprüche ausglich, Anstösse beseitigte, Lücken ausfüllte, einen festen Zusammenhang schuf. Diese Behandlung knüpft an Hesiod an und ist durch zahlreiche theils unter seinem, theils unter anderen Namen gehende Epen des siebenten, vielleicht auch noch der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts vertreten. Die Form derselben ist genealogisch; denn der Stammbaum gibt ein festes, bis auf den ersten Ursprung hinaufreichendes Schema, und jede menschliche Gemeinschaft denkt man sich als Nachkommen eines eponymen Ahnherrn. Diese genealogische oder hesiodeische Dichtung, die der homerischen (kyklischen) durchweg parallel läuft, muss als der Anfang der Geschichtsschreibung betrachtet werden. Dichterisch, episch ist nur die Form, aber nicht mehr die Auffassung (§. 271).

3. Wie in jeder ursprünglichen Ueberlieferung ist auch bei den Griechen die Sagenzeit durch eine tiefe Kluft von den Anfängen wirklich geschichtlicher Kunde getrennt. Erst die spätere Geschichtsschreibung hat hier wie bei den Hebräern und Römern den Versuch gemacht, die Lücke einigermassen auszufüllen. Die ältesten rein historischen Nachrichten bestehen in Aufzeichnungen von Jahrbeamten, Siegern in Wettkämpfen, Stammbäumen u. a. Sie beginnen im achten Jahrhundert; der Anfang der Olympionikenliste 776 v. Chr., der Ephorenliste 755/4, der attischen Archontenliste 682/1 sind die ersten genau fixirten Daten der griechischen Geschichte. An sie reihen sich die Gründungsdaten der Colonien, welche zwar meist lediglich auf Combinationen beruhen (§. 285), aber doch annähernd richtig sind und in einzelnen Fällen wohl auch auf derartige Listen von Jahrbeamten zurückgehen. Aus den zunächst zu praktischen Zwecken geführten Beamtenlisten sind dann durch Einfügung einzelner Notizen über wichtige und unwichtige Begebenheiten allmählich Stadtchroniken (ὧροι, d. i. Jahrbücher)

erwachsen, die seit dem fünften Jahrhundert für die wichtigeren Staaten vielfach bearbeitet und mit einer ausführlichen Darstellung der mythischen Urgeschichte der Gemeinde ausgestattet sind (ὡρογράφοι, κτίσεις). Ueber das sechste Jahrhundert haben diese Aufzeichnungen wohl nirgends hinaufgereicht; in Athen hat die Chronik, die Grundlage der späteren Atthiden und Verfassungsgeschichten, auch für das sechste Jahrhundert meist nicht mehr als die Beamtennamen enthalten, wie sich aus den entsprechenden Abschnitten von Aristoteles' πολιτεία Ἀθηναίων deutlich ergibt. — Dagegen wurden durch die seit dem siebenten Jahrhundert aufkommende schriftliche Aufzeichnung des Rechts und den wachsenden Gebrauch der Schrift für Urkunden aller Art historische Documente in stets steigender Zahl geschaffen, die von der antiken Forschung eifrig benutzt sind. Dadurch ist auch uns von ihnen manches bewahrt; auch haben sich aus der Zeit vor den Perserkriegen mehrere Urkunden noch inschriftlich erhalten. Daran reiht sich auf der einen Seite die grosse Zahl sonstiger älterer Inschriften, auf der andern die stets umfangreicher werdende, freilich durchweg nur in Bruchstücken auf uns gekommene Literatur. Die Entwickelung der politischen Lyrik liefert zahlreiche Gedichte, die der historischen Situation unmittelbar Ausdruck verleihen und als authentische Quellen ersten Ranges schon von der antiken Geschichtsforschung sorgfältig ausgebeutet sind.

4. Dagegen geht die historische Erinnerung in Griechenland fast nirgends über die letzten Jahrzehnte des siebenten Jahrhunderts hinauf (rund 630 v. Chr.). Nur bei den Ioniern reichen die historischen Nachrichten etwas weiter, bis in die Zeit des Gyges und Psammetich (um 660 v. Chr.). Auch im sechsten Jahrhundert noch ist uns nur von den wichtigsten und am nachhaltigsten wirksamen Begebenheiten eine oft nur sehr unsichere und widerspruchsvolle Kunde erhalten. Aber die hochbedeutenden Persönlichkeiten, welche die sociale und politische Gährung dieser Zeit, der Epoche der Tyrannis und der sieben Weisen, hervorgebracht hat, sind dem Gedächtniss der Nation nicht mehr entschwunden. Das Individuelle, Per-

sönliche, Aussergewöhnliche ist es, dem das Interesse sich zuwendet und das von der Ueberlieferung weiter ausgebildet wird. Daher kommt es, dass in den Erzählungen, welche an die Staatsmänner dieser Epoche anknüpfen, vielfach nur der äussere Rahmen historisch ist, während Anekdoten oder »Novellen« ihren Inhalt bilden. Seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts, der Zeit des Pisistratos und Kroesos, wird diese Ueberlieferung allmählich reicher und zuverlässiger, wenn gleich auch hier noch oft genug historische Unmöglichkeiten vorkommen und namentlich, wie es sich für mündlich bewahrte Kunde gehört, die Chronologie gänzlich unbeachtet bleibt.

Im allgemeinen vgl. B. Erdmannsdörfer, Zeitalter der Novelle in Griechenland, Preuss. Jahrb. XXV, 1870, Bd. I. Dass der Ursprung dieser Erzählungen bis in die Zeit der handelnden Persönlichkeiten hinaufragt, wird mitunter verkannt; die Folgezeit hat sie nur erweitert, nicht geschaffen. — Ueber ca. 630 v. Chr. reichen nur die Angaben über das lydische Reich seit Gyges und seine Beziehungen zu den Ioniern und über Aegypten seit Psammetich hinauf. Alles, was sonst aus der älteren Zeit berichtet wird, ist entweder rein legendarisch, resp. mythisch (z. B. Lykurg, die Parthenier), oder es beruht auf poetischen Zeugnissen und Rückschlüssen aus späteren Zuständen (z. B. messenische Kriege). Auch über die Geschichte der Colonisation haben wir keinerlei historische Nachrichten.

5. Aber nicht in diesen Traditionen liegen die Anfänge der griechischen Geschichtsschreibung. Dieselbe ist vielmehr die direkte Fortsetzung des hesiodeischen Epos. Sie ist durch die Einwirkung der Philosophie und des Rationalismus entstanden, die sich in Ionien seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts entwickelt haben. Die Erzählungen des Epos genügten den fortgeschrittenen Anforderungen nirgends mehr; das Bedürfniss, sie diesen anzupassen, erwachte überall und führte zu einer tiefgreifenden Umgestaltung der Ueberlieferung. Diese Grundstimmung beherrscht alle Erzeugnisse der Zeit und verleiht ihnen ausnahmslos einen rationalistischen Anstrich: das eigene Denken und Empfinden wird der Massstab für die Auffassung und Gestaltung der Tradition. Aber in zwei diametral entgegengesetzten und sich heftig bekämpfenden Strömungen gelangt sie zum Ausdruck. Auf der einen Seite wird

der religiöse Glaube nicht nur erhalten, sondern gesteigert, die Umwandlung der Ueberlieferung soll diese in erster Linie auf das Niveau der geläuterten religiösen Anschauungen erheben; in dieser Richtung haben vor allem Stesichoros, Pindar, Aeschylos, daneben auch die Orphiker und die sich ihnen anschliessenden Kreise die Sagen bearbeitet, wobei eine poetische Fortbildung und Vertiefung keineswegs ausgeschlossen ist. Dem gegenüber hat man in Ionien mit der Religion radical gebrochen. Wie die Philosophie den Versuch wagt, zu einem vernunftgemässen Weltbild zu gelangen, ohne Rücksicht auf die religiösen Traditionen, so hat die beginnende Geschichtsschreibung die alten Ueberlieferungen als rein historische Thatsachen zu verstehen gesucht und demgemäss jedes Wunder und jede Intervention höherer Mächte principiell gestrichen. Daher bricht sie auch mit der überkommenen Form: an Stelle des epischen Verses tritt die Prosa. Nach diesen Grundsätzen hat zuerst zu Ende des sechsten Jahrhunderts Hekataeos von Milet die Sagengeschichte bearbeitet, in bewusstem Gegensatz zu den landläufigen Anschauungen, die er als widerspruchsvoll und lächerlich bezeichnet. Den Stoff entnimmt er natürlich dem Epos, und in der genealogischen Form der Darstellung lehnt er sich unmittelbar an dasselbe an. Aber die bereits bei Hesiod vorhandenen Keime sind zu voller Entwickelung gelangt, und so wird die alte Ueberlieferung in ihr Gegentheil verwandelt. Auch ihre Widersprüche sucht Hekataeos auszugleichen und vor allem zu einem festen Gerippe, zu einem chronologischen Schema zu gelangen, das von der Urzeit bis zur Gegenwart reicht und in das sich die einzelnen Ereignisse einreihen lassen. Er gewinnt dasselbe mittels einer auf die Stammbäume angewandten Generationsrechnung zu 40 Jahren. — Aber nicht nur die Sagengeschichte, auch das gesammte Weltbild des Epos erforderte eine gründliche Umgestaltung. Die Erweiterung des geographischen Horizontes, der nicht nur das ganze Mittelmeer umfasste, sondern bereits nach allen Richtungen, vor allem aber nach Osten, beträchtlich darüber hinausragte, die Bekanntschaft mit fremden Völ-

kern und ihren Sitten und Ueberlieferungen liessen gleichzeitig mit der Geschichte deren Zwillingswissenschaft, die Geographie, entstehen. Hekataeos' Landsmann und Zeitgenosse Anaximander entwarf die erste Erdkarte, Hekataeos stellte seinen Genealogien die erste Erdbeschreibung zur Seite.

Der Zweifel des Kallimachos an der Aechtheit der Ἀσίας περιήγησις (Athen. II, 70, vgl. Arrian anab. V, 6, 5) ist schon von Eratosthenes widerlegt (Strabo I, 1, 11) und kann jetzt als erledigt gelten. Vgl. v. Gutschmid, Kl. Schr. I. Hollander, de Hec. descr. terrae 1861. Diels, Herodot und Hekataeos Hermes XXII. Die zahlreichen bei Steph. Byz. bewahrten Fragmente des geographischen Werks können leicht den Schein hervorrufen, als sei es eine trockene Namenliste nach Art der Periplen gewesen. In Wirklichkeit enthielt es ausführliche Schilderungen von Land und Leuten und auch mancherlei historische und legendarische Erzählungen. Herodot nimmt auf Hekataeos fortwährend polemisirend Rücksicht, hat auch einzelne Angaben aus ihm entlehnt; in der Regel wird jetzt aber sein Verhältniss zu seinem Vorgänger, auf den er geringschätzig herabsieht, falsch beurtheilt, so auch von Diels. — Ueber das Geschichtswerk und die Chronologie vgl. m. Forschungen I, 169 ff. Dass die γενεηλογίαι in die historische Zeit hinabreichten (ausser vielleicht in einzelnen Excursen), ist nicht erweisbar und höchst unwahrscheinlich. — Ueber die Geschichte der griech. Geographie im allgemeinen Berger, Gesch. der wissensch. Erdkunde der Griechen, 1887 ff. Für die Erkenntniss der griech. Chronologie ist gegenüber den Phantasien der Aelteren J. Brandis, de temporum graec. antiquissimorum rationibus, Progr. Bonn 1857, grundlegend.

6. Hekataeos' Werke haben einen durchschlagenden Erfolg erzielt. Das fünfte Jahrhundert erzeugte zahlreiche geographische und mythographische Werke, die auf seinen Bahnen wandelten und mit grösserem oder geringerem Geschick, zum Theil auch mit grösserer Gläubigkeit den Stoff neu bearbeiteten und seine Ergebnisse rectificirten. Unter den Mythographen sind Pherekydes von Leros und Akusilaos von Argos (etwa um 450) zu nennen, die sich beide eng an Hesiod anschlossen. Daneben entwickelt sich durch Verbindung der mythischen Urgeschichte mit den localen Chroniken die schon erwähnte Localgeschichtsschreibung (Horographie §. 3), die zahlreiche, leider für uns fast völlig verschollene Werke hervorgebracht hat (Kadmos von Milet, Eugeon von Samos,

Deiochos von Prokonnesos, Amelesagoras von Chalkedon, Charon von Lampsakos, Hippys von Rhegion und zu Ende des Jahrhunderts, für die Geschichte des Westens grundlegend, Antiochos von Syrakus u. s. w.). Auch die Geschichte der asiatischen Völker wird in eigenen Werken behandelt; Dionysios von Milet schrieb die erste Geschichte der Perser und ihrer Vorgänger (vgl. Forsch. I, 176. 203); ihm folgte Charon von Lampsakos, dessen Darstellung bis über die Perserkriege hinausreichte. Etwa gleichzeitig mit Herodot verfasste der Lyder Xanthos eine Geschichte seines Volks in griechischer Sprache (I, 412). Diese Arbeiten haben auch zu zahlreichen neuen chronologischen Systemen geführt. Im allgemeinen suchte man zwar an den grundlegenden Ansätzen des Hekataeos möglichst festzuhalten; aber die stark variirenden Traditionen und Stammbäume der einzelnen Gemeinden zwangen zu zahlreichen Abweichungen, und daneben kam ein neues und correcteres System der Generationsrechnung auf, drei Geschlechter auf ein Jahrhundert (Herod. II, 142), dessen Consequenzen erst allmählich vollständig gezogen wurden (Forsch. I, 153 ff.).

Uebersicht ausser in Müller's FHG. bei Schäfer, Abriss der Quellenkunde, hier wie durchweg unzureichend. — Die Angaben des Dionys von Halikarnass über die Anfänge der Geschichtsschreibung (De Thuc. char. 5. 23, vgl. Strabo I, 2, 6) haben nur sehr bedingten Werth. Das wichtigste Zeugniss nächst den Ueberresten und Herodot selbst bietet Thukydides I, 21. 22. Ferner Plato Hippias maior 285 über Hippias' Vorträge in Sparta. Die einschlägigen Suidasartikel sind wie überall durch Flüchtigkeit und Contamination verschiedener Quellen vielfach verwirrt und von den neueren nicht immer richtig hergestellt (z. B. bei Charon, der schwerlich mehr als zwei Werke, ὧροι Λαμψακηνῶν und Περσικά, geschrieben hat). Dass die älteste Literatur titellos war, hat die Verwirrung vermehrt. Die Annahme von Fälschungen älterer Werke in späterer Zeit (Dionys. de Thuc. char. 23 u. a.) scheint durchweg unbegründet, s. die treffliche Abhandlung von Lipsius, Quaest. logographicae, Progr. Leipzig 1886 [meine Zweifel an der Aechtheit des Xanthos nehme ich zurück, möchte aber doch an einer Ausgabe und Ueberarbeitung durch Dionysios Skytobrachion (Athen. XII, 515) festhalten]. Als der älteste Historiker galt später Kadmos von Milet (κτίσις Μιλήτου καὶ τῆς ὅλης Ἰωνίας Suid., Plin. V, 112. VII, 205. Jos. c. Ap. I, 2), an dessen Aechtheit vielleicht festzuhalten (Rühl, Fl. Jahrb. 1888, 116), von dem aber nichts erhalten

ist. — Die älteren Historiker nannten ihre Werke λόγοι, »Geschichten, Erzählungen«, sich selbst λογογράφοι oder λογοποιοί, »Geschichtenerzähler« (LIPSIUS l. c., vgl. Forsch. I, 128), ein Name, der später zur Bezeichnung der ältesten Epoche der Geschichtsschreibung gebraucht wird, im Gegensatz zu den späteren ξυγγραφεῖς, und auch in diesem Sinne beibehalten werden kann. Er muss dann aber Herodot mit einschliessen, der wenn einer ein ächter Logograph ist. — Neben den Prosaschriften stehen auch jetzt noch dichterische Geschichtswerke wie die des Mimnermos, Panyassis, Ion über Ionien (§. 156 A.). Noch Kritias hat seinen prosaischen πολιτεῖαι poetische zur Seite gesetzt.

7. Den bedeutendsten Schritt that (um 430 v. Chr.) Herodot von Halikarnass. Ihn reizten nicht die Traditionen über die Urzeit, über die genügend geredet war (VI, 55), sondern die grossen Thaten der letzten Jahrhunderte, welche noch frisch im Gedächtniss lebten, und Cultur und Traditionen der Nationen des Orients, die er auf umfassenden Reisen kennen gelernt hatte. Aus dem von ihm gesammelten und zunächst zu Vorträgen verwendeten Material hat er ein einheitliches Werk geschaffen. Die Darstellung der Kriege zwischen Griechen und Barbaren von den Zeiten der Lyder bis zur Abwehr der Perser im Jahre 479/8 bildet den Faden; aber eingeflochten sind nicht nur zahlreiche Schilderungen fremder Völker, ihrer Denkmäler und Schicksale, sondern auch all die zahlreichen Erzählungen, welche über griechische Geschichte seit dem Ende des siebenten Jahrhunderts umliefen. Für diese Zeit ist Herodot für uns wie für die Alten die wichtigste und in sehr vielen Fällen die einzige Quelle. Im allgemeinen erzählt er, was ihm berichtet ist — das ist bei einer Sammlung von Traditionen der einzig mögliche Standpunkt —, nicht selten aber übt er eine naive rationalistische Kritik, und ausdrücklich verwahrt er sich gegen die Unterstellung, dass er alles für wahr halte, was er berichtet (II, 123. VII, 152). Auf seine Vorgänger sieht er vom Standpunkt seiner umfassenden Weltkenntniss mit Geringschätzung herab; ihren aprioristischen Constructionen gegenüber, namentlich auf geographischem Gebiet, vertritt er einen naiven Empirismus. Durchweg ist sein Sinn auf das Reale und Historische ge-

richtet; doch hat er die Anlässe, weitere rationalistische Deutungen der Sagengeschichte vorzubringen, mehrfach gerne ergriffen. Die Bekanntschaft mit der orientalischen Cultur hat ihn zu der Ueberzeugung geführt, dass die Cultur und Religion Griechenlands hier, speciell in Aegypten, ihren Ursprung habe, und diese trägt er ausführlich vor. Für die Chronologie hat er gar kein Interesse und hat sich hier mehrfach arge Blössen gegeben; er verwerthet die Daten des Hekataeos resp. für asiatische Geschichte eines seiner Nachfolger (Dionysios?), ohne zu beachten, dass sie mit der Rechnung von drei Generationen auf ein Jahrhundert, an die er selbst glaubt, in schärfstem Widerspruch steht.

Im allgemeinen vgl. meine Forschungen I, 153 ff. Die Würdigung Herodot's als Geschichtsschreibers der Perserkriege und die Darlegung seiner politischen Tendenzen muss dem III. Bande vorbehalten bleiben. — Die weitverbreitete Ansicht, Herodot sei in seinen Berichten in grösserem Umfange älteren Werken gefolgt und habe sie ausgeschrieben, ist nirgends erweisbar und z. B. Xanthos gegenüber nachweislich falsch. Den Hekataeos kennt Herodot genau und polemisirt gegen ihn wie Thukydides gegen Herodot.

8. Den Abschluss der älteren griechischen Geschichtsschreibung bildet Hellanikos von Mitylene. In den letzten Jahrzehnten des fünften Jahrhunderts hat er eine rege und vielseitige Thätigkeit entfaltet. Er vereinigt die locale mit der universalen Geschichtsschreibung. Wir kennen von ihm zahlreiche Werke, welche theils einzelne Abschnitte der Urgeschichte (Φορωνίς, Δευκαλιώνεια, Ἀτλαντιάς, Τρωικά), theils die Geschichte einzelner Landschaften und Völker von der Urzeit bis auf die Gegenwart herab (Περσικά, Θεσσαλικά, Ἀργολικά, Λεσβικά oder Αἰολικά, Ἀτθίς) behandeln. Daneben hat er eine Gesammtchronik (Ἱέρειαι τῆς Ἥρας) geschrieben, welche zugleich das erste feste, auf absolute Daten gestellte chronologische System enthielt. In der Liste der Herapriesterinnen von Argos, welche bis auf Io = Kallithyia hinaufreichte, glaubte er eine sichere Grundlage gefunden zu haben; auf ihre Jahreszahlen reducirte er die wichtigsten Ereignisse der gesammten griechischen Geschichte. Hellanikos

hat mit umfassender Kenntniss das ganze Gebiet der griechischen Ueberlieferung durchgearbeitet und sich ernstlich bemüht, überall zu wissenschaftlicher Erkenntniss zu gelangen. Ohne starke Willkür war es freilich nicht möglich, die zahlreichen Widersprüche auszugleichen — ein von ihm vielfach verwerthetes Mittel war die Annahme gleichnamiger Persönlichkeiten, eines Pelasgos, Kekrops, Pandion, Sardanapal des ersten und zweiten — und all die Sagen in saubere und trockene Geschichte umzusetzen. Seine Resultate haben auf alle späteren Darstellungen den grössten Einfluss geübt. Aber wie der Rationalismus hatte die Logographie sich überlebt. Hellanikos ist der letzte Grieche gewesen, welcher die Sagengeschichte systematisch in dem festen Glauben, die historische Wahrheit finden zu können, durchgearbeitet hat. Mit ihm endet die Epoche der Logographen. Einzelne Nachzügler hat die folgende Zeit noch gebracht, so Hellanikos' Schüler Damastes von Sige, so Ktesias von Knidos, den Verfasser einer grossen Geschichte des Orients (Περσικά, geschrieben um 390 v. Chr.), die freilich überall Legenden an die Stelle der historischen Traditionen setzte und gegen die älteren Berichte an Werth weit zurücksteht — Ktesias hatte in der Zeit des grossen literarischen Umschwungs fern am persischen Hof gelebt —, aber im allgemeinen übernimmt jetzt, wie auf allen Gebieten der Literatur, so auch in der Geschichtsschreibung Athen die Führung.

Niese, Die Chroniken des Hellanikos, Hermes XXIII. Meine Forschungen I, 97. 107. 117. Eine genügende Bearbeitung des Schriftstellers fehlt. Die Erkenntniss, dass er jünger ist als Herodot, entgegen den Angaben der Alten (z. B. Gell. XIV, 23 u. a.), verdanken wir Wilamowitz. Bei Herodot findet sich keine Spur seines Einflusses, während Thukydides sein chronologisches System annimmt, seine Werke benutzt und seine Atthis tadelt.

9. Den Rationalismus in der Geschichtsforschung hat Thukydides von Athen überwunden und die Kritik begründet. Er ist der erste gewesen, der den Plan fasste, die grossen Ereignisse darzustellen, die er als Mithandelnder erlebte. Indem er dazu das Material von allen Seiten sorgfältig sam-

melte und sichtete, wurde ihm der gewaltige Unterschied klar, der zwischen traditioneller Ueberlieferung und wahrer Geschichtserkenntniss besteht. Aus der gewonnenen Einsicht zog er die Consequenzen für die Vergangenheit und brach den Stab über die gesammte bisherige Geschichtsschreibung. In der Einleitung seines Geschichtswerkes hat er die Grundsätze dargelegt und angewandt, nach denen die kritische Geschichtsschreibung verfahren muss, und die Grenzen bestimmt, innerhalb deren allein eine Erkenntniss der Vorzeit möglich ist, wo keine authentische Ueberlieferung vorhanden ist. Das Detail, der Einzelvorgang, auf dessen Erzählung die bisherige Behandlungsweise ausging, ist verloren und nicht wieder zu gewinnen; aber eine Erkenntniss der Grundzüge der culturellen und politischen Entwickelung ist sehr wohl möglich und führt durchweg zu einem wesentlich anderen Bilde, als die Tradition bietet. In der Anwendung seiner Grundsätze hat, wie jeder Forscher, so auch Thukydides gelegentlich fehl gegriffen, die letzten Consequenzen konnte er noch nicht überall ziehen; aber als Ganzes ist seine Einleitung eine der wunderbarsten Manifestationen des Menschengeistes.

10. Als Geschichtsschreiber der Gegenwart hat Thukydides zahlreiche Nachfolger gefunden; der Faden gleichzeitiger Geschichtswerke reisst von da an nicht wieder ab. Aber als Kritiker steht er völlig isolirt; den Weg, den er gezeigt hatte, hat im Alterthum niemand wieder zu betreten gewagt. Vielmehr hat gerade die Entstehung der politischen Geschichtsschreibung die auf der grossen geistigen Umwälzung des Hellenenthums beruhende Abwendung von der älteren Zeit nur verstärkt; für ein Verständniss der älteren Epochen und ihrer Institutionen verlor man jeden Massstab, man konnte sie sich nicht anders vorstellen als die Gegenwart. Daran scheitern alle kritischen Ansätze, z. B. auch bei Aristoteles. Die locale Geschichtsschreibung setzt sich durch alle Jahrhunderte fort — die attische ist erst im vierten Jahrhundert ausgebildet — und verfährt im wesentlichen immer wieder in der alten Weise, d. h. sie ist trotz der häufig, z. B. bei Philochoros

(Anfang des dritten Jahrhunderts), sehr stark und ernsthaft entwickelten Gläubigkeit in ihrem Wesen durchaus rationalistisch. Daneben entwickelt sich aus den Bedürfnissen der Gegenwart heraus eine umfangreiche politische Literatur, welche auch die Verfassungen der wichtigsten Staaten und ihre Geschichte eingehend behandelt. In den führenden literarischen Kreisen dagegen wird die Urgeschichte als Fundgrube für politische und rhetorische Deklamationen verwerthet und dabei nach Belieben umgestaltet. Es gehört zum Stil der formell aufs höchste gesteigerten, durchweg auf Effect bedachten und diesem unbedenklich jeden anderen Gesichtspunkt opfernden Geschichtsschreibung der Epoche, dass der Historiker Excurse über die Mythenzeit und gelehrte Untersuchungen über die Anfänge der einzelnen Völker und Gemeinden oder über die ältesten Literaturdenkmäler einflicht. Dieser Tendenz haben z. B. Theopomp und Kallisthenes eifrig gehuldigt. Aber zu der wahren Kritik, deren Wege Thukydides gewiesen hat, vermochte man sich (trotz ganz richtiger theoretischer Erkenntniss, z. B. Ephoros fr. 2. 3) nicht zu erheben, und so schwankte man zwischen Gläubigkeit und Skepsis hin und her. Dieselben Anschauungen beherrschen das grosse Geschichtswerk, in dem in der Zeit Philipp's und Alexander's Ephoros von Kyme die gesammte Weltgeschichte bis auf seine Zeit herab eingehend darstellte. Die Urzeit, die eigentliche Mythengeschichte, gibt Ephoros vollständig preis und behandelt sie nur in einzelnen Excursen; als Ausgangspunkt nimmt er das Ereigniss, mit dem der gegenwärtige Zustand der griechischen Dinge beginnt, die dorische Wanderung. Von hier an glaubt er auf festem Boden zu stehn, und von jetzt an sucht er die zerstreuten Nachrichten über die einzelnen Staaten zu einem einheitlichen Bilde zusammenzuarbeiten. Er ist der erste gewesen, welcher die grosse Kluft zwischen der Sagenzeit und dem Beginn historischer Kunde um 630 auszufüllen versucht hat. Da er durchweg von den Anschauungen und Verhältnissen der Gegenwart beherrscht ist, ist dieser Versuch vollständig verfehlt; aber für

die gesammte Folgezeit ist er massgebend gewesen. Von ihm stammt z. B. die Rückdatirung der spartanischen Hegemonie im Peloponnes in die älteste Zeit, die traditionelle Geschichte des Lykurgos, und die Anschauung, das Orakel von Delphi habe seit Alters in Griechenland eine centrale und leitende Stellung eingenommen.

Die gewöhnliche Auffassung, als beginne mit den Isokrateern eine neue, auf der Einführung der Rhetorik beruhende Epoche, ist falsch. Der Geschmack, die herrschende Richtung hat sich geändert; aber Thukydides ist von der Rhetorik, d. h. der Kunst des ausgebildeten Stils, genau so abhängig, wie Ephoros [der sehr ruhig und nüchtern geschrieben hat] und Theopomp. Der wesentliche Unterschied ist hier, dass Thukydides, Xenophon, Hieronymos, Polybios praktische Staatsmänner waren, Ephoros, Kallisthenes, Timaeos Gelehrte von sehr beschränktem politischen und militärischen Verständniss. — Von Ephoros' Werk ist uns ein grosser Theil dadurch erhalten, dass Diodor (von dessen Büchern 6—10 freilich auch nur Excerpte vorliegen) ihn ausgeschrieben hat (zuerst erwiesen von Volquardsen, Unters. über die Quellen Diodors, 1868, seitdem durch jede weitere Untersuchung neu bestätigt), und dass Strabo umfangreiche Excerpte aus ihm in seine Geographie aufgenommen hat. Auch sonst liegen direct und indirect in der späteren Literatur vielfache Ueberreste des Ephoros vor (z. B. bei Nic. Dam., Polyaen, z. Th. auch bei Justin und Nepos). — Dass Ephoros seine Vorgänger, z. B. Herodot, kennt und durchweg benutzt, ist selbstverständlich. Zur Erweiterung des oft sehr dürftigen Materials hat er vielfach Sprichwörter (Forsch. I, 19, 2), ächte und falsche Orakel und daneben freie Combination verwerthet. — Philistos und die übrigen sicilischen Geschichtsschreiber können hier nicht besprochen werden, so wichtig sie auch für die Historiographie sind.

11. In dem regen literarischen Treiben der hellenistischen Zeit ist auch die ältere griechische Geschichte wieder und wieder behandelt worden, theils in eigenen Werken, vor allem in den zahllosen Localgeschichten, theils im Zusammenhang anderer Arbeiten. Von beträchtlichem und wenig vortheilhaftem Einfluss sind, wie früher die Redner, so jetzt die populären Schriften der Philosophen, namentlich der Peripatetiker, gewesen, welche ihre Lehren gern durch geschichtliche Beispiele und Anekdoten illustrirten, bei denen die historische Wahrheit nur zu häufig zu kurz kam. Dem gegenüber

entwickelten sich, gleichfalls im Anschluss an Aristoteles, die historischen Einzelwissenschaften, namentlich die Literatur- und Culturgeschichte, und, die älteren Arbeiten fortsetzend, die theoretische und antiquarische politische Literatur; hier sind in erster Linie Dikaearch, Aristoxenos, Demetrios von Phaleron zu nennen. Die in Alexandria begründete wissenschaftliche Philologie (Zenodot um 280, Eratosthenes um 230, Aristophanes um 190), die Sammlung und Katalogisirung der grossen Bibliothek (Kallimachos um 250) erweitern und sichten das Material. Die Homercommentare, vor allem Demetrios' von Skepsis Commentar zum Troerkatalog (30 B., um 175) und des Atheners Apollodor Commentar zum Schiffskatalog (12 B., um 145), trugen alles Material zusammen, welches Literatur und Combination zur Aufhellung der Dichterstellen und der Zustände der älteren Zeit gewährte. Für die Alexandriner war die altgriechische Literatur ein abgeschlossenes Forschungsgebiet; im Mutterlande und in Kleinasien (Rhodos, Pergamon) blieben die Zusammenhänge mit der alten Cultur, als deren Erben man sich fühlte, lebendig. Die alexandrinische Philologie arbeitet wie die moderne, sie begrenzt ihr Arbeitsgebiet und erklärt das Einzelobject möglichst aus sich selbst (Aristarch um 150); die griechisch-kleinasiatische steht noch mitten im Leben und arbeitet daher mehr in die Breite, aber auch oberflächlicher, sie verwirft die exacten Methoden der Alexandriner. Hier vor allem entwickeln sich die kunsthistorischen (Polemon von Ilion um 180) und mythographischen Forschungen, welche das gesammte Material der Götter- und Heroengeschichte zusammentrugen und die Varianten neben einander stellten (Apollodoros περὶ θεῶν u. a.), während man in Alexandria die Mythengeschichte lediglich als Mittel zur Erklärung der Schriftsteller behandelte und die grossen Philologen ihrem Inhalt, soweit er nicht in Ilias und Odyssee enthalten war, sehr skeptisch gegenüber standen. Doch sind auch von Alexandria zahlreiche mythographische Arbeiten ausgegangen (Istros der Kallimacheer). Ueberall aber krankt die wissenschaftliche Literatur an dem schon hervorgehobenen

Mangel an Verständniss für die ältere Zeit: sie kann sich dieselbe nicht anders denken als die Gegenwart, und in allgemeineren Untersuchungen, z. B. über die Entwickelung des Staats, setzt sie, wie Aristoteles, nur zu häufig deductive Constructionen an die Stelle aufsteigender Forschung. Auf mythograpischem Gebiete herrscht, soweit man sich nicht, wie namentlich die Stoa, in symbolischen Deutungen ergeht, durchaus der Euhemerismus, das Gegentheil der historischen Forschung. Zu einem wirklichen Verständniss der Mythen ist das Alterthum nie gelangt, aller Sinn für das Leben der Religion war den gebildeten Kreisen durch die geistige Entwickelung des Griechenthums längst abhanden gekommen. Ausserdem aber wird die wissenschaftliche Arbeit ständig durchkreuzt und wenigstens in dem uns vorliegenden Material überwuchert durch die Einflüsse einer seichten populären Literatur, welche oft in völlig romanhafte Behandlung ausartet. Ein abschreckendes Beispiel dafür bieten die Biographien der sieben Weisen, der Gesetzgeber, Philosophen, Rhetoren u. a. von Kallimachos' Schüler Hermippos, auf den ein grosser Theil des uns erhaltenen Materials (bei Plutarch, Diogenes Laertius, Diodor lb. X) zurückgeht. Aehnlich haben auf mythographischem Gebiet Mnaseas von Patrae, Dionysios Skytobrachion von Mitylene und zahlreiche andere gearbeitet. Für uns kommt noch der Missstand hinzu, dass uns diese gesammte Literatur, von einzelnen Fragmenten namentlich bei Athenaeos abgesehen, nur aus dritter und vierter Hand erhalten und dadurch nicht unwesentlich entstellt ist.

Was hier kurz und nur mit Rücksicht auf die Ueberlieferung der älteren griechischen Geschichte skizzirt ist, wird in den folgenden Bänden ausführlicher dargestellt und begründet werden. Im allgemeinen vgl. für die hellenistische Literatur die Charakteristiken von Wilamowitz in seinem Antigonos von Karystos (mit manchen Irrthümern im Detail), seine homer. Unters. und die Einleitung zu seiner Ausgabe von Euripides' Herakles. — In Folge der Art, wie uns das Material überkommen ist, sind wir leicht geneigt, die Leistungen der antiken Gelehrsamkeit zu unterschätzen; Missverständnisse, Umwandlung von Hypothesen in Thatsachen u. a. kommen nur zu häufig vor. Das wichtigste uns im Original erhaltene.

wirklich gelehrte Werk des Alterthums (daneben Varro, Dionys von Halikarnass, und einzelne Werke der Fachliteraturen) ist Strabo's Geographie, deren Schwächen ich keineswegs verkenne, die aber Ritter's Erdkunde ebenbürtig zur Seite steht. Die grossen Hauptwerke des 3. und 2. Jahrh. standen wissenschaftlich noch weit höher. Wie viel selbst in so reichen Repertorien der Gelehrsamkeit, wie sie die Homerscholien bilden, verloren gegangen ist, zeigen jetzt die Genfer Scholien zu Ilias Φ. Vgl. auch die aus dem Original des Stephanus Byz. erhaltenen Seiten mit der Epitome. — Der Niederschlag der mythographischen Literatur liegt uns ausser in den Scholien u. ä. in der unter Apollodor's Namen gehenden Bibliothek, bei Hygin und in der kyklographischen Literatur (§. 265 A.) vor, auch in der ziemlich werthlosen Mythengeschichte Diodor's (Buch I—VI), der der biographischen Literatur vor allem bei Diogenes Laertius und Suidas (Hesychios von Milet), ferner in den einschlägigen Notizen der Chroniken.

12. Auch die seit Hellanikos vernachlässigte Chronologie erwacht in der hellenistischen Zeit zu neuem Leben. Zahlreiche Forscher haben sich bemüht, die verschiedenen Traditionen auszugleichen und zu einem festen System zu gelangen. Von grosser Bedeutung war namentlich Timaeos von Tauromenion (erste Hälfte des dritten Jahrhunderts), der die verschiedenen Aeren mit einander verglich und zuerst die Rechnung nach Olympiaden einführte. Er hat zugleich die Geschichte der Westgriechen und der ihnen benachbarten Völker abschliessend bearbeitet. Für die Chronographie ist das System des Eratosthenes (um 220) maassgebend geworden: seine Ansätze (Zerstörung Trojas 1184, dorische Wanderung 1104, ionische 1044, Lykurg 885) haben allmählich alle anderen verdrängt. Der allgemeinen literarischen Tendenz der Zeit entsprechend hat man sich namentlich bemüht, die Hauptdaten der Literatur- und Culturgeschichte zu bestimmen. Man setzte eine Anzahl von Epochendaten fest, die durch wichtige politische Ereignisse, Regierungswechsel, Kriege u. a. bestimmt waren, und reducirte auf sie die sonstigen gleichzeitigen Ereignisse, namentlich die Lebenszeit der Schriftsteller. Von den zahlreichen, zum Handgebrauch bestimmten Chroniken (Polyb. V, 33, 5) ist uns eine aus dem Jahr 264/3 inschriftlich in der sog. parischen Chronik erhalten. Die weiteste Verbreitung

fand die für den Schulgebrauch in Versen abgefasste Chronik des Apollodor (bis 144 v. Chr.). An sie reihen sich zahlreiche spätere Arbeiten, unter denen die Chronik des Kastor von Rhodos (um 40 v. Chr.) hier eine besondere Erwähnung verdient, weil sie zuerst die römische Geschichte synchronistisch berücksichtigte. Natürlich enthielt diese Literatur ein sehr umfangreiches tralaticisches Material, das sich trotz aller Differenzen der Systeme von einem zum anderen bis auf die christlichen Chronographen fortpflanzte.

Für die literarhistorischen Daten sind grundlegend die Arbeiten von Diels, Unters. über Apollodor, Rh. Mus. XXXI, und E. Rohde, γέγονε bei Suidas ib. XXXIII; zur Chronol. der griech. Literaturgeschichte ib. XXXVI. Die ältere Behandlungsweise, welche zwischen Glauben und Verwerfen rathlos hin- und herschwankte, ist dadurch definitiv überwunden. — Ueber Eratosthenes: Niese, Hermes XXIII, vgl. Forsch. I, 180.

13. Zu Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. hat die antike Gelehrsamkeit ihren Höhepunkt bereits überschritten. An die Stelle selbständiger Forschung beginnt die Sammlung und Verarbeitung des Gewonnenen zu umfangreichen Handbüchern und Compendien zu treten. Schon die Arbeiten Apollodors tragen diesen Charakter, ebenso die Sammlung der Mythen des Kyklos durch Dionysios Skytobrachion (§. 11, um 100 v. Chr.), die grossen literarischen Sammelwerke des Alexander Polyhistor (um 70 v. Chr.) und die zahlreichen verwandten Werke, sodann die exegetischen und grammatischen Arbeiten der Philologen der Zeit des Antonius und Augustus, wie des Didymos Chalkenteros und seiner Genossen. Auch das grosse geographische Werk des Strabo (um 18 n. Chr.), eine historische Länderkunde im umfassendsten Sinne — der feste Glaube an Homers Weisheit und die Zuverlässigkeit seiner Nachrichten gereicht ihm nicht zur Zierde, aber uns sind dadurch umfassende und höchst werthvolle Auszüge aus Demetrios von Skepsis und Apollodor erhalten —, ist zum grossen Theil eine Verarbeitung älterer Werke. In der allgemeinen und technischen Geographie reproducirt er lediglich und nicht ohne Irrthümer seine Vorgänger; selbständig und zum Theil vortrefflich sind da-

gegen die Länderbilder, die er entwirft. Nicht nur das Streben, das Gewonnene festzuhalten, und das Bewusstsein, über die Schulhäupter nicht hinaus zu können, sondern auch das Gefühl, am Ende einer grossen Epoche historischen Lebens zu stehen, der Untergang der letzten hellenistischen Staaten, die Anbahnung des Kaiserreichs und der damit erreichte definitive Abschluss der Entwickelung des Griechenthums haben diese Wendung der Literatur veranlasst. Sie hat auf dem Gebiete der Geschichte im engeren Sinne in der augusteischen Zeit eine Anzahl grosser Universalgeschichten hervorgerufen, wie die des Diodor von Sicilien, des Timagenes von Alexandria, des Nikolaos von Damaskos, die lateinisch geschriebene Geschichte der ausserrömischen Völker des Galliers Trogus Pompejus. Auch die Arbeiten des Nepos, des Hygin u. a., welche den Römern die griechische Geschichte zugänglich machen sollten, gehören hierher. Von den meisten dieser Werke sind uns im Original oder in Auszügen umfangreiche Stücke erhalten. Für uns sind sie unentbehrlich, aber ihr Werth richtet sich lediglich nach den Quellen, die sie benutzen. Der Autor, der sich am engsten an seine Vorlage anschliesst und am wenigsten eigene Gedanken und selbständigen Ueberblick hat, Diodor von Sicilien, ist für uns der werthvollste, weil er seine Vorlagen — für die griechische Zeit vom troischen Kriege an Ephoros, Timaeos und Apollodor und daneben einige Einlagen, wie die Geschichte der sieben Weisen aus Hermippos — am unverfälschtesten wiedergibt. Gleichartig sind zahlreiche andere Sammelwerke, wie das Schriftstellerlexicon des Demetrios von Magnesia (um 50 v. Chr., περὶ ὁμωνύμων), das Städtelexicon des Philo von Byblos (unter Hadrian, περὶ πόλεων καὶ οὓς ἑκάστη αὐτῶν ἐνδόξους ἤνεγκε) u. a. An sie reihen sich die rhetorischen, namentlich von der neuen Sophistik producirten Sammlungen alles Wissenswerthen theils auf bestimmten Gebieten, theils aus allen Zweigen des Wissens, wie die Collectaneen des Plinius und Gellius, Favorinus' παντοδαπὴ ἱστορία, Athenaeos' δειπνοσοφισταί, Polyaen's Strategeme, Pollux' Lexicon u. s. w., denen sich die gleichartigen

Arbeiten bis auf die byzantinische Zeit herab — unter allen am wichtigsten das geographische Lexicon des Stephanos von Byzanz — anschliessen. Die meisten dieser Werke würden völlig werthlos sein, wenn wir ihre Vorlagen besässen; da aber die ältere Literatur nur in ihnen oder aus ihnen erhalten ist, sind sie für uns unschätzbar.

Die Analyse der hier erwähnten und der verwandten Werke hat zu der noch gegenwärtig herrschenden Ansicht geführt, die antiken Autoren hätten ganz anders gearbeitet als die modernen. Man legt an Autoren dritten und vierten Ranges den Massstab, mit dem wir die Koryphäen unserer wissenschaftlichen Literatur messen — und wie manche Gebrechen würden auch bei diesen hervortreten, wenn wir in ähnlicher Weise wie bei den alten Schriftstellern ihrer Arbeitsmethode überall ins kleinste Detail nachgehen wollten —, statt sie mit unseren populären Geschichtswerken, Compendien und Schulbüchern zu vergleichen. In Wirklichkeit hat die leichtere Zugänglichmachung der Literatur durch den Druck wohl einigen, aber doch nur einen sehr unwesentlichen Unterschied hervorgerufen, und es ist viel gerathener, sich die Literatur der Zeit von 300 v. Chr. bis 200 n. Chr. der modernen möglichst ähnlich zu denken als umgekehrt. Es wird ganz übersehen, dass uns von selbstständigen wissenschaftlichen Werken ersten Ranges ausser Polybios und Strabo (neben ihnen dürfen in zweiter Linie z. B. Arrian und Steph. Byz. genannt werden) fast nichts erhalten ist. Ich wüsste nicht anzugeben, worin sich die Arbeitsmethode Strabo's etwa von der Ritter's (dessen Bibelgläubigkeit das Gegenstück zu Strabo's Homergläubigkeit ist) unterschiede. Auch dass die Alten ihre Quellen nicht nannten, ist nicht wahr. Strabo citirt sie durchweg, populäre Schriftsteller und Schulbücher aber beladen sich auch gegenwärtig nicht mit einem Ballast von Citaten, und selbständige Schriftsteller, die mitten im Leben und in der Literatur der Gegenwart stehen, setzen auch jetzt voraus, dass ihre Andeutungen verstanden werden. Endlich für Dinge, die jeder weiss, Belege anzuführen, ist niemals üblich gewesen. Wer die antike Literatur richtig beurtheilen will, analysire zunächst die entsprechenden modernen Werke (als Beispiel sei die aus Häusser, Sybel und dem gangbaren anekdotischen Material componirte Geschichte der französischen Revolution in Weber's Weltgeschichte genannt) auf ihre Quellen. Ueberdies hat man ganz vergessen, die Frage zu beantworten, was denn Diodor besseres hätte thun können, als Ephoros und Timaeos, Hieronymos, Polybios und Posidonios zu excerpiren. Aus den Fingern konnte er doch die Kenntniss der Vergangenheit nicht saugen. Dass er ganz besonders bornirt war, ist eine Sache für sich. — In besonders schlimmer Gestalt tritt die hier charak-

terisirte Auffassung in den in den 60er und 70er Jahren unseres Jahrhunderts massenhaft producirten Quellenuntersuchungen hervor, welche womöglich jedes uns erhaltene antike Werk auf eine einzige Quelle zurückführen wollten, d. h. als Plagiate eines älteren betrachteten. Diese Methode kann jetzt als überwunden gelten. — Dass Trogus Pompejus eine Bearbeitung des Timagenes sei (v. Gutschmid, Rhein. Mus. XXXVII), ist nicht erwiesen und nicht erweisbar.

14. Eine hervorragende Stellung nimmt unter den Schriftstellern der Kaiserzeit Plutarch von Chäronea (unter Trajan) ein. Ausgerüstet mit umfassender Belesenheit, namentlich in der poetischen und philosophischen Literatur, und mit feiner und zarter Empfindung für psychische Vorgänge, aber ohne politisches Verständniss und ohne die Fähigkeit, die alte Zeit zu begreifen, hat er es unternommen, die bedeutendsten griechischen und römischen Staatsmänner in lebendigen und schön geschriebenen Biographien dem grösseren Publikum vorzuführen. Für uns kommen hier nur die Biographien des Theseus, Lykurg und Solon in Betracht. Es ist natürlich, dass Plutarchs Hauptquellen die Schriften der hellenistischen Zeit sind; war doch in ihnen das Material gesammelt und durch Combinationen erweitert — vielfach erst geschaffen —, die zerstreuten älteren Notizen in sie aufgenommen. So kennt Plutarch die politischen Schriften des Aristoteles, die Gedichte und Gesetze Solons, die Darstellung des übrigens von ihm wenig berücksichtigten Ephoros u. a. nur aus zweiter Hand. Doch tritt auch hier eine ausgedehnte Belesenheit hervor, wenn auch nicht in dem Umfange, wie in den Biographien der grossen attischen Staatsmänner. Auch die zahlreichen sonstigen Schriften Plutarchs enthalten reiches Material, darunter eine Sammlung von Lesefrüchten in den quaestiones graecae und in den Apophthegmensammlungen. — Neben Plutarch muss hier die unter Kaiser Marcus verfasste Periegese Griechenlands von Pausanias genannt werden. Es ist das ein Erzeugniss der sophistischen Literatur, bei dem für den Verfasser der gesuchte Stil, die manierirte Nachahmung älterer Autoren fast die Hauptsache bildet. Dadurch sind ihre Angaben nicht selten getrübt, aber die Fülle des in ihr enthaltenen Materials, das zum Theil auf Autopsie und

Localtraditionen, zum grossen Theil aber auf älteren wissenschaftlichen Werken beruht, macht sie für uns unschätzbar. Sehr zahlreich sind die historischen und mythologischen Excurse, in denen uns vielfach die Localtradition mitgetheilt wird, d. h. diejenige Form der epischen Ueberlieferung, welche die einheimische Bevölkerung resp. die Lokalgelehrten glaubten oder sich durch Combination zurecht gemacht hatten.

15. Um die Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. beginnt der geistige Niedergang der antiken Welt. Auch in der Literatur tritt er überall hervor. Die steigende Verflachung der Bildung führt zu einer stetig wachsenden Beschränkung der Lectüre und des Wissens; zu Ende des zweiten Jahrhunderts reichen bei der Masse der Gebildeten (z. B. bei Aristides) die Kenntnisse bereits kaum wesentlich über das hinaus, was auch uns erhalten ist. In der Geschichtsschreibung gewinnt mehr und mehr die Chronik die Alleinherrschaft; die wenigen rühmlichen Ausnahmen kommen an dieser Stelle nicht in Betracht. Von einem selbständigen Urtheil über die ältere Zeit kann nicht mehr die Rede sein; die zahlreichen widersprechenden Angaben, denen gegenüber ein eigenes Urtheil nicht mehr möglich ist, führen zu einem oberflächlichen Skepticismus (vgl. Varro bei Censorinus I, 21). Der bekannteste Vertreter desselben ist Phlegon (unter Hadrian), der in seiner Chronik den Anfang der beglaubigten Geschichte auf Ol. 1 herabrückte. Berechtigung hat das so wenig, wie die Fixirung des Ausgangspunkts auf die dorische Wanderung oder den troischen Krieg durch Ephoros und Apollodor, und von wissenschaftlicher Kritik ist Phlegon mit seinem naiven Wunderglauben noch viel weiter entfernt als diese. Dagegen ist es begreiflich, dass den jüdischen und christlichen Apologeten (am wichtigsten Tatian um 175 und Clemens von Alexandria um 200) und Chronographen ein derartiger Standpunkt, der ihnen die Bestreitung der heidnischen Ueberlieferung und ihre Ausgleichung mit der biblischen wesentlich erleichterte, sehr willkommen war. In die christlichen Chroniken mündet die Geschichtstradition aus; durch Africanus (221) und durch die weit grösser angelegte

Chronik des Eusebius (bis 325 n. Chr.) ist uns von dem Jahrhunderte lang zusammengetragenen und überarbeiteten chronographischen Material, wie für alle Gebiete, so auch für die ältere griechische Geschichte (die Königslisten aus Kastor und Diodor., die Olympioniken aus Africanus, dazu die zahlreichen Notizen des Kanons) ein nicht unbeträchtlicher Bruchtheil erhalten. Die späteren byzantinischen Weltchroniken, welche die älteren Werke ausschreiben und z. Th. mit einander combiniren, kommen für uns nur in vereinzelten Fällen in Betracht. Noch dürftiger sind die Uebersichten der alten Geschichte, welche im Abendlande während des Mittelalters sich von einer Chronik zur anderen vererben und ihr Material fast ausschliesslich der von Hieronymus verfassten Ueberarbeitung des Eusebius entnehmen. Daneben sind namentlich Justin und Orosius von Einfluss gewesen.

Für die christlichen Chronographen s. Gelzer, S. Julius Africanus und die byzantinische Chronographie I. II, 1. — Für die Systeme der Chronographen bleibt Ideler's Handbuch der Chron. grundlegend.

Neuere Bearbeitungen.

16. Mit Scaliger's Versuch, die Chronik des Eusebius aus den Trümmern, in denen sie damals allein vorlag, wiederherzustellen (1606), beginnt die wissenschaftliche Behandlung der alten Geschichte in der Neuzeit. In den beiden folgenden Jahrhunderten haben zahlreiche fleissige Forscher das erhaltene Material zusammengetragen und geordnet. Ihre Arbeiten sind durchaus philologisch, nicht historisch. Die Schriftsteller des Alterthums sind die Muster und Vorbilder, an denen die Neuzeit sich bildet; ihre Berichte sollen auch sachlich erläutert werden. Durch die Entwickelung der politischen Geschichtsschreibung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wird auch in der alten Geschichte die antiquarische Behandlung überwunden, es bildet sich eine lebendige politische Auffassung, welche alle Seiten des nationalen Lebens in ihrer Wechselwirkung zu begreifen und daneben den universalen Zusammen-

hang der Geschichtsentwickelung zu erfassen strebt. Auch die Erkenntniss, dass man die Angaben der Alten nicht auf Treu und Glauben übernehmen, sondern vor allem sich über ihre Quellen und ihre Arbeitsmethode Klarheit verschaffen müsse, beginnt sich geltend zu machen (Heyne); so dürftig auch die ersten quellenkritischen Untersuchungen ausgefallen sind. Wie viel die vorkritische Epoche der Geschichtsschreibung auf dem Gebiete der alten Geschichte zu leisten vermochte, zeigen die trefflichen Arbeiten Heeren's. Aber die Probleme, welche die ältere griechische (und römische) Geschichte bot, vermochte diese Behandlungsweise nicht zu lösen, ja oft kaum zu ahnen. Sie suchte wohl nach dem Schlüssel, namentlich auf mythologischem Gebiete, aber gefunden hat sie ihn nicht; über einen Rationalismus derselben Art, wie er im Alterthum geherrscht hatte und gleichzeitig den biblischen Erzählungen gegenüber geübt wurde, ist sie nicht hinausgekommen.

Heeren's Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums (1799. 2. Aufl. 1810) bleibt, so vielfach es veraltet und im einzelnen überholt ist, noch immer ein vortreffliches, durch kein neueres ersetztes Buch — denn Niebuhr's Vorlesungen über alte Geschichte mit Ausschluss der römischen behandeln ein weit beschränkteres Gebiet und sind als Vorlesungen ungleichmässig, im übrigen aber allerdings die beste Einführung in die Geschichte des Alterthums. Die neuere Zeit hat die universalhistorische Behandlung grundsätzlich verschmäht. Neben Heeren wäre wohl vor allem Mannert und der kühne, durch die Selbständigkeit seines Urtheils fast einzigartige Essay von D. Hume, On the populousness of ancient nations, 1752, zu nennen, und vor ihnen allen Bentley's Phalaris. Im übrigen muss ich bekennen, dass ich die ältere Literatur nicht genügend übersehe, um erschöpfend zu urtheilen.

17. Inzwischen hatte sich das Verhältniss nicht nur der Wissenschaft, sondern der modernen Bildung zum Alterthum von Grund aus geändert. Winckelmann erschloss nicht nur die Herrlichkeit der antiken Kunst, er führte aus dem Staube der Buchgelehrsamkeit unmittelbar heran an die noch jetzt greifbar zu den Sinnen sprechenden Ueberreste des Alterthums und erfüllte dadurch auch das Studium der classischen

Literatur mit neuem Leben. Die Philologie sah sich neue und höhere Ziele gestellt als das Wortverständniss der alten Autoren und die Feststellung des Sprachgebrauchs. Die grosse, von Herder ausgehende, in der Romantik voll entwickelte literarische Bewegung drängte auf tieferes Verständniss des Volksthums durch Erforschung all seiner Manifestationen, vor allem seiner unbewussten Offenbarung in Dichtung und Religion, Recht und Sitte. Ueberall strebte man hinaus über das bisherige nur an der Oberfläche haftende Verständniss, den innersten Pulsschlag historischen Lebens und historischer Entwickelung galt es zu belauschen. So ist die Philologie zur Alterthumswissenschaft geworden. F. A. Wolf's kritische Geschichte der homerischen Dichtung, zugleich die erste Geschichte der antiken Philologie (vgl. §. 255 A.), bezeichnet ihren Anfang, A. Böckh, F. G. Welcker, K. O. Müller sind neben Niebuhr ihre eigentlichen Begründer. Bei den umfassenden Zielen, die sie sich setzten, waren Missgriffe im Einzelnen kaum vermeidlich, und wo der letzte grosse Vertreter der alten exacten Philologie, G. Hermann, ihre Ergebnisse bekämpfte, hatte er gewöhnlich Recht. Aber der Fortschritt und die Zukunft der Wissenschaft lag nicht auf Seite des Alten, sondern in der neuen, mit Begeisterung ergriffenen Richtung. Ihre eigentliche Signatur jedoch erhielt diese durch ein noch weit allgemeineres Moment. Renaissance und Humanismus sind erwachsen aus der Wiederbelebung der hellenistisch-römischen Weltcultur und ihrer Uebertragung auf die modernen Völker. Ermöglicht war das dadurch, dass diese Cultur universell war und das nationale Element nicht nur überwunden, sondern vollständig aufgehoben hatte. Die neue Culturströmung, welche von England ausging und in der classischen deutschen Literatur gipfelte, brach mit dieser Cultur und ihrer modernen Nachbildung; sie suchte das Ideal der Menschheit in dem alten ächten Griechenthum, das sie erst eigentlich entdeckt hat. Hier sah man das Vorbild, dem die moderne Cultur nachzueifern habe, diese alte, durch und durch nationale und fest begrenzte Cultur sollte wieder ins Leben gerufen

und zum Bildungsferment der modernen Menschen gemacht werden. Ihre Erforschung, die Darlegung ihrer Ursprünge und ihrer Entwickelung erschien daher als die erste Aufgabe der neuen Alterthumswissenschaft. Der Cultur Griechenlands trat die staatliche Entwickelung des alten Roms als politisches Vorbild zur Seite. Von der Cultur des Hellenismus und der Kaiserzeit wandte man sich mit Geringschätzung ab, hier vermochte man nur Verfall und Entartung zu erblicken, ihre weltgeschichtlich der classischen Zeit mindestens gleichstehende Bedeutung, die ungeheure Wirkung, welche diese Epochen auf alle Folgezeit ausgeübt haben und noch üben, blieben so gut wie unbeachtet. Nicht die Meister, wie Niebuhr und Böckh, aber die Nachfolger haben sie vollständig vernachlässigt und lange Zeit auf jedes Verständniss derselben verzichtet. In seiner Zeit stand J. G. Droysen darin fast ganz allein. Zunächst freilich trat dieser Mangel den glänzenden und befreienden Resultaten gegenüber, welche die Alterthumswissenschaft wie im Sturmlauf auf allen Gebieten gewann, noch ganz in den Hintergrund.

18. Die neue Bewegung hat auch die historische Kritik neu geboren. Sie ist ja überall Reaction gegen den Rationalismus; es ist natürlich, dass sie die Wege wieder betritt, welche zu Ende des fünften Jahrhunderts der Kampf gegen den Rationalismus in Athen geöffnet hatte. B. G. Niebuhr (1776 bis 1831) ist es gewesen, der nach mehr als zwei Jahrtausenden die Erforschung der Vergangenheit auf die von Thukydides gezeigte Bahn zurückführte. Auch für die griechische Geschichte enthalten seine kleinen Schriften bahnbrechende Arbeiten; aber weit bedeutender noch war die befruchtende Wirkung, welche seine römische Geschichte (1811) hier wie auf dem Gebiet der mittelalterlichen Forschung ausübte. Er ist nicht der Schöpfer der modernen Geschichtsschreibung — die ist nicht von einem Einzelnen geschaffen, sondern ein Erzeugniss der Epoche, das Resultat von Gedanken, die bei allen Führern des geistigen Lebens lebendig wurden —, wohl aber ihr erster grosser bahnbrechender Vertreter. Mit Recht be-

zeichnet man sie als die kritische, aber mit Unrecht denkt man dabei zunächst an die literarische Kritik der Quellen, an das Streben, überall auf die ältesten und zuverlässigsten Nachrichten zurückzugehen und jede nicht genügend beglaubigte Nachricht zu verwerfen. Das ist nur eine, allerdings unentbehrliche Seite ihres Wesens, die Vorbereitung, nicht der Inhalt ihrer Aufgabe [1]). Das, wodurch Niebuhr in erster Linie gewirkt hat, ist der tiefe Einblick in die Gesammtentwickelung Roms, der Versuch, sie allseitig zur Darstellung zu bringen, aus den gesichteten Trümmern der Ueberlieferung die Vergangenheit wiederherzustellen — und darin wird er, trotz all seiner Missgriffe, immer mustergültig bleiben. »Zu sagen, wie es eigentlich gewesen ist«, hat Ranke die Aufgabe der Geschichtsschreibung formulirt.

19. Das neunzehnte Jahrhundert hat eine äusserst umfangreiche Literatur, wie auf dem gesammten Gebiet der Alterthumswissenschaft, so speziell auf dem der älteren griechischen Geschichte hervorgerufen. Von grösster Bedeutung ist die Erweiterung des Materials, vor allem durch die von Böckh begründete Epigraphik, sodann durch die Erschliessung der Denkmäler (§. 1). Hier ist das Material in stetigem Wachsen begriffen; gerade die letzten Jahrzehnte haben ihm

[1]) Thukydides ist der Begründer der kritischen Geschichtsschreibung, aber der literarischen Quellenkritik im engeren Sinne gehören höchstens seine Aeusserungen über Homer und die Logographen an. Ranke verhält sich völlig ablehnend nicht nur gegen Niebuhr, sondern gegen das gesammte Streben, aus den jüngeren Quellen die älteren zu ermitteln. Seine grossen Werke beschäftigen sich nur mit Zeiten, wo authentische Nachrichten vorliegen. Ihnen gegenüber verwirft er die Nachrichten der Späteren als unhistorisch. Lägen uns Fabius Pictor oder der Jahwist vor, so würde er nicht zögern, in der römischen oder israelitischen Geschichte ebenso zu verfahren. Aber den Weg, auf dem die moderne Forschung jene zu gewinnen sucht, scheut er sich zu betreten. Und doch wird Niemand bestreiten, dass er der Meister der modernen, kritischen Geschichtsschreibung gewesen ist. — Die methodische Ausbildung der literarischen Quellenkritik auf griechischem und römischem Gebiet hat erst vor rund 30 Jahren mit Nissen's Unters. über Livius begonnen.

eine ungeahnte Erweiterung gebracht. Auch an Darstellungen der gesammten griechischen Geschichte fehlt es nicht; aber eine genügende Lösung der Aufgabe bieten trotz vieler Vorzüge auch die bedeutendsten unter ihnen nicht. Zum Theil liegt das an dem complicirten Charakter der Probleme und an der ausserordentlichen Zersplitterung des Stoffs, an der Schwierigkeit, der localen Mannigfaltigkeit der griechischen Geschichte gerecht zu werden, zum Theil an der Eigenart der Schriftsteller. Curtius und Duncker haben die griechische Geschichte ungefähr in derselben Weise geschrieben wie Ephoros, nur dass bei Duncker eine nüchterne, bei Curtius eine phantastische, oft zu unklarer Auffassung führende Behandlung der Dinge vorherrscht, dass jener ein tieferes politisches Verständniss erstrebt als dieser, sich aber dadurch zu Combinationen verleiten lässt, welche weit über die durch die Beschaffenheit der Quellen gesteckten Grenzen hinausgehen. Politisches Verständniss und klare Einsicht in die Bedingungen historischer Erkenntniss besass George Grote, aber er schrieb die griechische Geschichte als Parteimann, und gerade diese Einsicht machte es ihm unmöglich, die Probleme der älteren griechischen Geschichte zu lösen. Er sah keinen anderen Ausweg, als auf den Standpunkt Phlegons zurückzukehren; mit Ol. 1 beginnt die Geschichte, vorher liegt die mythische Zeit des Legendary Greece. Gewaltige historische Erscheinungen, wie die homerischen Epen und die mykenische Cultur, werden dadurch aus der griechischen Geschichte hinausgewiesen, und der Versuch, sie historisch zu begreifen, für hoffnungslos erklärt. Dazu kommt der allen Darstellungen anhaftende Fehler, dass sie sich von den Zufälligkeiten der Ueberlieferung nicht emancipiren können: wo uns reiches Material erhalten ist, erzählen sie mit einer Ausführlichkeit, die zu der Kürze, mit der andere gleich wichtige Epochen abgehandelt werden, in keinem Verhältniss steht. Dadurch wird die Darstellung ungleichmässig, die wahren Proportionen des Objects werden verschoben.

Für die Philologie im engeren Sinne ist es bezeichnend, wie spät sie begonnen hat, sich um die Epigraphik zu kümmern. Das in seiner

Art vortreffliche und unübertroffene Handbuch der griechischen Alterthümer von SCHOEMANN z. B. ignorirt die damals doch schon in reichem Umfang vorliegenden inschriftlichen Angaben fast völlig. — Von andern Werken seien genannt THIRLWALL, History of Greece 1835 ff. GILBERT, Handbuch der griech. Staatsalterthümer, 2 Bde. 1881. BUSOLT, Griech. Gesch. I, 1885. HOLM, Griech. Geschichte 1886 ff. Ferner der Abriss der griech. Gesch. von PÖHLMANN in J. MÜLLER's Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft und die sonstigen in dieser Sammlung enthaltenen Compendien, sowie die Neubearbeitung von K. F. HERMANN's Lehrbuch der griech. Antiquitäten. In der modernen Entwickelung der Alterthumsforschung hat Deutschland durchaus die Führung gehabt; grundlegende Werke des Auslandes können daher ausser GROTE kaum angeführt werden, so viel vortreffliches auch namentlich in Frankreich in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiet der griechischen Alterthumskunde und Epigraphik geschaffen ist.

20. Wie wir jetzt erkennen, ist der Classicismus nur die Vorstufe gewesen für die Emancipation der modernen Cultur vom Alterthum überhaupt. Die Muster der hellenistisch-römischen Cultur hat man verworfen, der Versuch, die classisch-griechische Cultur zum Vorbild zu erheben, hat sich auf die Dauer als undurchführbar erwiesen. Die moderne Cultur hat sich auf eigene Füsse gestellt, und gerade in der Zeit, wo die Alterthumswissenschaft zur höchsten Blüthe gelangte, sich mehr und mehr zunächst innerlich, dann auch äusserlich ihr entfremdet. Die Beschränkung und Specialisirung, welche, wie auf allen Gebieten des Wissens, so auch hier eintrat, hat dazu wesentlich beigetragen. Sehr zum Nachtheil beider Seiten ist dadurch die Einheit der Geschichtswissenschaft so gut wie völlig gesprengt worden; es gibt kaum noch Gelehrte, die, wie J. G. DROYSEN, in gleicher Weise in der alten und in der neuen Geschichte zu schaffen vermöchten, oder wie W. ROSCHER eine tiefe und wirklich lebendige Kenntniss der gesammten Geschichte besässen und verwertheten. Dem Forscher auf dem Gebiete des Mittelalters und der Neuzeit fehlt in der Regel universalhistorisches Interesse und wirkliche Kenntniss des Alterthums; im besten Falle beginnt für ihn die Weltgeschichte mit dem römischen Kaiserreich. Sehr bezeichnend dafür ist, dass der Versuch selbst eines RANKE, eine Weltgeschichte zu

schreiben, vollständig gescheitert ist; das Alterthum erscheint hier lediglich als eine mit wenigen Strichen skizzirte Vorhalle zur Geschichte der christlichen Zeit. Die Erforschung der alten Geschichte hat unter dieser Isolirung, die durch die lange vorherrschende Abneigung gegen die späteren Epochen noch vermehrt wurde, schwer gelitten; statt die Probleme in grösserem Zusammenhange zu fassen und aus parallelen Erscheinungen Belehrung zu holen, hat sie principiell verschmäht, über ihre Grenzen hinauszublicken. Es erscheint dringend geboten, dass die Geschichtsforschung sich hier wie überall wieder zu einem universaleren Standpunkt erhebt.

Erstes Buch.

Griechenland unter dem Einfluss des Orients.

I. Bevölkerung des Abendlandes.

Orient und Occident.

21. Die Geschichte des Orients beginnt mit ausgereiften Culturvölkern. Die geschichtlichen Denkmäler, welche diese geschaffen haben, bilden den Anfang des historischen Wissens überhaupt; wie sie diese Höhe erreicht haben, wie im Nilthal, am unteren Euphrat und ebenso am Hwangho menschliche Cultur zuerst entstanden ist, bleibt der geschichtlichen Erkenntniss verschlossen. Ganz anders liegen die Dinge im Abendland: den Weg, den Europa zurückgelegt hat, bis es, wenigstens für den Kreis der Mittelmeervölker (I, 23), die Führung der Culturentwickelung übernommen hat, können wir in seinen Hauptzügen geschichtlich erkennen. Weit später als im Orient, aber in weit primitiverem Zustande treten die Völker des Abendlandes der Reihe nach in die Geschichte ein; zuerst die Griechen, dann die Italiker, dann die Völker des Westens und Nordens. Deutlich zeigt sich in dieser fortschreitenden Entwickelung, dass das geographische Verhältniss der einzelnen Völker zum Orient für sie massgebend ist; auch wenn die Denkmäler und die historische Kunde versagten, würde die Thatsache, dass die occidentalische Cultur aus der Berührung

mit dem Orient erwachsen ist, unverkennbar sein. Seit zwei Jahrzehnten sind uns aber Denkmäler in stets wachsender Fülle entgegengetreten, welche den Gang dieser Entwickelung wenigstens nach seiner culturgeschichtlichen Seite vielfach bis ins einzelne hinein verfolgen lassen. Zu ermitteln, auf welchem Wege und in welcher Gestalt die orientalische Cultur ins Abendland gedrungen ist, und in welcher Weise die einheimische Bevölkerung sie sich zu eigen gemacht hat, ist die nächste und wichtigste Aufgabe, die der Erforschung des ersten Abschnittes der abendländischen Geschichte gestellt ist.

Die Indogermanen.

22. Die Bevölkerung des Abendlandes setzt sich aus sehr verschieden gearteten Nationalitäten zusammen. In den culturfähigen Gebieten Nordafrikas, die der grossen Wüste vorgelagert sind und das Mittelmeergebiet im Süden abschliessen, haben sich Angehörige der nordafrikanischen Völkerfamilie (I, 42), im Osten die libyschen Volksstämme, im Westen die Mauren, niedergelassen. Die pyrenäische Halbinsel und weiter nördlich das Land bis zur Garonne und Rhone bewohnen die Iberer, die Vorfahren der heutigen Basken, ein Volksstamm, der durch seine Sprache in der alten Welt eine einzigartige Stellung einnimmt: das Bildungsprincip des Baskischen, die Einverleibung der satzbildenden Elemente in das Verbum, kehrt nur in den amerikanischen Sprachen in ähnlicher Weise wieder. An die Iberer reihen sich in den Westalpen von der Rhone bis zum Po die Ligyer oder Ligurer. Es ist möglich, dass dieselben sich einstmals viel weiter über Südfrankreich und Italien ausgedehnt haben, dass auch die Urbevölkerung der italischen Inseln ihnen angehört. Aber in historischer Zeit sind sie immer mehr zurückgedrängt, in der römischen Zeit ist ihre Nationalität untergegangen. So lässt sich ihre ethnographische Stellung nicht genauer bestimmen. Nur dass sie nicht zu den Indogermanen zu rechnen

sind, kann mit höchster Wahrscheinlichkeit behauptet werden; eine Verwandtschaft mit den Basken dagegen wäre immerhin möglich. Viel mehr lässt sich auch über ihre östlichen Nachbarn, die Etrusker oder Tyrrhener, nicht aussagen, trotz der zahlreichen Ueberreste, welche inschriftlich von ihrer Sprache erhalten sind. Alle Versuche, eine Verwandtschaft derselben mit anderen Sprachstämmen nachzuweisen, scheinen missglückt. Sie nehmen eine isolirte Stellung ein so gut wie die Basken oder in Vorderasien die zahlreichen Völkerfamilien des Kaukasus und des Taurus. Diese Thatsache hat durchaus nichts auffälliges. Bei weitem die meisten Sprachfamilien umfassen nur ein sehr beschränktes Gebiet; es ist nicht die Regel, sondern die Ausnahme, dass die indogermanischen, türkischen, semitischen Sprachen, die Bantu-Sprachen und einige andere über zahlreiche Völker verbreitet sind, und nicht jene Thatsache, sondern diese erfordert in jedem Falle eine Erklärung aus geographischen und historischen Verhältnissen.

23. Zwischen den aufgezählten Volksstämmen im Südwesten und den Finnen und ihren Verwandten im Nordosten nehmen die indogermanischen Völker den grossen Haupttheil Europas ein. Beim Beginn historischer Kunde umfassen ihre Wohnsitze alle Lande nördlich der Alpen von der atlantischen Küste Frankreichs bis in die russische Steppe, das Donaugebiet und die gesammte Balkanhalbinsel, den Osten und Süden Italiens. Daran schliessen sich von Südrussland durch die Steppen des Kaspischen und Aralsees bis zum Westrande Irans und bis zur Gangesebene die Arier (I, 423 ff.), in Kleinasien bis ins armenische Hochland hinein die kleinasiatischen und armenischen Stämme (I, 248 ff.). Die Indogermanen Europas zerfallen in zahlreiche Einzelvölker: auf der Balkanhalbinsel im Nordosten und im unteren Donaugebiet die Thraker, im Nordwesten die Illyrier (Albanesen), im Süden die Hellenen, in Italien die Japyger und die Italiker (Umbrer Osker, Latiner), im Norden die Kelten im Gebiet der oberen Donau und des Rheins und von da nach Westen bis ans Meer und bis auf die britannischen Inseln — denkbar wäre

allerdings, dass die Kelten in älterer Zeit bis in den Anfang des ersten Jahrtausends v. Chr. noch nicht bis ins westliche Frankreich vorgedrungen waren —, hinter ihnen im Norden und Nordosten die Germanen und die Lettoslawen, über die in den älteren Perioden der Geschichte des Alterthums noch keinerlei Kunde zu den Culturvölkern des Mittelmeeres gedrungen ist.

24. Alle diese Völker sind durch Sprache und Sitte, durch Religion und Anschauungen scharf gegen einander abgegrenzt. Ueberall haben sich die Nachbarvölker gegenseitig beeinflusst, aber die Annahme, dass manche Volksstämme eine Mittelstellung zwischen zwei Gruppen einnähmen und keiner von beiden bestimmt zuzurechnen seien, hat sich bei genauerer Erforschung nirgends bestätigt. Ebensowenig bilden indessen die einzelnen Völker eine geschlossene Einheit — dieselbe ist, wo sie überhaupt erreicht ist, immer erst das Endergebniss eines langen geschichtlichen Processes. Vielmehr zerfällt jedes Volk wieder in zahlreiche Gruppen, die sich dialektisch und politisch von einander sondern, aber trotz beständiger Fehden in fortwährendem Contact bleiben, mit einander verschmelzen oder auch in neue Gruppen aus einander treten können. Auf dieser Möglichkeit fortwährenden Austausches und dem dadurch gegebenen Bestehen gemeinsamer Anschauungen und Institutionen beruht es, dass ein Nationalgefühl, ein gemeinsames Volksthum, das über den einzelnen Stämmen steht, erwachsen kann. Zum Bewusstsein kommt es durch die Empfindung des Fremdartigen gegenüber den Stämmen der Nachbarvölker, durch die Unmöglichkeit, ihre Sprache zu verstehen, durch die Unterschiede in Religion und Sitte. Zu Anfang der Geschichte ist dies Nationalgefühl bei den indogermanischen Völkern überall nur in ganz schwachen Ansätzen vorhanden, bei manchen ist es nie zu voller Ausbildung gelangt. Es ist daher erklärlich genug, dass manche Volksgruppen, deren ursprüngliche Zusammengehörigkeit in ihrer Sprache deutlich hervortritt, sich, sei es in Folge geographischer und geschichtlicher Verhältnisse, sei es durch steigende Isolirung der einzelnen Stämme und

das Fehlen eines Antriebs zu nationalem Zusammenschluss in völlig selbständige Völker gespalten haben, denen jedes Gefühl der Zusammengehörigkeit fehlt. So die Arier in Asien, die Lettoslawen, die Kleinasiaten, die Italiker. Bei den Germanen und Slawen hat sich dieser Process, die Auflösung in selbständige Nationen, bis weit in die geschichtliche Zeit hinein fortgesetzt.

25. In ähnlicher Weise haben wir uns, so scheint es, die Entstehung der indogermanischen Völker überhaupt zu denken. Zwar in geschichtlicher Zeit stehen die einzelnen Sprachen unter einander weit ferner als etwa die semitischen oder die türkischen; die Möglichkeit, dass sich Angehörige verschiedener indogermanischer Völker mit einander hätten verständlich machen können, ist ausgeschlossen. Aber je weiter wir die Einzelsprachen aufwärts verfolgen, desto geringer werden die Unterschiede; die Entwickelungslinien der indogermanischen Sprachen convergiren nach oben. Aus der Vergleichung der einzelnen Sprachzweige ergibt sich eine in allem Wesentlichen einheitliche, hoch entwickelte und völlig durchgebildete Ursprache. Diese Thatsache lässt sich nur durch die Annahme erklären, dass die Vorfahren der Indogermanen einmal einen engbegrenzten Kreis von Volksstämmen oder Horden nach Art der türkischen oder arabischen Stämme gebildet haben, die unter einander in enger Berührung standen und deren Sprachen sich nur dialektisch unterschieden. Durch fortschreitende Differenzirung und Loslösung sind aus diesen Stämmen die indogermanischen Völker, aus ihren Dialekten die Einzelsprachen erwachsen. So erklärt es sich auch, dass alle Versuche, aus Sonderübereinstimmungen unter den Einzelsprachen grössere zusammengehörige Gruppen nachzuweisen und sich ihre Ausbreitung in Form eines Stammbaumes vorzustellen — in der Art, dass das Urvolk sich in zwei oder drei Völker und diese dann weiter gespalten hätten —, scheitern mussten. Eine derartige Anschauung lässt sich auf die indogermanischen Völker und Sprachen ebensowenig anwenden wie etwa auf die Verzweigung der germanischen oder der modernen arabischen

oder auch der romanischen Dialekte. Sobald eine Sprache sich über ein grösseres Gebiet ausdehnt, sei es durch natürliche Entwickelung, sei es durch Eroberung, beginnt auch die locale Differenzirung und damit der Ansatz zur Entstehung selbständiger Sprachen; je mehr die verbindenden Elemente wegfallen und die gegenseitige Beeinflussung aufhört, desto rascher wird diese Entwickelung vor sich gehen. — Noch weiter hinaufzusteigen zu einer vollständigen Einheit, und von hier aus weiter rückwärts die allmähliche Entwickelung der indogermanischen Ursprache zu verfolgen, muss zwar die Sprachwissenschaft immer versuchen, doch operirt sie dabei mit einer Hypothese, deren Realität niemals erweisbar sein wird, da es sich um unmessbare Zeiträume handelt und die mitwirkenden Factoren, welche in allem historischen Leben die gradlinige Entwickelung fortwährend durchkreuzen und umwandeln, sich der Erkenntniss entziehen.

Uebersicht und Geschichte der verschiedenen Theorien bei O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte. 2. Aufl. 1890. Kürzer auch bei Delbrück, Einleitung in das Sprachstudium 1880. Im übrigen vgl. das treffliche Buch von H. Paul, Principien der Sprachgeschichte; vgl. auch I, 7. Die Basis der (vor allem von Schleicher begründeten) Stammbaumtheorie, die Annahme grösserer einheitlicher Gruppen unter den Indogermanen, z. B. einer europäischen, graecoitalischen, graecoarischen, germanoslawischen Einheit, ist jetzt wohl ziemlich allgemein aufgegeben, die Consequenz daraus freilich nicht von allen gezogen. Nur eine italokeltische Einheit gilt für wahrscheinlich (so z. B. Brugmann, Vgl. Gramm. der indogerm. Sprachen I, 3); war sie vorhanden, so tritt sie neben die arische und die lettoslawische Gruppe. Im übrigen ist die Stammbaumtheorie zum guten Theil aus der genealogischen Auffassung vom Ursprung der Völker erwachsen, welche den Neueren aus dem griechischen und hebraeischen Alterthum überkommen und in der Regel nur äusserlich überwunden ist. — Dass ich die Hypothese einer ehemaligen sprachlichen und nationalen Einheit der einzelnen indog. Völker (urgriechisch, urgermanisch u. s. w.) nicht für richtig halten kann, ergibt sich aus dem Gesagten; als Hülfsconstruction wird sie die Sprachwissenschaft allerdings nicht entbehren können. Aber dass es z. B. jemals ein gemeinsames »Urgriechisch« gegeben hätte, lässt sich aus einer Vergleichung der Dialekte direct widerlegen.

26. Die weite Verbreitung des indogermanischen Volksstammes ist eine einzigartige Erscheinung. Am ersten lässt sie sich noch der Ausbreitung der Türken und der Araber vergleichen. In beiden Fällen haben sich kriegerische, nur halbsesshafte Volksstämme, denen die Heimath zu eng ward, begünstigt durch die Schwäche und politische Zerfahrenheit ihrer Nachbarn, neue umfangreiche Gebiete gewonnen. Aehnlich haben wir uns, so scheint es, auch das Vordringen der Indogermanen zu denken. Wie freilich im einzelnen der Hergang gewesen ist, lässt sich weder durch sprachliche noch durch historische Forschung erkennen. Sehr denkbar wäre es, dass sich einmal ein grosses, weite Gebiete Europas und Asiens umfassendes Reich nach Art des hunnischen und des mongolischen gebildet hat, aus dessen Zersetzung die einzelnen Zweige der Indogermanen hervorgegangen wären; ähnliche Vorgänge wiederholen sich ja z. B. in Afrika immer aufs neue. Ebenso möglich ist es aber auch, sich die Ausbreitung allmählich und in einzelnen Wanderzügen geschehen zu denken. Die landläufige Meinung freilich, als seien die Indogermanen beim Beginn historischer Kunde noch überall auf der Wanderschaft, ist zwar nicht geradezu falsch, aber durchaus einseitig. Volle Sesshaftigkeit entwickelt sich überall erst, wenn der Ackerbau die Grundlage des Lebens geworden ist. Aber aus einem unbestimmten Wandertrieb ist die Ausbreitung der indogermanischen Stämme keineswegs hervorgegangen, so gut wie alle nomadischen und halbnomadischen Völker haben auch sie ein fest begrenztes Gebiet bewohnt. Wenn wir beim Beginn der Geschichte die Arier und ebenso die Kelten und hinter ihnen die Germanen und Slawen in vollem Vordringen nach allen Seiten finden und daraus gelegentlich grosse Völkerwanderungen entstehen, so ist das nichts anderes, als wenn die Griechen sich im Anfang ihrer Geschichte weithin nach Osten und dann nach Westen ausbreiten oder die Osker in Italien vordringen. Jedes Volk sucht sein Gebiet zu erweitern, gelegentlich aus Eroberungslust oder weil reichere und wohnlichere Gebiete es anlocken, in der Regel aber aus bitterer

Noth, weil die heimischen Wohnsitze und ihre Producte für die anwachsende Bevölkerung nicht mehr ausreichen. Je primitiver die Verhältnisse sind, desto leichter tritt diese Noth ein und desto schwerer wird sie empfunden. In dem Kampfe um die Existenz, den alle Völker der Erde ununterbrochen zu führen haben, sind die Indogermanen in vorgeschichtlicher wie in geschichtlicher Zeit schliesslich überall die Sieger gewesen, die Inder gegen die indische Urbevölkerung, die Iranier gegen die Semiten, die Kelten gegen die Iberer, Ligurer, Etrusker, die Griechen und dann die Italiker gegen die gesammte Mittelmeerwelt. So haben sie ihr Gebiet fortwährend erweitert und schliesslich die Weltherrschaft errungen. Könnten wir die älteren Zeiten geschichtlich erkennen, so würde sich der Hergang vielleicht im einzelnen feststellen und ermitteln lassen, worauf trotz aller Unterschiede zwischen den einzelnen indogermanischen Völkern diese Ueberlegenheit beruht. Und doch würde man auch dann im letzten Grunde nicht darüber hinauskommen, eine höhere physische und psychische Begabung der Indogermanen anzuerkennen, die ihnen unter gleichen Bedingungen anderen Völkern gegenüber im letzten Ausgang immer die Ueberlegenheit gesichert hat, eine Ueberlegenheit, die uns gleich auf den ersten Blick in der wunderbar reichen und vielseitigen Durchbildung ihrer Sprache mächtig entgegentritt.

Die hier vorgetragene Auffassung der treibenden Elemente und des Entwickelungsgangs aller Völkergeschichte geht auf Ibn Chaldun zurück (Prolégomènes, übersetzt von de Slane, in den Notices et extraits des manuscripts XIX, 1862, vgl. v. Kremer, Ibn Chaldûn und seine Culturgesch. der islam. Reiche. Ber. Wien. Ak. 93, 1879). Auf die Semiten hat sie Sprenger angewandt, vgl. I, 171, bei den Indogermanen liegen die Dinge nicht anders. Vgl. auch I, 423. — Die Ausbreitung der Romanen, Germanen und neuerdings der Engländer bietet keine ausreichende Analogie, weil hier wesentlich andersartige Culturverhältnisse mitwirken. Zuletzt sind freilich auch hier immer dieselben Factoren massgebend, welche in primitiven Verhältnissen unverhüllt zu Tage treten.

27. Auf welchem Wege die einzelnen indogermanischen Völker in ihre späteren Wohnsitze gelangt sind und wo ihre Urheimath gelegen hat, ist durch die Mittel der Sprachforschung

nicht festzustellen. Allgemeinere Erwägungen lassen es am wahrscheinlichsten erscheinen, dass wir das Heimathland in dem weiten Steppengebiet zu suchen haben, welches sich vom südlichen Russland nördlich des Schwarzen, Kaspischen und Aralsees bis nach Turan erstreckt. Zu Anfang der Geschichte ist dies Gebiet grösstentheils von nomadisirenden arischen Stämmen bewohnt (I, 423 ff.); die Iranier und Inder sind wahrscheinlich von hier aus in ihre geschichtlichen Wohnsitze gelangt. In ähnlicher Weise werden die europäischen Indogermanen nach Westen und Süden vorgedrungen sein und zum Theil vielleicht nach mehrfachen Zwischenstationen ihre neue Heimath erreicht haben. Dass die Indogermanen Kleinasiens und Armeniens von Europa aus über die Meerengen nach Asien gekommen sind, kann als ziemlich sicher gelten (I, 248. 250, vgl. §. 37). Die Alten (Herodot und Xanthos) berichten, dass die Phryger aus Thrakien, die Armenier aus Phrygien eingewandert seien, und diese Angabe scheint dadurch bestätigt zu werden, dass wahrscheinlich die Kappadoker und Armenier in ihre geschichtlichen Wohnsitze erst spät, im siebenten Jahrhundert, vielleicht im Zusammenhang mit den Kimmerierzügen, gelangt sind oder doch grössere Ausdehnung gewonnen haben (I, 465); der früheren Zeit sind ihre Namen noch durchaus fremd.

Die verschiedenen Hypothesen über die Urheimath der Indogermanen sind bei O. Schrader zusammengestellt. Derselbe entscheidet sich gleichfalls für Südrussland. Die Einwände von Joh. Schmidt, Die Urheimath der Indogermanen, Abh. Berl. Ak. 1890, haben mich ebensowenig überzeugt, wie sein Versuch, babylonische Einflüsse im indog. Zahlensystem nachzuweisen. Für eine europäische Heimath sind zuerst Latham und Benfey eingetreten. Die sprachlichen Indicien sind meiner Meinung nach weder hierfür noch für irgend ein anderes Land beweisend; die Frage lässt sich nur durch allgemeine historische Erwägungen annähernd lösen. Die ältere und noch immer landläufige Anschauung, die Indogermanen stammten aus dem inneren Asien, beruht auf einer unklaren Vermischung dieser Frage mit der ihr völlig fremden Thatsache, dass höhere Cultur sich zuerst in Asien entwickelt hat, und ist im Grunde nur ein Nachklang des Glaubens, das Sanskrit sei die Muttersprache des Indog. — Die Frage, ob das Urindog. auf eine dem Ursemitischen verwandte

Sprache zurückgehe, gehört gar nicht hierher. — Zu I, 422 bemerke ich, dass die iranische Nationalität der Meder für die Assyrerzeit durch eine von Delitzsch, Sprache der Kossaeer, S. 48, publicirte Liste von Häuptlingen aus der Zeit Sargon's erwiesen wird; vgl. meine Bemerkungen im Literaturbl. f. orient. Philol. II, 1885, S. 51.

28. Das weite Gebiet der südrussisch-centralasiatischen Steppe trägt einen einförmigen, durch die Natur wenig gegliederten Charakter. Daher entwickeln sich hier nicht wie in Gebirgsthälern oder in den Oasen und Weideplätzen der Wüste zahlreiche kleine Stämme, sondern die Nomaden leben in grossen Horden zusammen, deren Weideland sich über ein grosses Gebiet ausdehnt. Einen derartigen Zustand finden wir bei allen Völkern, die in geschichtlicher Zeit hier gesiedelt haben; ihn dürfen wir auch für die indogermanische Urzeit annehmen. Dem dient alles, was sich über ihre Cultur und Religion erschliessen lässt, zur Bestätigung. Durch das Vordringen dieser Horden nach Ost und West, sei es allmählich, sei es in einer einzigen grossen Bewegung nach Art der arabischen Eroberung, der »Völkerwanderung«, der Mongolenstürme, sind die indogermanischen Völker entstanden. Die Epoche dieser Ereignisse zu bestimmen fehlt jeder Anhalt; denn wenn auch der verhältnissmässig geringe Abstand der ältesten Gestalt der Einzelsprachen von der reconstruirten Ursprache hindert, den bis zum Beginn der historischen Zeit verlaufenen Zeitraum allzu gross vorzustellen, so lässt sich doch in keiner Weise entscheiden, ob wir ihn nach Jahrhunderten oder nach Jahrtausenden zu bemessen haben. Jedenfalls ist es unvorsichtig, den Anfang der Geschichte der Einzelvölker direct an ihre Ansiedlung in ihren späteren Wohnsitzen anzuknüpfen, wie das wohl geschehen ist. Bei den Griechen z. B. widersprechen dem alle Indicien, und bei keinem indogermanischen Volk hat sich eine Erinnerung an die Wanderung erhalten. Wohl aber lässt sich die Folgerung nicht abweisen, dass vor den Indogermanen andere Völker in den später von ihnen bewohnten Ländern gesessen haben. Denn die Verbreitung des Menschengeschlechts über die Erde reicht überall

in Zeiten hinauf, denen gegenüber die geschichtlichen Zeiträume zu nichts zusammenschrumpfen. Historisch nachweisbar ist allerdings, wenn wir vom Südwesten und Nordosten Europas und von Indien absehen, diese vorindogermanische Urbevölkerung nirgends. Sie mag in manchen Fällen ausgerottet oder verdrängt, in anderen mit den Eroberern verschmolzen sein und diese physisch und geistig, in Sprache und Cultur vielfach sehr wesentlich beeinflusst haben. Aber beim Beginn der Geschichte ist sie innerhalb der einzelnen Völker völlig verschwunden, und diese treten uns, von Indien abgesehen, überall als homogene Massen entgegen. Nur in einzelnen Namen von Ortschaften, Bergen und Flüssen, die sich jeder Deutung aus den einheimischen Sprachen entziehen, mag sich die letzte Spur dieser älteren Bevölkerung erhalten haben.

Cultur und Religion der Indogermanen.

29. Von der Culturentwickelung, welche die Indogermanen in ihrer Gesammtheit wie als Einzelvölker durchgemacht haben, hat sich in ihrer Sprache mancherlei niedergeschlagen. Denn trotz aller Umgestaltungen in Form und Bedeutung gibt jedes Wort Kunde von den Anschauungen der Zeit, in der es geprägt wurde; und so redet die indogermanische »Urzeit« in vielen Fällen auch zu uns noch deutlich vernehmbar. Zu einem auch nur einigermassen vollständigen Einblick in dieselbe, etwa in der Art, wie er in die älteste Zeit der Arier möglich ist, können wir darum freilich doch nicht gelangen; dazu ist der Abstand der Einzelvölker von einander zu gross, die Entfernung von der Urzeit zu weit, die historische Gestalt des Urvolkes zu unsicher und verschwommen. Auch fehlt den Zügen, die wir erkennen können, noch jede geschichtliche Individualität; das Bild trägt einen rein ethnologischen Charakter. Wir sehen ein Volk, bei dem die Viehzucht durchaus die Grundlage des Lebens bildet, während der Ackerbau, wenn er überhaupt schon betrieben wurde, noch ganz in den Anfängen steht — die Worte pflügen, säen, mähen, Pflug, Acker u. a.

sind den meisten europäischen Sprachen gemeinsam, fehlen dagegen den Ariern. Um so zahlreicher sind die der Urzeit bekannten Hausthiere, unter ihnen auch das Pferd, das ja in der turanischen Steppe seit Alters heimisch ist, während es Aegypten und Vorderasien ursprünglich fehlte (I, 211). Das Kupfer war bekannt, das Eisen fehlt, als Waffen erscheinen Pfeil und Bogen, Speer und Keule, daneben vielleicht Axt und Messer, aber weder das Schwert noch eine Schutzwaffe. Die reich und systematisch ausgebildeten Verwandtschaftsnamen bezeugen, dass die unter der Gewalt des »Hausherrn« (δεσπότης) stehende Familie voll entwickelt war und die Grundlage des socialen Lebens bildete. Auch manche andere sociale Institutionen, die Schliessung der Ehe durch Kauf und daneben durch Raub, die Blutrache, blutige Todtenopfer, einzelne Rechtssatzungen u. a., lassen sich mit mehr oder weniger Sicherheit auf die Urzeit zurückführen. Das alles sind Dinge, die von jedem Volk, das auf gleicher Culturstufe steht, in derselben Weise gelten. Es ist daher auch von dieser Seite aus vollständig unmöglich, zu entscheiden, ob die Ueberreste primitiver Cultur aus vorgeschichtlicher Zeit, die wie überall so auch in Europa an zahlreichen Fundstellen erhalten sind, ganz oder theilweise indogermanischen oder vorindogermanischen Völkern angehören (§. 34); aber diese vielbehandelte Frage ist auch geschichtlich irrelevant.

Die Forschungen über die indog. Urzeit beginnen mit Jac. Grimm, Gesch. d. deutschen Sprache, 1848, und Ad. Kuhn, Zur ältesten Geschichte der indog. Völker (zuerst 1845) in den Indischen Studien I, 1850. Ihnen folgen M. Müller, Pictet (Origines Indo-européennes) u. a. Am bedeutendsten V. Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien. Uebersichtliche und (trotz der wenig ergiebigen Kritik v. Bradke's, über Methode und Ergebnisse der arischen Alterthumsw. 1890) besonnene Zusammenstellung von O. Schrader, Sprachvgl. und Urgesch., 2. Aufl. 1890. Ueber die Familie Delbrück, Die indog. Verwandtschaftsnamen. Abh. der sächs. Ges. d. W. phil. hist. Cl. XI, 1890. So interessant die Ergebnisse vielfach für die Sprachgeschichte wie für die Entwickelung einzelner Zweige des Culturlebens sind, ihre Bedeutung für die Geschichte wird in der Regel sehr überschätzt (vgl. I, 11). Diese würde weit mehr gewinnen, wenn die Forschung sich weniger der Urzeit

und mehr der Ermittelung der ältesten geschichtlich bestimmbaren Zustände der Einzelvölker, z. B. der Griechen, zuwenden würde. Dann würden individuelle Züge an Stelle der allgemeinen treten. — Untersuchungen wie Leist's Graecoitalische Rechtsgeschichte 1884 und Altarisches ius gentium 1889, enthalten zwar im einzelnen sehr viel richtiges und werthvolles; aber ihren Grundgedanken halte ich für sehr problematisch. Die nachgewiesenen Uebereinstimmungen beruhen weit mehr auf Gleichheit der Culturbedingungen als auf vererbtem Gut und finden sich meist ebensowohl zwischen indog. wie zwischen nichtindog. Völkern.

30. Auch die indogermanische Religion ist die nomadischer Horden. Bei den Semiten hat jeder Stamm seine bestimmte Gottheit, die mit ihm eng verwachsen ist, für sein Gedeihen sorgt und den Stammfremden feindlich gegenüber steht; die Götter, welche sonst etwa noch in einzelne Verhältnisse eingreifen, spielen neben dieser nur eine untergeordnete Rolle, und die grossen kosmischen Mächte treten ursprünglich im Cultus ganz zurück. Gleichartig sind die volksthümlichen Grundlagen der aegyptischen Religion, die Gottheiten der Gaue. Wenn die indogermanische Religion einen wesentlich anderen Anblick gewährt, so ist das ein deutlicher Beweis dafür, dass es hier einen festen Stammverband nicht gab, sondern nur die weit umfassendere und nicht im einzelnen gegliederte Horde. Wie bei den Türken, Mongolen, Chinesen ist der Hauptgott der Indogermanen der Himmelsgott (Djâus, Zeus), der lichte Gott, der die Welt umspannt und regiert, der Regen und Fruchtbarkeit spendet und seine Feinde im Gewitter mit dem Blitzstrahl bezwingt. Die grossen Segensgaben, von denen alles Leben und Gedeihen der Natur abhängt, stammen aus seiner Hand; sie zu gewinnen bringt der Mensch ihm Gebet und Opfer dar. Namentlich der Regenzauber hat wie bei so vielen primitiven Völkern so auch bei den Indogermanen offenbar einen der wichtigsten Bestandtheile des Cultus gebildet. Eben deshalb ist der Himmelsgott ihnen nicht nur ein universaler Gott, sondern ganz anders wie bei den Semiten und Aegyptern zugleich der Schirmgott jeder menschlichen Gemeinschaft und als solcher fähig, sich zum nationalen Gott nicht nur des Volkes, sondern auch des einzelnen Stammes und der

Einzelgemeinde zu entwickeln. Als solchen finden wir ihn bei Griechen, Italikern, Germanen, und auch der iranische Ahuramazda ist vielleicht aus ihm hervorgegangen. Also geht diese Auffassung sicher in die Urzeit zurück. Daher heisst er der »Vater Djâus«; er ist nicht nur der Erzeuger der anderen Götter, sondern auch der Stammvater des menschlichen Geschlechts.

31. Dem Vater Djâus gegenüber steht die Mutter Erde, mit der er sich im Regen vermählt, die Spenderin aller Gaben der Natur. Die dritte Hauptgottheit der Indogermanen ist das Herdfeuer, gewöhnlich als Göttin (Hestia, Vesta), bei den Ariern aber als Gott gedacht (I, 428). Es ist die Gottheit, welche die Wohnstätten schirmt und über dem Hausfrieden wacht. Gewiss hat es neben ihnen auch noch andere Götter gegeben. So finden wir bei Griechen, Indern und Germanen ein göttliches Brüderpaar, das in der Noth, im Kampf, in der Krankheit seinen Günstlingen Hülfe bringt (Dioskuren u. ä., Açvins, vgl. auch Mithra und Varuna; bei den Nahanarvalen Tacitus Germ. 43). Heilige Bäume, Thiere, Steine wird man auch in der indogermanischen Urzeit gekannt haben, und mancher Gott der Einzelvölker mag schon damals von einem oder einigen Stämmen verehrt worden sein; hier versagen die Mittel der Erkenntniss vollkommen. Specifische Stammgottheiten werden wir freilich nach dem vorhin Bemerkten und nach dem, was die weitere Entwickelung der Religion bei den Einzelvölkern lehrt, kaum anzunehmen haben, wohl aber zahlreiche Dämonen, welche in den Naturerscheinungen wirken, Unglück, Viehsterben, Misswachs, Krankheit und Tod senden und durch Zauber oder durch blutige Opfer beschwichtigt und dem Menschen dienstbar gemacht werden können. — An Djâus, den Gott des Lichthimmels, schliesst sich der Kreis der übrigen »Lichtwesen« (deivo, arisch deva, lat. deus) an, der Sonnengott (svarja, ἥλιος, sol), der Mondgott (mâs) und vielleicht noch manche andere Gottheiten des Lichts (die Gleichung Varuna = οὐρανός scheint nicht mehr haltbar), darunter eine Göttin der Morgenröthe (ar. uṡas = ἠώς, aurora) — die Ver-

suche, zahlreiche Mythen und Göttergestalten der Einzelvölker auf sie zurückzuführen, sind freilich verfehlt. Ob diese Gottheiten schon in der Urzeit einen Cultus gehabt haben oder ob sie nur als allgemeine, den grossen Lauf der Welt regierende Mächte anerkannt wurden, lässt sich nicht entscheiden; bei mehreren Einzelvölkern (nicht bei den Griechen) sind sie in der religiösen Anschauung so sehr in den Vordergrund getreten, dass sie sich die übrigen Gottheiten assimilirt haben und der Name »Lichtwesen« die allgemeine Bezeichnung aller Götter geworden ist. Auch im übrigen lässt sich über den Cultus der Urzeit nichts ermitteln. Tempel und Götterbilder, einen geschlossenen Priesterstand hat es nicht gegeben, wohl aber manche seltsame und blutige Ceremonien und rohen Aberglauben, sehr ähnlich den religiösen Anschauungen mongolischer und türkischer Nomaden. In primitiven Verhältnissen sind die Beziehungen des Menschen zur übersinnlichen Welt immer einfach; zu einem complicirten Gebäude entwickelt sich die Religion erst mit dem Fortschritt der Cultur. Es ist daher keineswegs ein Zufall, dass wir für die indogermanische Urzeit nur so wenige Gottheiten nachweisen können. Dass das von uns gewonnene Bild zu den Schilderungen der Alten von der Religion der Skythen (Herod. IV, 59) und Germanen (Caesar, bell. gall. VI, 21) in allen Hauptzügen stimmt, ist eine wesentliche Bestätigung für seine Richtigkeit.

Die Erkenntniss der indog. Sprachgemeinschaft und der Uebereinstimmung einiger Götternamen rief die Erwartung hervor, auch die Religionen der einzelnen Völker würden sich im weitesten Umfange auf eine gemeinsame Wurzel zurückführen lassen. Das Bekanntwerden der vedischen Hymnen und die Entdeckung, dass mehrere der in ihnen enthaltenen Mythen mit griechischen und germanischen übereinstimmen, hat daher die sog. »vergleichende Mythologie« erzeugt, welche namentlich durch Ad. Kuhn, R. Roth, M. Müller, Grassmann, W. H. Roscher u. a. ausgebildet ist. Man glaubte in den oft sehr durchsichtigen Naturmythen des Veda den Schlüssel nicht nur der indog. Mythologie, sondern auch des Ursprungs der indog. Götter gefunden zu haben, und deutete dieselben nach stoischer und neuplatonischer Art mittelst Natursymbolik oder noch einfacher als missverstandene Poesie der Urzeit (M. Müller). Vielfach operirte man mit sehr kühnen Etymologien und Gleichungen,

die bei fortgeschrittener Forschung fast sämmtlich aufgegeben werden mussten: die eigenartigen religiösen Anschauungen der Arier wurden auf die indog. Urzeit übertragen, die Sucht nach Mythendeutung à tout prix führte zu den grössten Willkührlichkeiten. Noch bedenklicher war die Ignorirung der historischen Entwickelung der einzelnen Mythen, ihrer localen und religiösen Elemente und ihres Zusammenhangs mit dem Gedankenkreis des Einzelvolks, aus dem heraus sie zunächst begriffen werden müssen. In zahlreichen Fällen ist die in den Mythen gesuchte Natursymbolik nur scheinbar vorhanden oder sekundär in sie hineingetragen, wie sehr vielfach in den vedischen und ebenso in den aegyptischen Mythen, sie ist ein primitiver Deutungsversuch so gut wie die bei den Griechen seit dem fünften Jahrhundert aufkommenden Mythendeutungen [das ist auch für die STEINTHAL'sche Auffassung des Mythus in weitem Umfang verhängnissvoll]. Dass manche mythische Erzählungen mit Naturvorgängen nichts zu thun haben, sondern Mährchen sind, ist neuerdings vielfach betont. Vor allem wichtig aber ist der von der vgl. Mythologie ignorirte Zusammenhang, in dem jeder ächte Mythus mit dem Cultus steht. Methodisch war daher die vor allem durch O. MÜLLER begründete griechische Mythenforschung (neben ihm wäre namentlich BUTTMANN zu nennen) viel weiter vorgeschritten als die »vergleichende Mythologie« und hat sich mit Recht principiell gegen diese ablehnend verhalten; sie kann jetzt trotz mancher namhafter Vertreter als grossentheils überwunden gelten. Doch bleiben zahlreiche Einzelergebnisse bestehen (§. 32), die jene hätte berücksichtigen müssen, und auch die jetzt herrschende, im allgemeinen berechtigte Reaction hat sich gelegentlich vor Unterschätzung des gemeinsam indog. Guts zu hüten. Der Hauptfehler aber der vgl. Mythologie wie jeder speciellen Mythenforschung ist, dass bei ihr die Religion und ihr wichtigstes Element, der Cultus, durchaus zu kurz kommt. Die Mythologie ist ein Appendix der Religion so gut wie die Theologie, nicht die Hauptsache. — Ob das Wort deivo schon in der Urzeit die Bedeutung »Gott« gehabt hat, ist sehr zweifelhaft, da es in mehreren Sprachen, z. B. im Griechischen, fehlt, und in der zarathustrischen Religion sein Sinn in das Gegentheil verkehrt ist. Vielleicht bezeichnete es, wie die arischen Asuren, nur eine besimmte Götterclasse, welche sich später die anderen assimilirt und subsumirt hat. — Auch das Wort bhaga für Gott als »Spender« von Reichthum und Segen gehört der Urzeit an (I, 429).

32. Von den Vorstellungen, welche die Urzeit an die Götterwelt knüpfte, von ihren Versuchen, die Vorgänge in der Natur zu begreifen, lässt sich manches noch erkennen. Durch eine himmlische Speise, die sorgfältig behütet wird, sichern sich die Götter die Unsterblichkeit, vielleicht auch ewige Jugend

(ind. amrta = ἀμβρόσια). Die Sonne wird wohl als ein Ross gedacht, das über den Himmel dahinstürmt. In Wolken und Winden hausen gewaltige zottige Dämonen von Riesengestalt, voll wilden Trotzes und launischen Wankelmuths, aber unbeholfen und täppisch. Auch die Erzählungen vom Erblühen und Hinsterben des Frühlings und vom greisen Gotte des Winters, die wir bei manchen indogermanischen Völkern finden, mögen bis in die Urzeit hinaufreichen. Vor allem aber leben die Lichtgötter mit den bösen Dämonen, den Mächten der Finsterniss und Dürre, in einem ewigen Kampf, der im Gewitter seinen Höhepunkt erreicht — eine Vorstellung, die von den Ariern auf das lebendigste ausgemalt und zur Grundlage ihrer religiösen Entwickelung geworden ist (I, 430). Oder die bösen Dämonen haben den kostbaren Schatz, die regenspendenden himmlischen Kühe, die goldene Wolke geraubt und in weiter Ferne geborgen, und die Lichtgötter müssen ausziehen, sie zu suchen und sie in hartem Kampf oder auch durch kühne List wiedergewinnen — ein Mythus, der in den mannigfachsten Umgestaltungen in den Sagen der Einzelvölker, in der Edda z. B. in der Erzählung von Thors Hammer, bei den Griechen in der Argonautensage wiederkehrt, und auch die Sage vom troischen Kriege beeinflusst hat. Auch andere Sagen und Märchen sind mehreren Einzelvölkern, namentlich den Griechen, Germanen und Persern, gemeinsam, oft mit engen Berührungen selbst im Detail; so die gewaltige Sage von dem Sohne, der auszieht, seinen Vater zu suchen, und nun unerkannt im Kampfe mit ihm zusammenstösst und von seiner Hand den Tod findet oder auch selbst den Vater erschlägt, oder die Sage von dem herrlichen Heldenjüngling, dem nach den ruhmreichsten Thaten ein früher Tod durch Feindestücke beschieden ist. Ob wir es hier mit mythischen Legenden von den Göttern zu thun haben, die später vermenschlicht sind, oder mit rein menschlichen Schöpfungen der Volksphantasie, ob diese Erzählungen durchweg der Urzeit angehören oder ob sie sich selbständig unter dem Einfluss ana-

loger Vorstellungen gebildet haben, wird schwerlich immer mit Sicherheit zu entscheiden sein.

Die Ermittelung des indog. Mythenbestandes wird dadurch noch besonders erschwert, dass sachliche Uebereinstimmungen zwar sehr häufig, Uebereinstimmungen in Namen aber sehr selten und unsicher sind. Und wo sich die Namen berühren, wie bei ind. gandharva = κένταυρος, saranju = Ἐρινύς, trita = Τρίτων, decken sich die Bedeutungen gar nicht, so dass hier wohl lediglich zufällige Anklänge vorliegen. Die Unhaltbarkeit der Gleichungen mit indischen Namen, welche man für Hermes, Apollon, Bellerophontes, Hephaistos, Ilion, Achilleus u. s. w. herangezogen, resp. zum Theil erfunden hat, ist jetzt wohl, abgesehen von engen Kreisen, allgemein anerkannt. — Von den sachlichen Uebereinstimmungen lassen manche keine andere Deutung zu als die Ableitung aus gemeinsamer Wurzel; vielfach aber wird die Annahme analoger Entwickelung richtiger sein, zumal sich nicht selten zeigt, dass auffallende Uebereinstimmungen sich erst im Laufe des geschichtlich verfolgbaren Entwickelungsprocesses herausgebildet haben.

33. Im Mythus tritt uns die Eigenart des indogermanischen Volksthums am greifbarsten entgegen. Aber auch sonst ist dieselbe, namentlich im Gegensatz zu anderen Völkergruppen, wie den Semiten, unverkennbar, so stark auch Kelten und Italiker, Slawen und Griechen, Germanen und Inder in Charakter und Denkweise sich unterscheiden. Eine gewaltige schöpferische Kraft der Phantasie, welche bei aller Kühnheit doch Maass zu halten weiss, und daneben die Gabe des Enthusiasmus können als das charakteristische Erbtheil der Indogermanen gelten. Auf ihnen beruht es, dass die Empfindungs- und Denkweise der Indogermanen zwar schwerlich an Tiefe und Leidenschaftlichkeit, wohl aber an Innigkeit und Naturwahrheit der anderer Völker überlegen ist, dass wie die indogermanischen Sprachen vielseitiger ausgebildet und gestaltungsfähiger sind als irgend welche andere, so auch in der Cultur, in der Fortentwickelung des geistigen Lebens der Menschen indogermanische Völker schliesslich die Führung übernommen und weit ältere Culturvölker überall zurückgedrängt haben. Am stärksten treten uns diese Eigenschaften bei den europäischen Indogermanen entgegen; sie vor allen besitzen eine grössere Natürlichkeit und Unbefangenheit der

Anschauung als die stammfremden orientalischen Culturvölker. Der Orientale ist Herr der Natur, wo er ihr nicht ebenso unbedingt unterthan ist, der Indogermane lebt mit ihr und daher auch mit seinen Göttern auf gleichem Fusse zusammen. Die Wurzeln dieses Gegensatzes, der zu dem Europas und Asiens geworden ist, den wir aber auch empfinden, wenn wir von der Cultur und Poesie Aegyptens oder der semitischen Völker nach Persien und Indien hinübergehen, liegen in dem Geheimniss der Begabung des Volkes, das keine historische Forschung lösen kann. Aber ausgebildet ist er offenbar wesentlich dadurch, dass die altorientalische Cultur überall im schärfsten Gegensatz zu der absoluten Uncultur der Wüstenländer entstanden ist, während die von Indogermanen bewohnten Gebiete, abgesehen von den iranischen Ländern, derartige schroffe Gegensätze nicht kennen. Es kommt hinzu, dass die Indogermanen nicht, wie jene, sich alle Elemente der materiellen Cultur selbst mühsam erringen mussten, sondern sie grossentheils von aussen erhalten haben. Daher hat sich ihre Cultur niemals so sehr wie die jener nach aussen abgeschlossen, sie ist niemals vollständig erstarrt.

Ich möchte auch hier den Hinweis darauf wiederholen, dass jede Charakteristik, und nun gar die einer ganzen Völkerfamilie, nothwendig einseitig ist. Man wird gegen jeden hier vorgetragenen Satz zahlreiche Einwendungen machen können; die charakteristischen Züge müssen immer dem Extrem näher stehn als dem Durchschnitt.

Aelteste Civilisation des Abendlandes.

34. Ueberall auf Erden hat der Mensch aus den früheren Stadien seiner Existenz mancherlei Spuren hinterlassen, Gräber, Wohnstätten und andere Bauwerke, Thonscherben, Waffen u. ä. Die Entwickelung von den primitivsten Zuständen, wo der Mensch sich mit rohen Werkzeugen aus Steinsplittern, Holz und Knochen behalf, bis in die Zeit, wo er Metalle, zunächst das Kupfer und das Gold, zu verwerthen und Gefässe aus Thon zu verfertigen lernte, in denen uns zu-

gleich die Anfänge eines decorativen Stils entgegentreten, diese Entwickelung gehört in die Anthropologie und nicht in die Geschichte. In den Grundzügen ist sie durchweg gleichartig verlaufen, auch auf Gebieten, bei denen irgendwelche gegenseitige Beeinflussung vollkommen ausgeschlossen erscheint, wie z. B. zwischen Europa und Amerika. Die einzelnen Schichten lösen sich ab, ohne dass sich entscheiden lässt, ob das Auftreten einer neuen Culturrichtung durch das Auftreten eines neuen Volkes herbeigeführt ist, oder ob wir es mit einer continuirlichen Entwickelung, mit einer vielleicht auf völlig friedlichem Wege sich vollziehenden Verbreitung einer neuen Anschauung oder Errungenschaft zu thun haben; und ebensowenig lässt sich sagen, ob nicht oft genug mitten in einen Zeitraum, der uns in den Funden völlig gleichartig erscheint, die gewaltigsten ethnographischen Umwälzungen fallen. Die vorhandenen Unterschiede zwischen einzelnen Gebieten, z. B. die in Seegebieten und Flussthälern vielfach vorkommende Ansiedelung auf Pfahlbauten, beruhen auf localen, nicht auf nationalen Differenzen; und da nicht nur jedes äussere Zeugniss, sondern auch jede Individualität fehlt, ist der oft unternommene Versuch, irgend eine Gruppe aus der uniformen Masse herauszugreifen und mit einer bestimmten Nationalität zu verbinden, nothwendig illusorisch (§. 29).

Gegen die hier ausgesprochenen Sätze ist von Anthropologen und noch mehr von Archäologen sehr viel verstossen; das hat auf dem Gebiet der ältesten griechischen und italischen Geschichte zu den wirrsten Phantasien geführt. Alle Geschichte zeigt, dass Wechsel des Stils, der Lebenseinrichtungen, der Sitte und Religion mit Wechsel der Bevölkerung nichts zu thun hat. Auch verschiedene Bestattungsweise, oder ein Wechsel zwischen Verbrennen und Begraben der Leichen, kann wohl, aber muss nicht nothwendig auf Bevölkerungsverschiedenheit beruhen. Wer das nicht zugeben will, denke sich, wir besässen für die Geschichte Italiens von der röm. Kaiserzeit bis zur Renaissance lediglich die Monumente. Nach den hier bekämpften Grundsätzen würde ein jäher Bevölkerungswechsel überall da statuirt werden, wo alles in vollster Continuität verlaufen ist, z. B. beim Beginn der christlichen Baukunst und beim Aufkommen der Gothik, dagegen von den wirklichen Umwälzungen, dem Eindringen der Gothen, Byzantiner, Langobarden, Franken, würde nichts

zu erkennen sein. — Im übrigen ist die Voraussetzung der Combinationen der Prähistoriker, eine höhere Cultur, die eine niedere ablöst, müsse das Erzeugniss einer höher begabten Bevölkerung sein, welche erobernd vordringe und die älteren Bewohner ausrotte oder unterjoche, historisch sehr bedenklich. Die cultivirteren Völker sind nicht die Sieger — denn die Analogie der Griechen, der Römer, der modernen Europäer ist hier nicht anwendbar —, sondern die Unterliegenden; fast ausnahmslos sind die Eroberer rohere, aber kräftigere Völkerschaften, die sich das Culturland unterwerfen und dann allmählich und mit Modificationen die Cultur der Besiegten aneignen, so die Hyksos, Perser, Germanen, Skythen, Hunnen, Mongolen, Araber, Berbern, Türken u. s. w. (vgl. Ibn Chaldun). In der »vorhistorischen« Zeit wird es ebenso gewesen sein.

35. Wohl aber lässt sich die Frage aufwerfen, in wie weit eine gegenseitige Beeinflussung auch über grössere Gebiete hin stattgefunden hat. An sich ist es höchst wahrscheinlich, dass z. B. die Gewinnung und Verarbeitung der Metalle nur an wenigen Punkten zuerst entdeckt worden ist und von hier aus sich weithin verbreitet hat. Gebiete, in denen kein Kupfer oder Gold vorkommt, können ihren Bedarf nur durch Handel mit den Nachbarn gewonnen haben. Im weitesten Umfange gilt das später vom Zinn, als an Stelle des ungemischten Metalls die Bronze tritt. Aber auch Erfindungen wie die Drehscheibe werden nicht überall selbständig gemacht, sondern von einem Volk dem anderen übergeben sein. Auch in den »vorgeschichtlichen« Zeiten sind die Formen des Lebens nicht auf den engen Kreis eines Volkes beschränkt geblieben. Nicht nur die Gleichartigkeit der Verhältnisse, sondern auch der Verkehr wirkt auf die Ausbildung einer allgemeineren, über weite Gebiete verbreiteten materiellen Cultur hin. Um so schwerer ist im einzelnen Falle zu entscheiden, ob ein bestimmter Typus an verschiedenen Stellen gleichmässig geschaffen ist oder von einem Centrum aus sich verbreitet hat. Bei der durch den Gebrauch polirter Steinwaffen und das erste Auftauchen kupferner und bronzener Geräthe charakterisirten Cultur tritt das besonders deutlich hervor. Sie ist über den ganzen Norden und Westen Europas und Nordafrikas verbreitet und reicht zum Theil bis an, ja bis

in den Anfang der geschichtlichen Zeit hinab. Ihr augenfälligstes Erzeugniss sind die grossen, ursprünglich mit einem aufgeschütteten Tumulus überdeckten Steingräber (Dolmen) und die zugehörigen Steinkreise (Cromlechs). Sie finden sich ganz ähnlich auch in Palaestina, in Indien und anderen Theilen Asiens; das lydische Tumulusgrab (I, 409) ist ihre directe Fortsetzung. Diese Gräber sind die Erzeugnisse einer gleichartigen Cultur; und wenn wir sie gleichmässig und in derselben Culturschichte in Skandinavien, Deutschland, Frankreich, Apulien, Spanien und dem nordwestlichen Afrika finden, so ist es weit wahrscheinlicher, dass sich hier eine Idee von einem Mittelpunkt aus verbreitet hat, wie später der gothische Dom, als dass dieselbe Erscheinung überall spontan entstanden ist. Ebenso sind manche überall gleichartige Formen der Thongefässe und ihre Verzierung mit eingeritzten linearen Ornamenten zu beurtheilen, aus der sich allmählich ein vollständiges System geometrischer Decoration gebildet hat. Auch hier fehlt es nicht an Analogien bei den verschiedensten Völkern, zwischen denen eine Verbindung undenkbar ist. Aber auf beschränkteren Gebieten und bei auffallender Uebereinstimmung im Detail ist man historische Beeinflussung anzunehmen gezwungen. Diese Thatsache hat nichts Ueberraschendes: bei den stärksten nationalen und selbst religiösen Gegensätzen können sich die Völker niemals völlig gegen einander abschliessen. Man bedenke, wie rasch sich der Tabak über Europa und den ganzen islamischen Orient verbreitet hat und zum Gemeingut der verschiedenartigsten Völker geworden ist. Wenn der Austausch in älterer Zeit vermuthlich langsamer verlaufen ist, so sind dafür auch die Zeiträume, die wir für jede Epoche der Culturentwickelung ansetzen müssen, um so grösser. Auch ein primitiver Seeverkehr hat jedenfalls schon in sehr früher Zeit bestanden, zumal in Gebieten, die sich so nahe liegen, wie die Küsten von Kleinasien, Griechenland und Italien mit den vorliegenden Inseln. Einzelne Spuren, die darauf hinweisen, werden auch uns später noch begegnen.

Da ein näheres Eingehen auf die vorgeschichtliche Zeit ausserhalb der Aufgaben dieses Buchs liegt, gehört auch eine Uebersicht der Literatur nicht hierher. Neben vielem anderen habe ich besonders das Werk von E. Cartailhac, Les âges préhistoriques de l'Espagne et du Portugal, 1886, mit Einleitung von A. de Quatrefages, benutzt. Der Verf. vergleicht durchweg die Denkmäler des übrigen Europas und verfährt mit sehr berechtigter Reserve; dagegen fehlen ihm, wie so vielen Prähistorikern, gründliche geschichtliche und archäologische Kenntnisse, so dass die Thatsachen oft nicht in den richtigen Zusammenhang gebracht sind. Vgl. §. 104 Anm. Im übrigen ist vor der weitverbreiteten Neigung zu warnen, die prähistorischen Funde in ein zu hohes Alter hinaufzurücken und künstlich von den Anfängen der geschichtlichen Zeit zu trennen.

II. Die Stämme Griechenlands.

Die Balkanhalbinsel und ihre Bewohner.

36. Die Geschichte Europas beginnt an den Küsten des aegaeischen Meeres. Die Volksstämme, welche in seinem Bereich wohnen, sind sämmtlich Indogermanen. Erst im Innern Kleinasiens, in den Thälern des Tauros von dem Solymerlande Milyas bis nach Kilikien und ebenso in den nordwestlichen Gebirgen vom Kaukasos bis zum Iris treffen wir Völker fremden Stammes (I, 245. 246). War auch im westlichen Kleinasien und auf der Balkanhalbinsel vor den Indogermanen eine fremde Bevölkerung vorhanden, so ist sie entweder ausgerottet oder in die Sieger aufgegangen, ohne Spuren zu hinterlassen. Zwar erscheint in den Erzählungen der Griechen seit den ältesten Logographen ein Urvolk der Pelasger, das im Peloponnes, in Thessalien und Epirus und in anderen Gebieten Griechenlands gewohnt, auch nach der Westküste Kleinasiens hinübergedrängt und nach Einigen auch nach Italien gekommen sein soll, wo Pherekydes die Oenotrer und Peuketier, Hellanikos die Etrusker aus ihm hervorgehen lässt. Die Nationalität dieses Volkes zu ergründen hat die alte wie die moderne Forschung sich ebenso eifrig wie erfolglos abgemüht. Weit verbreitet

ist die Meinung, es habe sich hier die Kunde von einer vorgriechischen und vielleicht vorindogermanischen Bevölkerung erhalten. Aber in Wirklichkeit hat das Urvolk der Pelasger niemals existirt; leibhafte Pelasger hat es nur in Thessalien gegeben, in der fruchtbaren Peneiosebene, die bis in die späteste Zeit ihren Namen bewahrt hat, und nicht der mindeste Grund liegt vor, diese Pelasger für etwas anderes zu halten als für einen griechischen Volksstamm. Sie lebten, so scheint es, in fortwährendem Hader mit ihren südlichen Nachbarn, den Hellenen von Phthia, und sind frühzeitig den eindringenden Thessalern erlegen. So kam die genealogische Poesie dazu, ihren Eponymos, den »erdgeborenen Pelasgos«, zum Stammvater der Menschen zu machen. Da die Arkader für die ältesten, niemals gewanderten Menschen galten, musste Pelasgos ihr Ahnherr sein und wurde dem arkadischen Stammbaum vorgeschoben, mit dem er der Sache nach nicht das mindeste zu thun hat. Dadurch, dass der Name »das pelasgische Argos«, der die thessalische Ebene bezeichnete, auf die peloponnesische Stadt übertragen und auch hier vom Verfasser des Danaidenepos ein Urkönig Pelasgos geschaffen wurde, dass dann Hekataeos den Namen der Burgmauer Athens, Pelargikon, in Pelasgikon umwandelte und diese Mauer für einen Pelasgerbau erklärte, dass er weiter die so gewonnenen attischen Pelasger mit den Tyrsenern von Lemnos zusammenwarf, ist der Glaube entstanden, in vorgriechischer Zeit seien die Pelasger ein weithin verbreitetes Volk gewesen. Hellen, der Sohn des Deukalion, durch den erst ein hellenisches Volk in die Welt gekommen war, hatte nach Ausweis der Stammbäume keineswegs in sehr alter Zeit gelebt; viele der berühmtesten Stammbäume, z. B. die von Argos und Athen, gingen nicht auf ihn, sondern auf weit ältere Ahnen zurück. Daraus schloss man, dass diese Herrschergeschlechter und auch ihre Unterthanen keine Hellenen gewesen seien. Hier bot sich der Pelasgername von selbst, und ganz consequent folgerten Hekataeos, Herodot, Hellanikos, dieselben müssten Barbaren gewesen sein. Freilich widersprach das der gewöhnlichen Auffassung durchaus (Herod. I, 56);

besonnener machten daher Aeschylos und Thukydides den Namen Pelasger lediglich zu einer älteren, später durch (Danaos und durch) Hellen und seine Söhne verdrängten Bezeichnung der Griechen. Zwischen diesen beiden Auffassungen haben seitdem die antiken wie die modernen Forscher hin und her geschwankt. Sie haben das von ihren Vorgängern gesammelte Material durch neue Combinationen in der buntesten Weise zu erweitern gesucht; aber sie alle waren gleichmässig von dem Glauben beherrscht, das, was uns Aeschylos und die Logographen erzählten, was für Herodot bereits ein Problem war, das er nicht durch Berufung auf Ueberlieferungen, sondern durch eingehende Discussion und kühne Hypothesen zu lösen sucht, seien wirkliche Traditionen über die urälteste Zeit Griechenlands; sie alle haben unterlassen, diese auf ihren Ursprung hin zu prüfen und die Frage aufzuwerfen, ob ihnen wirklich geschichtlicher Werth zukomme. Diese Frage kann bestimmt verneint werden, und damit verschwinden die Pelasger als selbständiges Volk aus der Geschichte und Ethnographie des Alterthums.

Die Begründung der hier vorgetragenen Ansicht s. in meinen Forschungen Bd. I. — Ueber die Leleger und Karer s. §. 38.

37. Die Geschichte kennt auf der Balkanhalbinsel drei grosse Volksstämme: im Süden die Griechen, im Westen am adriatischen Meer die Illyrier, im Osten im Gebiet des Balkan und seiner südlichen Ausläufer, sowie im Donautiefland bis an die Karpathen die Thraker. Zwischen Illyriern und Griechen sitzen die epirotischen Völkerschaften, die bei den Alten von ihren Nachbarn scharf geschieden werden. Sie waren also wohl ein besonderer, wenn auch vielleicht den Illyriern verwandter, Volksstamm, der seine Eigenart auf die Dauer nicht zu behaupten vermocht hat: seit der hellenistischen Zeit hat die herrschende griechische Cultur die einheimische Bevölkerung vollständig absorbirt. Die illyrische Sprache hat sich im heutigen Albanesischen erhalten. Sie ist zwar von griechischen und lateinischen Elementen stark überwuchert, erweist sich aber, entgegen den früher verbreiteten Annahmen, als ein selbständiges Glied des indogermanischen

Sprachstammes, das mit dem Griechischen keineswegs in besonders nahen Beziehungen steht. Das Thrakische ist vollständig ausgestorben, nur eine Anzahl Glossen sind uns erhalten, die seinen indogermanischen Charakter bezeugen. Nach den Angaben der Alten sind die Phryger und Armenier aus Thrakien ausgewandert (I, 250), und in Orts- und Stammnamen (Mygdonen am Strymon und am Rhyndakos, thrakische Bryger in Makedonien und Phryger, Moeser und Myser u. ä.), sowie in der Religion tritt vielfach eine enge Beziehung zwischen Thrakern und Kleinasiaten hervor. Auch an sich ist es in hohem Grade wahrscheinlich, dass die Indogermanen Kleinasiens und Armeniens von Thrakien aus in ihre späteren Wohnsitze gelangt sind. Im einzelnen lässt sich freilich dies Verhältniss bei dem Untergang aller in Betracht kommenden Sprachen nicht bestimmen.

Ueber die Epiroten s. vor allem Strabo VII, 7, 5. 8. Auch bei Skylax bilden die illyrischen Stämme eine Einheit, in welche die Epiroten (Chaoner, Thesproter, Kassopen, Molosser) nicht mit eingerechnet werden. Dass die Epiroten Barbaren sind und nicht griechisch sprechen, sagen Thukyd. II, 68 (von den Amphilochern), 80, 5. III, 111, 7, Ephoros bei Strabo VIII, 1, 3, Strabo selbst VII, 7, 1 fin., [Skymn.] peripl. 445. 451 u. a. ausdrücklich. Den aetolischen Stamm der Eurytanen bezeichnet Thuk. III, 94 als ἀγνωστότατοι γλῶσσαν καὶ ὠμοφάγοι, ὡς λέγονται, König Philipp bei Polyb. XVIII, 5, 8 die zu Aetolien gehörigen Agraeer (426 noch ein selbständiges Volk, Thuk. III, 106. 111. IV, 77), Apodoten (Thuk. III, 94) und Amphilocher als Nichtgriechen (οὐκ ἔστιν Ἑλλάς). Ueber Dodona §. 42. Dass bei den Molossern seit der Zeit des Pyrrhus und vielleicht schon viel früher der delphische (aetolische oder »norddorische«) Gemeindialekt officiell gebraucht wurde, beweist nichts für ihr Griechenthum; mit Unrecht haben die Sprachforscher in den molossischen Inschriften von Dodona (Fick in Bezzenberger's Beiträgen III; GDI. II, 1) einen »epirotischen« Dialekt zu finden geglaubt. Von der Sprache der Epiroten wissen wir in Wirklichkeit gar nichts; aber die gangbare Meinung, sie seien Griechen gewesen, widerspricht allen Zeugnissen des Alterthums. Wer würde ahnen, dass die Japyger ein selbständiger Volksstamm waren, wenn wir nicht die messapischen Inschriften besässen? — Ueber das Albanesische G. Meyer, Albanesische Studien I. II, Essays und Studien 49 ff. — Die auf der Gleichsetzung der Geten mit den Gothen beruhende Ansicht von Jacob Grimm, Gesch. der deutschen Sprache, dass die Thraker Germanen seien, ist jetzt wohl allgemein aufgegeben.

Thrakische Glossen: de Lagarde, Ges. Abh. 278 ff. Fick, Spracheinheit der Indog. Europas. Ueber die Beziehungen zwischen Thrakien und Kleinasien und die Wandersagen, sowie das Problem, welches die Myser in Thrakien Il. N 5 bieten, vgl. Thraemer, Pergamos, S. 286 ff., dessen Ergebnissen ich allerdings nicht überall beipflichten kann. Auch Herodot's Angabe von dem Zug der Myser und Teukrer nach Europa πρὸ τῶν Τρωικῶν VII, 20. 75 [daher sind wohl auch die Paeoner Τευκρῶν τῶν ἐκ Τροίης ἄποικοι V, 13] gehören wahrscheinlich hierher. — Die Bryger sind in der Telegonie (nach Proklos) Feinde und also wohl nördliche Nachbarn der Thesproter.

38. Zwischen Griechenland und Kleinasien existirt keine Grenze; das Meer mit seinen zahllosen Inseln und Buchten scheidet die beiden Continente nicht, sondern verbindet sie zu einer untrennbaren Einheit, durch die wohl vorübergehend eine politische, aber nie eine nationale oder culturelle Grenzlinie gezogen werden kann. Während in der Blüthezeit des Alterthums die europäische Bevölkerung nach Asien hinüberfluthet, haben vorher die Stämme des westlichen Kleinasiens nach Europa hinübergereicht. Auf Rhodos und Kreta ist die Grundlage der späteren Cultur und Religion kleinasiatisch. Von den Kykladen wird berichtet, dass sie vor der Besiedelung durch die Griechen von Karern bewohnt waren, sei es, dass die ionischen und dorischen Colonisten (Herod. I, 171), sei es, dass Minos sie vertrieben habe (Thuk. I, 4. 8). Reste von ihnen haben sich noch bis mindestens ins achte Jahrhundert gehalten. Aber auch auf dem Festland sind wahrscheinlich die Ostküsten ursprünglich im Besitz der Westkleinasiaten gewesen. Die zahlreichen auf -assos und -essos (-ettos) ausgehenden Orts- und Bergnamen in Attika und Boeotien (Sphettos, Gargettos, Sypalettos, Hymettos, Lykabettos, Brilessos, Mykalessos, Teumessos, Keressos, Hyettos, vgl. auch Parnassos, ferner Koressos auf Keos u. a.) scheinen den Beweis dafür zu bewahren; denn derartige Bildungen sind dem ganzen westlichen Kleinasien, sowie Kappadokien geläufig und für dasselbe charakteristisch. Nicht unmöglich ist es, dass auch der Name Karia, den die eine der beiden Burgen von Megara trägt, hierhergezogen werden darf. Bereits im Alterthum scheint

man ähnliche Folgerungen gezogen und die ältesten Bewohner der Inseln auch zu Urbewohnern des europäischen Festlandes gemacht zu haben. Denn so ist es wohl zu erklären, dass in der genealogischen Poesie die Leleger — die wir geschichtlich nur an der Westküste Kleinasiens als einen den Karern nahe verwandten Stamm nachweisen können (I, 252) — als Urbevölkerung in Mittelgriechenland, speciell in Lokris und Akarnanien, in Megara, in Lakonien und Messenien betrachtet, und neben ihnen Karer als älteste Bewohner der argivischen Küstenstädte Epidauros und Hermione genannt werden. Geschichtliche Erinnerung ist in diesen Angaben schwerlich enthalten.

Inschrift aus Praisos auf Kreta in einheimischer Sprache: Comparetti im Museo ital. II, 674, vgl. Staphylos bei Strabo X, 4, 6 und §. 177 A. — Leider habe ich den I, 250 versprochenen Artikel »Kleinasien«, der auch diese Fragen behandeln sollte, bisher nicht ausarbeiten können. Ueber die karischen und die verwandten kleinasiatischen Ortsnamen handelt G. Meyer, Bezz. Beitr. X, 173 ff.; dieselben sind von Pauli, vorgriech. Inschrift auf Lemnos, 1886, mit den analogen griechischen Bildungen zusammengestellt und für eine Pelasgo-Etrusker-Hypothese verwerthet. An die Namen auf -assos schliessen sich vielleicht auch Namen wie Larisa (in Thessalien und Argolis wie an der ganzen Westküste Kleinasiens) und die analogen Bildungen (Amphissa, Argissa, die Flussnamen Kephissos, Ilissos), sowie Pagasai u. ä. an. Weit problematischer ist, ob Namen wie Korinthos, Probalinthos, Zakynthos, Tiryns u. s. w. direct mit den karischen und verwandten Namen auf -anda, -inda u. ä. in Verbindung gesetzt werden dürfen und nicht vielmehr parallele griechische Bildungen sind, zumal sie in Griechenland nicht auf ein abgegrenztes Gebiet beschränkt sind. — Weitere Uebereinstimmungen bei Busolt, Griech. Gesch. I S. 34 Anm. Karer in Epidauros und Hermione: Aristoteles bei Strabo VIII, 6, 15. Ueber die Leleger in Kleinasien vgl. §. 160. In Europa nennt sie Hesiod fr. 136 bei Strabo VII, 7, 2 als λεκτοὺς ἐκ γαίης <λάους?>, die Zeus dem Deukalion verlieh und die von ihrem Könige Lokros den Namen Lokrer erhalten. Darauf gehen alle weiteren Combinationen über Leleger in Mittelgriechenland zurück, namentlich auch die des Aristoteles (bei Strabo l. c.). Ein Urkönig Lelex αὐτόχθων in Lakonien und Messenien: Pausan. III, 1. IV, 1. Apollod. III, 10, 3; in Megara (kommt zwölf Generationen nach Kar S. d. Phoroneus dem Eponymos der Karia aus Aegypten): Paus. I, 39, 6. IV, 36, 1. Die antiken Gelehrten (z. B. Kallisthenes bei Strabo XIII, 1, 59) und ihre modernen

Nachfolger (am wildesten und kritiklosesten DEIMLING, Die Leleger, 1862; KIEPERT, Ber. Berl. Ak. 1861, Lehrb. der alten Geogr. §. 114 hält die L. für eine von den semitischen Karern unterworfene Urbevölkerung) haben diese Daten mit den Nachrichten über die kleinasiatischen Leleger verbunden und zu zahlreichen Combinationen benutzt. Dagegen sticht Herodot's Urtheil, der I, 176 Leleger für einen älteren Namen der Karer erklärt, wohlthuend ab. Auch Thukydides vermeidet den Lelegernamen offenbar mit Absicht. Wer die Entwickelung des Pelasgerbegriffs verfolgt hat, wird Bedenken tragen, den Angaben des genealogischen Epos — das den Lelegernamen in Ionien als den der einheimischen Urbevölkerung kennen gelernt hatte — über Leleger in Griechenland irgend welchen Werth beizulegen. — Homer kennt Leleger nur in Kleinasien.

39. Die gesammte Balkanhalbinsel ist von hohen, in den verschiedensten Richtungen verlaufenden Gebirgsketten durchzogen, die scharf von einander gesonderte Thäler meist von beschränkter Ausdehnung umschliessen. So leistet die Natur des Landes hier mehr noch als anderswo der Zersplitterung der Völker in kleine isolirte Stämme Vorschub. Die grösseren Einheiten der indogermanischen Zeit sind überall verschwunden, zahlreiche kleinere Stämme und selbständige Gauverbände an ihre Stelle getreten. Grössere Völkerschaften und Ansätze zu umfassenderen staatlichen Bildungen finden wir nur im Donautiefland (Triballer, Geten) und im Hebrosgebiet (Odrysen). Im übrigen aber umschliesst die Halbinsel Gegensätze der schärfsten Art. Der nördliche Hauptheil ist eine grosse, nach aussen ungegliederte Landmasse, hafenarm, zwar vom Meere umspült, aber doch mit ihm fast ohne Verbindung, selbst an der buchten- und inselreichen nordillyrischen Küste, wo das Festland steil und unzugänglich aus der stürmischen unwirthlichen Adria aufsteigt. Nach Norden geht die Halbinsel ohne irgendwelche natürliche Abgrenzung in den Continent über. Das Land liegt jeder eindringenden Barbarenschaar schutzlos offen. Nach Süden dagegen ist es abgeschlossen. Obwohl in nächster Nähe des Hauptstromes der Mittelmeercultur, bleibt es doch von ihr völlig unberührt, und noch jetzt ist es das am wenigsten zugängliche und erforschte Land Europas. Dem entspricht seine Stellung in der Ge-

schichte. Völkerwanderungen haben sich oft genug über die illyrischen und thrakischen Landschaften ergossen, aber geschichtliches Leben und höhere Cultur haben sich niemals hier entwickelt. Von allen indogermanischen Völkern, abgesehn etwa von den Balten, haben die Illyrier und Thraker die geringste Rolle in der Geschichte gespielt, nicht weil sie nicht auch an sich culturfähig gewesen wären, sondern weil ihr Land sie von jeder Culturbewegung ausschloss. Der gesammte Strom der griechischen und hellenistischen Geschichtsentwickelung geht an ihnen vorüber, ohne mehr als die äussersten Ränder Thrakiens und Illyriens zu streifen; erst die römische Monarchie hat die Civilisation auch ins Innere der Balkanhalbinsel getragen. Dadurch wurde zugleich das Volksthum der Thraker und Illyrier untergraben. Die Völkerwanderung, der Einbruch der Slawen und der Einfluss von Byzanz haben den Untergang der thrakischen Nation vollendet; und wenn die Albanesen sich wenigstens auf einem Theil ihres Gebietes behauptet und einen beträchtlichen Theil des alten Hellas hinzugewonnen haben, so beruht ihre geschichtliche Bedeutung doch nur darauf, dass sie völlig in das Griechenthum eingegangen und das eigentliche Ferment der neuerstehenden griechischen Nation geworden sind.

40. Aber an diesen Rumpf setzt sich ein Ausläufer von ganz anderem Charakter. Die Zersplitterung, der schroffe Wechsel hoher Berge, tief eingeschnittener Thäler, kleiner fruchtbarer Ebenen herrscht auf der griechischen Halbinsel in noch weit gesteigerterem Maasse und bewirkt eine stets fortschreitende Zerspaltung in kleine und kleinste Stämme, wie sie sonst im Bereich der indogermanischen Völker nirgends ihres Gleichen hat. Aber zugleich dringt das Meer von allen Seiten ein, eine bunte Inselwelt ist den nach Ost und West geöffneten Buchten vorgelagert und schlägt die Brücke nach Italien wie nach der kleinasiatischen Halbinsel. Auch auf dieser geht das abgeschlossene Hochland des Inneren in ein lebendig gegliedertes Küstengebiet über, in dem fruchtbare Flussthäler — nur von weit grösseren Dimensionen als in Griechenland — mit steilen

Bergketten wechseln. Der verschwisterten Halbinsel streckt das asiatische Festland zahlreiche Golfe und Inseln wie Arme entgegen. Es ist die mannigfaltigste und belebteste Gliederung, welche die Erdoberfläche kennt. So ist das griechische Volk auf ganz andere Bahnen gewiesen als seine nordischen Nachbarn. Seine Heimath ist mitten hineingestellt in die Bahn der Cultur, die von Osten nach Westen vorschreitet, dazu geschaffen, sie aufzunehmen, zu gestalten und weiterzugeben. Die weltgeschichtliche Mission, die das griechische Volk zu erfüllen berufen war, ist aus der Natur seiner Wohnsitze erwachsen und wäre ohne sie nie erfüllbar gewesen. Zugleich aber war auch das Verhängniss der griechischen Nation in der Natur seines Landes vorgezeichnet: die Zerrissenheit in zahllose selbständige Cantone, welche zwar die grösste Vielseitigkeit der Entwickelung gestattet, aber jeden Zusammenschluss der Nation zu einer festen politischen Einheit und damit zugleich die dauernde Behauptung der errungenen Stellung im Kampfe mit den feindlichen Nachbarmächten unmöglich gemacht haben.

Freilich ist in der Natur eines Landes nur die Möglichkeit, aber nicht die Nothwendigkeit einer Entwickelung vorgezeichnet. Von dem Zusammenwirken all der unzähligen Factoren geschichtlichen Lebens hängt es ab, ob die natürlichen Bedingungen zur Wirksamkeit gelangen, von der Individualität eines Volkes, ob es überhaupt im Stande ist, sie zu ergreifen und sich ihnen entsprechend zu bilden. In der Geschichte des griechischen Volkes haben sich alle diese Bedingungen vereinigt. Die Anregungen des Orients fielen auf fruchtbaren Boden, die Gunst der äusseren Verhältnisse, das Fehlen jeder beengenden Nachbarmacht gestattete die weiteste Ausdehnung und eine völlig ungehinderte Gestaltung der politischen und nationalen Verhältnisse, und so konnte der im Volke ruhende Keim ureigenster Begabung sich voll entfalten und die Nation zu einem Reichthum geschichtlichen Lebens gelangen, wie er niemals einem anderen Volk beschieden gewesen ist.

Die Individualität eines Volkes, das was es selbst in die Geschichte mitbringt, lässt sich so wenig fassen und erklären, wie die eines Menschen. Sie ist eine, und schliesslich doch immer die wichtigste, Voraussetzung der geschichtlichen Entwickelung. Gerade wer dieser am sorgfältigsten nachgeht und die Entwickelung eines Volkes mit der anderer im einzelnen vergleicht, wird am wenigsten geneigt sein, die Individualität auf eine einfache Formel zu bringen oder gar sie zu eliminiren; er wird sich begnügen zu zeigen, wie sie sich entfaltet hat, welche Einflüsse fördernd, welche hemmend auf sie gewirkt haben.

Die griechischen Stämme.

41. Dass die Griechen von Norden in ihre geschichtlichen Wohnsitze eingerückt sind, ist kaum zu bezweifeln. Im einzelnen wird sich weder die Zeit der Einwanderung, noch ihr Weg jemals erkennen lassen. Wenn von den Neueren Thessalien vielfach als die Wiege des griechischen Volkes bezeichnet ist, so beruht das nur darauf, dass dieses Land in Sage und Religion der aus ihm hervorgegangenen kleinasiatischen Aeoler eine dominirende Stellung einnimmt, und dass der Hellenenname hier seine Heimath hat. Aber ein Drängen und Schieben der griechischen Stämme von Norden nach Süden geht allerdings durch die ganze ältere griechische Geschichte, und wie die Dorier werden wohl auch die älteren Bewohner des Peloponnes einmal weiter im Norden gesessen haben. So ist es wohl zu erklären, dass zahlreiche Ortsnamen, die keine oder wenigstens keine erkennkare appellative Bedeutung haben, an den verschiedensten Stellen des Nordens und Südens in gleicher Weise wiederkehren. So die Flüsse Peneios und Enipeus in Thessalien und in Elis, Asopos bei den Thermopylen, in Boeotien und bei Sikyon, Kephisos in Boeotien, Attika, Argos, die Ortsnamen Theben in Phthia und Boeotien, Orchomenos in Boeotien und Arkadien, Gyrton in Thessalien und Gortys oder Gortyn in Arkadien (und auf Kreta; vgl. Gordynia in Makedonien), Prasiae und Aphidnae in Attika und in Lakonien, Larisa in Thessalien und Argos und zahlreiche andere. Auch die Wiederkehr des Volksnamens Achaeer im südlichen Thes-

salien und an der Nordküste des Peloponnes gehört vielleicht hierher. Zum Theil wenigstens dürfen wir in diesen Namensgleichheiten wohl Spuren alter Wanderungen und Mischungen der Stämme erkennen; ihr Verlauf und ihre Zeit sind freilich daraus nicht zu ermitteln. Auch in der sprungweisen Verbreitung einzelner Culte, in dem Auftauchen desselben Gottes an weit von einander getrennten Stellen, tritt uns die Nachwirkung dieser Bewegungen entgegen, und von hier aus, durch sorgfältige Untersuchung der Geschichte der einzelnen Dienste, liesse sich vielleicht noch einige Aufklärung gewinnen, wenn es auch gerade hier besonders schwer ist, festzustellen, ob ein Gottesdienst bereits der allerältesten Zeit angehört und ob er durch eine Völkerbewegung und nicht vielmehr durch politischen und Handelsverkehr oder durch das wachsende Ansehen seines Namens sich verbreitet hat.

42. Manche Anzeichen weisen darauf hin, dass das Gebiet der Griechen sich in der ältesten Zeit weiter nach Norden erstreckt hat als später. Im Centrum von Epirus ist Dodona eine Cultusstätte der griechischen Götter Zeus und Dione, deren Orakel seit alter Zeit in der Griechenwelt hohes Ansehen geniesst, und während die umwohnenden epirotischen Stämme, Molosser und Thesproter, für Barbaren galten, hat man die Dodonaeer immer als Griechen anerkannt. Auch bei den Thesprotern, denen angeblich das Orakel von Dodona in älterer Zeit gehört haben soll, wird man mit Rücksicht auf die Rolle, die sie in der griechischen Sagengeschichte spielen, und auf die zahlreichen griechischen Namen in ihrem Gebiet (darunter Ephyra), griechische Elemente anzunehmen geneigt sein. Die Thessaler, deren Griechenthum schwerlich bezweifelt werden kann, sind aus Epirus gekommen, der Name der Athamanen im Thal des oberen Inachos, eines Nebenflusses des Acheloos, kehrt in der athamantischen Ebene bei Halos in Phthiotis und bei Akraiphiae in Boeotien wieder, der Name Inachos am Oeta und in Argos. Die Ebene von Dodona heisst nach Hesiod fr. 150 Hellopia ebenso wie Nordeuboea (Herod. VIII, 23, Strabo X, 1, 3), die Priester-

schaft von Dodona führt in der Ilias II 233 den Namen Ἕλλοι; beide können von dem Hellenennamen der Bewohner von Hellas oder Phthia schwerlich getrennt werden. Ganz Epirus ist voll von griechischen Ortsnamen. Das Gebiet der Amphilocher am ambrakischen Meerbusen — deren Sprache von Thukydides II 68 ausdrücklich als nichtgriechisch bezeichnet wird — heisst Argos (d. i. wahrscheinlich Ebene), wie das der Oresten im oberen Makedonien, der Pelasger in Thessalien, der Danaer im Peloponnes. Das alles sind Hinweise darauf, dass Epirus einmal von griechischen Stämmen bewohnt gewesen ist, die allmählich bis auf einzelne Reste den nachrückenden Epiroten den Platz geräumt haben. So mag Epirus schon im Alterthum eine ähnlich gemischte Bevölkerung gehabt haben, wie gegenwärtig.

Ueber Dodona und die Hellen (nicht Sellen) s. m. Forschungen I, 37 ff. Die Dodonaeer Griechen: Herod. II. 56. IV. 33; das Orakel wird zu allen Zeiten griechisch geredet haben. Dass der Zeus von Dodona Il. II 233 als »pelasgischer« bezeichnet wird, ist vielleicht ein Anzeichen, dass die Pelasger Thessaliens gleichfalls Beziehungen zu Epirus hatten. Auf Grund der Gleichung Ἑλλοί = Ἕλληνες ist auch der Urhellene Deukalion und seine Fluth von Thessalien nach Dodona versetzt (Plut. Pyrrh. 1. Aristot. meteor. I, 14); ihm ist der Name Γραικοί gefolgt, den nach späterer Meinung die ältesten Griechen geführt haben sollten (Apollod. I, 7, 3 u. a.), der aber in Wirklichkeit nichts anderes ist als der den Griechen bekannt gewordene Name, mit dem sie in Italien bezeichnet wurden (§. 302). Mit Unrecht haben die Neueren hierin eine Nachricht über die urälteste Zeit des griechischen Volks gesucht, s. dagegen Niese, Hermes XII, Busolt, Griech. Gesch. I, 43 ff. — Ueber Ἄργος vgl. Appian. Syr. 63. Strabo VIII, 6, 9: ἄργος δὲ καὶ τὸ πεδίον λέγεται παρὰ τοῖς νεωτέροις, παρ' Ὁμήρῳ δ' οὐδ' ἅπαξ· μάλιστα δ'οἴονται Μακεδονικὸν καὶ Θετταλικὸν εἶναι. Steph. Byz. s. v. ἄργος σχεδὸν πᾶν πεδίον κατὰ θάλασσαν. Die Behauptung, dass die Namen Larisa und Argos »pelasgisch« seien, entbehrt jeder realen Grundlage.

43. Aehnlich liegen die Dinge in Makedonien. Die Küstenlandschaften, die emathische Ebene und die Landschaft Pierien am Fuss des Olymp, waren von Thrakern besetzt, mit denen die Griechen hier zuerst in nähere Berührung gekommen sind. Aber die Makedonen in den Randgebirgen der Ebene zwischen

Haliakmon und Axios waren keine Thraker. Sie galten zwar den Griechen als Barbaren, aber in den Stammbäumen werden sie an Deukalion und Aeolos angeknüpft, Herodot (I, 56. VIII, 43) bezeichnet die Dorier, als sie im Pindos sassen, als »makednisches«, d. i. offenbar makedonisches Volk. Die uns erhaltenen makedonischen Glossen erweisen sich grösstentheils deutlich als einem griechischen Dialekt angehörig. Wenn bei den Makedonen zur Zeit Philipp's der Adel ἑταῖροι hiess, wie die Gefolgschaft der Fürsten bei den Griechen in der homerischen, aber nicht mehr in der späteren Zeit, so kann das Wort nicht zur Zeit der beginnenden Hellenisirung Makedoniens entlehnt, sondern muss seit Alters einheimisch sein; das gleiche gilt von zahlreichen Eigennamen, wie z. B. Πτολεμαῖος. Offenbar sind die Makedonen ein in den älteren Wohnsitzen zurückgebliebener Theil des griechischen Volkes, der die Verbindung mit dem Haupttheil der Nation fast völlig verloren hat und desshalb nicht zu ihr gerechnet wird. Auch von den Bewohnern des oberen Makedoniens, z. B. den Oresten (»Bergleuten«) im Thalkessel des oberen Haliakmon, dem orestischen Argos, wird dasselbe gelten.

Sammlung der makedonischen Glossen: Sturz, De dial. Maced. et Alexandrina 1809, S. 33 ff. Erklärung: Fick in Z. f. vgl. Sprachforschg. XXII. Für Illyrier erklärte die Makedoner O. Müller, Ueber die Wohnsitze, die Abstammung und ältere Gesch. des mak. Volks 1825 (vgl. Dorier I, 2 ff.), für Griechen Abel, Makedonien vor König Philipp. — Magnes und Makedon Söhne des Zeus von Deukalions Tochter Thyia: Hesiod fr. 23; Makedon S. d. Aiolos: Hellanikos fr. 46; Makednos oder Makedon S. d. Lykaon (ebenso wie Thesprotos): Apollodor III, 8, 1. Steph. Byz. Ὠρωπός. Aelian. hist. an. X, 48 [Daher sind die Makedonen Pelasger: Justin. VII, 1, Aeschyl. Suppl. 255]; Makedon γηγενής: [Scymn.] peripl. 620.

44. Noch weiter führt uns vielleicht die eigenartige Bildung der Volksnamen mit dem Suffix -op(s), welche in diesen Gebieten ganz geläufig, aber auch über das übrige Griechenland verbreitet ist. Im oberen Makedonien finden wir die Almōpen und Deuriopen, in Epirus die Kassopen oder Kassopaeer, und die Landschaft Hellopia (§. 42), im Pindus die Doloper, die später auch auf der Insel Skyros wohnen, am

Oeta die Dryoper, die in der Folgezeit in den Peloponnes gelangt sind. Den Namen des attischen Urkönigs Kekrops, den Namen Mopsopia, den Attika einmal getragen haben soll, wird man von dieser Reihe so wenig trennen können, wie den des Pelops, des Eponymus der Pelopsinsel, während es zweifelhaft bleibt, ob Namen wie Europos (Ort in Makedonien, Fluss in Thessalien), Oropos, Alope (in Phthiotis und Lokris), Mopsion (in Thessalien) u. a. hierher gehören. Jedenfalls haben wir es mit einer alten weitverbreiteten, ihrer Bedeutung nach freilich völlig dunklen Namensbildung zu thun, die auch in dem früh verschollenen Worte μέροπες »Menschen« vorliegt, das sich in der homerischen Dichtersprache noch in stereotypen Formeln erhalten hat. Danach ist es kaum zweifelhaft, dass hier eine griechische Bildung vorliegt: und wenn auch die meisten der hier genannten Völker (z. B. auch die Doloper auf Skyros) den Späteren für Barbaren galten, so ist doch Hellopia von den Hellenen nicht zu trennen; die Doloper sind Mitglieder der pylaeischen Amphiktyonie und werden von Herodot VII, 132 zu den Griechen gerechnet, und die Dryoper von Karystos, Hermione und Asine können kaum Nichtgriechen gewesen sein. Einen klaren Einblick in den ethnischen Zusammenhang, den uns diese Namen verrathen, können wir allerdings auch hier nicht gewinnen. — Andererseits steht nichts der Annahme im Wege, dass zwischen den Griechen in alter Zeit auch Reste stammfremder Völkerschaften gesessen haben. Wenn die Sagen, welche von Thrakern im phokischen Daulis und in Eleusis erzählen, irgendwelchen historischen Kern enthalten — was freilich nicht ausgemacht ist —, so hat das an sich nichts Auffallendes, und gar kein Grund liegt vor, diese Thraker und gar die Thraker von Pierien gewaltsam zu einem verschollenen griechischen Stamm zu stempeln.

Das Wort μέροπες (Wurzel mar sterben?) muss sich auf Kos (bei thessalischen Colonisten?) noch länger erhalten haben, so dass es den Späteren als Name der Urbevölkerung der Insel (Κῶς ἡ Μεροπίς) gilt. Μοψοπία findet sich in der hellenistischen Zeit für das älteste Attika

nicht selten. s. Steph. Byz. s. v. Suidas s. v. Εὐφορίων. Lykophron 1340. Strabo IX, 1, 18. 5, 22. Nach Plin. V, 96 war es dagegen der älteste Name Pamphyliens (wegen des Propheten Mopsos). Ob die mythischen Volksnamen Αἰθίοπες und Κύκλωπες (vgl. auch Κέρκωψ) hierher gehören, ist fraglich; vgl. ferner den Namen Χάροψ Il. Λ 426. B 672 und den lakonischen Heros Ἴοψ Pausan. III, 12. 5. — In Deuriopos liegt eine Stadt Alalkomenae, Strabo VII, 7, 9, wie in Boeotien und auf Ithaka. — Der Ursprung des Namens Πελοπόννησος ist dunkel; bei Homer findet sich nur der Eponymos Pelops. Stammt der Name von den Doriern? — Dass Eumolpos von Eleusis als Thraker gilt, ist vor Euripides nicht nachweisbar (der Hymnus auf Demeter weiss z. B. nichts davon) und beruht vielleicht auf späteren Combinationen. Vgl. Hiller v. Gaertringen, De Graecorum fabulis ad Thraces pertinentibus 1886. Ueber den Thraker Tereus von Daulis s. vor allem Thuk. II, 29. Daran knüpfen die meisten Erzählungen von Thrakern in Phokis und Boeotien und ihren Kriegen mit den Nachbarn, z. B. Hellanikos fr. 71, Ephoros bei Strabo IX, 2, 3 f., die natürlich keinen historischen Werth haben. Ohne zureichenden Grund wollte O. Müller (Orchomenos 370 ff. und sonst), dem von Neueren v. Wilamowitz, Kydathen 129, folgt, diese Thraker, und nun gar die pierischen, zu einem griechischen Volk machen, dessen Name auf die Barbaren Thrakiens übertragen sei. Der Musendienst, der am Olymp und am Helikon heimisch ist, scheint allerdings thrakischen Ursprungs zu sein, vgl. Strabo IX, 2, 25. X, 3, 17; daher die thrakischen Sänger wie Thamyris, Il. B 595. Aber daraus braucht noch nicht mit A. v. Gutschmid, Fl. Jahrb. 1864. 665 ff., dem Helbig, Das homerische Epos 7 ff., folgt, auf eine höhere, später zurückgegangene Cultur der Thraker in älterer Zeit geschlossen zu werden, die sich auch daraus nicht ergibt, dass sie bei Homer ebenso bewaffnet sind wie die Achaeer.

45. Von der Vertheilung der griechischen Stämme in der ältesten Zeit lässt sich ein zuverlässiges Bild nur in sehr beschränktem Umfang gewinnen. Grosse Wanderungen haben die ältere Vertheilung der Stämme vielfach verschoben, ein Bild der Urzeit aber ist uns nur in den Schilderungen der Dichtung erhalten. Mit vollem Bewusstsein suchen die Epen alles aus ihrer Schilderung der Völkerverhältnisse fernzuhalten, was jünger ist als die Epoche der Heroenkämpfe, so vor allem die Besiedelung der kleinasiatischen Küsten und die Eroberung des Peloponnes durch die Dorier, ferner die Herrschaft der Thessaler in Thessalien. Mit keinem Worte ist von diesen Ereignissen die Rede — abgesehen von den ziem-

lich jungen Epen, welche eben die Geschichte der dorischen Wanderung und der Colonisation zum Gegenstand haben. Freilich hat sich die Absicht nicht immer durchführen lassen. So reden jüngere Partieen der Ilias von den Eliern; sie betrachten Rhodos und die umliegenden Inseln als griechischen und zwar als heraklidischen Besitz; Odysseus schildert in einer alten Stelle der Odyssee (τ 175) die Völkerverhältnisse Kretas so wie sie zur Zeit der Dichtung waren, u. ä. Auf der anderen Seite verwendet das Epos manche Namen, die nie lebendig gewesen sind. Zum Theil sind sie reine Fictionen, wie die Kureten (die »junge Mannschaft«) und Teleboer (die »Weitherschreienden«) in Aetolien, oder sie sind aus Ortsnamen gebildet und treten in der Dichtung mit dem Anspruch auf, einen selbständigen Stamm zu bezeichnen, so die Kadmeer und Pylier. Auch werden locale Stammnamen auf grosse Gebiete, ja auf ganz Griechenland ausgedehnt, so die der Minyer, Danaer, Argeier, Achaeer. Die Geschlechter des Pelops, des Danaos, des Kadmos werden durch secundäre Sagenentwickelung aus dem Orient abgeleitet und so der Glaube begründet, es seien in der Urzeit Colonisten, ja ganze Völkerschaften aus Lydien, Aegypten, Phoenikien in Griechenland eingewandert. Die in den genealogischen Epen beginnende, von den Logographen fortgesetzte gelehrte Forschung hat die Verwirrung noch vermehrt, indem sie das aus der gesammten Dichtung zusammengetragene Material zu ordnen und zum Theil durch Aufnahme localer Traditionen, vor allem aber durch weitgehende Combinationen zu ergänzen und in authentische Geschichte umzusetzen versuchte. Auf diese Weise sind die Pelasger zu einem durch ganz Griechenland verbreiteten Urvolk geworden. Ebenso hat man die Aeoler und Ionier Kleinasiens als abgegrenzte Völker in das Mutterland zurückversetzt und ihnen hier bestimmte Wohnsitze und zum Theil auch eine längere Geschichte zugewiesen; man hat die verschiedenen angeblichen und wirklichen Wanderungen in pragmatischen Zusammenhang gebracht und das Völkergeschiebe der älteren

Zeit ins Unendliche vermehrt; so sollen, um nur ein Beispiel anzuführen, die Aetoler aus Elis eingewanderte Epeer sein, welche die Kureten nach Akarnanien drängen, und von denen ein Theil nach zehn Generationen wieder als Elier in den Peloponnes zurückkehrt. Diese Angaben und die aus ihnen abgeleiteten Berichte der Späteren können für die Erkenntnis der ältesten Zustände Griechenlands nicht verwerthet werden; bei jeder einzelnen Nachricht muss der ganze Weg, den sie durchlaufen hat, bis zu ihrem Ursprung zurückverfolgt werden, und in der Regel zeigt sich dann, dass sie geschichtliche Kunde durchaus nicht enthält.

Sehr instructiv ist die Vergleichung der geographisch-historischen Voraussetzungen der homerischen mit denen der mittelalterlichen Epen. Analogien zum Markgrafen von Bechelaren und zum Bischof von Passau werden auch bei Homer nicht fehlen. — Ueber die Kadmeer §. 94, Minyer §. 126, Danaer §. 121, Achaeer §. 50. Ueber die Aeoler und Ionier §. 151. 155 f. Wanderungen der Aetoler und Epeer: Ephoros bei Strabo X, 3, 2. VIII, 3, 33, vgl. Pausan. V, 1, 8.

46. Aber auch den Angaben des älteren Epos gegenüber ist Kritik dringend geboten; die Frage muss aufgeworfen werden, ob es wirklich recht hat mit der Annahme, dass die Bevölkerungsverhältnisse der Vorzeit wesentlich andere waren als die der Gegenwart, ob nicht die Wanderungen lediglich Fiction sind und eine Kunde von älteren Zuständen sich nirgends erhalten hat. In der That werden wir sehen, dass manche der überlieferten Wanderungen, vor allem die der Boeoter, sehr problematisch und zum mindesten nicht beweisbar sind. Auch die Realität der dorischen Wanderung ist neuerdings bestritten worden. Weil bei Homer die Bevölkerung und die Herrscherhäuser des Peloponnes andere Namen tragen als in geschichtlicher Zeit, habe man gefolgert, dass das Epos vorgeschichtliche Zustände schildere, und eine grosse Umwälzung als Abschluss der Sagengeschichte construirt. In Wirklichkeit aber lägen den Schilderungen des Epos die gleichzeitigen Zustände zu Grunde; der Glanz Mykenes und mit ihm all die zahlreichen Ueberreste einer gleichartigen Cultur in

Griechenland gehörten der Zeit Homer's an. Diese Ansicht, die sich gegenwärtig ziemlicher Verbreitung erfreut, lässt sich nicht nur durch innere, sondern auch durch zwingende äussere Gründe widerlegen (§ 82): die Blütezeit der mykenischen Cultur fällt in die zweite Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr. Darum könnte aber die dorische Wanderung doch eine Fabel und Mykene und Tiryns alte dorische Herrschersitze sein.

Die Realität der dorischen Wanderung ist bestritten von Beloch, Rh. Mus. XLV, 555; auch Niese, Hist. Z. NF. XXVI, 69. 76 f., hat sie als ganz mythisch bezeichnet. — Von archäologischer Seite hat man mehrfach eine »vorachaeische« Bevölkerung und Cultur des Peloponnes und eine achaeische Einwanderung Jahrhunderte vor der dorischen construirt. Das sind reine Luftgebilde, über die eine Discussion unmöglich ist, da ihnen jede historische Grundlage fehlt.

47. In der That ist die traditionelle Geschichte der dorischen Wanderung historisch vollständig wertlos; sie ist vom Epos geschaffen und den Peloponnesiern octroyirt. Aber so gut wie die traditionelle Geschichte der Eroberung Palaestinas durch die Hebraeer reine Fiction ist und doch Niemand die Thatsache selbst bestreiten wird, kann auch die Eroberung des östlichen und südlichen Peloponnes durch die Dorier historisch sein, wenn wir auch über den Hergang selbst gar nichts wissen. Nun tritt uns bei den Doriern des Peloponnes das Bewusstsein, dass sie Eroberer und in ihren Wohnsitzen nicht von Anfang an heimisch sind, immer lebendig entgegen — ganz anders als etwa bei den Boeotern oder den Römern, die ja auch nach der Sagengeschichte aus der Fremde gekommen sein sollen. Unser ältester Zeuge, Tyrtaeos, redet davon als von einer allen seinen Hörern zweifellosen Thatsache: „Zeus selbst hat den Herakliden diese Stadt geschenkt, mit denen zusammen wir den windigen Erineos (in Doris) verlassen haben und in die weite Pelopsinsel gekommen sind“; und nie hat man bezweifelt, dass der dorische Urkönig Aegimios weit im Norden, in Thessalien oder am Oeta, geherrscht hat (vgl. Pindar Pyth. 1, 120. 5, 94). Die Ausmalung der Eroberungs-

geschichte konnte man wohl aus der Fremde recipiren, aber die Thatsache selbst konnte nicht so vollständig ins Bewusstsein übergehen, wenn sie nicht auf geschichtlicher Erinnerung beruhte, die fortwährend durch ihre Nachwirkung in den Zuständen der Gegenwart wachgehalten wurde. Ebensowenig lässt es sich erklären, dass das Epos die dorische Herrschaft im Peloponnes geflissentlich ignorirt und an Stelle der Dorier Achaeer (Danaer, Argeier) als seine Bewohner nennt, wenn dem nicht eine historische Thatsache zu Grunde lag. Denn der Doriername ist nicht etwa wie der der Aeoler und Ionier erst bei den kleinasiatischen Kolonisten entstanden: er ist im Quellgebiet des Kephissos heimisch, und eine alte Stelle der Odyssee kennt ihn auf Kreta (τ 176 — hier lag kein Grund vor, die alten Verhältnisse künstlich von denen der Gegenwart zu scheiden). Auch ist der Doriername bei den Argivern und Spartanern und ihren Kolonisten immer in ganz anderer Weise lebendig gewesen als etwa der ionische in Attika oder gar der der Aeoler in Boeotien und Thessalien; mit Stolz haben sie sich jederzeit Dorier genannt (vgl. z. B. Pindar, l. c. und fr. 1). Die Anschauung, dass die Dorier im Peloponnes Eindringlinge sind, gehört also zu den Voraussetzungen des Epos, sie ist nicht erst von ihm geschaffen. Schliesslich fehlt es auch nicht an positiven Beweisen dafür, dass der Peloponnes einmal eine nichtdorische Bevölkerung gehabt hat. Die Griechen Cyperns und Pamphyliens sprechen einen Dialekt, der mit dem Arkadischen eng verwandt ist. Mithin muss an den Küsten des Peloponnes einmal nicht dorisch, sondern ein dem arkadischen ähnlicher Dialekt gesprochen sein. Der Gott, den die Spartaner am Taenaron verehren, heisst Pohoidan. Das ist eine correcte lakonische Weiterbildung der arkadischen Form Posoidan; dorisch dagegen heisst der Gott Poteidan (Potidan). Also haben die dorischen Spartaner mit dem Cult auch den Namen des Gottes von einer älteren, den Arkadern verwandten Bevölkerung übernommen. Wir können daher die dorische Wanderung als eine der wenigen zweifellos feststehenden Thatsachen der älteren griechischen Geschichte betrachten.

Mit Absicht habe ich die Argumente, die aus der Culturentwickelung des Peloponnes und dem Unterschiede zwischen der mykenischen und der dorischen Cultur entnommen werden können, hier übergangen, da ihre Tragweite bestritten werden kann, so zwingend sie mir auch zu sein scheinen. — Auf Kreta findet sich in Lato Ποσειδαν CJG. 2554, 179. in Lebena Ποτειδαων, Mus. ital. III, 727. — Auch der Name Στενύκλαρος in Messene gehört sicher der vordorischen Bevölkerung an (Dittenberger).

48. Einige Aufschlüsse über die Verteilung der griechischen Volksstämme in der älteren Zeit lassen sich aus den Dialekten gewinnen. Nur ist dabei nicht zu vergessen, dass wir die Dialekte meist erst aus einer von der Urzeit weit abliegenden Epoche kennen, und dass ein grosser Theil ihrer charakteristischen Eigentümlichkeiten sich erst in historischer Zeit entwickelt hat. Indessen lässt sich dieser Mangel einigermassen dadurch ausgleichen, dass Uebereinstimmungen zwischen den Dialekten der Colonien und denen festländischer Gebiete, die mit ihnen in späterer Zeit nicht mehr in näherer Verbindung gestanden haben, wie z. B. zwischen Cypern und Arkadien oder Aeolis und Boeotien, nothwendig der Zeit vor der Colonisation angehören müssen. Im Norden tritt uns eine im wesentlichen einheitliche Gruppe entgegen, die aus den Dialekten von Thessalien (mit Ausschluss von Phthiotis), Boeotien und dem aeolischen von Lesbos gebildet wird. Daraus ergibt sich, das die kleinasiatischen Aeoler aus dem nördlichen Griechenland stammen, und dass das „Thessalische“ nicht die Sprache der von Westen gekommenen Thessaler, sondern der von ihnen unterjochten Urbevölkerung des Landes ist. Auch in der Uebereinstimmung zahlreicher Ortsnamen und Culte tritt die Zusammengehörigkeit Boeotiens mit Thessalien hervor. Diese nördliche Gruppe steht in unläugbarer Verwandtschaft mit dem Arkadischen und Kyprischen, d. h. mit dem ursprünglichen Dialekt des Peloponnes. Auch das Elische scheint Elemente dieses Dialekts zu enthalten. Es ist nicht zu bezweifeln, dass zwischen all diesen Dialekten auch räumlich ein Zusammenhang bestanden hat, der erst im Laufe der Geschichte zerrissen ist, mit anderen Worten, dass der Haupttheil des griechischen Festlands einmal ein einheitliches Sprach-

gebiet gebildet hat, das sich von Thessalien über Boeotien nach dem Peloponnes erstreckte. Sehr deutlich ist dieser Zusammenhang auch daraus erkennbar, dass eine Anzahl alter Worte, wie *ϝάναξ* und *αὐτάρ*, die bei Homer nur noch als Archaismen vorkommen, im Kyprischen und Pamphylischen völlig lebendig sind. Es ist Sprachgut der alten Gemeinsprache, das allen andern Einzeldialekten verloren gegangen ist, während es als traditioneller Bestandtheil der Dichtersprache erhalten blieb.

Im allgemeinen s. die Grammatiken von G. Meyer, Brugmann, Meister, Die griech. Dialekte (Neubearbeitung des Ahrens'schen Werkes) I, II und zahlreiche Einzelarbeiten, namentlich von Fick in Bezzenberger's Beiträgen zur Kunde der indog. Sprachen. Dazu die von Collitz herausgegebene Sammlung der griechischen Dialektinschriften. Insbesondere W. Prellwitz, De dialecto Thessalica 1885, bes. S. 51 ff. und die treffliche Schrift von Collitz, Die Verwandtschaftsverh. der griech. Dial. 1885. Leider kranken mehrere dieser Arbeiten an unhaltbaren historischen Voraussetzungen, die auf unkritischer Verwerthung der griechischen Nachrichten über Stammesgeschichte beruhen; so besonders bei O. Hoffmann, de mixtis graecae linguae dialectis, 1888 [vgl. jetzt seine Griech. Dialekte I, der südachaeische Dialekt, 1891]. — Die Zusammengehörigkeit von Lesbisch (aeolisch), Thessalisch und Boeotisch wird auch von den Alten vielfach betont. Besonders bemerkenswerth ist, dass in allen drei Dialekten, abweichend von allen übrigen, der Name des Vaters nicht im Genitiv, sondern als adjectivisches Patronymicum zum Eigennamen hinzutritt (Νέστωρ Νηλήιος): darin tritt eine enge Zusammengehörigkeit der Stämme auch in der Gestaltung des socialen Lebens hervor. — Zu den auf Cypern lebendigen Worten, die sich sonst nur bei Homer und in Aeolis (GDI. 281 c, 19) finden, gehört auch κασίγνητος [vgl. Hoffmann, Dialekte I, 276 ff.]. — Ueber das Elische vgl. §. 186.

49. Auch die ionischen Dialekte, die in historischer Zeit so scharf gegen alle anderen abgesondert sind, haben in älterer Zeit mit dieser »aeolischen«[1]) Gruppe in enger Verbindung gestanden. Die Charakteristika des ionischen Dialekts beruhen durchweg auf secundärer Entwickelung, daneben aber bestehen Uebereinstimmungen mit den äolischen Dialekten, die von der alten Zusammengehörigkeit Zeugniss ablegen. Vom

---

[1]) Man gestatte hier um der Kürze Willen, den Terminus aeolisch in diesem umfassenden Sinne zu gebrauchen.

griechischen Mutterlande gehören nur Attika und Euboea zum ionischen Kreis; und hier wird keineswegs reines Ionisch gesprochen. Der attische Dialekt hat die ionische Entwickelung nur zum Theil mitgemacht und stimmt in anderen Punkten mit dem boeotischen überein. Noch intensiver aber tritt der Zusammenhang zwischen Attika und Boeotien im Cultus (Athene, Herakles, Poseidon) und in der Identität von Ortsnamen (Kephisos in Boeotien und zweimal in Attika, Athenai am Kopaissee, Steiria in Attika und Steiris in Phokis, vgl. Styra auf Euboea) hervor, ein deutlicher Beweis, dass Attika nicht durch eine scharfe Kluft von den Nachbargebieten getrennt gewesen sein kann. Die Ansätze der Sonderentwickelung des Ionischen mögen sich bereits im Mutterlande gebildet haben, aber zur vollen Entwickelung sind sie erst in Kleinasien gelangt; erst hier ist, wie die ionische Nationalität, so auch die ionische Sprache entstanden. So löst sich auch sehr einfach das Räthsel, dass, abgesehen von Attika, eine Heimath der Ionier im griechischen Mutterlande nirgends nachgewiesen werden kann. — Auf der anderen Seite steht die nordwestgriechische Gruppe, deren Heimath in den Gebirgen von Epirus und Aetolien, vielleicht bis zum Parnass hin, zu suchen ist. In historischer Zeit ist der Zusammenhang zwischen Thessalien und Boeotien zerrissen, die Dorier, Lokrer, Phoker gehören der nordwestgriechischen Gruppe an. Offenbar haben wir es hier mit einem Vorstoss dieser Völkerschaften gegen die »aeolischen« Stämme zu thun, von dem freilich die Geschichte keine Kunde bewahrt hat. Von denselben Gebieten ist die Ueberwältigung der älteren Bewohner des Peloponnes ausgegangen; dies peloponnesische Dorisch ist ein Zweig der nordwestgriechischen Dialekte. Dieselben sondern sich von den aeolischen bestimmt ab, wenngleich auch hier der Unterschied ursprünglich schwerlich so gross war wie in späterer Zeit.

Der tiefgreifendste Unterschied zwischen den griechischen Dialekten ist, dass die aeolischen und ionischen Dialekte τ vor ι in σ verwandeln, während die westgriechischen (dorischen) Dialekte das τ bewahren. Hier tritt deutlich ein engerer Zusammenhang zwischen aeolisch und ionisch

hervor, für den es auch sonst nicht an Belegen fehlt; z. B. ist der Infinitiv auf -ναι (lesbisch -μεναι, sonst -μεν) dem ionisch-attischen und dem arkadisch-kyprischen gemeinsam. Dagegen ist das wichtigste Charakteristikum des ionisch-attischen, der Wegfall des vau, jungen Datums; er kann erst eingetreten sein, als die Orientalen den Ioniernamen in seiner alten Form (Iawan = Ἰάϝονες) kennen gelernt hatten. Die Umwandlung des langen ā in ǟ ist im attischen nicht durchgedrungen, der Wegfall des h ist auf das asiatische ionisch beschränkt und ihm mit dem lesbischen gemeinsam, ebenso sind im lesbischen, ionischen und attischen gleichmässig die Formen τοί, ταί durch οἱ, αἱ ersetzt. Mithin kann keine der lautlichen Erscheinungen, auf denen das Wesen des Ionischen beruht, der Zeit vor der Colonisation angehören; weit eher sind sie dem Uebergang von u in ü gleichartig, der nicht einmal mehr in der Schrift zum Ausdruck gekommen ist. — Beloch (Rh. Mus. XLV, 575) meint, auch wenn die dorische Wanderung historisch wäre, müssten die »dorischen« Dialekte des Peloponnes die Sprache der älteren Bevölkerung, nicht die der Eroberer sein. Das wäre an sich möglich, wenn nicht aus den §. 47 angeführten Gründen das Gegentheil folgte. In solchen Fragen können allgemeine Argumente nichts beweisen: die germanischen Eroberer, auch die Normannen, haben in Frankreich und Italien ihre Sprache verlernt, aber in England sie zur herrschenden gemacht; ebenso die Araber in Aegypten und den aramaeischen Ländern. So haben auch die Thessaler die Sprache der unterworfenen Bevölkerung angenommen, die Dorier die ihrige behauptet.

50. Es bleibt die schwierige Frage zu erörtern, ob wir den Namen Achaeer, den das Epos der älteren Bevölkerung Griechenlands gibt, als historisch betrachten dürfen. Geschichtlich ist der Name nur in Phthiotis, an der Nordküste des Peloponnes und in den unteritalischen Colonien lebendig, hier und in Phthia in enger Verbindung mit dem Landschaftsnamen Hellas. Man hat gemeint, der Name Achaeer sei in derselben Weise durch Verallgemeinerung auf die Helden des troischen Kriegs übertragen worden, wie die Namen Argeier und Danaer; wie diese zu Agamemnon und Mykene, so gehöre der Achaeername in Wirklichkeit nur zu Achill und seinen Mannen. Das ist möglich, doch scheint dagegen zu sprechen, dass der Achaeername auf Cypern und auch in Griechenland gelegentlich erhalten ist — es liegt nahe, darin eine Reminiscenz aus alter Zeit zu sehen. An sich steht

nichts der Annahme im Wege, dass die mykenische Epoche einen Namen gekannt hat, der einen grösseren Teil der Nation zu einer Einheit zusammenfasste: wir werden sehen, dass die Meinung verkehrt ist, welche die Zersplitterung der Folgezeit auf die ältere Epoche überträgt. Das Auffallende ist aber, dass die Achaeer von Phthia, Achaia und Unteritalien nach Ausweis der Inschriften nicht einen »aeolischen«, sondern nordwestgriechische Dialekte gesprochen haben. Gerade in Phthiotis, in einer nicht von den Thessalern besetzten, sondern nur von ihnen abhängigen Landschaft, die in der aeolischen Sage eine so grosse Rolle spielt, würde man am ersten Spuren des alten Volksthums und der alten Sprache erwarten. Falls hier erst in späterer Zeit ein westgriechischer Stamm eingedrungen ist, der den Namen Achaeer führte, wie kommt dann der Achaeername in das Epos, das doch die Namen Thessaler und Dorer so geflissentlich vermeidet? Wir stehen vor einem Räthsel, dessen Lösung bis jetzt nicht gefunden ist.

Achaeer auf Cypern in den Namen Ἀχαιῶν ἀκτή Strabo XIV, 6, 3, und Ἀχαιομάντεις als Name der Priester (Hesych): Deecke bei Meister, griech. Dial. II, 129. Ferner in Sparta [?] der Name Φιλάχαιος IGA. 68, auf Rhodos ein Ort Ἀχαία Athen. VIII 360, die Demeter Ἀχαιίη in Boeotien (MAJ. IV, 191, Plut. de Is. 69, schol. Aristoph. Ach. 708 u. a.) und bei den Gephyraeern in Attika (Herod. V, 61). — Etymologien können hier so wenig helfen wie sonst. Möglich ist es, dass Ἀχαιοί = χαιοί die »Erlauchten« ist, aber nicht beweisbar. Die Aqaiwascha der Aegypter (§. 136) sind mit den Achaeern schwerlich identisch. — Es ist zu beachten, dass alle bis jetzt bekannten phthiotischen Inschriften nicht über die Zeiten des aetolischen Bundes hinaufgehn und offenbar nicht die Formen des einheimischen Dialekts, sondern eine unter starkem Einfluss Aetoliens (oder vielleicht Delphis?) stehende Sprache zeigen, die wir auch in den Inschriften der Molosser (§. 37) kennen lernen. Aber der Annahme, dass der alteinheimische Dialekt wesentlich anders gewesen wäre, steht die Sprache der peloponnesischen Achaeer entgegen. Zwar hat man sie durch Dorisirung erklären und wegdeuten wollen (Fick, O. Hoffmann), aber schwerlich mit Recht. Der Name des achaeischen Bundesgottes Zeus ἀμάριος (von ἡμέρα, später corrumpirt ὁμάριος, vgl. Foucart bei Lebas, expl. des inscr. II S. 224) ist, wie Dittenberger bemerkt, specifisch nordwestgriechisch (lokrisch und phokisch). Dagegen ist der Name der achaeischen Colonie Posidonia (Ποσειδανιατας auf Münzen) in Unteritalien weder dorisch noch nordwestgriechisch, sondern hat die aeolisch-ionische Form des Gottesnamens.

Aelteste Staats- und Rechtsordnung der griechischen Stämme.

51. Als die Griechen sich auf der Balkanhalbinsel festsetzten, sind sie unzweifelhaft wie ihre Vorfahren noch wesentlich Nomaden gewesen. Neben Waffen und Kostbarkeiten bildete die Heerde den werthvollsten Besitz. Unter dem Vieh nehmen Schafe und Ziegen weitaus die erste Stelle ein. Von ihnen erhält man Milch, Käse und Kleidung. Dazu kommt das Schwein als Schlachtthier, und in fruchtbaren Gebieten und bei gesteigerter Sesshaftigkeit das Rind. Die wichtigsten Gottheiten der Griechen sind Hirtengötter, ein Beweis, dass die Viehzucht für das gesammte Volk, vom Knecht und Taglöhner bis zum Häuptling hinauf, die Hauptbeschäftigung bildete (vgl. §. 69). Weiden doch noch bei Homer die Königssöhne die Heerden ihres Vaters auf den Triften der Waldgebirge. Auch Wein wird man schon früh gezogen haben. Dagegen ist die Zucht des Oelbaums der älteren Zeit noch völlig fremd[1]). Ackerbau entwickelt sich in grösserem Umfang erst allmählich unter dem Druck der wachsenden Bevölkerung und der Beengung im kleinen Gebiet; zunächst wird es wie bei den Germanen und anderen primitiven Völkern für eine erniedrigende, des freien Mannes unwürdige Beschäftigung gegolten haben, den Boden zu bestellen und dadurch sein Knecht zu werden. Kaum höher geachtet sind die ältesten Handwerker, die Töpfer und Metallarbeiter (§. 70); sein Haus baut sich ein Jeder selbst. Eigenthum an Grund und Boden hat es in der alten Zeit, wenn überhaupt, so nur in sehr beschränktem Umfang gegeben; die Weide wird der Gesammtheit gehört haben, das unentbehrliche Ackerland zeitweise angewiesen worden sein (vgl. §. 194). Neben Viehzucht und Jagd ist der Krieg (und Raub) die Hauptbeschäftigung des freien Mannes. Sein Wohnsitz ist ein Hof (αὐλή), von einem Zaun (ἕρκος) umgeben. Auf ihm liegt das Wohn-

[1]) Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere.

haus, das wie in Italien oft die Gestalt einer runden Hütte gehabt zu haben scheint, in der Mitte unter freiem Himmel, so dass der Rauch durch die Dachöffnung aufsteigen kann, der Herd (ϝεστία). Auch in der Urzeit haben die Gehöfte wohl schon dorfweise zusammengelegen; auch Burgen zum Schutz gegen feindlichen Angriff (πτόλις, πτολίεθρον) mit Wällen von Erde oder rohen Feldsteinen hat man gewiss schon damals angelegt. — Sociale Gleichheit hat auch in der Urzeit nicht bestanden. Reiche und Arme, Herren und Knechte gab es bei den Indogermanen und den ältesten Griechen wie bei jedem Nomadenvolk, und dass freie Leute ohne Habe in den Dienst der Besitzenden traten und social und politisch von ihnen abhängig wurden, wird auch damals nicht selten gewesen sein.

Auf das Alter der Rundbauten weisen wohl die θόλος der Prytanen in Athen, d. h. ursprünglich die Hütte um den Herd, und die zahlreichen andern Rundbauten des späteren Griechenlands hin. Freilich war das Prytaneion in Athen kein Rundbau. Od. χ 442. 466 liegt die θόλος (κυκλοτερὲς οἴκημα schol., mit einer [hölzernen] Säule) ausserhalb des μέγαρον nahe dem Hofzaun; nach den Scholien dient sie zur Bewahrung von Speisen und Geräthen. Das könnte wohl der Rest des ältesten Wohnhauses sein.

52. In den engen Räumen der Balkanhalbinsel konnten die grossen Verbände der Urzeit nicht bestehen; die natürlichen Grenzen der einzelnen Landschaften führten zu ihrer Auflösung in kleinere Stämme. Wenn z. B. Bewohner Thessaliens, Boeotiens und Arkadiens nach Ausweis der Sprache einmal einen einzigen Stamm gebildet haben, so musste dieser durch das Einrücken in ihre geschichtlichen Wohnsitze nothwendig zerfallen, das Dazwischentreten anderer Stämme musste die letzten Reste des Zusammenhangs, wenn ein solcher noch vorhanden war, beseitigen. Immer aufs neue macht sich der zersetzende Einfluss des Wohnsitzes geltend, um so mehr, je mehr dauernde Sesshaftigkeit und Ackerbau sich entwickelt. So treten uns in Thessalien in den später zum Theil verschollenen Stammnamen der Myrmidonen, Hellenen, Achaeer,

Pelasger, Magneten, in Boeotien in den Hyanten, Minyern, Aonern, Graern, Temmikern, in Arkadien in den Azanen, Parrhasiern, Oresthen, Mainaliern, Aigyten u. s. w. kleine Stämme entgegen, deren Gebiet sich oft auf ein einziges Thal, eine Berglandschaft, eine kleine Ebene beschränkt hat. Zum Theil sind sie nur Unterabtheilungen einer grösseren Gemeinschaft, wie in Arkadien; in anderen Fällen, wie in Boeotien, mag sich umgekehrt die Einheit der geschichtlichen Zeit aus dem Zusammenschluss ursprünglich ganz selbständiger Elemente entwickelt haben. So zerfällt das griechische Volk beim Beginn seiner Geschichte in eine sehr grosse Zahl kleiner Gruppen. Es sind lockere Gebilde, weder durch Sitte und Religion, noch durch die Sprache scharf von ihren Nachbarn geschieden. In festerer Gestalt erscheinen sie nur im Kriege, wenn der Stammeshäuptling mit grösserer Macht an der Spitze steht. Aber oft genügt der leiseste Anstoss, um den alten Verband zu zersprengen, einen einheitlichen Stamm in eine Reihe neuer aufzulösen, und ebenso leicht können sich mehrere vorübergehend oder dauernd zu einer Einheit verbinden, sei es, um einen bestimmten Zweck gemeinsam zu erreichen, sei es durch Eroberung oder auch nur ein natürliches Uebergewicht eines einzelnen.

Jeder Versuch, die Anfänge des griechischen Staates zu schildern, muss unvollkommen ausfallen, da uns dafür nur ein ganz ungenügendes Material zu Gebote steht. Zahlreiche Reste ältesten Lebens, die weit primitiver sind als die Zustände der homerischen Zeit, haben sich namentlich in Sparta und Kreta erhalten. Aber ohne die Analogie, welche vor allem die germanische und die semitische Entwickelung bietet — Rom bedarf weit mehr des fremden Lichtes, als dass es eigenes ausstrahlte — würde der Versuch doch undurchführbar sein. Die grösste Schwierigkeit bietet die richtige Auswahl des bereits für die älteste Epoche gültigen Materials aus den uns allein genauer bekannten Zuständen der späteren Zeit. Das ist in erster Linie Aufgabe des historischen Taktes, ein stringenter Beweis ist hier vielfach nicht zu führen; ein wesentliches Hülfsmittel bildet die griechische Religion. Ebenso sicher aber ist, dass ein wirkliches Verständniss der homerischen Zeit und der späteren Entwickelung überhaupt nicht zu erreichen ist, wenn nicht der Versuch gewagt wird, in die älteste Zeit hinaufzusteigen.

53. Die Grundlage des Stammes, sowie jedes Stammtheils bildet die Heerversammlung der Vollfreien. An ihrer Spitze steht der Häuptling oder König, der oberste Richter und »Heerführer« (βασιλεύς). Dafür erhält er von der Gemeinde eine Abgabe von Vieh, ein ausgesondertes Stück Land, den Ehrenantheil an der Beute, und wer ihm naht oder seine Hülfe in Anspruch nimmt, bringt ihm reiche Gaben. Innerhalb der Gemeinde stehen sich im allgemeinen alle freien Männer rechtlich gleich, so scharf auch gerade in primitiven Verhältnissen das thatsächliche Uebergewicht hervortritt, welches Reichthum und grösserer Anhang, und wohl auch überlegene Tapferkeit und Einsicht gewähren. Wie weit sich schon in der älteren Zeit Vorrechte einzelner Familien, die Anfänge eines Adels, gebildet haben mögen, ist nicht sicher zu erkennen; vermuthlich haben hierin bei den Griechen eben so viele Unterschiede geherrscht wie bei den Germanen. Dem König zur Seite steht der Rath der »Alten«, der angesehensten und erfahrensten Männer, die das Alter des Kriegers bereits überschritten haben; die spartanische Ordnung, welche nur dem Zutritt in den Rath gewährt, der das sechzigste Lebensjahr überschritten hat, werden wir für die älteste Zeit unbedenklich verallgemeinern können. Ob die Zahl der Alten ursprünglich fest bestimmt ist, ob sie von der Gemeinde erwählt oder vom König ernannt werden, wie weit das Ansehen der Person und der Familie einen festen Anspruch auf einen Sitz im Rath begründete, wissen wir nicht. Sie sitzen mit dem König bei Mahl und Trunk zusammen, berathen mit ihm die gemeinen Angelegenheiten, finden und bewahren die Satzungen des Rechts (θέμιστες), mit ihnen zusammen entscheidet der König die Streitigkeiten über Mein und Dein. In Fällen, wo die Gesammtheit oder die Götter betroffen sind, mag auch die Stammesversammlung eingegriffen haben. Weiter aber reicht ihre Macht nicht; der Rechtsschutz ist nicht Aufgabe des primitiven Staates, sondern nur die Entscheidung der ihm vorgelegten Streitigkeiten. Wenn er nicht direkt in die Rechte des Stammes eingreift, reicht die Freiheit des Einzelnen so weit wie sein Wille und

vor allem seine Macht. Der Stamm ist mehr eine freie Vereinigung als ein wirklicher Staat. Irgend welcher Zwang kann gegen den Einzelnen nicht geübt werden, vielleicht nicht einmal, wenn er sich beim Kriegszug dem Stammesaufgebot entzieht. Der Gedanke, dass der Staat die Pflicht oder auch nur die Möglichkeit hätte, gegen einen Mörder oder Friedensbrecher einzuschreiten, liegt der ganzen älteren Zeit völlig fern. Selbst zum Rechtsstreit (δίκη) kam es ursprünglich wohl nur durch freiwillige Uebereinkunft; manche Spuren des späteren Processrechts weisen darauf hin, dass Niemand gezwungen werden konnte, sich dem Richterspruch zu stellen, und vielfach wird auch hier die Selbsthülfe des Einzelnen mit seinem Anhang eingetreten sein.

54. Im Gegensatz zu dieser rechtlichen Ungebundenheit ist der Einzelne durch die gebieterische Nothwendigkeit des Lebens, die in Herkommen und Sitte und in der Religion ihren traditionellen Ausdruck findet, nur um so stärker gefesselt. Niemand kann für sich allein leben oder durch eigene Kraft existiren; das abgeschlossene isolirte Leben im eigenen Hause kennt die Urzeit so wenig, wie die Sicherheit von Leben und Habe, welche die Ordnungen des Culturstaats gewähren. Wer allein steht ist rechtlos und jeder Gewaltthat preisgegeben. Den Knecht, den abhängigen Mann, schützt sein Herr; den Freien vermag nur die Zugehörigkeit zu einem geheiligten unverletzlichen Verbande, der zu Hülfe und Rache unverbrüchlich verpflichtet ist, zu schirmen. Wie der Knecht bei den Heerden, kann auch der Herr, wenn er hinausgeht aufs Feld und selbst sein Vieh weidet, zeitweilig auf seinem Gehöft für sich leben. Aber in der Ortschaft, im Kriege, in der Stammversammlung lebt er mit seines Gleichen zusammen oder auch im Gefolge des Königs oder sonst eines angesehenen Häuptlings, dem er sich anschliesst. Auf dem Lande nährt man sich von Milch und Käse und schlachtet wohl auch ein Zicklein oder ein Ferkel; die kräftigere Fleischnahrung, Mastschweine und Rinder können schon um der Masse des geschlachteten Fleisches willen nur von einer grösseren Zahl

von Theilnehmern genossen werden. Jede Gemeinschaft aber bedarf des Schirmes der überirdischen Mächte, ohne deren Hülfe kein Werk gedeihen kann. Sie geben den Menschen ihre Nahrung, Wohlstand und Gedeihen, sie sind ihre Schirmer und Ahnherren; aber auch umgekehrt können die Götter ohne die menschliche Gemeinschaft, die sie verehrt und ihnen Speise und sonstige Geschenke darbringt, namentlich den Ehrenantheil von jedem Gewinn und jeder Beute, nicht existiren. Die Gemeinschaft ist nicht ohne den Gott, der Gott nicht ohne die Gemeinschaft denkbar; beide leben durch, mit und in einander. Daher nimmt der Gott Theil an jeder Mahlzeit, jede Schlachtung ist ein Opfer, jedes gemeinsame Mahl ein Götterfest; für beides hat die Sprache nur einen Ausdruck (ἱερεύειν, ἱερήιον u. s. w).

55. So sind alle ursprünglichen Verbände zugleich Gemeinschaften des Mahles, der Blutrache und des Cultus. In der Vorstellung ihrer Mitglieder beruhen sie auf der Idee der Blutsgemeinschaft, d. h. auf dem Glauben, dass alle Zugehörigen eines Bluts sind und von einem gemeinsamen Ahnherrn und durch ihn von den Schutzgöttern abstammen — wo das bei der Aufnahme Fremder thatsächlich nicht der Fall ist, wird dem Mangel durch eine Fiction, wie Adoption oder Blutsverbrüderung, abgeholfen. Ihre Wirkung zeigt sie in dem Gesetz der Blutrache. Jedes Mitglied der Gemeinschaft ist verpflichtet, das vergossene Blut eines Angehörigen zu rächen, gleichgültig, ob der Mörder die Absicht hatte zu tödten oder ein Zufall seine That herbeiführte. Ja ursprünglich hat wohl auch in Griechenland die in historischer Zeit beseitigte Anschauung geherrscht, dass für den Getödteten jeder beliebige Angehörige des Mörders haftet. So entsteht ein Zustand permanenter Blutfehde, der nur dadurch vermieden oder beendigt werden kann, dass die Angehörigen sich entschliessen, gegen eine materielle Entschädigung — Vieh oder kostbare Waaren, Waffen und Gefässe von Edelmetall — ihren Racheanspruch aufzugeben: die Blutbusse ist die nothwendige Ergänzung der Blutrache. Die Blutrache bildet den mächtigsten Faktor der ältesten socialen

Ordnung, das unentbehrlichste Gegengewicht gegen die unbegrenzte Freiheit des Einzelnen. Eben desshalb waltet sie unverbrüchlich, Niemand kann sich ihren Geboten entziehen, ohne unauslöschlicher Schande anheimzufallen. Erst durch eine vollständige Umwandlung der socialen und politischen Verhältnisse wird zunächst ihre Beschränkung, dann ihre Beseitigung herbeigeführt.

56. Den engsten Kreis, der den Einzelnen umschliesst, bilden seine nächsten Angehörigen, Eltern und Söhne, Geschwister und Geschwisterkinder (ἀνεψιοί). Das sind die κασίγνητοί τε Ϝέται τε, die bei Homer so oft genannt werden, die ἀγχιστεῖς des attischen Rechts, die zunächst zur Blutrache berufen sind und ebenso auf das Erbe des Verstorbenen nach der Folge der Verwandtschaft ein Anrecht haben. Die Schutzgötter des Heerdes und des Hofes, Hestia und Zeus herkeios, sind die Schirmherren der Familie; auf den »väterlichen« Gott, den Zeus, oder in Athen und Ionien den Apollon patroios, führt jede Familie des Stammes ihren Ursprung zurück. Die in das Todtenreich eingegangenen Ahnen leben als Gesammtheit im Kreise der Nachkommen weiter, auch wenn die Erinnerung an den Einzelnen und seinen Namen längst geschwunden ist; ihre Grabstätten (ἠρία) sind in den Zeiten fortgeschrittener, sesshafter Cultur gewissermassen das Symbol der Familieneinheit. Doch darf man sich diese Verhältnisse nicht für jeden Einzelnen völlig gleichmässig, den Familienkreis nicht überall als festgeschlossen und unwandelbar vorstellen. Wer arm ist oder fern von seiner Heimath emporgekommen, sei es als Abenteurer oder Flüchtling, sei es auf der Wanderschaft des Stammes, bei der sich die alten Verhältnisse nothwendig vielfach verschieben, besitzt nur wenige oder gar keine Angehörige. Wo dagegen die Verhältnisse stetig sind und die Familie Reichthum und ererbtes Ansehen besitzt, erweitert sich ihr Kreis auf die entfernteren Angehörigen, auch Zweige, die völlig selbständig geworden sind, bewahren die Erinnerung ihrer Verwandtschaft; auch mag in solchen Fällen die Tradition der Zusammengehörigkeit nicht

selten nur fingirt, d. h. aus dem Zusammenschluss mehrerer Familien zu praktischen Zwecken erwachsen sein. So erweitert sich die Familie zum Geschlecht (γένος). Im eigentlichen Sinn kann von einem Geschlecht daher nur in gefesteten Verhältnissen die Rede sein. Erst durch dauernde Sesshaftigkeit und nur bei Wohlhabenden, d. h. im wesentlichen beim Adel, gelangt der Begriff zu voller Entwickelung. Doch wird das Wort sehr häufig auch von der Familie gebraucht, indem man die lebenden Mitglieder derselben mit den Ahnen bis zu ihrem ersten Begründer zu einer Einheit zusammenfasst. In ursprünglichen Verhältnissen spielt das Geschlecht, eben weil es ein idealer, über den Kreis der Lebenden und der irdischen Interessengemeinschaft hinausreichender Verband ist, social und politisch keine Rolle.

Der Unterschied zwischen Familie und Geschlecht wird oft völlig verkannt; darauf beruht die landläufige incorrecte Auffassung des »Geschlechterstaats«. Weder im attischen Blut- und Erbrecht (vgl. CIA. I, 6 mit den Ergänzungen, Plato de legg. XI, 924), noch im Recht von Gortyn, noch in den Andeutungen bei Homer spielt das Geschlecht irgend eine Rolle; über den nächsten Blutsverwandten steht sofort die Phratrie. Das gleiche gilt auch vom griechischen Staatsrecht, soweit nicht die Ordnungen und Vorrechte der Adelsgeschlechter hineingreifen; hier allein hat das Gentilrecht eine Stelle. Auch die lykurgische Rhetra kennt als Abtheilungen der Bürgerschaft nur Phylen und Oben. Im übrigen verführt die juristische Construction dieser Verhältnisse sehr leicht dazu, die durch die sociale Stellung des Einzelnen und die geschichtlichen Verschiebungen geschaffenen Unterschiede zu übersehen. Noch bedenklicher ist es, wenn man in den religiösen Institutionen und Anschauungen den bestimmenden Faktor der socialen Ordnungen sucht: sie sind der Ausdruck der socialen Verhältnisse, nicht ihre Wurzel. — Leist, graeco-ital. Rechtsgesch., sucht als specifisch indogermanisch einen Familienkreis nachzuweisen, der mit den Urgrosseltern resp. Urenkeln abschliesst. Das beruht aber nur darauf, dass die Beziehungen unter Lebenden niemals weiter reichen können (γονεῖς δ'εἰσὶ μήτηρ καὶ πατήρ, καὶ πάππος καὶ τήθη, καὶ τούτων μήτηρ καὶ πατὴρ ἐὰν ἔτι ζῶσιν sagt Isaeos 8, 32; wie könnte denn der Fall eintreten, dass Jemand seinen Urgrossvater zu ernähren, zu rächen oder zu beerben hätte?), in der Regel aber selbst die Erinnerung nicht bis zum Urgrossvater reicht. Daher schliesst mit ihm naturgemäss der Todtendienst ab. Ebenso ist die Begrenzung der Seitenverwandten mit den Grossneffen und Vettern

zweiten Grades ganz natürlich; jenseits derselben zerfällt auch im günstigsten Falle die Familie. Nur wer den Irrthum begeht, die Familie nicht vom Standpunkte des einzelnen Individuums als den Kreis, in dem dieses jedesmal steht, sondern als etwas dauerndes und für sich bestehendes anzusehen, kann darin etwas charakteristisches finden. Im übrigen weise ich gleich hier darauf hin, dass die allgemein herrschende Anschauung, als stammten nur die Adligen von den Göttern und stünde nur ihnen der Cult des Zeus oder Apollon patroios u. s. w. zu, grundfalsch ist. Gerade die Adligen haben ihre gesonderten Ahnherrn; Apollon patroios ist der Stammvater aller und vor allem der nichtadligen Ionier; ionische Adelsgeschlechter, wie die Neliden und Thelyden oder das des Hekataeos, führen sich gerade nicht auf ihn zurück; das gleiche gilt von den attischen Adelsgeschlechtern oder z. B. den Poseidonpriestern von Halikarnass. Im übrigen genügt es, auf die Ausführungen des Sokrates Euthydem 302 C zu verweisen, welche zu der jetzt gangbaren Auffassung im schärfsten Widerspruch stehen.

57. Weit älter als das Geschlecht, und in seinen Wurzeln vielleicht noch über die Geschlossenheit der Familie hinaufragend, ist dagegen die »Bruderschaft« (φρατρία, φράτρα) oder »Genossenschaft« (ἑταιρεία), die wir uns wohl ursprünglich geradezu als Blutsverbrüderung zu denken haben. Sie tritt überall als Ergänzung und Erweiterung der Familie ein, in der Blutrache, im Erbrecht, im Cultus. Im Dienste der Phratriengötter [in Athen Zeus und Athene, anderswo z. Th. andere als φράτριοι bezeichnete Götter] versammelt sie sich zu Mahlzeiten und Opferfesten; auf der Aufnahme in die Phratrie beruht die Anerkennung des Bürgerrechts eines Kindes. »Ohne Phratrie, ohne Recht, ohne Herd (Familie)« (ἀφρήτωρ ἀθέμιστος ἀνέστιος) heisst in der Ilias (I 63), wer aus der menschlichen Gesellschaft ausgestossen ist. Mit fortschreitender Cultur verliert sie mehr und mehr ihre Bedeutung, ursprünglich ist sie vielleicht wirksamer als die Familie gewesen; denn sie ist ein Verband Gleichstehender, nicht die Unterordnung Abhängiger unter ein Oberhaupt. In ihr lebt der einzelne Stammgenosse; die Tisch- und Zeltgenossenschaften waren ursprünglich entweder mit der Phratrie identisch oder ihre Unterabtheilungen. Denn die grossen festbegrenzten Phratrien der Folgezeit sind wohl durchweg erst späteren Ursprungs

(§. 204), wahrscheinlich aus grossen Speise- und Opfergemeinschaften erwachsen; die kretischen Hetaerien und die spartanischen Syssitien, Genossenschaften von begrenztem Umfang, bewahren den älteren Zustand. Ursprünglich werden sich oft genug nach den Bedürfnissen des Augenblicks neue Phratrien gebildet haben, wenn auch im allgemeinen die Zugehörigkeit zu ihnen eben so gut erblich ist, wie die zur Familie.

Die Identität der gortynischen Hetaerien mit den Phratrien haben Bücheler und Zitelmann, Recht von Gortyn 55, erkannt. Dass ursprünglich die Genossen der Bruderschaft nicht nur suppletorisch, sondern von Anfang an gemeinsam mit den Verwandten zur Blutrache verpflichtet waren, ist ethnologisch wahrscheinlich, aber nicht nachweisbar.

58. Ueber den Phratrien stehen die Phylen (φυλή, bei Homer φῦλον) als die grossen Hauptglieder des Stammes. Vielfach hat man in ihnen ursprünglich selbständige Stämme gesucht, die sich zu einer Einheit verbunden hätten; andere haben sie als locale Unterabtheilungen, oder alte Stände oder Berufszweige (Kasten) erklärt, so schon Plut. Sol. 23. Keine dieser Ansichten ist begründet. Ständische Gliederung kennt die älteste Zeit überhaupt nicht, und wenn auch die eine oder die andere Phyle, z. B. diejenige, der das Königsgeschlecht angehörte, als die vornehmste gelten mochte, so stehen sie sich doch rechtlich völlig gleich. Locale Verbände sind sie ebenso wenig; denn wo sich ein Stamm in eine Anzahl selbständiger Staaten und Gemeinden auflöst, wie die Dorier und ähnlich die Ionier (und Athener), kehren dieselben Phylen in jeder Einzelgemeinde wieder. Ebenso wenig kann eine Phyle selbständig sein; sie ist vielmehr ihrem Begriff nach der Theil eines grösseren Ganzen. Die Unterstämme und Stammabtheilungen, welche selbständig auftreten können, sind durchweg von den Phylen verschieden, diese vielmehr in ihnen gleichmässig vertreten. Die Phylen sind nichts anderes als Verbände mehrerer Phratrien; wie diese ruhen sie auf der Idee der Blutsgemeinschaft, ihre Angehörigen werden als Nachkommen eines gemeinsamen Ahnherrn gedacht. Die Phratrie ist die maassgebende Einheit für die Rechtsverhältnisse und

das Privatleben des Einzelnen, die Wirksamkeit des Phylenverbandes liegt auf politischem und militärischem Gebiet. Sie bilden für das innere Leben des Stammes die maassgebende Einheit und haben diese Bedeutung in den meisten griechischen Staaten, so auch in Athen, wenigstens der Form nach zu allen Zeiten bewahrt. Die Phylengenossen bilden eine Cultusgemeinschaft, sie haben ihre eigenen Beamten, sie handeln und stimmen gemeinsam, auch wenn ihre Wohnsitze weit von einander liegen.

59. So ist im primitiven socialen Verbande das Individuum von einer Reihe concentrischer Kreise umschlossen. Der umfassendste Kreis, der Stammverband, der doch allein als Gegenbild des Staats betrachtet werden kann, ist zugleich der schwächste; je enger der Kreis, desto eingreifender und unverbrüchlicher sind seine Satzungen. In einer Zeit, wo auch der einfachste Mann eine willensstarke, von naiver Selbstsucht beseelte und von trotzigem Selbstgefühl getragene Persönlichkeit ist, kommt er doch für das Leben der Gesammtheit, für die politischen Verhältnisse als Einzelindividuum nicht in Betracht; nur als Mitglied seiner Phratrie und Phyle gehört er dem Stamm an. Er ist eine vorübergehende Erscheinung, wenn er stirbt oder zu Grunde geht, tritt ein anderer an seine Stelle; den Verband gehen nur die dauernden Elemente an. Daher hat die Gesammtheit ebenso gut wie der Einzelne das lebendigste Interesse daran, dass sein Geschlecht sich fortpflanzt. Ein Hagestolz zu sein, gilt als schimpflich, Kinderlosigkeit als ein von den Göttern gesandtes Unglück. Daher muss das Kind in die Brüderschaft aufgenommen und von ihr anerkannt werden [1]). Wenn kein Sohn und Erbe da ist, versucht man durch eine Fiction einen zu schaffen, vor allem durch Adoption, die eben, weil es sich um ein allgemeines Interesse handelt, regelmässig der Assistenz und ursprünglich wohl der Einwilligung der Brüderschaft (in

[1]) In Sparta hat nicht der Vater, sondern die Phylenältesten zu entscheiden, ob das Kind auferzogen oder ausgesetzt werden soll (Plut. Lyc. 16); ähnlich in Rom (Dion. Hal. II, 15). Ich möchte das für eine sehr alte Sitte halten; vgl. indessen Herod. VI, 52.

Sparta des Königs, Herod. VI, 57) bedarf. In Sparta haben sich auch hier Ueberreste eines allerältesten Zustandes erhalten. An die Stelle des Ehemannes kann hier ein Verwandter oder Freund treten, ebenso kann sich jeder, auch der Verheirathete, zeitweilig eine fremde Gattin zum Zweck der Kinderzeugung abtreten lassen. Daher kennt das spartanische Recht den Ehebruch nicht. Auch dass mehrere Brüder nur eine Frau und von ihr gemeinsame Kinder haben, war hier nicht selten. Das weist auf eine Zeit, die wohl die väterliche Gewalt, aber noch nicht die Heiligkeit der Ehe und den Eintritt der geraubten Frau in die Familie kennt. Töchter sind im allgemeinen nicht erbberechtigt, da sie die Stellung des Mannes in der Versammlung und im Kriege nicht ausfüllen können. Ist aber kein Sohn vorhanden, so erhält die Erbtochter das Erbtheil des Vaters, und die nächsten Verwandten sind verpflichtet sie zu heirathen, um von ihr dem Vater einen Nachkommen zu erwecken, der das Geschlecht fortsetzt. So erwächst die Familie, das Haus (οἰκία) zu einem dauernden Element im socialen Organismus; ihr Oberhaupt ist nur der jedesmalige Repräsentant ihrer Idee. Weib und Kind, Knecht und Habe sind seiner Gewalt uneingeschränkt unterworfen; aber die einer höheren Culturepoche so geläufige Anschauung, dass er über seinen Besitz frei verfügen und ihn beliebig vererben könnte, liegt der älteren Zeit vollständig fern. Bei seinem Tode treten die Söhne, oder wo diese fehlen, die nächsten Verwandten an seine Stelle. Zu allseitiger Ausbildung konnten diese Ordnungen und Anschauungen erst in einer Zeit gelangen, in der der Grundbesitz das wichtigste Eigenthum war (s. §. 196); aber die Wurzeln reichen in weit ältere Zeit hinauf.

Spartanische Eheverhältnisse: Xen. rep. Lac. 1, 7. Plut. Lyc. 15. Nic. Dam. fr. 114, 6, vgl. Herodot V, 39 ff. (wo die Bezeichnung der Doppelehe in solchen Fällen als nicht spartiatisch schwerlich richtig ist), VI, 61 ff. Polyb. XII, 6b. Frauenraub Plut. Lyc. 15. — Vgl. auch das solonische Gesetz über die Erbtochter Plut. Sol. 20. Man führt die Ausbildung des Familienrechts gewöhnlich auf sacrale Anschauungen, besonders auf den Todtendienst, zurück, und natürlich spielt dabei der

Wunsch des Einzelnen, einen Nachkommen zu hinterlassen, der ihn bestattet und ihm die Todtenopfer bringt, eine grosse Rolle. Aber dass die Ueberlebenden gezwungen sind, ihm einen Nachkommen zu schaffen, kann nicht darauf beruhen; hier sind die socialen Motive maassgebend. Auch hat sich bei den Griechen der Todtendienst, dessen Bedeutung man gegenwärtig überhaupt oft sehr überschätzt, nie zu der Bedeutung entwickelt wie z. B. in China.

60. Gesetze kennt die alte Zeit nicht. Um so fester ist der Bann, den Recht und Herkommen über einen Jeden ausüben; sie sind der Ausdruck der socialen Ordnung und eben deshalb unverbrüchlich. Ihren Schutz übernehmen die höheren Gewalten, welche das Menschenschicksal regieren und jeden Frevel strafen. Wo alle menschliche Ordnung versagt, walten sie am furchtbarsten; wer das Gastrecht bricht, den Armen drückt oder misshandelt (Od. ρ 475), einen Meineid schwört (Il. T 259), wer sich an Vater und Mutter vergeht (Il. I 454. Od. β 135. λ 280) oder gar sie mordet — einen irdischen Rächer gibt es für den Vatermörder nicht, es sei denn, dass noch ein älteres Familienmitglied da ist, in dessen Gewalt er steht —, der fällt den Erinyen anheim, den unterirdischen Mächten, welche den Frevler friedlos machen auf Erden. Daneben stehen alle die anderen Schicksalsgewalten, die Moira, die Ate, die Verschuldung, welche den Menschen bethört und ins Unglück stürzt, das Eingreifen des Zeus und der anderen Götter. Alle Rechtsordnung beruht auf den von den Vätern ererbten Satzungen (θέμιστες), deren Verletzung die Götter ahnden, vor allem Zeus. Wie bei den Aegyptern verkörpern sie sich auch in Griechenland zu einer Gottheit Themis, der Göttin des Rechts, die dem Zeus zur Seite sitzt und wie auf Erden so auch in der Versammlung der Götter die Ordnung wahrt. In zweifelhaften Fällen erforscht man die »Satzungen des Zeus« durch Befragung der Götterzeichen (z. B. Od. π 402 f.); es ist nur natürlich, dass auch Themis eine Orakelgottheit ist. Aber diese Satzungen gelten nur innerhalb des Stammverbandes. Der Fremde ist rechtlos und schutzlos, ihm gegenüber gilt das unerbittliche Kriegsrecht, es sei denn, dass mit den Nachbarn ein Vertrag besteht oder dass er unter dem

Schutze der Götter steht, z. B. als Herold oder als Flüchtling an einem Altar. Die Lage ändert sich, sobald der Fremde das Gastrecht gewonnen hat; von dem Augenblick an schirmt ihn der gastliche Zeus und er ist unantastbar. Daraus kann sich ein dauerndes Schutzverhältniss entwickeln. Dann tritt der Fremde als Schutzbefohlener in den Stamm, ein Fall, der namentlich dann eintritt, wenn ein flüchtiger Mörder in der Fremde eine neue Heimath sucht. In der Regel begibt er sich in den Schutz und Dienst des Häuptlings, und dieser ist gern bereit, so seine Macht, seinen persönlichen Anhang zu vermehren — ein Verhältniss, das in den epischen Schilderungen sehr häufig erwähnt wird. Dadurch werden dem Stamm fortwährend neue Elemente zugeführt. Auch dass ein ganzer Stamm in die Clientel eines mächtigern tritt, sei es freiwillig, um seinen Schutz zu gewinnen, sei es durch Krieg bezwungen, wird bei den Wanderungen und Verschiebungen der Stämme nicht selten vorgekommen sein und schliesslich zu Mischungen geführt haben, die vor allem in der Aufnahme stammfremder Culte erkennbar sind. Genaueres lässt sich darüber aber nicht ermitteln.

Den Erinyen entsprechen im römischen Recht die Divi parentum (vgl. §. 326). Bekanntlich hat noch Solon den Vatermord nicht unter Strafe gestellt.

Die griechische Religion.

61. Jede lebendige Religion ist gleich zäh im Bewahren ererbter Zustände und empfänglich in der Aufnahme neuer Anschauungen; in ihr vollzieht sich der Ausgleich zwischen Tradition und Fortschritt, die Anpassung der Gedankenwelt des Volkes an die materiellen und geistigen Wandlungen, die das historische Leben erzeugt. So sind auch in der griechischen Religion alle Entwickelungsstufen erkennbar, die das Volk durchgemacht hat. In ihrer späteren Gestalt liegen sie wirr durcheinander, uraltes ist mit dem modernsten verbunden, missverstanden und umgedeutet. Vielfach ist, was ur-

sprünglich den lebendigen Inhalt des Glaubens bildete, zu seltsamen Erzählungen von Thaten und Schicksalen der Götter oder der Heroen in der Urzeit, zu unverständlichen Mythen verflüchtigt. Die Aufgabe der Forschung ist es, das Knäuel zu entwirren und den Schatz culturgeschichtlicher Ueberlieferung zu heben, den die Religionsgeschichte birgt.

Während an guten Werken über griechische Mythologie und einzelne Götter kein Mangel ist, fehlt eine Geschichte der griechischen Religion gänzlich, ja vielfach scheint nicht einmal die ihr gestellte Aufgabe und ihre fundamentale Bedeutung für das Verständniss der griechischen Entwickelung zum Bewusstsein gekommen zu sein. Auch an Monographien ist ausser E. Rohde's Psyche I, 1890, wo eine Seite der religiösen Entwickelung im grossen Stile [jedoch mit unhistorischer Auffassung und Isolirung Homer's, vgl. §. 76. 277] angefasst ist, fast nichts zu nennen. Dass daher der hier unternommene erste Versuch einer griechischen Religionsgeschichte grosse Mängel aufweist, ist wohl entschuldbar. — Belege können hier natürlich nur ganz ausnahmsweise gegeben werden; im allgemeinen sei vor allem auf Preller's griech. Mythol. (Bd. I, 1 neubearbeitet von Robert mit reicher Vermehrung des Materials) und die freilich sehr verschiedenwerthigen Artikel in Roscher's mythol. Lexikon verwiesen. — Zur Mythologie vgl. im allgemeinen §. 30 A. Grundlegend sind selbstverständlich K. O. Müller's Prolegomena. Dagegen vermag ich H. D. Müller's neuerdings viel empfohlenen Arbeiten (Mythol. der griech. Stämme I. II, 1857 ff.) weder was die Methode, noch was die Resultate anlangt, zuzustimmen.

62. Die älteste griechische Religion ist die eines Hirten- und Jägervolkes. Von den semitischen und ägyptischen Religionen trennt sie der fundamentale Unterschied, dass in ihr nicht eine specielle Schutzgottheit des einzelnen Stammes den Ausgangspunkt der Entwickelung bildet. Vielmehr leben die Anschauungen der indogermanischen Urzeit (§. 30) darin weiter, dass wie in Italien trotz aller Zersplitterung jeder Stamm den Himmelsgott Zeus (Zan) nicht nur als die höchste Macht, sondern auch als den Gott verehrt, von dem seine eigenen Schicksale abhängen. Auch den Griechen ist er zunächst der Himmelsherr, der auf jedem Berggipfel thront, zugleich der Gott des ewigen Lichtes, in dessen Bezirk auf dem »Lichtberg« Lykaion in Arkadien kein

Schatten fällt, und der Wolkenkönig, der den Regen spendet, die Mutter Erde umarmt und befruchtet, im Gewitter einherschreitet, die Blitze schleudert, das furchtbare Wolkenfell, die zottige Aegis, den Feinden entgegenschüttelt. Wenn im Hochsommer die anhaltende Dürre eintritt — wenn die Dämonen das goldene Widderfell entführt haben, wie der Mythus sagt — ziehn die magnetischen Jünglinge in Schafsfelle gekleidet zum Sitz des Zeus auf dem Pelion ([Dikaearch] descr. Graec. fr. 2). In Athen dient das Fell eines bei den Diasien geopferten Widders zu Sühnceremonien. Das sind deutliche Reste eines alten Regenzaubers, dem ursprünglich wohl auch das dem Zeus in der athamantischen Ebene am pagasaeischen Golf dargebrachte Menschenopfer angehört, das mit dem Mythus vom geraubten Widderfell zusammen die Grundlage der Argonautensage geworden ist. Aber verglichen mit den Anschauungen vom Vater Djâus, die wir der Urzeit zuschreiben dürfen, hat sich das Bild des Gottes in Griechenland gewaltig gehoben. Er herrscht nicht nur im Himmel, sondern auch auf Erden; er ist zugleich die höchste kosmische und universelle und die höchste ethische Macht. Auch in der Tiefe haust er, in der Feuchte (Ζεὺς νάιος) und unter der Erde (Ζεὺς καταχθόνιος); auch was der Boden darbringt, sind seine Gaben. Alle Götter sind ihm unterthan. Ebenso mächtig waltet er in der sittlichen Welt. Als Schirmherrn aller rechtlichen und sittlichen Ordnung haben wir ihn schon kennen gelernt; mit Themis wacht er über der Heiligkeit des Rechts und des Eides, er behütet den Gastfreund und den Schutzflehenden, er schützt jede menschliche Gemeinschaft, die Phratrie und die Familie wie den Hofzaun und den Hausherd, an dem er mit Hestia waltet, er straft jeden Frevel. Nach uralter Vorstellung (§. 30) ist er der Erzeuger aller lebendigen Wesen, nicht nur der König, sondern auch der Vater der Götter und Menschen (vgl. z. B. Od. υ 202). Speciell unter seinem Schutze stehen die Könige, seine Vertreter und Ebenbilder auf Erden, die unmittelbar seines Blutes sind (διογενεῖς βασιλῆες) und deren Entschlüsse er lenkt. Er ist

der Herr des Schicksals. Durch die Götterzeichen (διοσημεία) gibt er seinen Willen kund, leitet und warnt den Einzelnen wie die Gesammtheit, vor allem durch die Himmelserscheinungen, Blitz und Donner, den Vogelflug. Auch in Träumen offenbart er sich, und ebenso in Bäumen, Höhlen und Schluchten. Durch sorgfältige Beobachtung vermag man seinen Willen zu erkunden und so auch über das Dunkel der Zukunft Aufschluss zu gewinnen; der μάντις, der die Kunde der Zeichendeutung besitzt, war schon in der Urzeit ein unentbehrliches Glied jeder grösseren Gemeinschaft.

63. Unter Zeus stehen all die unzähligen übermenschlichen Mächte. Zum Theil offenbaren sie sich in den Naturerscheinungen, in den Himmelskörpern, in Wald und Feld, in den Flüssen, in Erde und Meer, zum Theil hausen sie an bestimmten Stätten oder treiben als Kobolde oder Gespenster ihr neckisches Wesen. Durch Zauber mag der Einzelne versuchen, mit ihnen in Verbindung zu treten und ihre Gunst zu gewinnen — freilich ist das ein unheimlicher und verpönter Weg, auf den sich der rechtliche Mann nicht wagt —; aber für die Entwickelung der Religion haben nur diejenigen Mächte Bedeutung, zu denen der Mensch in dauernde Beziehung treten kann. Dann entwickelt sich ein festes Verhältniss, eine Cultusgemeinschaft, die nicht von dem Willen des Einzelnen abhängt, sondern in die er eintritt als Mitglied des ewigen Verbandes, der dies Verhältniss ererbt hat. Erst dadurch wird der Dämon zum Gott. Das Verhältniss ist durchaus ein gegenseitiges. Der Gott und der Verband, der ihn verehrt, sei es der Stamm, die Phyle, die Phratrie, die Familie oder eine besondere Berufs- und Cultgenossenschaft, leben mit einander und durch einander. Der Gott verleiht ihr seinen Schutz und spendet seine Gaben, soweit seine Macht reicht, der Verband gibt ihm seinen Antheil von der Mahlzeit, der Ernte, der Beute, dem Grund und Boden, den er bewohnt, er feiert seine Feste, begrüsst sein Erscheinen, seine Siege, betrauert seinen Fortgang oder seinen Tod. Aussergewöhnliche Lagen, namentlich anhaltende Dürre und Hungersnoth oder schwere Bedrängniss durch die

Feinde, fordern auch ausserordentliche Mittel; da zürnt der Gott und hält seine Gaben zurück (falls er nicht einem mächtigeren erlegen ist). In solchen Fällen bringt man ihm grosse Opfer dar oder man schlachtet ihm Menschen, damit sein Grimm sich auf diese abwälze. Menschenopfer sind ursprünglich in Griechenland ganz gewöhnlich gewesen, sie finden sich im Cult des Zeus (Lykaios, Laphystios, Meilichios, Minotauros), des Apollo (Leukatas), der Artemis (Orthia, Iphigenia) u. a., und haben sich in einzelnen Fällen, namentlich am Lykaion, bis in späte Zeiten erhalten (Plato Minos 315, rep. VIII, 565), während sie sonst meist zu symbolischen Ceremonien verblasst sind. Auch höhere Zwecke und übernatürliche Macht kann man durch solche Opfer erreichen; wer vom Fleisch des dem Zeus Lykaios geopferten Kindes kostet, wird der Natur des Gottes theilhaftig und wie dieser zum Wolf (Forsch. I, 61).

64. Im Cultus erwachsen die Götter zu festen Gestalten. Die meisten griechischen Götter sind das Resultat eines langen religiösen Verdichtungsprocesses; die ausgeprägten Gestalten des Apollon, der Athene, der Demeter u. s. w. sind der Urzeit noch fremd gewesen; selbst ihre Namen hat sie vielleicht noch nicht gekannt. Die Thatsache selbst lässt sich mit Sicherheit feststellen und auch der Weg, auf dem die griechischen Götter zu festen Gestalten geworden sind, klar genug erkennen. Ihn im einzelnen zu verfolgen und den Zeitpunkt zu bestimmen, dem jede Stufe des Processes angehört, ist bei dem Stande unserer Ueberlieferung unmöglich; und so wird unsere Darstellung nicht selten bereits in Entwickelungsstadien vorgreifen müssen, die erst den folgenden Epochen angehören. Einigen Anhalt gewähren die Gottheiten der Colonien; die Namen und Culte, die ihnen mit dem Mutterlande gemeinsam sind, können in der Regel — wo nicht die meist deutlich erkennbaren Einflüsse der folgenden Entwickelung und namentlich des Epos vorliegen — für die Zeit vor Besiedelung der überseeischen Gebiete in Anspruch genommen werden. Daraus ergibt sich, dass das griechische Pantheon in seinen Grundzügen in der Blüthezeit der mykenischen Epoche bereits

ausgebildet gewesen ist. — Mit dem Glauben an eine Naturmacht, die auf den Menschen wirkt, sich in einem bestimmten Bereiche manifestirt und durch bestimmte Bräuche verehrt wird, ist das ursprüngliche Wesen einer Gottheit vollständig erschöpft. Nichts anderes sind ursprünglich die Götter der aegyptischen Gaue und all die zahlreichen semitischen Gottheiten, die als Il und Ilât, und bei sesshafter Cultur als Baʿal und Baʿalat (Astarte) einer Oertlichkeit bezeichnet werden. Wie diese Götter an einer bestimmten Stätte hausen und sich in Steinen, Bäumen, Thieren offenbaren, so auch bei den Griechen: der Gegenstand, in dem die göttliche Macht sich manifestirt, bildet das älteste Object des Cultus. So verschieden die spätere Entwickelung, so gleichartig ist die ursprüngliche Gestalt der drei Religionen. Nur tritt auch hier wieder ein tiefgreifender Unterschied darin hervor, dass die meisten semitischen und aegyptischen Gottheiten Stammgötter sind, während die griechischen Götter zu bestimmten Seiten der menschlichen Thätigkeit in Beziehung stehen und ihren Schutz wesentlich auf diese beschränken. So haust in jedem Heerde die Göttin Hestia, die Beschirmerin des Hauses, die als heiligste Gottheit im Eide neben und vor Zeus angerufen wird. In der Hürde (ἀπέλλα) waltet der »Hürdengott« Apollon (Ἀπέλλων), der Beschirmer des Viehs und der Hirten. Am Wege oder auf der Weide errichtet man einen Steinhaufen (ἕρμα) — ursprünglich wird jeder Vorbeigehende einen neuen Stein hinzugefügt haben, wie das bei vielen Völkern vorkommt —, das ist der Gott Hermes, der die Heerden und die Strassen beschützt. Beide Götter sind eigentlich namenlos, wie die meisten semitischen Götter; »der von der Hürde« und »der vom Steinhaufen« genügt zu ihrer Bezeichnung. Später wird Hermes immer in der Gestalt einer aufgerichteten Steintafel verehrt, der man dann Kopf und Geschlechtstheile anfügte; das ist das Gegenstück der kanaʿanaeischen Maṣṣeba (I, 205). »Vom Himmel gefallene« Steine als Fetische der Götter sind ganz gewöhnlich. Nicht minder häufig sind heilige Pfähle, den kanaʿanaeischen Ascheren entsprechend.

In Chaeronea verehrte man als Hauptgott einen Holzstock (δόρυ), den spätere Gelehrsamkeit als das Scepter Agamemnons deutete (Paus. IX, 40, 11), die Tyndariden von Sparta sind zwei Holzbretter mit Querhölzern (Plut. frat. am. 1, vgl. Herod. V, 75), das Bild der Hera von Argos wird in der Phoronis ein κίων, d. h. Holzpfahl genannt — das darauf stehende Sitzbild aus Birnbaumholz (Paus. II, 17, 5) kann erst später hinzugekommen sein. Bei Apollo, Artemis (ὀρθία), Athene, Aphrodite finden sich Holzkegel oder Bretter als Cultusobjecte. Nicht selten haben sich diese Idole oder vielmehr Fetische bis in die späteste Zeit erhalten. Sonst ist aus ihnen allmählich das vollendete Götterbild in Menschengestalt erwachsen. Eine Zwischenstufe bildet die Herme, eine andere die zahlreichen Götterbilder mit geschlossenen Beinen und seitwärts angesetzten und durch Stützen gehaltenen Armen.

Vgl. Bötticher, Baumcultus bei den Hellenen, und vor allem Overbeck, das Cultusobject bei den Griechen in seinen ältesten Gestaltungen, Ber. sächs. Ges. XVI, 1864. — Hestia wird in den kretischen Eidesformeln durchweg an erster Stelle genannt; vgl. Od. τ 303 ἴστω νῦν Ζεὺς πρῶτα .. Ἱστίη τ' Ὀδυσῆος. Die Meinung, Hestia sei jüngeren Ursprungs, ist falsch. — Ἑρμάων, Ἑρμαίης, Ἑρμείας, Ἑρμῆς von ἕρματα, ἕρμακες, ἕρμαια Preller I⁴ 385. Auch das κηρύκειον des Hermes ist ursprünglich wohl ein Fetisch, vgl. die Darstellungen der karthagischen Stelen. Die Ableitung des Namens Ἀπέλλων, Ἀπόλλων von ἀπέλλα (Hesych. ἀπέλλαι· σηκοί; daher auch als »Schranken« Name der spartanischen Volksversammlung) und die richtige Auffassung Apollons verdanke ich C. Robert. — Meine Angaben über die semitischen und aegyptischen Religionen in Bd. I sind ergänzt und theilweise berichtigt in meiner Geschichte Aegyptens und im Artikel Ba'al in Roscher's mythol. Lex. I, 2867 ff. Im übrigen hebe ich ausdrücklich hervor, dass ich die Uebereinstimmung keineswegs gesucht, vielmehr mich lange dagegen gesträubt habe, sie anzuerkennen.

65. Noch verbreiteter fast ist die Anschauung, dass die Götter sich in Thiergestalt offenbaren. Weithin durch Griechenland verehrte man einen Wolfsgott, der im Peloponnes (am Lykaion in Arkadien und in der Götter- und Heroengestalt des »wolfsmuthigen« Lykoorgos) zum Zeus geworden ist, während der Wolf sonst als Manifestation des Apollo gilt. Artemis

ist in Attika und ebenso in Arkadien, wo sie als Stammmutter des Volkes verehrt wird, eine Bärin, in anderen Fällen eine Hirschkuh. In Argos verehrt man Hera βοῶπις (Io) als Kuh, die von Zeus in Stiergestalt begattet wird; ebenso ist Zeus Asterios auf Kreta, der Gemahl der Europa, ein Stier (§. 93). Pan ist ein Bock, die Satyrn sind ziegengestaltige Götter, Athene haust auf der Burg von Athen als Schlange; auch sonst findet sich Schlangengestalt vielfach, namentlich bei Erddämonen (Giganten, Kekrops, Erichthonios, Asklepios, vgl. Triptolemos). Danach ist nicht daran zu zweifeln, dass man in den heiligen Thieren der griechischen Götter, dem Adler des Zeus, der Eule der Athene γλαυκῶπις, dem Pfau der Hera von Samos, der Taube der Aphrodite u. s. w., ursprünglich die Götter selbst zu sehen hat. Kaum minder verbreitet ist die Anschauung, dass die Götter in Bäumen wohnen, Zeus naios in Dodona in einer Eiche, Athene auf der Akropolis in einem Oelbaum, Apollo auf Delos in einer Palme, sonst im Lorbeer, u. s. w. So sehen wir in einen vollständig ausgebildeten Fetischismus hinein. Hier wie überall sind aber die Steine, Bäume und Thiere nur die Gegenstände, in denen der Gott wohnt wie die menschliche Seele im Körper. Immer kann er daher auch in Menschengestalt gedacht und dargestellt werden. In den zahlreichen rohen Figuren aus Stein und Thon in Menschen- und Thiergestalt, welche sich in allen Schichten der troischen und mykenischen Cultur finden, dürfen wir wohl die Götterbilder dieser Epoche Griechenlands erkennen; nicht wenige von ihnen werden Hausfetische gewesen sein.

Zum Thierdienst in Griechenland vgl. m. Forsch. I, 61. 69.

66. Die Gottheit wirkt auf den Menschen und offenbart sich ihm; aber sie lebt in der Natur; die Naturvorgänge werden als persönliche Schicksale der Gottheit empfunden. Bei den Semiten tritt diese Auffassung zurück, da hier die Idee des Stammgottes im Vordergrunde steht, bei den Aegyptern knüpft sie vor allem an die tägliche Laufbahn der Sonne, bei den

Ariern an den Gewitterkampf an. Bei den Griechen treten die ewig gleichen Naturmächte, deren Wirksamkeit regelmässig und ungestört verläuft, wie der Sonnengott und die Mondgöttin, ja selbst die Mutter Erde, in Mythus und Cultus in den Hintergrund — einen Cult des Helios finden wir nur in Korinth und auf Rhodos. Um so mehr beherrscht der Wandel der Naturerscheinungen, der ewige Kreislauf des Werdens und Vergehens, alle religiösen Anschauungen. Wenn das Naturleben erwacht, leben die Götter auf, sie erscheinen den Menschen, sie kämpfen siegreich mit den Unholden, den Riesen und Drachen, den feindlichen Mächten der Finsterniss, der Dürre, des Absterbens, des Todes, sie spenden den Menschen freigebig den reichsten Segen. Aber wenn die Natur abstirbt und der Winter die Herrschaft erlangt, dann erliegen sie den Feinden, sie gerathen in die Gewalt des Todes. Dem ältesten Glauben ist die Anschauung, dass die Götter sterben, ganz geläufig. Doch mit der Wiederkehr der besseren Jahreszeit leben sie wieder auf, ihr Tod ist kein dauernder, sie sind doch mächtiger als die feindlichen Dämonen, sie sind wahrhafte Götter. Daher tritt daneben die Anschauung, dass sie nur zeitweise überwältigt, gefesselt werden, dass sie auch im Reiche des »unsichtbaren« Gottes, des Hades, ihr göttliches Leben bewahren, oder dass sie in die Ferne, zu fremden Völkern, auf die Inseln des Meeres wandern, um dann wiederzukehren und segenbringend aufs neue ihren Verehrern zu erscheinen, oder dass sie ihre Gaben freiwillig dem Menschen entziehen, weil sie ihm zürnen. In der kleinasiatischen Religion ist diese Anschauung immer die herrschende geblieben (I, 253) und hat in der Folgezeit von hier aus auf Griechenland zurückgewirkt; in der griechischen Religion ist sie mehr und mehr überwunden, immer mächtiger hat sich die Gestalt der ewigen siegreichen Gottheit über den Wechsel der Naturerscheinungen erhoben. Dadurch ist, was ursprünglich lebendiger Glaube war, zum Mythus, zur Erzählung von den ältesten Schicksalen der Gottheit geworden, zu einem Räthsel, das immer aufs neue und immer vergeblich den Deutungs-

versuch herausfordert, weil seine Voraussetzungen dem religiösen Bewusstsein entschwunden sind. Aber in der Urzeit waren sie völlig lebendig. Mit dem lebhaftesten Antheil verfolgt der Mensch die Schicksale der Gottheit, von denen sein Gedeihen abhängt, helfend und theilnehmend sucht er in sie einzugreifen, er feiert ihr Erscheinen und ihre Siege, er betrauert ihre Niederlagen und ihren Tod, er sucht ihren Zorn durch Opfer zu beschwichtigen; der ganze Festcyklus erwächst daraus. — Zugleich beruht auf diesem Glauben das Doppelwesen der Gottheiten. Den Menschen gegenüber sind sie die Schirmer der Sitte und des Rechts, die jeden Frevel ahnden. Aber sie selbst sind keine ethischen Mächte; in der Natur herrscht das Sittengesetz nicht. Sie wirken mit der Elementargewalt einer Naturkraft. Der Gott kämpft gegen den eigenen Vater, er vermählt sich der leiblichen Schwester, er scheut nicht vor Lug und Trug und keiner Gewaltthat, unbekümmert folgt er den Eingebungen der Laune, der Liebe, des Hasses. Auch allmächtig ist er nicht. Für den Menschen ist er der Herr des Geschicks, aber in der Natur waltet auch über ihm ein ewiges unerbittliches Schicksal, dem er erliegt. Der naive Mensch nimmt diese Widersprüche hin, ohne darüber zu grübeln, weil er ihre Wahrheit tagtäglich erfährt; dem fortgeschrittenen Denker erwachsen daraus die schwersten und quälendsten, weil unlösbaren Probleme.

67. Alle griechischen Götter zeigen dieses Doppelwesen. Der Götterkönig Zeus selbst hat die Herrschaft errungen im Kampf mit den feindlichen Mächten, die ihm nach dem Leben trachten, mit seinem eigenen Vater Kronos, der ihn verschlingen wollte. In den Sagen von seinen Kämpfen mit Typhon, mit den Giganten und Titanen, mit den Göttern, die sich ihm widersetzen (Il. A 396 ff., Θ 18 ff.), lebt der alte indogermanische Gewittermythus weiter. Die Erzählungen von seinen zahlreichen Liebschaften sind grösstentheils aus seiner Vermählung mit der Erdgöttin erwachsen: Demeter die Erdmutter, Hera die Landesgöttin von Argos, die boeotische Erdgöttin sind

seine Gemahlinnen [1]), im goldenen Regen dringt er in das Gefängniss der Danae, im Gewittersturm umarmt er die Semele, sie zugleich befruchtend und vernichtend. Die später allgemein recipirte kretische Sage, die freilich wenn nicht ihren Ursprung, so doch ihre Ausbildung kleinasiatischen Einflüssen verdankt, erzählt von der Geburt des Gottes. Durch Waffentänze der jungen Mannschaft, der Kureten, wird das Götterkind begrüsst und gegen die feindlichen Mächte beschirmt, die Ziegen des Gebirges nähren es, die Bergmutter steht ihm bei im Kampf gegen den neidischen Vater. Dem entspricht es, dass man auf Kreta nach echt kleinasiatischer Anschauung auch das Grab des Zeus aufweist. Gleichartige Anschauungen knüpfen an den Cult des Apollo, des Dionysos, der Artemis, der Demeter. Wenn der Gott in die Erscheinung tritt (ἐπιφάνεια), wenn er geboren wird oder aus der Ferne zurückkehrt, wird er mit rauschendem Jubel begrüsst, sein Verschwinden, sein Fortgang, sein Tod eben so leidenschaftlich betrauert. Immer finden wir die verschiedenen Anschauungen neben einander, die älteste, welche den Gott direct sterben lässt, die Milderungen, welche von seiner Dienstbarkeit oder seinem Verschwinden berichten, die Auffassung, dass er das Uebel, dem er nach ursprünglichem Glauben erliegt, selbst sendet. In Thessalien wird Apollo der Dienstmann des Todtengottes Admetos, in Delphi und auf Delos entweicht er in jedem Winter zu den Hyperboreern, um im Frühjahr wiederzukehren; aber auch er selbst, der reine lichte Gott, der Menschen und Vieh beschirmt, sendet mit seinen Pfeilen Pest und Tod; wenn er zürnt, zieht er finster einher wie die Nacht (Il. A 47). Die mittelgriechischen Sagen von Herakles und Theseus, ursprünglich mächtigen, die Unholde bekämpfenden Göttern, die aber dem Tode erliegen und in die Unterwelt hinabsteigen müssen, haben den gleichen Inhalt, ebenso Herakles' Verbrennung auf dem Gipfel des Oeta (§. 167); auch der Kentauren-

[1]) Daher wird auch Themis, die aus ganz anderem Grunde, als Genossin des Zeus im Schirm der Rechtsordnung, seine Gemahlin ist, zur Erdgöttin gemacht: Aesch. Prom. 209.

sage, der Sage von Oedipus, der seiner eigenen Mutter, der Erde, sich vermählt, dann aber geblendet wird und stirbt, und vielen anderen Mythen liegen dieselben Anschauungen zu Grunde. In Arkadien ist aus ihnen die (ursprünglich dem Poseidoncult angehörige) Odysseussage hervorgegangen: der Held, der lange die Heimath meiden muss, in die Unterwelt hinabsteigt, in die Gewalt der »grauen Männer«, der Phaeaken, der »Verhüllerin« Kalypso, der Zauberin Kirke geräth, ist nichts anderes als der sterbende Naturgott. Auch das helfende Brüderpaar (§. 31) Kastor und Polydeukes erliegt in Sparta der Gewalt des Todes. In unzähligen localen Variationen wiederholt sich immer aufs neue dieselbe Idee, theils anknüpfend an die grossen, allgemein verehrten Gottheiten, theils an Sondergestalten, die nur in beschränktem Kreise dem religiösen Glauben lebendig waren — diese sind dann bei der Ausbildung der gemeingriechischen Religion zu Heroen herabgesunken, von deren merkwürdigen Schicksalen die Dichter viel zu erzählen wussten. Mit specieller Beziehung auf Ackerbau und Weinbau kehrt derselbe Glaube in den Culten und Mythen von Demeter und Persephone, von Dionysos' Geburt, Siegeszügen und Tod wieder. Auch diese reichen zweifellos in sehr alte Zeit hinaus, haben aber ihre spätere Gestalt erst unter der Einwirkung der sesshaften Cultur erhalten, als Dionysos und Demeter zu speciellen Bauerngöttern geworden waren.

Der kretische und kleinasiatische Zeus entspricht dem griechischen Dionysos, bei dem indessen vielleicht auch fremde (thrakische?) Einwirkungen vorliegen. Aber analoge Anschauungen müssen über Zeus schon vorher existirt haben, sonst hätte der kretische Mythus nicht auf ihn übertragen werden können. Auch ist Kronos gewiss eine griechische Gestalt; und die Benennung des Zeus als Κρονίων, Κρονίδης hat doch wohl von Anfang an die Beziehung auf den Kampf mit dem Vater enthalten. Dagegen gehört Rhea der kretischen Sage an: sie ist die kleinasiatische Göttermutter. — Dass Uranos nicht, wie man früher annahm (I, 11), indogermanisch, sondern erst auf griechischem Boden entstanden ist, scheint jetzt allgemein anerkannt zu sein; mit dem indischen Varuna hat er nichts zu thun. — Herakles §. 166 ff. Odysseus ist wie Penelope, die Mutter des Pan (Herod. II, 145; begraben bei Mantinea Paus. VIII,

12, 5; ihr Vater Ikarios gehört nach Lakonien und Messenien), in Arkadien heimisch, speciell beim Poseidon ἵππιος in Pheneos (Pausan. VIII, 14, 5). Die Weisung λ 121 ff., dem Poseidon im Binnenlande ein Opfer zu bringen, d. h. einen Cult zu begründen, bezieht sich darauf. Ursprünglich wird man hier einen Poseidon Ὀδυσσεύς verehrt haben, aus dem der Heros sich abgezweigt hat. Ithaka gilt als seine Heimath, weil es die fernste Insel ist, die von den peloponnesischen Bergen aus sichtbar ist. Wilamowitz hat in seinen homer. Untersuchungen diese Zusammenhänge ganz übersehen; s. dagegen Svoronos, Gaz. arch. XIII, 262 ff., der aber durch die neuen Apollodorexcerpte theilweise berichtigt wird. Der Cult des Odysseus bei den Thesprotern ist secundär. Kalypso kann ich nicht mit Wilamowitz für eine poetische Erfindung, sondern nur für eine Variante des Hades, resp. der Phaeaken halten. Die Erzählung, dass der irrende Held bei seiner Rückkehr die Gattin in äusserster Bedrängniss findet und die Freier bewältigt, ist erst später an Odysseus angeknüpft. Das älteste Stück der Odyssee, der Kern der Nekyia, weiss noch nichts davon, sondern schliesst sie geradezu aus (λ 121 ff., 181 ff.). Die Erzählung ist schwerlich mythisch, sondern ein weitverbreitetes Mährchen. Auch die uralte Sage vom Kampf zwischen Vater und Sohn wird erst später auf Odysseus übertragen sein: der Name Telegonos ist ganz secundär.

68. In etwas anderer Art ist das Naturleben in den beiden Göttinnen Artemis und Aphrodite gefasst. Artemis ist die Gottheit eines Volkes, bei dem die Jagd im Mittelpunkt des Lebens steht. Wohl kein griechischer Cult hat so wie dieser immer den Charakter einer culturlosen Urzeit bewahrt, wie er denn auch, obwohl über ganz Griechenland verbreitet, sich da am lebendigsten erhalten hat, wo die primitive Lebensweise sich am längsten hielt, in den Bergen Arkadiens und Aetoliens — denn die Artemis von Ephesos ist in Wirklichkeit die kleinasiatische Göttermutter. Artemis trägt noch nicht die menschlichen Züge der Hirten- und Ackerbaugottheiten; sie ist die Göttin der Jagd oder vielmehr des Jägers, die Herrscherin der wilden, culturlosen Natur, sie haust in Wäldern und Bergschluchten und gebietet über das wilde Gethier. Als Hirschkuh, als Bärin (Arkadien, Attika) offenbart sie sich, sie ist die kühne Jägerin (ἀγροτέρα, ἐλαφηβόλος), deren Pfeile unfehlbar treffen (ἑκάτη, ἑκαέργη, ἰοχέαιρα). Ihr Name bedeutet wahrscheinlich die »Schlächterin« (Robert bei Preller I[4] 296, 2); sie ist die Göttin, der das Opferblut, d. i. das Blut der ge-

schlachteten Jagdthiere, aber in besonderen Fällen auch das Blut geopferter Menschen fliesst. Dem kühnen Jäger kann sie ihre Gunst gewähren, aber den verweichlichenden Genuss der Liebe verschmäht sie. Die finsteren und unheimlichen Seiten der göttlichen Macht herrschen in ihrem Wesen durchaus vor. Sie fordert Menschenblut (Iphigeneia, A. ὀρθία in Sparta), dem Jäger, der sie überrascht oder beleidigt, der ihr den gebührenden Antheil der Beute vorenthält, sendet sie das Verderben; ihre Pfeile bringen Pest und Tod, wie die Apollos, ja sie wird geradezu zur Todesgöttin. Vor allem waltet sie bei Nacht, wenn die geheimen Mächte der Natur sich entfalten; daher knüpft auch aller Zauber in erster Linie an sie an. — In jedem dieser Züge ist Aphrodite ihr Gegenbild. Die kleinasiatische Göttermutter vereinigt die Eigenschaften beider Göttinnen, in der griechischen Religion sind sie durchaus gegensätzlich entwickelt. Daher ist ihr Cultus meist in denselben Gebieten heimisch, so in Sparta, Arkadien, Athen, Boeotien. Auch Aphrodite ist eine gewaltige Göttin, die Tochter des Zeus und der Dione; auch sie haust auf den Gipfeln der Berge (ἀκραία in Korinth, Argos, Knidos, auf dem kyprischen Olymp u. a.); auch ihr fehlt ursprünglich jede Beziehung zur Cultur. Aber sie ist die Göttin des friedlichen Naturlebens, des Gedeihens und vor allem der Zeugung; ohne ihr Walten würde alles Leben zu Grunde gehen. Sie lächelt dem Menschen gnädig (φιλομμειδής). Krieg und Waffenlärm sind ihr verhasst; sie fordert mit wenigen Ausnahmen nur unblutige Opfer; die Taube, der Bock, der Widder sind ihr heilig, Aepfel, Rosen, Myrthen lässt sie spriessen, in den Gärten und Blumen, auch in Schilf und Sumpf ist sie heimisch. Auch im Meer waltet sie, wenn es friedlich lächelt; daher wird sie zur Göttin der ruhigen Schiffahrt (γαληναίη, εὔπλοια). Vor allem aber ist ihr der Liebesgenuss heilig, den Artemis verschmäht. Wer ihn weigert, verfällt ihrer Rache, wie in Troezen der schöne Jäger Hippolytos, der Diener der Artemis. Ihren Lieblingen dagegen führt sie die schönsten Frauen zu; in reichem Maasse geniesst sie selbst die Liebe der Götter und Menschen (vgl.

Pasiphae, Ariadne Preller I[4] 372); den Königssohn Anchises sucht sie auf der Waldtrift auf und zeugt von ihm den Aeneas — eine Gestalt, die aus einem Beinamen der Göttin erwachsen ist und dann wie alle gleichartigen Gestalten als Begründer ihres Cultus gilt. Auch der Brauch, Mädchen ihrem Dienst zu weihen, wird nicht, wie man gewöhnlich annimmt, aus dem Orient importirt, sondern seit uralter Zeit in Griechenland heimisch sein. So repräsentiren Artemis und Aphrodite für den ältesten Griechen die beiden das menschliche Leben beherrschenden, sich stetig bekämpfenden Mächte, zwischen deren Dienst er gestellt ist und in sich selbst den Ausgleich suchen muss. — Auch Aphrodite's Cultus kennt eine Zeit der Trauer, wenn ihre Herrschaft zu Ende geht und ihre Lieblinge den feindlichen Mächten erliegen (vgl. Helena und Paris); doch haben diese Sagen ihre Ausbildung erst unter orientalischem Einfluss erhalten (Adonis).

Der orientalische Einfluss im Aphroditecult — abgesehen von Cypern, worüber §. 146 f. — wird gewöhnlich weit überschätzt; die Göttin, welche mit der Astarte gleichgesetzt wurde, war ihr von Anfang an gleichartig. Aphrodite ist durchaus auf dem Boden der ältesten griechischen Anschauungen erwachsen, auch ihr Name, wenn auch noch nicht sicher gedeutet, doch deutlich griechischen Ursprungs. — Dass Aeneas erst durch die Entwickelung der Helenasage nach Troja gekommen und zum Ahnherrn der troischen Königsgeschlechter (speciell in Skepsis) gemacht ist, lehrt der Cult der Aphr. Αἰνειάς in Leukas und bei Aktion (Dion. Hal. I, 50). Ursprünglich gehört Aeneas wohl nach Arkadien, wo der Name sehr gewöhnlich ist. Vgl. den Berg Anchisia bei Orchomenos Ark. Paus. VIII, 12, 5 und die Gründung von Aphrodisias bei dem lakonischen Boiai III, 22, 11 durch Aeneas.

69. Die nächste Stufe der Cultur bezeichnen die Hirtengötter, vor allem Apollon (§. 64), der Gott der Weiden und Triften, der Widder und Schafe (νόμιος, ναπαῖος, καρνεῖος, μαλόεις oder μαλεάτας). Am Fuss des Olymp weidet er die Rinder der Götter; sonst aber zeigt sich gerade in seiner Gestalt, dass die Rinderzucht bei den Griechen jünger ist als die des Kleinviehs. Das ganze Leben des Hirten spiegelt sich in den Erzählungen von ihm wieder. Er singt, bläst die

Flöte, spielt die Cither besser als der beste Hirt. Auch in der Heilkunst ist er bewandert. Die Heerden des Admetos gedeihen wunderbar in seiner Hut, Lorbeer und Hyacinth (Iris?) sind seine Lieblinge, die Musen, die Wald- und Quellgöttinnen des Olymp, des Parnass, des Helikon sind sein Gefolge. Immer ist er bereit, die Liebe schöner Mädchen und Knaben zu geniessen. Auch Jagd und Kampf ist ihm nicht fremd, er bändigt die wilden Thiere, er hat den Quelldrachen Pytho bezwungen und dadurch Delphi bewohnbar gemacht, er überwältigt den Phorbas im Faustkampf, mit Pfeil und Bogen wehrt er die Feinde ab und straft das Böse. Als Schirmer des wichtigsten Besitzes ist er in Attika und Ionien neben dem Zeus des Hofes der Schutzgott und Ahnherr der Familie (A. πατρῷος). Mit Recht gilt der Hirtengott als Bruder der Jägergöttin Artemis. Er erscheint als Wolf (A. λύκιος) — denn nach einer nicht seltenen Auffassung ist der Feind der Heerde zugleich die Offenbarungsform der göttlichen Macht, welche sie beschirmt. Aber Apollo ist nicht nur der göttliche Hirt, sondern der Naturgott, wie er dem Hirten erscheint. So lebt auch er in allem Leben der Natur; sein Erscheinen und Verschwinden, seine Dienstbarkeit haben wir schon kennen gelernt. Auch er sendet Verderben und Tod, so gut wie Artemis. Auch das Licht ist sein Lebenselement, er ist der lichtgeborene (λυκηγενής) mit goldenem Haar — daher ist er in späterer Zeit auch zum Sonnengott geworden. Immer aber wahrt er trotz aller menschlichen Züge die unnahbare Majestät der Gottheit; er ist die reinste und unverletzlichste Göttergestalt der Griechen. — Neben Apollo, der durch die ganze griechische Welt verehrt wird, steht als sein vielleicht älterer Doppelgänger Hermes (§. 64), der Gott des Steinkegels, der vor allem in Arkadien am Gebirge Kyllene heimisch ist. Auch er weidet die Heerden, spendet Segen und Fruchtbarkeit, singt und flötet und spielt die Leier, auch er stellt den Nymphen, den schönen Mädchen und Knaben nach und bewältigt die Unholde, z. B. den Argos (in Pheneos?, Forsch. I, 71 f.). Aber überall ist er derber und naturwüchsiger als Apoll; ihm

fehlt der majestätische Zug, den dieser immer bewahrt. Er ist verschlagen wie der verschmitzteste Hirt, versteht zu betrügen und nimmt jeden Gewinn, dabei ist er ein hurtiger Läufer und immer zur Stelle — daher ist er im Epos zum Götterboten geworden. Als zeugungskräftiger Gott wird er ithyphall dargestellt. Vor allem treibt er sein Wesen im Finstern; er ist »der Genosse der dunklen Nacht«, daher zugleich der Herr des Schlafes und der Träume. Dadurch ist er auch mit der Unterwelt in Verbindung getreten. Sein Cult ist weit im Peloponnes, aber auch in Attika und sonst verbreitet. So universell wie Apollo ist er nie geworden. Noch einmal vergröbert kehrt dieselbe Gestalt in dem bocksgestaltigen Pan »dem Hirten« wieder, der überall in Arkadien, besonders aber am Lykaion heimisch ist, und oft als Sohn des Hermes gilt. In der griechischen Mythologie erscheint er nur in verzerrter Gestalt; in seiner Heimath ist auch er, der Sohn der Penelope (§. 67 A.), ein mächtiger Gott gewesen. — An die Hirtengötter dürfen wir vielleicht den Poseidon anreihen. Dem späteren System ist er der Herrscher des Meeres; aber sein Cult ist vor allem in Arkadien (und Thessalien) heimisch, und hier im Binnenlande, wo er als Gemahl der Erdgöttin Demeter erscheint, kann er ursprünglich kein Meergott gewesen sein, eher ein Gott der Quellen und des fliessenden Gewässers. Aber vor allem ist er hier der auf dem Viergespann einherfahrende Gott der Rosse (P. ἵππιος) und der Stiere, und darin mag vielleicht der Ursprung seines Wesens zu suchen sein. Dann ist er allerdings der erdumspannende Meergott geworden, der mit seinen Rossen die Wogen durchfährt und die Erde mit dem Dreizack erschüttert (ἐνοσίχθων, ἐννοσίγαιος, γαιήοχος, ἐρεχθεύς), und als solcher wird er überall an den Küsten des Peloponnes, am Taenaron, in Kalauria und Troezen (Aegeus), in Aegae und Helike am korinthischen Golf, ferner in Attika, Euboea, Ionien und sonst verehrt.

Die Ansicht O. Müller's, Apollo sei ein specifisch dorischer Gott, ist wohl allgemein aufgegeben. Dass die spätere Dichtung und vor allem die von der Stoa beeinflussten Mythologen der alexandrinischen und

römischen Zeit den Gott, von dem das älteste Zeugniss sagt, dass er ἤλυθε νυκτὶ ἐοικώς, für einen Sonnengott erklären, ist nicht wunderbar, eher dagegen, dass die moderne Forschung ihr so oft darin gefolgt ist und diese Deutung als »eine der sichersten Thatsachen der Mythologie« bezeichnet. Auch die Deutung der Artemis und gar der Aphrodite als Mondgöttinnen entbehrt jeder Begründung. Apollo ist in Thessalien, Boeotien, Attika, bei den Nordweststämmen, im östlichen Peloponnes, in Tegea und Amyklae in gleicher Weise heimisch, und findet sich daher auch in allen Colonien (Aeolis, Ionien, Kykladen, Kreta, Cypern); nur dem Centrum und Westen des Peloponnes war er vielleicht ursprünglich fremd. Für sein Wesen vgl. auch das Beiwort ὀπάων μήλων, »Genosse der Schafe«, Pindar Pyth. 9, 64, auf Cypern als Gott Οπαων Μελανθιος, s. Reinach, rev. des ét. grecques I, 226 ff. Die ursprüngliche Wesensgleichheit und Concurrenz des Apollo und Hermes hat die drastische und naive Legende des homerischen Hermeshymnus erzeugt.

70. Auch das älteste Handwerk, das der Metallarbeiter, hat seinen Schutzpatron in der Götterwelt, den himmlischen Schmied Hephaestos. Er ist zugleich der Gott des Feuers, und als solcher an einzelnen Orten, so in Attika (Prometheus) und in aussergriechischen vulkanischen Gebieten, vor allem auf Lemnos, zu einem allgemeinen Cult gelangt. Seine eigentliche Bedeutung besteht aber darin, dass er zu den Erzarbeitern (χαλκεῖς) steht wie Apollo und Hermes zu den Hirten und von ihnen als der Meister ihrer Kunst verehrt wird. Daher ist er auch lahm; denn die Lahmen, welche zu Hirten oder Bauern nicht zu brauchen sind, gewinnen sich, wenn sie kräftige Arme haben, ihr Brod als Schmiede, wie die Blinden den Beruf des Sängers ergreifen. — So hat jede menschliche Thätigkeit ihr Abbild und ihre Schutzmacht unter den Göttern. Diese Anschauung beherrscht das ganze Denken der Griechen. In Sparta, wo auch hier die Gedanken der Urzeit lebendig geblieben sind, verehren die Köche, welche das gemeine Mahl bereiten, einen »Backgott« (Μάττων) und einen »Mischgott« (Κεράων) [1]; ähnliche Gestalten finden sich auch sonst. Be-

[1] Polemo fr. 40 bei Athen. II, 39a, Demetr. Skeps. ib. IV, 174 f. Beide bezeichnen sie als Heroen; das ist aber wohl nur Anpassung an die conventionellen Anschauungen.

sonders charakteristisch für die griechische Religion ist der Schlachtengott Ares. Er ist nicht etwa der Gott, der seinen Verehrern den Sieg verleiht — das thun vielmehr die eigentlichen Stammgötter, und über den Ausgang des Kampfes entscheidet Zeus — sondern lediglich die göttliche Macht, welche im Kampfgetümmel und Schlachtenlärm sich offenbart. Er ist zwar ein grosser Gott, ein Sohn des Zeus, an den sich ein Schwarm ähnlicher Gestalten anreiht (Enyo, Enyalios, Eris), aber er ist wetterwendisch und unberechenbar und zum Schirmgott eines Stammes ganz ungeeignet. Bei den Thrakern, den wilden Völkern des Nordens, hat er seine Heimath, in den festen Ordnungen des heimischen Stammes hat er keinen Platz. Wo ein Cultus des Ares vorkommt, wie in Theben, Argos, Sparta, scheint er durchweg secundär zu sein und nimmt immer nur eine untergeordnete Stellung ein. Ganz andersartig ist das göttliche Brüderpaar (§. 31), welches in der Noth des Kampfes (auch der Seefahrt, §. 74) dem Bedrängten oder auch dem ganzen Stamm zu Hülfe eilt und Rettung bringt. Vielfach und unter sehr verschiedenen Namen werden diese »Söhne des Zeus« (Διόςκουροι) verehrt, in Sparta als Tyndariden oder auch als Agamemnon und Menelaos — hier haben sie dereinst ihre Schwester, die lichte Göttin Helena, aus der Gewalt des Räubers befreit — in Athen als Anakes (in Amphissa Ἄνακτες Pausan. X, 38, 7), in Theben als Amphion und Zethos [1]); auch das Freundepaar Theseus und Peirithoos gehört hierher.

71. Neben den Mächten, die im menschlichen Leben sich bethätigen, stehen bei den Griechen, wie in jeder indogermanischen Religion, die zahlreichen göttlichen Wesen, welche mehr oder weniger ausschliesslich in der Natur wirken — wenn der Mensch von ihnen Segen erwartet oder Schlimmes befürchtet, häufig eifrig verehrt, sonst lediglich als Gottheiten anerkannt, ohne im Cultus eine Rolle zu spielen. Hier hat die locale Sonderentwickelung unzählige Gestalten erzeugt, die

---

[1]) Auch diese Erkenntniss verdanke ich Robert.

immer aufs neue dieselbe Grundanschauung variiren. Dahin gehören ausser Sonne und Mond die Fluss- und Quellgottheiten, die Nymphen und Musen in Wald und Berg, die zahlreichen Bewohner des Meeres, unter ihnen z. B. die grosse thessalische Meergöttin Thetis, Amphitrite, die Gemalin des Poseidon, der die Welt umschliessende Strom Okeanos u. a., ferner die zahlreichen in der Erde, in Schluchten und Höhlen wirkenden Mächte. Die Mutter Erde begegnet uns nicht nur als Gaia oder als Demeter, sondern auch in mannigfachen localen Formen (vgl. §. 67), in Arkadien z. B. als »die Herrin« Despoina, in Teumessos und bei Lebadea als Europa »die weite«. Hierher gehören ferner die Erddämonen Asklepios, der im thessalischen Trikka und im Westen des Peloponnes heimisch ist, Trophonios, der in Lebadea in Boeotien, Amphiaraos, der in Oropos und bei Theben verehrt wird, Iakchos von Eleusis, die »ehrwürdigen« Göttinnen (Σεμναί) von Athen, die »Mutter von Agra« in Attika. Besonders an Orten, die von der allgemeinen Entwickelung der griechischen Cultur wenig berührt wurden, lernen wir zahlreiche derartige Gestalten kennen; so treffen wir z. B. auf Kreta eine Fülle localer Gottheiten, die ausserhalb der Insel ursprünglich gänzlich unbekannt sind, Britomartis, Diktynna, Velchanos, Hellotis, Phoenix, Amphione u. a. Ferner gehören hierher alle alten und echten, d. h. aus Cultussagen hervorgegangenen Heroen, wie Perseus, der Gott der Quelle Perseia bei Mykene, Niobe, die Göttin einer Quelle bei Argos, Theseus, Odysseus, Oedipus u. s. w. In ihnen allen sind locale Göttergestalten zu erkennen, welche in die allmählich sich ausbildende griechische Gesammtreligion keinen Eingang gefunden haben. Nur die Erzählungen von ihnen verbreiteten sich und wurden Gegenstand der dichterischen Tradition, der Volkssage. So sind sie später dem allgemeinen Glauben zu einer Art halbgöttlicher Wesen geworden, die in der Urzeit gelebt und gewirkt haben, und leben als solche im Volksglauben weiter. In ihrem Kreise aber sind sie grosse gewaltige Mächte, die in ihrer Wirksamkeit und Bedeutung für ihre Verehrer dem höchsten Zeus nicht nach-

stehen; daher finden wir sehr häufig, dass die Localgötter im Cultus officiell den grossen allgemeinen Göttern gleichgesetzt und mit ihrem Namen bezeichnet werden. So gelten Trophonios, Amphiaraos, Agamemnon, Velchanos, auch Asklepios, als Erscheinungsformen des Zeus, Iakchos wird dem Dionysos, die grossen oder ehrwürdigen Göttinnen der Demeter und Persephone, Britomartis und Diktynna der Artemis gleichgesetzt u. ä. Daneben haben vereinzelt locale Götter auch in späterer geschichtlicher Zeit noch universales Ansehen gewonnen, so Asklepios und der arkadische Pan.

72. Namentlich in den zuletzt besprochenen Gestalten treten die Einflüsse der Sesshaftigkeit, der Zersplitterung der griechischen Stämme und ihrer Verknüpfung mit dem Boden bereits deutlich hervor. Nicht nur erzeugt die Localität fortwährend neue Gestalten; auch die Hauptgötter, welche ursprünglich den Stamm auf der Wanderschaft begleiteten, werden fest wie dieser. Der Zeus, den der einzelne Stamm verehrt, bleibt wohl der allumfassende Himmels- und Wolkengott, aber zunächst ist er der Gott, der auf den Berggipfeln der Heimath thront, auf dem Olymp, dem Ithome, dem Lykaion, der Dikte, dem Ida, oder als Wasserspender im Thale von Dodona waltet, oder sonst als der Urheber bestimmter Wirkungen, als der Träger einer bestimmten Eigenschaft angerufen wird. Nicht minder aber verschmilzt der Gott mit der Gemeinschaft, die ihn verehrt. Alle griechischen Phratrien betrachten den Zeus als ihren Schirmgott, auf dem Hofe jedes Königssitzes steht der Altar des Zeus Herkeios; aber eigentlich ist der Gott, den man anruft, doch ein anderer, als der der Nachbarn. Der Zeus, von dem die Arkader, die Spartaner, die Kreter Sieg erhoffen, ist ihr specieller Ahne und Schirmgott, mögen auch die Feinde ihren Gott mit demselben Namen anrufen. Von allen anderen Göttern gilt das Gleiche. Sie wandeln sich um in Götter des Stammes; jeder Stamm hat sein besonderes Pantheon, dem freilich die der anderen nahe verwandt sind. Kaum je verehrt man daher den Gott schlechthin, sondern immer nur unter einem bestimmten

Beinamen. Der Gott von Dodona ist nicht Zeus, sondern der Zeus Naios, der von Kreta der Zeus Kretagenes oder Tallaios oder Diktaios, in Thessalien der Zeus vom Olymp oder Pelion, bei den peloponnesischen Achaeern der Zeus des Tageslichts (ἀμάριος), bei den phthiotischen der Zeus »Verschlinger« (λαφύστιος), in Delphi verehrt man den Apollo Pythios, in Lakonien den Apollo Karneios von Amyklae, auf der Burg von Athen den Poseidon Erechtheus und ebenso bei allen anderen grossen Gottheiten. Aber auch die umgekehrte Entwickelung geht daneben her. In vielen Fällen sind die Götter, die man an bestimmten Stätten verehrte, offenbar ursprünglich namenlos gewesen, nichts anderes als die Mächte, die sich in dieser Localität oder in jenem Fetisch offenbarten; jetzt aber werden sie als Manifestationen der grossen allgemeinen Götter betrachtet, jeder Berggott ist eine Gestalt des Zeus, jeder Hirtengott eine Form des Apollo oder Hermes. Bei den §. 71 besprochenen Gottheiten lässt sich dieser Process vielfach genau verfolgen; die Annahme liegt nahe, dass er sich in viel grösserem Umfang vollzogen hat, als sich streng erweisen lässt, dass es z. B. auf dem Lykaion und Ithome lange einen Cult gab, ehe der hier verehrte Gott zum Zeus wurde, oder dass der arkadische Wolfsgott und der Stiergott von Argos und Kreta ursprünglich mit Zeus nichts zu thun hatten und nur, weil sie in ihrem Gebiete für die höchsten Götter galten, bei der Ausbildung des Göttersystems als Formen des Zeus erklärt worden sind. Die Widersprüche, welche die Göttertypen der ausgebildeten Religion enthalten, mögen vielfach auf diesem Wege entstanden sein. Dazu kommt noch die Verbreitung, welche angesehene Culte weit über ihr Heimathgebiet hinaus finden. Diese Einflüsse halten den particularen und localen die Wage: so wahren all die einzelnen Stammesreligionen, genau wie die Stämme selbst, doch den gemeinsamen Zusammenhang, der den unbewussten Ausdruck der nationalen Einheit bildet.

Besonders drastisch tritt die Differenzirung der Gottheiten in den kretischen Eidesformeln hervor: auf Hestia folgen hier regelmässig mehrere Formen des Zeus und dann die übrigen Gottheiten der Gemeinde, unter

denen nicht selten auch mehrere Apollos und Athenes neben einander stehen.

73. Eine besondere Umwandlung hat die alte Erdgöttin durch die locale Entwickelung erhalten: sie wird zur Göttin des Heimathlandes und speciell seiner Hauptstadt und seiner Burg. So sind die Göttinnen Hera und Athene entstanden. Hera ist die kuhgestaltige Erdgöttin von Argos; am Fuss des Berges Euboia liegt ihr heiliger Bezirk, daneben wird sie in jeder Stadt des Landes verehrt. Von hier aus hat sich ihr Cult nach Sparta, Arkadien, Elis, Kreta verbreitet, auch in Boeotien und auf Samos wird er argivischen Ursprungs sein. Sie trägt alle Züge der Erdgöttin. Sie ist die einzige rechtmässige Gemahlin des Zeus; im Frühjahr feiert man das Fest des Brautbettes, der heiligen Hochzeit, da schmückt sich die Erde mit Blumen; dann aber zerfällt sie mit dem Gatten, ihr Hader erfüllt die Welt, sie entflieht vor ihm (so in Plataeae Pausan. IX, 3, 8, vgl. Plutarch bei Euseb. praep. ev. III, 1, 6, vielleicht auch in der Iosage), sie wird zur Wittwe (in Stymphalos, Pausan. V, 22, 2), endlich gewinnt sie alljährlich im Jugendbrunnen ihre Jungfräulichkeit zurück (Pausan. II, 38, 2). Als Gemahlin des Zeus waltet sie über der Heiligkeit der Ehe und hilft bei der Geburt (Εἰλείθυια). Daneben ist sie die Landeskönigin, die Schirmerin von Stadt und Burg. Die Ausbreitung ihres Cultus ist die Wirkung der führenden Stellung von Argos in der mykenischen Epoche, die Landesgöttin des mächtigen Staates, die Ἥρη Ἀργείη, hat man überall als die höchste Göttin, als Königin der Götter anerkannt. — Noch deutlicher ist der locale Ursprung der Göttin von Athen. Einen Eigennamen hat sie überhaupt nicht, sie heisst »die von Athen« (Ἀθηναία). Sie ist die Göttin, die in dem Burgfelsen von Athen haust und sich als Schlange oder Eule offenbart. Darin ist ihr Wesen enthalten. Als Schirmherrin der Burg ist sie zugleich eine kriegerische Göttin, die die Lanze schwingt (παλλάς) und die Aegis schüttelt. Sehr früh hat sich ihr Cult weithin verbreitet, theils nach Euboea, Boeotien, Thessalien, theils an der Ost-

küste des Peloponnes, namentlich nach Lakonien und Tegea in Arkadien. Aber es gibt keinen griechischen Stamm, der sie nicht kennte; neben Zeus und Apollo ist sie die am allgemeinsten verehrte griechische Gottheit. Ueberall ist sie die Burg- und Stadtgöttin (πολιάς). In der Regel wird man an den einzelnen Orten lange eine Schutzherrin der Burg verehrt haben, ehe sie den Namen Athena erhielt; die itonische Athena der Thessaler und Boeoter, die Göttin von Alalkomenae in Boeotien, die Athena Alea von Tegea werden ursprünglich Sondergestalten gewesen sein, ehe man sie mit der mächtigen Göttin von Athen identificirte. Aber dieser Vorgang beweist eine Machtstellung Athens in der ältesten Zeit, von der unsere Ueberlieferung keine Spur mehr bewahrt hat.

Ἀθῆναι ist ein Ortsname pluralischer Bildung wie Μυκῆναι Θῆβαι u. s. w.; er kommt in Boeotien, Euboea, Attika, Lakonien vor. Davon ist Ἀθηναίη, Ἀθαναία, contrahirt Ἀθηνᾶ, »die von Athen« abgeleitet: Ἀθάνα, Ἀθήνη ist daraus verkürzt [vgl. z. B. lesbisch εμ Φωκαι für εμ Φωκαιαι GDI. 213]. Die herrschende Ansicht, welche umgekehrt den Ortsnamen von dem der Göttin in der kürzeren Form ableitet, scheitert daran, dass 1) kaum ein altgriechischer Ortsname von einem Götternamen abgeleitet ist, ausgenommen etwa Δῖον; 2) dass ein Ortsname »die Athena's« absurd ist; 3) dass Ἀθῆναι durchaus die Form eines gewöhnlichen griechischen Ortsnamens trägt; 4) dass die Göttin gewöhnlich Ἀθηναίη heisst, was auf alle Fälle nur »die Athenische« bedeuten kann.

74. So charakteristisch es für die griechische Religion ist, dass ausser Zeus jede Gottheit ihren begrenzten Wirkungskreis hat, so wenig lässt sich doch eine göttliche Macht, die im Cultus lebendig ist, in feste Grenzen bannen. Das wesentlichste bleibt doch, dass sie sich mächtig und hülfreich erweist. Daher schwanken ihre Functionen und greifen in einander über, um so mehr, da die Götterkreise der einzelnen Stämme verschieden sind. Auch Artemis hilft bei der Geburt und beschirmt die Viehzucht; auch Aphrodite erscheint gelegentlich bewaffnet [1]; Schutzgötter des Landes und der Städte sind alle Götter des Stammes. Daher verändern sich auch die

[1]) Preller-Robert I⁴ 356 f. Vielleicht liegt hier phönikischer Einfluss vor.

Functionen der Gottheiten, wenn neue Formen des Lebens sich entwickeln: jeder Fortschritt der Cultur wirkt auf die Götterwelt zurück. Die nächste Stufe wird durch die Entwickelung der Seefahrt und des Ackerbaus bezeichnet; sie bildet den entscheidenden Schritt zur Ausbildung einer griechischen Cultur. Auch die Götter haben diese Entwickelung mitgemacht. Je mehr Schiffahrt und Fischfang, Besiedelung der Inseln und der fremden Küsten sich entwickeln, desto mehr treten auch die Götter in Verbindung mit der See. Nicht nur Poseidon, auch Aphrodite (§. 68), Apollo, Athene, Dionysos, die Dioskuren erscheinen als Meeresgötter und beschirmen die Schiffahrt. Namentlich auf den Inseln vollzieht sich diese Entwickelung; hier ist z. B. Apoll überall zugleich ein Schiffergott, dem daher auf Kreta und sonst der Delphin, der Genosse der Seefahrer, heilig ist (A. δελφίνιος). Parallel damit geht die steigende Bedeutung, welche der Ackerbau und damit zugleich die Rinderzucht, seit sie aus der Beschäftigung einzelner Knechte das Lebenselement des ganzen Stammes wird, auch im Cultus gewinnt. In Boeotien und Attika, in Aeolis, Ionien, Rhodos ist der Hirtengott Apollo zugleich der Hüter der Feldfrucht, der Heuschrecken, Feldmäuse, Mehlthau vertilgt (Strabo XIII, 1, 64); bei den Thargelien im Mai bringt man ihm die Erstlinge des Korns, bei dem Bohnenfeste (Pyanopsien im Herbst) die Erstlinge der Hülsenfrüchte dar. Artemis wird zur Göttin der Rinderzucht (ταυροπόλος in Brauron) und zur Erntegöttin (Il. I 534), dem Zeus, der Athene feiert man Pflüge- und Erntefeste (so in Athen), in Attika beschützt Athene den Oelbau, das Hauptproduct des Landes. Die Erdgöttin Demeter wird in allen Ackerbaugebieten zur Hauptgöttin der Bauern, die dem Menschen die Feldfrucht geschenkt hat; ihr zur Seite stehn Plutos, der Gott des Reichthums, und andere Erdgottheiten; die alten Naturmythen von der grossen Göttin werden auf die Entwickelung des Ackerbaus gedeutet. In dieselbe Verbindung tritt der namentlich in Mittelgriechenland verehrte Naturgott Dionysos, ursprünglich eine Gestalt des Zeus (vgl. §. 67), mit dem Weinbau. Die wilden

Feste, mit denen man die Erscheinung, die Siegeszüge und den Tod des Gottes feierte, werden auf die berauschende Kraft des Rebensaftes bezogen; durch die ganze Welt verbreitet er seinen Dienst und bestraft den Frevler, der ihm die Anerkennung weigert. In den recht alten Sagen von den Kämpfen mit hartnäckigen Gegnern, die er zu bestehen hat (Lykurgos, Pentheus, die Seeräuber u. ä.), von seinem festlichen Einzuge in dem attischen Dorf Ikaria u. a. scheinen zum Theil Reminiscenzen an die allmähliche und hartumstrittene Verbreitung seiner Gabe und seines Cultus enthalten zu sein. Auch ist es möglich, dass sich hierbei fremde, thrakisch-kleinasiatische Einflüsse geltend gemacht haben. Die weitere Entwickelung der Religion des Dionysos und der Demeter gehört erst einer folgenden Epoche an. Je vielgestaltiger die Cultur wird, desto mehr verzweigen sich die Aufgaben der Götter; so ist z. B. die kriegerische Burggöttin Athene auch die Beschützerin alles Handwerkes und aller Gewerbthätigkeit der Männer und Frauen (A. ἐργάνη).

75. Wie die griechischen Stämme sich in grössere Gruppen sondern, so auch ihre Religionen. Für die Ausbildung der auf der Dichtung beruhenden griechischen Gemeinvorstellung ist der thessalische Glaube massgebend geworden, dass die Götter auf dem gewaltigen Berggipfel des Olympos thronen und furchtbare Kämpfe mit den Dämonen der gegenüberliegenden Berge, den Riesen und Kentauren vom Ossa und Pelion, zu bestehen haben. Eine ganz andere Vorstellung scheint ursprünglich im Peloponnes geherrscht zu haben. Hier auf der meerumflossenen Halbinsel galten ferne Inseln im Westen als die Heimath der Götter, in die sie zurückkehren, wenn sie nicht im Lande weilen. Hier wachsen die goldenen Aepfel, welche die Unsterblichkeit gewähren, hier herrscht Friede und ewige Seligkeit. Für die olympischen Götter konnte das Epos eine derartige Vorstellung nicht brauchen: für die Heroen und localen Gottheiten des Peloponnes hat es sie in den Erzählungen von den Inseln des Elysion, von Herakles' Zuge zu

den Hesperiden bewahrt [1]). Ebenso hat es den arkadischen Glauben übernommen, dass die Schlucht bei Nonakris, durch die das Wasser der Styx hinabstürzt, in die Unterwelt hinabführt und der Eid bei der Styx die Götter bindet — brechen sie ihn, so verfallen sie dem Tod. Eine auffallende, wohl nur durch frühe Stammesbeziehungen zu erklärende Verbindung mit Thessalien zeigt der Westen des Peloponnes, die elische Landschaft. Eine dritte Gruppe bilden die mittelgriechischen Gebiete, namentlich Attika, Boeotien und das Land um den Oeta. Hier steht vor allem der Cult der Naturgottheiten, die auf Erden wallen, in voller Blüthe, der Glaube an das Leben und Sterben der Mächte, die im Kreislauf der Natur sich manifestiren. Hier ist die Heimath des Dionysos, des Herakles, der zahlreichen verwandten Sagengestalten, wie Theseus und Oedipus, zum Theil auch der Demetermythen, ferner der chthonischen Gottheiten Amphiaraos und Trophonios. Es bedarf kaum der Bemerkung, dass diese Gruppen nur ganz im allgemeinen geschieden werden können und daneben auch zahlreiche Zusammenhänge (namentlich zwischen Thessalien und Boeotien-Attika, so im Cult des Apollo und der Athene) vorhanden sind. Deutlich treten auch Verbindungen hervor, welche die ganze Ostküste Griechenlands von Euboea und Thessalien über Attika nach Argolis und Lakonien umfassen (z. B. im Aphroditecult, in den Sagen von Helena, Theseus u. a.), und auch nach Kreta hinüberreichen. Sie sind als Wirkung alter maritimer Berührungen zu betrachten (§. 128).

76. Es erübrigt noch ein Blick auf die Anschauungen vom Leben nach dem Tode. Auch die Griechen glauben, wie die Aegypter und zahlreiche andere Völker, dass ein concretes, aber nicht greifbares Wesen, die Psyche, im menschlichen Körper seinen Wohnsitz genommen hat, wie der Gott in dem Stein oder Thier, in dem er haust. Mit dem Tode hört diese

---

[1]) Auch dass Odysseus und Penelope, arkadische Göttergestalten, auf Ithaka localisirt werden, möchte ich so deuten. Ebenso stammt Atlas, der im Westen den Himmel trägt, aus Arkadien.

Verbindung auf, die Seele verlässt den Körper und führt ein unsicheres, schattenhaftes Dasein ohne Kraft und Leben im Reiche des »unsichtbaren« Gottes, des Hades. Freilich kann sie dasselbe auch verlassen, den Hinterbliebenen im Traume erscheinen, als Gespenst umgehen (Κῆρες), segensreich oder verderblich auf die Nachkommen wirken. Doch sind alle diese Vorstellungen ebenso unsicher und verschwommen, wie die Erinnerung an die verstorbenen Generationen im realen Leben. Mit dem Tode ist das Leben vorbei, die Seele hat keine reale Existenz mehr und kann sie höchstens durch (Blut-)zauber momentan wieder gewinnen. Doch ist es natürlich, dass man sich auch die Scheinexistenz der Seele nach dem Tode noch möglichst günstig zu gestalten sucht, dass der Todte seine Waffen, sein Streitross, seinen Hund und mancherlei Hausrath mit sich nimmt, dass man ihm bei der Bestattung und vielleicht auch später noch ein Opfermahl bereitet. Wenn noch bei Homer der Leiche des Patroklos ausser dem allem zwölf gefangene Feinde geschlachtet werden, so kann nicht zweifelhaft sein, dass in der alten Zeit auch Menschenopfer beim Begräbniss mächtiger Häuptlinge ganz gewöhnlich waren. Scheinbar steht das im Widerspruch mit den eben entwickelten Vorstellungen; in Wirklichkeit hat sich beides in den religiösen Anschauungen der Griechen eben so gut mit einander vertragen, wie noch heute bei zahlreichen auf primitiver Culturstufe stehenden Völkerschaften.

Im allgemeinen s. E. Rohde, Psyche I, 1890. Nur geht Rohde unter dem Einfluss der jetzt herrschenden Theorie, dass die Religion aus dem Ahnencult erwachsen sei, von der Anschauung aus, die Seele sei ein mächtiges und vom Menschen gefürchtetes Wesen, dem man den Todtendienst widme, um es zu beruhigen und gnädig zu stimmen. Ich muss diese Anschauungen entschieden bekämpfen. Der Todte ist kein lebendiges Wesen, wie der Gott, nur der Todtencult verhilft ihm künstlich zu einer Scheinexistenz. Und in erster Linie sind es nicht die Ueberlebenden, welche den Todtencult schaffen, sondern der Lebende selbst sorgt nach Kräften dafür, sich seine zukünftige Existenz zu sichern, er errichtet sich in der mykenischen Zeit einen grossen Grabbau, er sorgt durch Stiftungen für seinen Unterhalt. Die Ueberlebenden befolgen das Gebot der Pietät und der religiösen Sitte, soweit ihre Mittel es gestatten.

Dass dabei auch die Furcht, die Seele könne sich sonst rächen, mitwirkt, soll nicht bestritten werden. Aber das ist etwas secundäres — und wo findet sich davon eine Spur bei Homer oder z. B. im aegyptischen Todtendienst? Ueberall ist hier nur von einer Vollziehung der Sohnes- oder Freundespflicht die Rede. Es liegt mit dem Todtencult schliesslich nicht anders wie mit der Blutrache, die auch unweigerlich vollzogen (oder durch die Blutsühne abgelöst) wird, nicht aus Rücksicht auf den Todten, sondern weil der Mensch nach dem Vorstellungskreise, in dem er lebt, gar nicht anders kann und weil er sich selbst die Grundlagen seiner eigenen irdischen und zukünftigen Existenz unter den Füssen wegzöge, wenn er anders handelte. — Ueber die Keren s. Crusius in Roscher's Lexicon S. V.

Aelteste Cultur der Küsten des aegaeischen Meeres.

77. Aus der Epoche, deren sociale und religiöse Verhältnisse wir zu erkennen versucht haben, sind uns im Gebiet des aegaeischen Meeres zahlreiche Denkmäler erhalten, Ruinen, Gräber, Ueberreste des Hausraths, der Bewaffnung, des Schmuckes. Sie gehören der Epoche des Uebergangs von der Steinzeit zur Kupferzeit an. Ein regelrechtes Handwerk in Kupfer und Thon beginnt sich zu entwickeln, auch Seefahrt und Waarenaustausch von einer Küste zur andern hat bereits begonnen. Schon in dieser Zeit umfasst eine gleichartige Cultur die beiden Küsten des aegaeischen Meeres, ohne dass daraus auf nationale oder gar politische Zusammengehörigkeit der Bewohner geschlossen werden dürfte. Am längsten hat sich diese Cultur auf den Inseln erhalten, und hier ist sie schon von der antiken Forschung beachtet worden. »Als Delos im J. 426 von den Athenern gereinigt und die Särge ausgehoben wurden«, berichtet Thukydides (I, 8), »ergab sich, dass über die Hälfte Karer waren, die man an der mitbestatteten Waffenrüstung und an der noch jetzt bei ihnen üblichen Bestattungsweise erkennen konnte«. Derartige Gräber finden sich auch jetzt noch in grosser Zahl, namentlich auf den abgelegenen Kykladen, unscheinbare Schachte, in denen die Leiche mit ihrer Habe, Thongefässen, Lanzenspitzen, Idolen u. ä., von vier einfachen Steinplatten umschlossen ist. In grösserem

Zusammenhang tritt uns diese Inselcultur in den durch eine grosse vulcanische Eruption verschütteten Ueberresten alter Ansiedlungen auf Thera und Therasia entgegen. Sie ist der Hauptsache nach identisch mit der durch SCHLIEMANN's Ausgrabungen entdeckten alttrojanischen Cultur. Den gleichen Charakter tragen alte Nekropolen auf Cypern und die Ueberreste der ältesten Ansiedlungen auf den Burgfelsen von Tiryns und Mykene. Vermuthlich werden gleichartige Funde in Zukunft auch noch an anderen Stellen Griechenlands zu Tage kommen.

Die Inselcultur ist zuerst durch die »karischen« geometrischen Idole bekannt geworden, s. THIERSCH, Abh. Münch. Ak. phil. Cl. I, 1835. ROSS, archäol. Aufsätze I, 53 ff. II, 429. KÖHLER, MAI. IX, 156 ff. WOLTERS, MAI. XVI, 46 ff. Beschreibung der Gräber: DÜMMLER, MAI. XI, 15; seine Zweifel an der Identität dieser Gräber mit den von Thukydides erwähnten halte ich trotz des Fehlens der für die Karer charakteristischen Waffenstücke ebenso wenig für berechtigt wie FLMV. (§. 81) S. VI. Thera (Santorin): FOUQUÉ, Santorin et ses éruptions 1879. DUMONT et CHAPLAIN, céramiques de la Grèce propre I, 19 ff. FLMV. 18 ff. — Ueber Troja ist SCHLIEMANN's ältestes Werk (trojan. Alterth.) ersetzt durch sein Ilios 1880, das ergänzt und betreffs der architektonischen Funde durchweg antiquirt wird durch sein Troja 1884. Dazu jetzt »Bericht über die Ausgrabungen in Troja im J. 1890«. Die folgende Schilderung berücksichtigt im wesentlichen nur die Reste der ältesten Ansiedlung. — In die cyprischen Funde, die in dem Ausgrabungsbericht von L. P. DI CESNOLA (Cypern, deutsch von L. STERN 1879) flüchtig und entstellt durch einander geworfen sind, hat zuerst M. OHNEFALSCH-RICHTER Ordnung gebracht. Ihm (versch. Aufsätze in der Zeitschrift The Owl, Nicosia 1889 und Z. f. Assyriologie III, 62 [dazu jetzt »die antiken Cultusstätten auf Kypros« 1891]) und F. DÜMMLER, MAI. XI, 210 ff., vgl. XIII, 280 ff. [dessen ethnographische und historische Folgerungen aber phantastisch sind] verdanken wir die Kenntniss der ältesten cyprischen Nekropolen. Vgl. §. 142. — Aelteste Ansiedlung in Tiryns: SCHLIEMANN, Tiryns 1886. S. 62 ff. 285 ff. Mykene: FLMV. 53. Auch die πίθοι von Kreta bei FABRICIUS MAI. XI, 144 gehören hierher. — Thonkopf und Gefässscherben gleichen Stils aus Chios: STUDNICZKA, MAI. XIII, 183 f.

78. Die Cultur dieser Funde können wir nach der wichtigsten Fundstätte als die »trojanische« bezeichnen. In weitem Umfang trägt sie noch den Charakter der Steinzeit. Aus Stein und Knochen werden die gewöhnlichen Werkzeuge

verfertigt, Aexte, Sägen, Pfeilspitzen, Kämme. Daneben beginnt der Kupferguss; vereinzelt findet sich auch bereits eine geringe Beimischung von Zinn. Nadeln, Pfrieme, Messer, Ringe und Schmuckgegenstände werden aus Kupfer gearbeitet, auch eine Gussform aus Glimmerschiefer hat sich in dem Schutt der ältesten trojanischen Ansiedlung gefunden (Ilios S. 282). Die Gefässe werden aus unvollkommen gebranntem schwarzen Thon verfertigt, und in ihnen tritt uns trotz aller Unbeholfenheit eine festausgeprägte Eigenart entgegen, die uns gestattet, das Gebiet der trojanischen Cultur gegen die »prähistorischen« Funde der übrigen Länder bestimmt abzugrenzen. Charakteristisch sind namentlich die Gefässe mit schnabelförmigem Ausguss, die Krüge mit unförmlichem Bauch und langem Hals, die mit einander verkoppelten Gefässe, die trichterförmigen Becher, die in Troja mit zwei gewaltigen Henkeln versehen sind, ohne diese auch auf den Inseln vorkommen. Bei weitem die meisten Thonwaaren sind aus freier Hand gearbeitet, doch zeigen an allen Fundstellen einzelne Beispiele, dass die Drehscheibe bereits bekannt war und namentlich für Teller u. ä. angewandt wurde. Um die oft sehr unförmigen Krüge aufhängen zu können, hat man zu beiden Seiten Thonstücke angeklebt und senkrecht durchbohrt zum Durchziehen des Fadens; oft finden sich auch drei oder vier rohe Füsse angesetzt. In der Ausschmückung tritt uns der Anfang künstlerischen Gestaltungstriebes entgegen. Der Mensch sucht das Product seiner Hände zu beleben, er gibt ihm menschliches Aussehen, indem er dem Obertheil Nase und Augen, auch wohl ein Paar Ohren (Ilios S. 328 f. u. a.), dem Bauch zwei Brustwarzen und einen Nabel und vereinzelt selbst Arme (S. 461. 581) ansetzt. Diese Gesichtsurnen, zu denen sich in der ältesten Ansiedlung von Troja nur die ersten Ansätze finden (Ilios S. 247. 253. 259. 281), sind in der Blüthezeit Trojas voll ausgebildet und haben auf Cypern eine noch weitere Entwickelung bis in die spätgriechische Zeit hinein durchgemacht. Auch auf Thera kommt das Motiv in verkümmerter Gestalt vor (Dumont et Chaplain, Taf. I, 3. II, 13).

Auch Gefässe in Thiergestalt sind namentlich in Troja und auf Cypern sehr beliebt. Daneben entwickelt sich in Troja und Tiryns wie auf Cypern eine Decoration der Gefässe durch angesetzte, eingekratzte oder eingedrückte lineare Ornamente einfachster Art. Auch Nachbildungen von Bäumen und Zweigen sind in Troja und Cypern vereinzelt als Ornament verwandt (Ilios S. 264. 413 u. a.). Daraus hat sich auf den Vasen von Thera eine reiche Pflanzendecoration entwickelt. Hier tritt uns zugleich ein bedeutender Fortschritt der Kunstübung entgegen: die Ornamente werden nicht mehr eingekratzt, sondern mit Farbe aufgemalt. In Troja zeigt sich der Ornamentationstrieb am lebendigsten auf den zahllosen räthselhaften Spinnwirteln (?) aus Thon und Stein, die meist mit linearen Verzierungen (darunter sehr häufig Hakenkreuzen), oft aber auch mit Sonnen, Bäumen, Thieren (namentlich Hirschen), Menschen geschmückt sind. Die Formen sind noch ganz unbeholfen, die Figuren bestehen aus eingekratzten Linien, die Ausdehnung der Körper in die Breite ist nicht einmal angedeutet. Ganz ähnliche Zeichnungen finden sich auf den ältesten cyprischen, etwas weiter fortgeschritten auf den theraeischen Vasen. Ihrem Wesen nach nahe verwandt sind die Versuche, menschliche Figuren in Stein und Thon zu bilden, wie sie uns in rohester Weise in Troja und Tiryns (Schliemann, Tiryns, S. 87), ausgebildeter, aber völlig erstarrt in naiver Unbeholfenheit auf den Inseln und in einer andersartigen Fortbildung in den Thonidolen der mykenischen Cultur entgegentreten. Wahrscheinlich stellen diese Figuren, durchweg von kleinen Dimensionen, Gottheiten dar und haben, sei es als Amulete, sei es als Fetische, zu Cultuszwecken gedient. — Schliesslich dürfen hier wohl die zahlreichen hochaufgeschütteten Tumuli erwähnt werden, welche sich an der kleinasiatischen Westküste überall, namentlich im Gebiet des Skamander, Kaikos und Hermos finden. Die ältesten von ihnen scheinen, nach den in dem Schutt vorkommenden Pfeilspitzen von Obsidian, Thonscherben u. ä., in unsere Epoche hinaufzureichen. Obwohl Leichen bis jetzt nicht gefunden

sind, wird man sie doch als Grabhügel betrachten dürfen; einzelne, wie der Tumulus von Thymbra in Troas, sind lange Jahre hindurch gebrauchte Massengräber. Die Sitte, derartige Grabhügel aufzuschütten, hat sich in Kleinasien (namentlich in Lydien I, 489) bis in späte Zeit erhalten; in Troas und Pergamon hat man in einzelnen Fällen die alte Sitte noch in römischer Zeit nachgeahmt.

Die rohen Inselidole aus Marmor erinnern lebhaft an die ähnlich rohen, aber keineswegs alten sardischen Bronzen. Manche von ihnen, wie die von Köhler, MAI. VIII publicirten Figuren eines Flötenbläsers und eines Leierspielers, sind gewiss relativ recht jung. — Ein gleichartiges Idol aus parischem Marmor, also importirt, aus Delphi MAI. VI, 361. Die Tumuli der troischen Ebene sind von Schliemann untersucht und in »Ilios« und »Troja« beschrieben. Der Tumulus von Marathon, der nach Schliemann, Z. f. Ethnol. XVI, 1884, hierher zu gehören schien, ist nach Wolters MAI. XV, 233 als Grab der gegen die Perser gefallenen Athener erwiesen.

79. Die »trojanische« Cultur repräsentirt die Gestalt, welche die früher charakterisirte »prähistorische« Civilisation an den Küsten des aegaeischen Meeres angenommen hat. Völlig gleichartige Erzeugnisse der Industrie finden sich in Vergangenheit und Gegenwart an den verschiedensten Stellen der Erde, wo ein Fortschritt über die ersten Stadien der Entwickelung hinaus stattgefunden hat, bei Negerstämmen und in Mexico und Peru so gut wie in Deutschland und Italien. Gefässe in Thiergestalt sind namentlich in Amerika sehr häufig, kommen aber auch in Europa überall vor. In Westpreussen hat man etwa im vierten und dritten Jahrhundert v. Chr. Gesichtsurnen angefertigt, von denen manche in Troja hätten zum Vorschein kommen können. Verzierte Thonwirtel finden sich in den Pfahlbauten der Poebene ganz ähnlich wie in Troja (§. 323), Gefässe zum Aufhängen mit senkrecht durchbohrten Ansätzen vereinzelt in Portugal [1]) und in Italien, und zu den Ornamenten

[1]) Vgl. das Gefäss bei Cartailhac, les âges préhistoriques de l'Espagne et du Portugal S. 115, das auch sonst an trojanische Urnen erinnert.

und Zeichenversuchen, die wir kennen gelernt haben, lassen sich in jedem ethnographischen Museum Parallelen auffinden. Ein geschichtlicher Zusammenhang, sei es auf Handelsverkehr, sei es auf älteren Berührungen durch Wohnsitz und Abstammung beruhend, liegt hier aber nirgends vor, sondern nur analoge Entwickelung. Dem gegenüber tritt die Einheitlichkeit des von uns behandelten Gebiets trotz der auch hier vorhandenen localen Unterschiede — die auch auf ganz engem Raum, z. B. zwischen dem Geschirr von Troja und dem im Tumulus von Thymbra eine Meile weiter südlich gefundenen (Ilios S. 783 ff.) nicht fehlen — nur um so mehr hervor. Am vollständigsten ist die Uebereinstimmung gerade zwischen den beiden am weitesten von einander entfernten Gebieten, Troja und Cypern. Hier versagt die Annahme spontaner Analogien; vielmehr muss ein geschichtlicher Zusammenhang vorliegen. Man hat gemeint, es sei die älteste Cultur Kleinasiens, die uns an den Endpunkten der Halbinsel entgegenträte, die aber auch im Inneren derselben überall geherrscht habe. Möglich ist es, dass eine genauere Erforschung Kleinasiens diese Ansicht bestätigen wird, obwohl sich bis jetzt keine Spur der trojanischen Cultur im Inneren Kleinasiens gefunden hat; einstweilen aber scheint es gerathener, an einen Zusammenhang auf dem Seewege zu denken. Auf alle Fälle aber ist auch hier vor dem Irrthum zu warnen, als ob der Culturzusammenhang die Gleichheit oder nahe Verwandtschaft der Nationalität zur nothwendigen Voraussetzung habe. Allerdings waren die Bewohner der ältesten kyprischen Nekropolen schwerlich Griechen oder gar Phoeniker, also wahrscheinlich ein kleinasiatischer Stamm (§. 142). Und von der Inselbevölkerung werden wir Thukydides' Schluss (§. 77) gelten lassen [1]), da wir wissen, dass hier Karer sassen, und da sich

[1]) Die theraeischen Vasen sind allerdings wohl eher griechisch als karisch. Dagegen ist z. B. Amorgos erst spät von den Griechen besetzt worden (§. 301), und die gerade hier so zahlreichen Funde primitiver Geräthe und roher Idole gehören gewiss den Karern an.

hier offenbar die ältere Cultur an entlegeneren Stellen bis in eine Zeit gehalten hat, in der die Griechen weit darüber hinaus fortgeschritten waren. Aber ob die ältesten Ansiedler in Tiryns gleichen oder anderen Stammes waren als die Erbauer des Palastes, darüber werden wir aus den Funden niemals Aufschluss gewinnen können. Nicht ein ethnographischer Zusammenhang ist es, von dem wir Kunde erhalten, sondern die älteste Cultur der Küsten des aegaeischen Meeres, die durch regen Verkehr eine einheitliche Gestalt gewonnen hat.

Von archäologischer Seite wird oft auf den »ungriechischen Charakter« der trojanischen Cultur hingewiesen. Es wird dabei übersehen, dass die Griechen auf jeden Fall, ehe sie zu der Cultur der mykenischen und der Dipylonvasen gelangten, ein dem trojanischen völlig analoges Stadium durchgemacht haben müssen, mögen wir nun Ueberreste davon haben oder nicht. — Die Ableitung der trojanischen Cultur aus Thrakien ist lediglich auf den sehr erklärlichen Umstand basirt, dass der Grabhügel des Protesilaos auf der thrakischen Chersones dieselben Objecte enthält wie die Ruinen Trojas.

80. Von einem derartigen Seeverkehr der ältesten Zeit legt auch die Thatsache Zeugniss ab, dass Gefässe, welche in Form und Ornament vollkommen den troischen und kyprischen gleichen, in den ältesten Nekropolen Etruriens, in Tarquinii, Vetulonia u. a., neben andersartigen einheimischen Producten vorkommen. Die Bewohner des aegaeischen Meeres müssen also mit der Westküste Italiens wenigstens gelegentlich in Beziehungen getreten sein — eine Thatsache, die zumal in Anbetracht des langen Zeitraums, den wir für die Herrschaft der trojanischen Cultur in Anspruch nehmen müssen, nichts auffallendes hat. Auf der anderen Seite zeigt die trojanische Cultur, abgesehen von Cypern, wo Einwirkungen des Orients, speciell Nordsyriens, erkennbar sind (§. 85), keinerlei Beeinflussung von aussen; sie ist vollständig autochthon. Mit Sicherheit können wir sagen, dass eine Verbindung mit dem Orient — abgesehen vielleicht von einigen wenigen Fällen eines Tauschverkehrs [1]) — noch nicht bestand, und dass phoenikische

[1]) So mag das Elfenbeinstück, aus dem die seltsame Figur bei SCHLIEMANN, Ilios S. 297, geschnitzt ist, auf dem Landwege aus Syrien nach

Schiffe damals noch nicht ins aegaeische Meer gelangt waren. Schon daraus ergibt sich ihr Alter. Die gewaltigen Schuttschichten, welche die ältesten Ansiedlungen in Tiryns und vor allem in Troja bedecken — hoch über ihnen liegen die Königspaläste — bestätigen, dass ihre Anfänge über das Jahr 2000 v. Chr., vielleicht sogar sehr beträchtlich, hinausreichen; zugleich legen sie von dem Jahrhunderte langen Fortbestehen der trojanischen Cultur Zeugniss ab. Daher tritt denn auch sowohl innerhalb der einzelnen Fundstätten, wie namentlich bei einer Vergleichung der verschiedenen Oertlichkeiten eine Fortentwickelung hervor. Die Funde von Troja und Tiryns sind die ältesten und primitivsten, die von Cypern scheinen im allgemeinen etwas jünger zu sein, die von den Inseln zeigen einen bedeutenden Fortschritt: sie bezeichnen den Uebergang von der trojanischen zur mykenischen Cultur. Während aber alsdann an der Ostküste Griechenlands auswärtige Einflüsse und innere Fortbildung einen mächtigen Culturfortschritt erzeugten, blieb man in Troja wie auf Cypern und auf den Inseln im wesentlichen auf der einmal errichteten Stufe stehen. Wohl importirte man fremde Waaren, wohl baute man Herrschersitze, ähnlich wie in Tiryns und Mykene, aber die Industrie schritt nicht fort, sondern blieb bei der alten Weise. So hat sie sich in Troja wie auf den Inseln im wesentlichen gleichmässig bis zu dem Momente erhalten, wo die Griechen sich an diesen Punkten festsetzten, nur dass sie, wie jede auf den Fortschritt verzichtende Civilisation, immer mehr verknöcherte und in sich abstarb.

Zusammenstellung der ältesten etruskischen Gräberfunde bei Martha, l'art étrusque S. 48 ff.; vgl. §. 324.

Troja gelangt sein. Der ornamentirte Glasschieber Tiryns S. 93 wird, wenn er wirklich der ältesten Ansiedlung in Tiryns entstammt und nicht später hineingerathen ist, den Anfang des phoenikischen Handels bezeichnen.

III. Anfänge der Verbindung mit dem Orient.

Die mykenische Cultur.

81. Die trojanische Culturschicht wird in Griechenland von einer neuen Civilisation abgelöst, die wir nach dem Orte, wo sie uns zuerst und am reichsten entwickelt entgegengetreten ist, die »mykenische« zu nennen pflegen. Ueberall im Osten Griechenlands begegnen uns ihre Ueberreste, zum Theil in ausgedehnten Ruinenstätten, wie in Tiryns und Mykene, auf der Burg von Athen, im Kopaissee, in Orchomenos. Aber auch über das Meer hat sie sich verbreitet, auf allen Inseln bis nach Kreta, Rhodos und Cypern finden wir ihre Spuren, vereinzelt auch in Italien und in Aegypten. Die Ruinen eines Gebäudes auf Thera, Burg und Palast von Troja und einzelne der hier gefundenen Kostbarkeiten gehören ihr an. Mächtige Königsburgen mit grossen Palästen und gewaltige unterirdische Kuppelgräber sind ihre augenfälligsten Denkmäler. In den Erzeugnissen des Handwerks, den Arbeiten in Gold und hartem Stein, in den Decorationstypen tritt uns überall ein tiefgreifender Einfluss des Orients entgegen. Im übrigen bieten auch hier die Thongefässe, deren Stil nicht orientalisirend, sondern einheimisch ist, das sicherste Mittel zur zeitlichen und räumlichen Abgrenzung.

Allgemeine Uebersicht der Denkmäler bei Helbig, Das homer. Epos aus den Denkmälern erläutert, 2. Aufl. 1887; Schuchhardt, Schliemann's Ausgrabungen im Lichte der heut. Wiss. 1890. Vgl. auch die Artikel Mykene, Tiryns, Troja in Baumeister's Denkm. d. class. Alterth. — Für die Ruinen aus älterer Zeit Dodwell, Views and Descriptions of Cyclopic or Pelasgian Remains in Greece and Italy 1834. — Für die Vasen und das genauere Verständniss der ganzen Cultur überhaupt sind die Werke von Furtwängler und Löschcke, Myken. Thongefässe 1879, und vor allem Myken. Vasen 1886 (citirt FLMV.) grundlegend. — Mykene: Schliemann. Mykenae 1878. Steffen, Karten von Mykenai 1884. Der Palast: Tzuntas, Πρακτικά τῆς ἀρχαιολ. ἑταιρ. 1886. Εφ. 1887. Gräber der Unterstadt: Tzuntas, Εφ. 1888. 1891. Schatzhaus des Atreus: Thiersch, MAI. XI,

177. — Kuppelgrab beim Heraeon: Stamatakis, MAI. III, 271. — Tiryns: Schliemann, Tiryns 1886 (mit Beschreibung der Bauten von Dörpfeldt). — Gräber von Nauplia: Kastrochis, 'Αθήναιον VII; Kondakis, ib. VIII; Lolling, MAI. V, 143. — Lakonien, besonders Amyklae: Tzuntas, Ἐφ. 1889, vgl. MAI. XIV, 213. XV, 350. — Attika: Gräber von Sparta: 'Αθήναιον VI; Milchhöfer, MAI. II. 82. 261; Haussoullier, BCH. II. Menidi: Kuppelgrab von Menidi, herausgeg. vom deutschen arch. Inst. 1880. Ruinen der Akropolis: Dörpfeldt. MAI. XII, 263. 385. XIII, 108. Wachsmuth, Ber. sächs. Ges. 1887, 399. — Für die Ruinenstadt im Kopaissee kenne ich nur die Beschreibung Lolling's in Bädeker's Griechenland 271, die ich durch eigene Anschauung ergänzen kann. — Orchomenos: Schliemann, Orchomenos 1881. — Thessalien: Kuppelgrab von Dimini: Lolling, MAI. IX, 99. XI, 435. XII, 136. Vasen: Wolters, MAI. XIV, 262. — Für Troja s. §. 77 und 101, sowie Dörpfeldt, MAI. XV, 226 ff., für Thera und Cypern §. 77. — Kreta: Fabricius, MAI. XI, 135. Orsi, Monum. antichi pubblicati per cura della ac. dei Lincei I, 2. — Rhodos: Nekropole von Ialysos: Newton, Essays on Art and Archaeology 264. FLMV. 1 ff.

82. Die Epoche dieser Denkmäler lässt sich genau genug bestimmen. In Aegypten, am Eingang des Faijûm bei Kahun, ist neuerdings eine städtische Ansiedlung aus der Zeit der achtzehnten und neunzehnten Dynastie aufgedeckt worden, welche zahlreiche mykenische Scherben enthält. Umgekehrt haben sich auf Rhodos und in den Kuppelgräbern sowie im Palast von Mykene Objecte mit dem Namen Amenḥotep's III. (ca. 1440—1400) so oft gefunden (§. 129), dass ein Zufall ausgeschlossen ist. Dass das Seevolk der Schardana, aus dem unter der neunzehnten Dynastie zahlreiche Söldner in aegyptische Dienste traten (I, 234), und die Seevölker, welche unter Merneptaḥ und Ramses III. in Aegypten und Syrien einfielen (I, 260. 263), dem Kreise der mykenischen Cultur angehören, ergibt sich aus ihrer Bewaffnung (§. 134). Die orientalischen Gegenstücke zu der mykenischen Dekoration, z. B. dem Deckenmuster von Orchomenos und den eingelegten Dolchklingen von Mykene, gehören gleichfalls derselben Zeit an. Den engen Zusammenhang der mykenischen Cultur mit der phoenikischen Seefahrt und Colonisation, die beim Beginn der aegyptischen Eroberungen bereits in voller Blüthe stand (I, 194), kann Niemand ernsthaft in Abrede stellen. Eine von der nachfolgenden

Entwickelung aufsteigende Betrachtung führt zu demselben Ergebniss. Der Glanz von Mykene, Orchomenos, Troja bildet die Voraussetzung der Sagen, welche im griechischen Epos ihren Niederschlag gefunden haben. Also kann er keinenfalls jünger sein, als der Anfang der homerischen Poesie, d. h. etwa das zehnte Jahrhundert v. Chr. Man hat nun gemeint, diese reflectire gleichzeitige Zustände. Aber die Cultur des homerischen Zeitalters deckt sich mit der mykenischen keineswegs; vor allem kennt die homerische Zeit die enge fortdauernde Berührung mit dem Orient nicht, welche uns in den mykenischen Denkmälern überall entgegen tritt. Mithin müssen diese älter sein als Homer. Jede Analyse der Sagen bestätigt dies Ergebniss. So ergibt sich, dass die mykenische Cultur im fünfzehnten Jahrhundert in voller Blüthe stand. Die Denkmäler selbst tragen aber deutlich die Spuren einer langen Entwickelung; die ältesten Monumente, wie die Schachtgräber von Mykene, müssen weit über Amenhotep III. bis in den Anfang des zweiten Jahrtausends v. Chr. hinaufragen. Das wird auch durch die hohen Schuttschichten erwiesen, welche zwischen der griechischen Stadt Ilion und den Mauern und dem Palaste der alten Königsstadt Troja liegen; letztere ist aber ihrer Anlage nach von den griechischen Königsburgen nicht zu trennen. Dass die Ausläufer der mykenischen Cultur bis an die Entstehungszeit der homerischen Poesie hinanreichen, ist kein Gegenargument; der Zeitraum ihrer Entwickelung von dem ersten Herauswachsen aus der trojanischen Civilisation bis zu ihrem Absterben, ihrer Verdrängung durch eine neue Cultur, die in der Thonwaare durch die sog. Dipylonvasen vertreten wird, hat viele Jahrhunderte, vielleicht ein volles Jahrtausend, umfasst — das lehrt jeder Blick auf die Monumente selbst.

Es ist seltsam, dass die Bedeutung der hier zusammengestellten Argumente von Historikern vielfach vollkommen verkannt worden ist. Niese, Entw. der homer. Poesie 213. 252, Busolt, griech. Gesch. I, Poehlmann, Wilamowitz, Isyllos 162. Hermes XXI, 111, 1, Beloch, Rhein. Mus. XLV, 584 ff. behaupten, die Paläste und Gräber von Mykene, Tiryns u. s. w. seien gleichzeitig mit den älteren Theilen der Ilias [und folglich von argivischen Doriern] geschaffen. Es rächt sich hier wie so häufig die

Isolirung, in der man die Probleme der alten Geschichte zu betrachten sich gewöhnt hat. — Die Consequenz dieser Anschauung ist die Läugnung der Realität der dorischen Wanderung, s. §. 46. — Betreffs der aegyptischen Daten bemerke ich gleich hier, dass auf Grund des Synchronismus zwischen Aegypten und Babylon, der sich aus den Tafeln von Tell el Amarna ergibt und zu dem die von Mahler, Z. f. aegypt. Spr. 1889, 97. 1890, 32 gewonnenen Ansätze [die indessen noch manchen Bedenken unterliegen] aufs beste stimmen, die von mir I, 41 gegebenen Minimaldaten für die 18. und 19. Dynastie um rund fünfzig Jahre hinaufzurücken sind. Dann ist der König des Papyrus Ebers (um 1550) kein anderer als Amenhotep I.; Dhutmes III. regierte nach Mahler 1503 bis 1449, Ramses II. 1348—1281.

83. Umstrittener noch ist die Frage nach der Nationalität der Träger der mykenischen Cultur. Zwar die zuerst aufgetauchte Meinung, sie sei das Werk phönikischer Colonisten in Griechenland, ist gegenwärtig allgemein als unhaltbar anerkannt. Aber ihr orientalischer Charakter hat bei den Archäologen vielfach den Eindruck hervorgerufen, sie könnte nicht griechisch sein, und so hat man kleinasiatische Völker, vor allem die Karer, deren Spuren ja im östlichen Griechenland erkennbar zu sein scheinen (§. 38), neuerdings gelegentlich sogar die Chetiter zu Urhebern der mykenischen Bauten und Kunstwerke gemacht. Nun finden sich wohl einzelne Uebereinstimmungen zwischen der mykenischen Cultur und Kleinasien, aber ihre eigentliche Heimath ist durchaus das östliche Griechenland, in Kleinasien tritt sie nur sporadisch auf, nirgends finden sich hier (von Troja abgesehen) Herrschersitze, die mit Mykene und Tiryns vergleichbar wären, was doch bei der Karerhypothese unbedingt erforderlich wäre. Die ganze Hypothese ist lediglich aus der bei den Archäologen beliebten Vermengung kulturgeschichtlicher mit ethnographischen Fragen erwachsen (§. 34) und führt, wie jede unhistorische Auffassung, zu ganz unmöglichen Consequenzen. Wenn Tiryns und Mykene Karerstädte waren, müssen es Athen, Orchomenos, Pagasae auch gewesen sein. Dann fällt also entweder die Einwanderung der Griechen in das östliche Griechenland in eine so späte Zeit, dass für die Colonisation Kleinasiens und Cyperns und die daran anschliessende Ent-

wickelung bis auf Homer gar kein Raum mehr bleibt, oder die mykenische Cultur muss weit höher angesetzt werden, als die vorhin zusammengestellten Zeugnisse gestatten. In beiden Fällen aber wären wir gezwungen, anzunehmen, dass das Vordringen der Griechen, die Eroberung der karischen Städte, die Gewinnung ihrer späteren Wohnsitze weder in den Denkmälern noch in der Sage irgend welche Spuren hinterlassen hätte, mit anderen Worten, dass nach der mykenischen Zeit eine vollständige Leere klaffte. Und dabei müssten sich die griechischen Sagen auf die Zeiten der karischen Herrschaft in Griechenland beziehen: die Griechen hätten sich also den Ruhm stammfremder Fürsten angeeignet, ohne von ihren eigenen Thaten, von der Besiegung und Vernichtung derselben, auch nur die geringste Kunde zu bewahren. In Wirklichkeit ist die ganze Hypothese denn auch vollständig überflüssig. Denn wir wissen nicht a priori, wie die älteste Cultur der Griechen beschaffen gewesen ist, sondern haben es zu lernen: eben durch die mykenischen Funde erhalten wir darüber Aufschluss.

Die karische Hypothese ist zuerst von U. Köhler MAI. III aufgestellt und neuerdings namentlich von Dümmler und Studniczka MAI. XII weiter ausgebildet. Die Kühnheit, mit der Dümmler ethnographische Hypothesen aufbaut, steht mit der Willkühr seiner Behandlung der Sagengeschichte im besten Einklang. Besonders abenteuerlich, aber vielfach acceptirt ist die Annahme, dass die Griechen von Anfang an Spangen (Heftnadeln) getragen hätten, und mithin Mykene nicht griechisch sein könne, weil dieselben hier nicht vorkämen. Uebrigens haben sich jetzt bei den Ausgrabungen von Tzuntas hier auch Spangen gefunden: Ἐφ. 1888, Taf. 8.

84. Die mykenische Cultur ist deutlich aus der trojanischen hervorgewachsen; aber sie ist nach allen Richtungen hin weit über sie hinausgegangen. Daneben hat sie eine tiefgreifende Einwirkuug des Orients erfahren, die in den zahlreichen orientalischen, theils auf Aegypten theils auf Babylon zurückweisenden Typen der Fundobjecte sofort ins Auge fällt. Die mykenische Kunst, unsere Hauptquelle für die Erkenntniss dieser Epoche, beruht auf der Verbindung einer primitiven, aber lebensfrischen einheimischen Entwickelung mit fertig über-

kommenen Elementen der voll ausgebildeten orientalischen Cultur. Es liegt auf der Hand, dass wir dieses Verhältniss auf die gesammte mykenische Cultur erweitern dürfen.

Von den beiden zusammenwirkenden Factoren ist der letztere geschichtlich offenbar der wichtigere. Auf der Verbindung, welche hier zum ersten Male zwischen dem Abendland und dem Orient hergestellt wird, auf der Hineinziehung der Mittelmeerwelt in den Kreis geschichtlichen und culturellen Lebens, das bisher auf Aegypten und Vorderasien beschränkt war, beruht alle weitere historische Entwickelung. Ja es ist, wenn auch nicht streng erweisbar, so doch höchst wahrscheinlich, dass der Aufschwung der einheimischen Entwickelung, welcher den Uebergang von der trojanischen zur mykenischen Cultur herbeigeführt hat, eben durch den Beginn der Berührung mit dem Orient hervorgerufen ist.

Auf zwei Wegen ist diese Verbindung hergestellt worden: zur See durch die Phoeniker, zu Lande über Syrien und Kleinasien durch die Chetiter. Beide Entwickelungen sind schon in der Geschichte des Orients besprochen; hier ist unsere Aufgabe, sie vom Standpuncte des Abendlandes aus zu betrachten. Aus praktischen Gründen beginnen wir mit dem Landwege, obwohl er der jüngere und weniger wichtige gewesen ist.

Die syrische Civilisation und die Chetiter in Kleinasien.

85. Seit sehr früher Zeit hat Babylonien in Politik und Cultur einen tiefgehenden Einfluss auf die syrischen Lande ausgeübt. Ist doch, wie wir jetzt wissen, im fünfzehnten Jahrhundert, zur Zeit der aegyptischen Herrschaft, das Babylonische in ganz Syrien die officielle Sprache gewesen, in der die syrischen Dynasten mit ihrem Oberherrn, dem Pharao, correspondirten — eine Thatsache, die trotz allem, was wir wussten, so überraschend gewesen ist, dass sie in ihrer vollen Bedeutung noch von Niemand gewürdigt ist. Sie gibt einen Begriff von der Art und Dauer der altbabylonischen und elamitischen Herrschaft über Syrien (I, 133. 137. 183). Auch Cypern ist

von ihr berührt worden. Jede Macht, die in Syrien Fuss fasst, wird nach der gegenüberliegenden, durch ihr Kupfer wie durch ihre Lage gleich wichtigen Insel hinübergreifen. So finden sich babylonische Cylinder schon in sehr alten cyprischen Gräbern, daneben theils bekleidete, theils nackte Idole der die Brüste haltenden Göttin der Zeugung und Ernährung, deren Typus aus Babylon stammt (I, 161) [1]). Dieser vom Osten ausgehenden babylonischen Strömung tritt von Süden her der aegyptische Einfluss entgegen, der jedenfalls auch schon in früherer Zeit bestanden hat, dann aber seit dem Beginn der aegyptischen Eroberungen im sechzehnten Jahrhundert gewaltig anwächst. So vollzieht sich in Syrien und vielleicht daneben auf Cypern eine Mischung der beiden Culturen, und da von Syrien selbst wieder eine Rückwirkung auf das Nilthal wie auf die Euphrat- und Tigrislande ausgeht, entsteht eine vorderasiatische Gesammtcultur, deren Grundzüge I, 196 ff. kurz dargelegt sind. Für uns ist die Hauptsache, dass auf dem Gebiet der Kunst die babylonischen und aegyptischen Typen herübergenommen und mit einander verbunden oder auch nur neben einander gestellt und dabei auf das mannigfachste umgestaltet werden. Von ihrer ursprünglichen Bedeutung weiss man nichts mehr. Gelegentlich mag man einzelnen Bildern, z. B. den Variationen des Henkelkreuzes, der geflügelten Sonnenscheibe, dem Greif, der Sphinx und all den anderen Mischwesen einen neuen Sinn untergelegt haben; in der Regel aber hat man sie, das lehrt die Art ihrer Verwendung deutlich, einfach als überkommene Typen betrachtet und weiter gebildet, ohne nach ihrer Bedeutung zu fragen, höchstens, dass man sie ganz im allgemeinen als heilige schutzbringende Zeichen ansah. Von einer fortschreitenden und in sich zusammenhängenden Entwickelung kann keine Rede sein. Bald prävalirt dieser, bald jener Einfluss, je nach Umständen sind

[1]) Nach einer Mittheilung Ohnefalsch-Richter's kommen in den älteren Gräbern nur bekleidete Idole vor, nackte Idole erst am Ende der Bronzezeit (gegen Dümmler MAI. XI, 236). Aber auch die ersteren gehen auf babylonischen Ursprung zurück.

die Leistungen bald besser, bald geringer; nur die Sicherheit der Technik behaupten die grossen Industriecentren z. B. in Phoenikien fortdauernd. Dass im allgemeinen im Süden, in Phoenikien und Palaestina, der aegyptische, in Nordsyrien der babylonische Einfluss vorherrscht, ist natürlich, ebenso dass in der Assyrerzeit ein neuer, noch stärkerer Strom der jetzt in Assyrien modificirten babylonischen Kunst sich über Vorderasien ergiesst; aber eine scharfe Scheidung der Motive nach den einzelnen Gebieten ist nicht nur wegen der Dürftigkeit, sondern vor allem wegen der Gleichartigkeit des Materials unmöglich.

Mit voller Absicht habe ich im ersten Bande die nordsyrisch-kleinasiatische (chetitische) Kunst mit der phoenikischen zu einer Einheit zusammengefasst, so sehr sich auch jene durch die Rohheit ihres Stils von den technisch durchgebildeten phoenikischen Arbeiten sondert. Aber für die Geschichte sind die Typen die Hauptsache, und diese lassen sich wohl in einzelnen Fällen, aber nicht durchgehend scheiden. Wer könnte z. B. die phoen. Siegel und Gemmen auf Grund der Darstellungen von den aramaeischen sondern? Einen drastischen Beleg, wie wenig die phoenikische Kunst von der nordsyrischen zu trennen ist, bietet jetzt die Stele von Amrit (Marathus) bei Perrot et Chipiez, hist. de l'art III, 413. Der dargestellte Gott, der Mond und die geflügelte Sonnenscheibe darüber sind rein aegyptisirend; aber der Gott steht nach assyrischer Art auf einem Löwen, dieser auf einem Berge, was sonst für die chetitisch-kleinasiatische Kunst charakteristisch ist. Wer die Herkunft der einzelnen Motive kennt, wird auch darauf verzichten, aus diesem und ähnlichen Denkmälern Aufschlüsse über die phoenikische Religion zu gewinnen. — Die wichtigste und lohnendste Aufgabe, die der Forschung hier gestellt ist, ist eine Geschichte der Typen. Sie ist in grösserem Umfang noch nicht in Angriff genommen; eine werthvolle Einzeluntersuchung bietet Furtwängler's Artikel Gryps in Roscher's Lexikon der griech. Mythol. 1742 ff. Weder Ménant, recherches sur la glyptique orientale I, 1883. II, 1886, der zuerst die einzelnen Gruppen der Cylinder und Gemmen genauer gesondert hat, noch das sehr ausführliche Werk von Perrot et Chipiez, histoire de l'art dans l'antiquité (I. Aegypten, II. Babylonien und Assyrien, III. Phoenikien und Cypern 1885, IV. Sardinien, Judaea, Chetiter [Nordsyrien und Kappadokien] 1887, V. Phrygien, Lydien und Karien, Lykien, Persien 1890) haben diese Aufgabe in Angriff genommen. Das letztere Werk hat, so dankenswerth es als Materialsammlung ist, diese Probleme nicht so gefördert, wie es gekonnt hätte, vor

allem weil es Länder, die keine gesonderte Kunst haben, gesondert behandelt, dagegen Frühes und Spätes oft nicht genügend scheidet.

86. Im Kampfe gegen die aegyptische Grossmacht ist im vierzehnten Jahrhundert aus den nordsyrischen Kleinstaaten das Reich der Chetiter entstanden, das gegen Ramses II. in langem Kriege seine Anerkennung als ebenbürtige Macht erstritt und nach dem Friedensschluss über ein Jahrhundert lang mit dem Pharaonenreich in enger Freundschaft stand. Soweit wir sehen können, war das Chetareich nur sehr locker gefügt; das hinderte aber nicht, dass seine Macht, wie die aegyptischen Angaben andeuten, sich auch nach Kleinasien ausgedehnt hat. Im zwölften Jahrhundert verschwindet das Chetareich, wahrscheinlich in Folge der grossen Wanderungen unter Ramses III. (§. 135); an seine Stelle treten wieder zahlreiche Kleinstaaten, die sich bis auf die assyrische Eroberung selbständig behauptet haben. Die Chetiter waren wahrscheinlich ein nichtsemitischer Volksstamm, der später von den Aramaeern absorbirt worden ist. Ihre Heimath ist Nordsyrien bis ins Orontesthal und das Gebiet des Amanos; vielleicht sind auch die Bewohner des ebenen Kilikiens, die von den eigentlichen Kilikern (Chilakku) im Taurus zu unterscheiden sind (I, 246), ihnen zuzurechnen. Die geschichtlich wichtigsten Städte der Chetiter sind Karkamisch (Ruinen von Djerâbis) in der Nähe des Euphrat, und das von den Aegyptern oft genannte Qadesch am Orontes. Ausserdem gehören ihnen die Hauptstädte der kleinen, später von den Assyrern unterworfenen Reiche am Amanos (I, 336), von denen eine, die Stadt Sama'al, neuerdings in dem Schutthügel von Sendjerli aufgedeckt ist.

Die chetitische Kunst, welche wir durch diese Ruinen kennen lernen, trägt einen äusserst rohen und primitiven Charakter. Eben darin und in gewissen stereotypen Zügen der Zeichnung, wie den gedrungenen, plumpen menschlichen Gestalten, der schreitenden Beinstellung u. ä., besteht die Eigenart ihres Stils, dessen Unbeholfenheit höchstens etwa noch von den Kunstdenkmälern der Sabaeer übertroffen wird. Hierzu kommen charakteristische Züge der Tracht, z. B. die Schnabel-

schuhe und die, freilich keineswegs ausschliesslich verwerthete, spitze Mütze. Deutlich erkennbar ist auch im Einzelnen der Einfluss babylonisch-assyrischer Vorbilder: die Sculpturen von Arban (I, 276) stehen den chetitischen am nächsten, wenn auch bedeutend höher. Uebrigens ist die Vermuthung, dass keines der erhaltenen Denkmäler über das Jahr 1000 v. Chr. hinaufreicht, vielleicht richtig; so würde sich auch das Fehlen aegyptischer Typen erklären. Denselben Charakter wie die Sculpturen trägt auch die auf ziemlich vielen Monumenten vorkommende Bilderschrift, deren Entzifferung noch nicht gelungen ist. Hier scheint aber eine Beeinflussung durch die aegyptische Hieroglyphenschrift unverkennbar. Ferner lehren diese Denkmäler und Inschriften, dass eine ziemlich umfangreiche Classe von Siegelcylindern und Gemmen, die mit den babylonischen verwandt, aber nicht identisch sind, der chetitischen Kunst angehören. Besonders häufig finden sich auf ihnen seltsame Mischwesen aus Mensch und Thier, esels- und löwenköpfige Dämonen, Greifen u. ä., die zum Theil auch in den Sculpturen der Wände des Palastes von Sendjerli wiederkehren, ferner Verkoppelungen von Thieren, die gegen einander aufgerichtet sind, Thierkämpfe, Kämpfe von Dämonen mit Thieren u. a. Die Heimath dieser Darstellungen, namentlich auch der mischgestaltigen Wesen, ist Babylon (I, 144 vgl. 161); die chetitische Kunst hat sie in bizarrer Weise weiter gebildet.

Die chetitischen Denkmäler sind jetzt in dem Buch von W. Wright, the empire of the Hittites, 2. Aufl. 1886, sowie bei Perrot et Chipiez IV gesammelt. Ein Theil der neueren Funde ist von Humann und Puchstein, Reisen in Kleinasien und Nordsyrien 1890, veröffentlicht, die Ergebnisse der Ausgrabungen Humann's in Sendjerli sind meist noch unpublicirt, s. vorläufig das Verzeichniss der vorderasiat. Alterth. des Berl. Museums 1889. — Für die Cylinder und Gemmen s. Ménant (§. 85). — Puchstein, Pseudochethitische Kunst 1890, bestreitet den chetitischen Ursprung der Denkmäler; eher stammten sie von den im zwölften Jahrhundert in Syrien eingebrochenen kleinasiatischen Barbaren (I, 265). Mit Recht sondert er die jüngeren, stark assyrisirenden Denkmäler von den älteren (vgl. Humann und Puchstein, Reisen S. 384), und mit der Behauptung, dass die syrischen Denkmäler alle relativ jung sind — auszunehmen ist allerdings die den kleinasiatischen Denkmälern sehr ähnliche

Stele von Biredjik, Perrot IV, S. 551, mit ihren aegyptischen Motiven — kann er Recht haben. Aber weder folgt daraus, dass diese Denkmäler nicht chetitisch sind, noch kann diese Folgerung auf die kleinasiatischen Denkmäler ausgedehnt werden. Der starke aegyptische Einfluss, der in ihnen herrscht, bleibt bei Puchstein's Hypothese ganz unerklärlich, und die Ansetzung der Königsbilder von Nymphaeon [und Giaurkalessi] um 800 v. Chr. und ihre Zuweisung an die lydischen Könige widerspricht allem, was wir von der Entwickelung Kleinasiens wissen. Dass die chetitische Kunst im fünfzehnten Jahrhundert bereits existirte, wird auch, wenn wir kein einheimisches Denkmal aus dieser Zeit besitzen sollten, durch das Vorkommen chetitischer Motive in Mykene, z. B. auf dem grossen Goldring und in den Mischfiguren der Wandmalereien und Gemmen, erwiesen. Auch die Bedeutung der Thatsache, dass diese Cultur älter ist als die semitische Buchstabenschrift, ist nicht zu unterschätzen. Im übrigen verkennt Puchstein den altbabylonischen Einfluss auf Syrien und hat nicht beachtet, dass es nur Zufall ist, wenn für uns die Reihe der grossen assyrischen Monumente erst mit Sargon beginnt. Auf anderes, z. B. den unhaltbaren Versuch, die Identification von Karkamisch mit Kirkesion wieder zu beleben, kann ich hier nicht eingehen. — Ich bemerke noch, dass der Chetakönig Chetasir bei seinem Besuch in Aegypten die spitze Mütze trägt (Lepsius, Denkm. III, 196, vgl. meine Gesch. Aegyptens 291).

87. Denkmäler des gleichen Stils mit Inschriften in denselben Bilderzeichen haben sich in ziemlich grosser Anzahl in Kleinasien, am Taurus, in Kappadokien, Phrygien und Lydien, gefunden. Der Gedanke lag nahe, in ihnen Zeugnisse einer chetitischen Herrschaft über Kleinasien zu sehen. Genauere Betrachtung hat allerdings gelehrt, dass diese Auffassung so, wie sie I, 255 ff. vorgetragen ist, sich nicht halten lässt; die kappadokischen Monumente z. B., die Ruinen von Üjük und Boghazkiöi, zeigen eine langandauernde und offenbar einheimische Fortentwickelung der Kunst. Aber der engste Zusammenhang im Stil wie in den dargestellten Gegenständen mit Nordsyrien bleibt bestehen. Gerade in diesen kleinasiatischen Monumenten treten nun aegyptische Elemente, die Umgestaltungen der geflügelten Sonnenscheibe, die Sphinx, die Uraeusschlange an der spitzen Mütze der Herrscher, sehr stark hervor. Sie können nur über Nordsyrien vermittelt sein. Die kleinasiatischen Denkmäler zeigen uns die Ge-

stalt der chetitischen Kunst in den Zeiten der aegyptischen Grossmacht. Eine sichere Lösung kann erst die Entzifferung der Schrift geben, die auch darüber die Entscheidung bringen wird, ob, was man neuerdings oft angenommen hat, die Sprache der einzelnen Denkmäler verschieden, oder ob sie, was weit wahrscheinlicher ist, überall dieselbe ist. Bis dahin lassen sich Hypothesen nicht vermeiden, und da lösen sich alle Schwierigkeiten am leichtesten bei der Annahme, dass die Bevölkerung Nordsyriens, d. h. eben die Chetiter, erobernd nach Kleinasien vorgedrungen ist und ihre Cultur in die Halbinsel gebracht hat. Die einheimische Bevölkerung hat sie angenommen und weiter gebildet, und es ist sehr möglich, dass z. B. die Monumente von Üjük und Boghazkiöi nichts mehr mit den Chetitern zu thun haben, sondern von den Kappadokern geschaffen sind. Aber Denkmäler wie die ausschreitenden Königsbilder an der Felswand unter der Feste Giaurkalessi im inneren Phrygien und an zwei Felsen des Sipylos bei Nymphaeon — die Griechen schrieben sie dem Memnon, Herodot II, 106 dem Sesostris zu — rufen durchaus den Eindruck hervor, als seien sie Siegesdenkmäler eines Herrschers, der von Osten her erobernd ans aegaeische Meer vorgedrungen ist. — Eine bezeichnende Eigenart der kleinasiatischen Denkmäler ist der Brauch, die Götter auf Bergspitzen stehend darzustellen; dieselbe kehrt auf einem mykenischen Goldring[1]) wieder, der auch sonst durch seine Darstellungen den Beweis liefert, dass wenn nicht die uns erhaltenen Denkmäler, so jedenfalls die Typen der kleinasiatisch-chetitischen Kunst lange vor dem Ende des zweiten Jahrtausends geschaffen sind. Noch häufiger vielleicht werden die Gottheiten auf den Rücken von Thieren gestellt, eine Anschauung, die uns bei den Chetitern bereits in der Darstellung der Göttin Qadesch (I, 200) entgegentritt und in Nordsyrien und Theilen Kleinasiens bis in die römische Kaiserzeit lebendig

---

[1]) Schliemann, Mykene S. 402, genauer Rossbach, Arch. Ztg. 1883, 169. Schuchhardt S. 313.

geblieben ist. Auch die auf Löwen thronende Kybele geht darauf zurück. Unmöglich ist es nicht, dass die Assyrer diese Art, die Götter darzustellen, die bei ihnen gleichfalls häufig vorkommt, von den Chetitern übernommen haben.

Kleinasiatische Denkmäler: I, 255. Zum Relief von Ibriz, das wahrscheinlich jüngeren Datums ist, vgl. RAMSAY, Arch. Ztg. 1885, für Eflatûn SOKOLOWSKI, Rev. arch. 3 sér. V, 257. Neupublication der kappadokischen Monumente bei HUMANN und PUCHSTEIN, Reisen in Kleinasien und Nordsyrien. Ferner vor allem G. HIRSCHFELD, Die Felsenreliefs in Kleinasien und das Volk der Hittiter, Abh. Berl. Ak. 1886 (vgl. HIRSCHFELD, paphlagon. Felsengräber, Abh. Berl. Ak. 1885) und dazu den trefflichen Aufsatz von RAMSAY MAI. XIV, 170, der auch zeigt, dass die scharfe Sonderung zwischen der Gruppe der Felsendenkmäler im N. und den chetitischen Monumenten im S., die HIRSCHFELD versucht hat, nicht durchführbar ist. — HIRSCHFELD hat das Vorhandensein einer einheimischen Entwickelung in Kleinasien zuerst nachgewiesen, aber seiner Ansicht, die Heimath der ganzen Cultur sei Kappadokien, kann ich nicht beistimmen. Was er für nichtsyrischen Ursprung der Schrift anführt, scheint mir nicht beweisend. Der Gesammtcharakter der chetitisch-kleinasiatischen Kunst besteht in der Verbindung einheimischer Rohheit mit aegyptischen und babylonischen Elementen, und diese Verbindung kann sich nur in Nordsyrien vollzogen haben. Dass nach dem, was wir bis jetzt wissen — doch wie viel kennen wir denn von Karkamisch, um es wirklich mit Ŭjük vergleichen zu können? — die Kleinasiaten künstlerisch geschulter waren als die Chetiter und daher die Entwickelung hier einen grösseren Fortschritt zeigt, soll nicht bestritten werden. — Die Deutung des Κήτειοι Od. λ 519 auf die Cheta (I, 256) halte ich nicht mehr aufrecht.

88. Diese kleinasiatisch-chetitische Cultur hat über die Grenzen ihres unmittelbaren Herrschaftsgebietes hinaus Einflüsse geübt. Wie es scheint, ist die Silbenschrift der cyprischen Griechen aus der chetitischen Schrift durch Abschleifung hervorgegangen. Thonscherben mit Schriftzeichen, die den cyprischen ähnlich sehen, kommen schon im dritten Jahrtausend v. Chr. in einer Ansiedlung am Eingang des Faijûm bei der Pyramide Usertesen's II., eines Königs der zwölften Dynastie, vor, und finden sich dann wieder unter der achtzehnten Dynastie. Auch auf einer Anzahl von »Spinnwirteln« der zweiten Stadt in Troja scheinen sie vorzukommen. Hier haben sich auch thönerne Siegelcylinder, die sich deutlich an chetitische

Vorbilder anschliessen, gefunden. Schon das Vorkommen von Siegeln überhaupt und nun gar ihre cylindrische Form weist auf orientalischen Einfluss hin. Auf Cypern sind chetitische Cylinder häufig; es wäre ja sehr möglich, dass die Insel einmal den Cheta unterthan gewesen ist. Ebenso mag die oben erwähnte babylonische Göttin (§. 85), die auch in Troja und in Mykene vorkommt, durch sie zuerst nach Cypern gekommen sein. Besonders deutlich aber sind die chetitischen Einflüsse in der mykenischen Kunst; einzelne Belege dafür sind schon angeführt. Sie beweisen, dass sich auch auf dem Landwege eine Verbindung zwischen dem Orient und dem aegaeischen Meer hergestellt hat; die chetitischen Typen sind den Griechen offenbar durch den Handel übermittelt worden. Aber auch politische Beziehungen zwischen den mykenischen Staaten und Kleinasien werden bestanden haben. Wenn die Cheta erobernd bis an den Sipylos vorgedrungen sind, so konnte das auf die griechische Welt nicht ohne Einfluss bleiben. Irgend etwas Bestimmtes lässt sich aber darüber nicht ermitteln.

Der Zusammenhang der cyprischen mit der chetitischen Schrift ist durch die Vergleichung einiger Zeichen, welche Sayce auf Grund seiner Entzifferungsversuche vornehmen konnte (s. Wright, empire of the Hittites 177 ff.; Perrot et Chipiez IV, 521), sehr wahrscheinlich geworden. — Scherben von Kahun im Faijûm aus der zwölften Dynastie mit Zeichen, die den chetitisch-cyprischen ähnlich sehen: Fl. Petrie, Kahun, Gurob and Hawara, 1890. pl. 27. Troische Wirtel mit Schriftzeichen (zuerst von Haug für cyprisch erklärt): Sayce bei Schliemann, Ilios 766 ff. Chetitisirende troische Siegel: ib. 463 f.

Entdeckungsfahrten und Colonisation der Phoeniker.

89. Als die Chetiter nach Kleinasien vordrangen und die orientalische Cultur auf dem Landwege mit Europa in Berührung trat, hatten phoenikische Kauffahrer bereits eine Seeverbindung mit dem Abendlande geschaffen und standen mit den Küsten desselben in lebhaftem Handelsverkehr. Eine Zeitbestimmung für den Beginn dieser Fahrten zu gewinnen, ist

freilich unmöglich; nur das wissen wir, dass sie im sechzehnten Jahrhundert, als die aegyptischen Eroberungen begannen, bereits voll entwickelt waren (I, 194).

Die Fahrten der Phoeniker sind recht eigentlich Entdeckungsfahrten gewesen. Ihrer Art wie ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung nach halten sie den Vergleich mit der Entdeckung Amerikas und der Umschiffung Afrikas wohl aus. Eine neue Welt wird erschlossen und einer alten hochentwickelten Cultur eröffnet. Wie die Seefahrten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts den Ocean aus einer Grenze zu einem verbindenden Element des Völkerlebens umgewandelt haben, so ist durch die Phoeniker das Meer überhaupt zuerst in die Geschichte eingeführt und der Seeverkehr geschaffen worden. Von den Fahrten und ihren Wechselfällen ist jede Kunde verschollen, kein Name eines Entdeckers ist auf uns gekommen. Aber das Ergebniss liegt klar vor Augen: das Mittelmeer wird zur phoenikischen See, die orientalische Cultur wird an all seine Küsten getragen. Wie immer war auch hier eine starke Auswanderung die Folge der Entdeckungen. Aber die fremden Küsten waren viel zu ausgedehnt, das syrische Hinterland viel zu beschränkt, als dass eine intensive Colonisation der neuentdeckten Gebiete möglich gewesen wäre, wie sie in der Neuzeit Spanier und Engländer, im Alterthum auf weit beschränkterem Gebiet die Griechen ausgeübt haben: Phoenikien steht zu seinem Handelsgebiet etwa wie Portugal oder die Niederlande. So haben sie sich in der Regel mit der Occupation besonders geeigneter Küstenpuncte oder lieber noch kleiner, der Küste vorgelagerter Inseln, die gegen jeden plötzlichen Ueberfall geschützt sind, begnügt und von hier aus mit den Eingeborenen Handel getrieben. Erstarkte dann die einheimische Bevölkerung oder erstanden den Phoenikern mächtigere Rivalen, wie z. B. auf Sicilien, so waren diese Niederlassungen nicht zu behaupten. So erklärt es sich, dass die Phoeniker später aus grossen Gebieten des Mittelmeeres spurlos verdrängt werden konnten und ihre Ansiedlungen in denselben ebenso verschollen sind, wie die der Portugiesen in

Indien oder die der Holländer in Nordamerika. Noch deutlicher würde vielleicht bei genauerer Kenntniss in vielen Fällen in der aufsteigenden Entwickelung wie im Niedergang die Parallele zwischen Phoenikien und der Hansa hervortreten.

Im allgemeinen und für die Belege vgl. I, 191 ff. 280 ff. Ueber die Phoeniker auf Cypern s. §. 143; über die spanischen Colonien s. Buch III, 4.

90. In grösseren Massen haben sich die Phoeniker nur auf Cypern, wo die Metallschätze zur Ansiedlung reizten, und in Nordafrika niedergelassen; hier allein sind sie tiefer ins Binnenland eingedrungen. Mit dem südlichen Spanien, dem Lande Tarschisch, betrieben sie zwar regen Handel, exportirten sein Silber, und befuhren von hier aus die oceanischen Küsten Europas bis zu den Zinngruben von Portugal und England. Aber auch hier gibt es nur eine grössere altphoenikische Niederlassung, auf der Insel von Gades, und daneben einige Factoreien, wie Sexi. Die iberischen Stämme waren wohl commerciell von ihnen abhängig, aber keineswegs ihre Unterthanen, die Bergwerke gehörten den Spaniern, nicht den Phoenikern. Alle phoenikischen Colonien sind Handelsstädte, in denen wohl der Kaufmann und der Handwerker, aber nicht der Bauer Platz findet. Das umliegende Land gehört den einheimischen Stämmen. Was von Karthago berichtet wird, dass es Jahrhunderte lang den Afrern Grundzins habe zahlen müssen (Justin. 18, 5. 19, 1), wird auch von vielen anderen Colonien gelten. Eben daher erklärt es sich, dass dieselben so lange in politischer Abhängigkeit vom Mutterlande geblieben sind; ohne den Halt, den sie an der Heimath hatten, konnten sie sich nicht behaupten. Leider fehlt es an jeder zuverlässigen Angabe über die Gründung dieser Colonien; denn dass Gades um die Zeit der dorischen Wanderung, Karthago, wie Philistos behauptete, fünfzig Jahre vor dem troischen Krieg gegründet sei, sind offenbar Berechnungen griechischer Autoren. Timaeos setzte dem gegenüber Karthagos Gründung auf das Jahr 814/3 herab, doch gleichfalls, soweit wir sehen können, nicht auf Grund einer Ueberlieferung, sondern wenig stichhaltiger Combinationen. Ob die Angabe, Utika sei im Jahr

1101/0 gegründet, mehr Glauben verdient, lässt sich nicht entscheiden. Als sicher kann nur gelten, dass unter Ituba'al I. von Tyros (885—854) Auzea im numidischen Binnenlande gegründet wurde (I, 286). So müssen wir uns damit begnügen, dass die Schardana, welche im vierzehnten Jahrhundert in aegyptischem Solde stehen, aller Wahrscheinlichkeit nach von Sardinien kamen (§. 134), und dass Silber und Zinn der Pyrenäenhalbinsel schon im fünfzehnten Jahrhundert nach Osten exportirt zu sein scheint. Mithin waren diese Gebiete damals bereits entdeckt. Auch spricht wohl die innere Wahrscheinlichkeit dafür, dass die Phoeniker, nachdem sie einmal begonnen hatten, intensiv die See zu befahren, rasch von Station zu Station bis an die Küsten des Oceans vorgedrungen sind.

91. Auch an anderen Küsten haben sich die Phoeniker namentlich da niedergelassen, wo werthvolle Rohproducte vorkamen. Wie das Kupfer Cyperns, die Goldgruben von Thasos, die Silber- und Kupferbergwerke Südspaniens und das Zinn Portugals und Englands mögen auch andere Bergwerke durch den phoenikischen Handel zuerst erschlossen oder intensiver betrieben sein, so wenig es sich auch im einzelnen beweisen lässt. Das gleiche gilt von den Stationen für den Fang der Purpurschnecke — es ist bekannt, dass die Purpurfärberei einer der wichtigsten phoenikischen Industriezweige war. Aber auch alle anderen Handelsproducte, darunter besonders Sclaven, suchte man zu gewinnen, und dafür die eigenen Waaren zu verhandeln. Wie schwierig es aber ist, im einzelnen die Spuren der Phoeniker nachzuweisen, ist schon hervorgehoben. In Italien bezeugen vereinzelte aegyptische Gegenstände in sehr alten etruskischen Gräbern, dass phoenikische Kauffahrer hier mehrfach gelandet sind. Auch die gallischen Küsten mögen gelegentlich aufgesucht worden sein. Intensiver waren die Beziehungen zu Sardinien und wohl auch zu Sicilien, und so mögen manche der phoenikischen Ansiedlungen an diesen Küsten, wie Tharros, Sulci, Karalis auf Sardinien, Heraklea Minoa, Motye, Panormos, Soloeis auf Sicilien, bereits in recht frühe Zeit hinaufreichen. Auch im Bereich des aegaeischen

Meeres sind die Stellen, wo die Phoeniker mit Sicherheit nachweisbar sind, nicht zahlreich. Zu ihnen gehört vor allem Rhodos. Der Name des Hauptberges der Insel, Atabyros, ist identisch mit dem kana'anaeischen Bergnamen Tabor, die Städte Ialysos und Kameiros, jenes mit einer mykenischen, dieses mit einer jüngeren Nekropole, sind vielleicht phoenikische Gründungen. In Ialysos leitete sich das Geschlecht der Poseidonspriester von Phoenikern ab (Diod. V, 58) — vielleicht beruht diese Angabe allerdings wie bei Thales nur darauf, dass es seinen Stammbaum auf Kadmos zurückführte (§. 158). Unter den Kykladen werden Thera, Melos, Oliaros als phoenikische Ansiedlungen genannt, am Eingang des lakonischen Golfs Kythera mit seinen reichen Purpurfischereien, an der thrakischen Küste das goldreiche Thasos. Nach Herodot waren die phoenikischen Goldbergwerke auf Thasos weit grossartiger als die späteren griechischen (VI, 47), die Tempel des Herakles von Thasos (II, 44) und der Aphrodite von Kythera (I, 105) bezeichnet er als phoenikische Gründungen. Manche dieser Daten mögen unzuverlässig oder aus Combinationen hervorgegangen sein; sie sämmtlich für unhistorisch zu erklären, ist unmöglich. Auch nach Thukydides (I, 8) waren die Inseln in der ältesten Zeit grösstentheils von Karern und Phoenikern bewohnt. Wahrscheinlich sind die Phoeniker auch durch die Meerengen ins schwarze Meer gefahren. Der Glanz Trojas zeigt, welche Bedeutung diese Handelsstrasse schon in ältester Zeit besass, und eine vereinzelte, für uns nicht weiter controllirbare Notiz (bei Stephan. Byz.) nennt den Ort Pronektos am Golf von Nikomedien eine phoenikische Gründung. Weitere Resultate hat man durch Etymologien von Ortsnamen zu gewinnen gesucht, wobei sich vielfach Willkühr mit Unkenntniss der semitischen Sprachen gepaart hat. Aber auch wo die phoenikische Deutung an sich möglich ist, wie bei Salamis, Syros, Astyra in Troas, Melite in Athen u. ä., ist sie nicht erweisbar; nur in den wenigen Fällen, wo Name und Bedeutung sich in augenfälliger Weise decken — bei dem Flussnamen Iardanos auf Kreta (Od. γ 292) und in Elis

(Il. H 135), d. i. jarden »Fluss«, bei dem Ortsnamen Soli auf Cypern und in Kilikien (sowie Soloeis auf Sicilien), d. i. selaʿ »Fels« — kann der phoenikische Ursprung als sicher gelten. Noch problematischer ist der oft unternommene Versuch, einzelne griechische Culte auf phoenikischen Ursprung zurückzuführen (vgl. §. 117). Auf Cypern und Kythera ist Aphrodite zweifellos an Stelle einer phoenikischen Astarte getreten, ob aber deshalb auch in Korinth und Sparta, ist nicht erweisbar. Herakles vollends ist wohl ausser auf Thasos überall, wo er verehrt wird, der griechische, nicht ein phoenikischer Gott. Sicher phoenikisch ist ausser den Kabiren wohl nur der am korinthischen Isthmus verehrte Meerdämon Melikertes, dessen Name von dem des tyrischen Stadtgottes Melqart, der die Schiffahrt beschirmt (I, 192), schwerlich getrennt werden kann. Weitere Spuren phoenikischer Ansiedlungen sind weder auf dem griechischen noch auf dem kleinasiatischen Festlande mit irgendwelcher Sicherheit nachzuweisen; wahrscheinlich ist es allerdings, dass sie auch hier mehrfach Ansiedlungen und Faktoreien gegründet haben.

Phoenikische Waaren in der ältesten Nekropole von Tarquinii, darunter ein Skarabaeus Sebakḥotep's V. [I, 166], der wohl lange nach der Regierung dieses Königs nach Italien gekommen ist: Helbig, homer. Epos S. 24. 30. Der von ihm vermuthete phoenikische Ursprung der Bronzehelme und -schwerter von Tarquinii ist mir sehr zweifelhaft. — Ueber Griechenland vgl. im allgemeinen I, 191 ff. Phoenikische Etymologien von Ortsnamen haben in besonnener Weise namentlich Olshausen, Rhein. Mus. VIII, Ber. Berl. Ak. 1879, 555 und Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie (vgl. S. V und VIII) [sowie jetzt Ber. Berl. Ak. 1891, 839 ff. über Astypalaia] aufgestellt; ähnlich neuerdings Oberhummer, Phönizier in Akarnanien. Vor Movers' unkritischen Phantasien sei auch hier gewarnt. Die oft wiederholte Behauptung, dass Samos »Höhe« bedeute (Strabo X, 2, 17, schol. B T zu Il. Ω 78, vgl. schol. A zu N 12), hat die neueren veranlasst, ein »semitisches« Wort (oder eine »Wurzel«) dieser Bedeutung zu erfinden, das nie existirt hat. Die Angaben über die phoenikische Besiedlung der Inseln haben ursprünglich mit der Kadmossage nichts zu thun, an die allerdings Thukydides wohl schon denkt. Purpurfischereien auf Kythera: Aristoteles bei Steph. Byz. s. v. Für Kameiros vgl. §. 249; phoenikisch ist die Nekropole schwerlich. Ob Iardanos der Vater der lydischen Omphale mit dem

Flussnamen etwas zu thun hat, ist nicht zu entscheiden. — Melikertes am Isthmos: Pausan. I, 44, 7. II, 1, 3; er wird auch in Milet (Conon 33) und mit Knabenopfern auf Tenedos (Lykophron 229) verehrt, und mit einem griechischen Dämon Palaemon identificirt; vgl. den Doppelnamen seiner Mutter Ino Leukothea.

92. Die fremden Kauffahrer heissen bei den Griechen der homerischen Zeit theils mit einheimischem Namen (I, 190) Sidonier, theils Phoeniker. Das Wort φοῖνιξ bezeichnet zugleich den Purpur, einen der wichtigsten Handelsartikel der Phoeniker, und die von ihnen importirte Palme (Od. ζ 163). Bei den Aegyptern heissen die sidonischen Seefahrer Fenchu (mit unbekannten Voralen); dass dies Wort irgendwie mit dem griechischen Namen Phoeniker zusammenhängt, ist wahrscheinlich. Aber dies Wort hat zugleich eine griechische Etymologie (von φοινός blutroth) und dient vielfach zur Bezeichnung röthlich gefärbter Localitäten, bei denen an phoenikische Ansiedlungen nicht zu denken ist, so eines Bachs bei den Thermopylen (daher der Heros Phoenix im Gefolge Achills, der dann zum Doloperkönig gemacht wird), einer Stadt Phoenike in Epirus, eines Berges Phoenix in Boeotien und an der karischen Küste. Möglich ist es daher, dass das Wort zunächst den rothen Purpur bezeichnet hat und dann, vielleicht unter Mitwirkung des Anklangs an das aegyptische Wort, zum Namen der »Purpurmänner« und schliesslich ihres Baumes geworden wäre.

Berg Phoinikaion bei Korinth: Ephoros fr. 137. Phoinikion in Boeotien bei Medeon ἡ Φοινικίς Strabo IX, 2, 26. Berg Phoinikûs = Olympos in Lykien Strabo XIV, 3, 8; Hafen dieses Namens bei Erythrae Thuk. VIII, 34, auf Kythera Xen. Hell. IV, 8, 7 (wegen der Purpurfischerei?); Ort Phoinix im SW. Kreta's Strabo X, 4, 3. Bach bei Aegion Pausan. VII, 23, 5; an dem Bach bei den Thermopylen ist nach Strabo X, 4, 14 der Heros begraben. — Wenn Korinna und Bakchylides Karien als Phoenikien bezeichneten (Athen. IV, 174), so liegt hier offenbar eine dem Stile dieser Poesie ganz angemessene Uebertragung des Bergnamens Phoenix (Strabo XIV, 2, 2. 4, mit gleichnamiger Festung) auf das Hinterland vor; mit Unrecht hat man seit H. D. Müller (Myth. der griech. Stämme I, 308 ff.) darauf weitgehende Hypothesen gebaut und gemeint, der Name Phoeniker habe in der älteren Zeit ein karisches Volk, erst

später [doch schon bei Homer!] die Sidonier bezeichnet. — Φοιν-ικες kann gebildet sein wie τριχα-ικες, Θρη-ικες. Τεμμ-ικες [Κιλικες ass. Chilakku חלך hat radicales k]; lat. Poenus ist wohl eher Verkürzung als Bewahrung einer supponirten Urform φοινος.

93. Wie alle Volksstämme werden auch die Phoeniker von der genealogischen Poesie auf einen eponymen Ahnherrn zurückgeführt, von dem die Epen mancherlei zu erzählen wissen. Er ist König von Sidon, seine Tochter Europa wird von Zeus in Stiergestalt über das Meer nach Gortyn auf Kreta entführt, wo sich der Gott unter einer immer grünenden Platane mit ihr vermählt. Hier wird sie die Mutter der kretischen Heroen Minos und Rhadamanthys [und Sarpedon]. Vielfach hat man in dieser Sage phoenikische Elemente gesucht und den Nachklang einer phoenikischen Colonisation Kretas gefunden (so auch I, 193). Das ist indessen nicht richtig. Der stiergestaltige Zeus ist keineswegs, wie I, 201 angenommen wurde, aus einem phoenikischen Baʿal hervorgegangen, denn einen stiergestaltigen Gott kennen wir in Phoenikien nicht, den Stiercultus der Israeliten auf Phoenikien zu übertragen haben wir kein Recht. Er ist vielmehr ein kretischer Stiergott, Zeus Asterios (§. 65), der mit Menschenopfern verehrt wurde und uns auch in der Gestalt des Minotauros — die mit Phoenikien gleichfalls nichts zu thun hat — entgegentritt. Wenn die Stammbäume weiter erzählen, Europa habe nach ihrer Entführung in Gortyn den König Asterion oder Asteros (Lykophron 1301) geheirathet, wenn sie behaupten, der Minotauros sei eigentlich Asterion, ein Sohn des Minos, so ist hier der Gott wie so oft in einen Heros umgesetzt. Das gleiche gilt von Europa's Vater Phoenix. Auch er ist ein kretischer Gott, der als solcher — nicht etwa als Heros — in einem Eid der Drerier und Knossier angerufen wird. Sein Wesen ist freilich völlig dunkel — wir wissen überhaupt von der kretischen Religion nur sehr wenig —, aber aus einem Eponymos der Phoeniker kann der Gott nicht erwachsen sein, eher aus dem Dämon einer gleichnamigen Localität. Bei dem samischen Genealogen Asios (Pausan. VII,

4, 1) erscheinen denn auch Phoenix und seine Tochter Europa unter lauter Gestalten des südwestlichen Kleinasiens, neben Astypalaia und Samos. Offenbar sind sie erst durch Umdeutung der Dichter zu Repräsentanten der Phoeniker gemacht worden. Europa gehört ursprünglich nicht nach Kreta: vielmehr wird uns berichtet, sie habe hier Hellotis geheissen, ihr zu Ehren werde in Gortyn ein Fest Hellotia gefeiert. Dieser kretischen Göttin ist jedenfalls die Platane von Gortyn heilig gewesen; sie war die Geliebte des Zeus Asterios, die Stammmutter der kretischen Fürsten. Europa dagegen ist eigentlich eine boeotische Erdgöttin, die in Lebadea mit Demeter identificirt wird und in Teumessos in einer Höhle haust; zugleich heisst so die boeotische Landschaft oder ein Theil derselben. Der Name bedeutet wohl sicher »das weite (weitschauende)«, vielleicht zusammenhängend mit den Volksnamen auf -οπ. Dann ist es zum Namen des mittelgriechischen Festlandes (hymn. hom. 1, 237. 291), schliesslich des ganzen Continents geworden. Ob diese Gestalt sich wie andere boeotische und attische (Daedalos, Theseus u. a.) nach Kreta und den Inseln des südwestlichen Kleinasiens verbreitet hat oder ob sie lediglich durch dichterische Combination — aus irgend einem nicht mehr erkennbaren Grunde — mit der Hellotis von Gortyn gleichgesetzt und zur Tochter des Phoenix gemacht ist, lässt sich nicht ermitteln; klar ist dagegen, dass geschichtliche Kunde aus diesen Erzählungen nicht zu gewinnen ist.

Aelteste Form der Europasage: Il. Ξ 321 [spätere Einlage] ὅτε ἠρασάμην Φοίνικος κούρης τηλεκλειτοῖο [also die Sage war damals allbekannt], Hesiod und Bakchylides im schol. zu M 292 und zu [Eurip.] Rhesos 28. Eurip. fr. 472. Hesiods Stammbaum ergibt sich aus fr. 43. 52. 53. 54; auch Phoenix' Bruder Kilix wird er schon gekannt haben, ebenso war ihm Phineus, der Bruder der Europa, bekannt. Vgl. auch Pherekydes' Stammbaum fr. 40. 41. — Der Gott Phoenix in der Urkunde von Dreros Rhein. Mus. X, S. 395. Il. 29 = Museo italiano III, 658. — Hellotis: Seleukos bei Athen. 15, 22, danach Hesych. und Etym. magn.; Steph. Byz. Γόρτυν. Natürlich ist der Name trotz des Etym. magn. und seiner modernen Nachfolger nicht phoenikisch. Fest der Athene Hellotis

in Korinth: Pindar Ol. 13, 56 mit den schol. — Europa ist die Vertreterin des boeotischen Festlandes auch bei Pindar Pyth. 4, 81. Apoll. Rhod. I, 181 als Tochter des Orchomeniers Tityos und Mutter des Euphemos, des Ahnen der Könige von Kyrene (in beabsichtigtem Gegensatz zu Libye Pindar v. 25 ff. an Stelle der von Hesiod fr. 146 genannten Mekionike). Demeter Europa in Lebadea (Amme des Trophonios): Pausan. 9, 39, 4. 5; Europa von Zeus in einer Höhle bei Teumessos geborgen: Antimachos Thebais fr. 3. Pausan. 9, 19, 1. In die Sage von Kadmos und Europa ist dieser Zug erst nachträglich eingefügt, ein Beweis, dass dieselbe nicht boeotischen Ursprungs ist. — Ueber die bildlichen Darstellungen des Europamythus s. O. Jahn, Denkschr. Wien. Ak. XIX, 1870. O. Rossbach, Rhein. Mus. XLIV, 432 ff. Nach den Münzen von Gortyn hat Zeus die Europa in Adlergestalt entführt und auf der heiligen Platane (Theophrast hist. plant. I, 9, 5. Plin. XII, 11) niedergelassen. Der Behandlung der Europasage durch Schwartz, quaest. Herodot. Progr. Rostock 1890, vermag ich nicht beizustimmen.

94. Mit der Europasage ist die von Kadmos verbunden worden. In der Sage vom thebanischen Krieg (§. 123) heissen die Bewohner Thebens Kadmeer oder Kadmeionen. Der Name ist von dem der Burg Kadmeia abgeleitet. Zu dieser bildete die genealogische Dichtung einen Eponymos Kadmos, den Gründer Thebens. Die Erzählungen von seinen Thaten benutzen zum Theil locale Traditionen, vom Kampf mit dem Drachen an der Aresquelle, von den aus in die Erde gesäten Drachenzähnen entstandenen Sparten; daneben stehen freie Erfindungen, wie von der Führung des Kadmos durch eine Kuh, der das Land seinen Namen Boeotien verdankt. Kadmos' Vater erhält den inhaltlosen, rein poetischen Namen Agenor; ebenso gehaltlos ist der Name seines Sohnes Polydoros, an den das sagenberühmte thebanische Königsgeschlecht der Labdakiden angeknüpft wird. Daneben aber sind auf Kadmos Züge einer Gottheit übertragen, deren Wesen noch nicht enträthselt ist. Hierher gehört seine Ehe mit Harmonia und ihre Entrückung ins elysische Gefilde, hierher auch seine der Götterwelt angehörigen Töchter Ino (vgl. §. 91 A.) und Semele.

Die genealogische Poesie macht den Kadmos zum Bruder des Phoenix, also zum Oheim der Europa; dadurch wird er

zu einem Einwanderer aus Phoenikien. Spätere Bearbeitungen[1]) haben dann Europa zur Schwester des Kadmos und Phoenix und zur Tochter des Agenor gemacht und so ein Motiv für Kadmos' Auswanderung gewonnen: der Vater entsendet ihn, die geraubte Schwester zu suchen. Auf diese Weise ist die spätere Kadmossage entstanden; alle angeblichen und wirklichen Ansiedlungen der Phoeniker in Griechenland werden jetzt auf Kadmos und seine Genossen zurückgeführt, auch wenn, wie bei Thera (Herod. IV, 147) und Thasos (Herod. II, 44. VI, 47), die Sage ursprünglich andere Oekisten für sie nannte.

Die Kadmossage hat nach den Andeutungen Od. ε 333, Hesiod Theog. 937. 940. 975 wohl schon im 7. Jahrh. in ihren Grundzügen festgestanden. Die Hochzeit mit Harmonia ist nach der Hochzeit des Peleus und der Thetis ausgeschmückt, der Kampf mit dem Drachen mit der folgenden Busse nach dem Apollos mit Pytho, wie umgekehrt der ursprünglich wohl selbständige Kampf mit den Sparten in die Argonautensage übertragen ist. Was den Anlass gab, Kadmos und Harmonia bei den Encheleern in Illyrien, die daher kadmeischen Ursprungs sein sollten (Herod. V, 61), wieder zu finden, ist nicht bekannt. — Auf ein religiöses Element in der Kadmossage weist auch Pausan. 9, 12, 4. 16, 4; aber die seit O. Müller, Orchomenos 113 und Excurs (Proleg. 146 ff.), angenommene Verbindung desselben mit den Kabiren — die sich auf die bei Lykophron 162. 219 u. a. vorkommende Gleichsetzung mit dem Kabiren Kadmilos = Hermes stützt — und die Behauptung, er sei ein Gott der »tyrsenischen Pelasger« (ähnlich früher Crusius, Art. Kadmos bei Ersch und Gruber, s. jetzt seinen Artikel Kadmos in Roscher's Lexicon), scheint mir unbegründet; dagegen Lobeck, Aglaophamos 1253. Kadmos ist Eponymos der Burg [nicht etwa des Sagenvolkes der Kadmeer; dann müsste er Kadmeios oder Kadmeion heissen], also kein Gott. Ob auf die Ausbildung der Sage der karische Bergname Kadmos, der phoenikischen Ursprungs sein könnte (»der Ostberg«), von Einfluss gewesen ist, weiss ich nicht. — Agenor wird in antiken Glossen mit dem phoenikischen Chnâ = Kana'an identificirt, was vom antiken Standpunkt ganz correct ist; aber sehr unglücklich war Buttmann's Einfall (Mythologus I, 233), beide Namen seien lautlich identisch: Agenor ist ein der Dichtung ganz geläufiger, rein poetischer Name.

---

[1]) Nachweisbar folgten das Epos Europia und Stesichoros' Gedicht Europa dieser Version, da beide die thebanische Sage behandelt, also die Verbindung der Europa mit Kadmos gekannt haben.

95. Wie die Europasage ist auch die von Kadmos das Erzeugniss eines literarischen Processes, nicht historische Ueberlieferung. Die Sage vom thebanischen Krieg weiss in ihrer älteren Gestalt, soweit wir dieselbe kennen, nichts davon, dass die Kadmeer den Griechen stammfremd gewesen seien. Das beweist allerdings nicht, dass dies nicht doch der Fall gewesen sein kann, wohl aber, dass sich eine Tradition darüber nicht erhalten hat. Dass es jemals ein Volk gegeben hat, das sich Kadmeer nannte, ist mehr als zweifelhaft: der Name gehört ausschliesslich dem Epos an. Aber in Ionien ist die Sage vom thebischen Krieg Jahrhunderte lang lebendig gewesen, ionische Adelsgeschlechter in Teos, Priene, Milet haben ihre Stammbäume an die thebanischen Heroen angeknüpft (§. 158), und das mag zur weiteren Ausbildung der Kadmossage Anlass gegeben haben. Mit dem Nachweis, dass die Verbindung zwischen Kadmos und Europa secundär ist, fällt auch die Möglichkeit, in ihr eine alte Sage zu erkennen, Kadmos und Europa aus dem Phoenikischen als Osten und Westen zu deuten (I, 192). Der Name der Kadmeia trägt allerdings ein wenig griechisches Gepräge, doch lässt sich die Deutung der Kadmeer als der phoenikischen »Ostmannen«, nach Analogie der Normannen, nicht mehr halten. Dass die Phoeniker sich hier im Binnenlande, an einer Stelle, die gar keinen natürlichen Schutz gewährt, angesiedelt haben sollten, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich; mehr vielleicht als irgend eine andere griechische Stadt trägt Theben seiner Lage nach das Gepräge einer Landstadt. In der genealogischen Sage ist Phoenix als Bruder des Kadmos allerdings unzweifelhaft als Repräsentant der Phoeniker — dieser Name war ja damals überall geläufig —, nicht etwa als der kretische Gott oder der karische Berg gedacht, und die Genealogen verbinden ihn daher weiter mit anderen Völkern des Ostens, wie Arabos (Hesiod fr. 43. 53) und Kilix. Was aber den Dichtern den Anlass dazu gegeben hat, weshalb sie die Kadmeer als Brüder der Phoeniker betrachten, wissen wir nicht; vielleicht fanden Handelsbeziehungen der späteren Zeit oder etwas ähnliches

darin ihren Ausdruck. Mit Sicherheit lässt sich nur sagen, dass eine phoenikische Ansiedlung in Boeotien weder aus der Europa-, noch aus der Kadmossage gefolgert werden darf.

Auch die Könige von Thera und das Geschlecht der Aegiden in Sparta leiten sich von den Kadmeern ab (vgl. §. 126). Auf Thera erscheinen bezeichnender Weise die kadmeischen Könige als die griechischen Nachfolger der ursprünglichen phoenikischen Ansiedler.

96. Dass somit die ältere Gestalt der griechischen Sagenüberlieferung im Gegensatz zu den späteren Erzählungen nichts von phoenikischen Ansiedlungen im aegaeischen Meere zu berichten weiss, enthält nichts auffallendes. Liegt doch die Zeit, in welche dieselben fallen, nicht nur weit jenseits des Beginns irgend welcher historischer Erinnerungen, sondern auch jenseits der Entstehung der Sage. Von den Fällen abgesehen, wo eine Begebenheit dieser Epoche, wie die Kämpfe um Theben und Troja, vielfach umgestaltet und verschoben in der Heldensage fortlebt, können wir also weder positiv noch negativ irgend welche Kunde erwarten. Daher ist es auch falsch, das Schweigen der Ueberlieferung als ein Gegenargument gegen die Annahme phoenikischer Einwirkung auf Griechenland zu verwerthen — vorausgesetzt, dass diese sich anderweitig erweisen lässt. Aus einer Nachwirkung orientalischer Einflüsse auf die spätere griechische Cultur, speciell die Religion — hier ist ja der Versuch oft genug gemacht worden — würde sich dieser Nachweis schwerlich mit Sicherheit führen lassen; dazu ist der Abstand der Zeiten ein zu grosser, dazu waren die fremden Elemente, falls solche vorhanden waren, beim Beginn unserer Kunde bereits viel zu sehr mit einheimischen verschmolzen. Es würde also nur das allgemeine, von uns an die Spitze gestellte Argument (§. 21) bleiben, dass der Gang der Culturentwickelung des Abendlandes ihren Ursprung aus der Verbindung mit dem Orient erweist. Diesen Schluss haben denn auch schon die Griechen gezogen, seit sie von der Mitte des siebenten Jahrhunderts an zunächst in Aegypten Alter und Geschlossenheit der orientalischen Cultur kennen lernten. Schon das Danaidenepos identificirt die argivische

Heroine Io mit der Isis und lässt ihre Nachkommen, den Danaos und seine Töchter, aus Aegypten nach Argos einwandern, und von Herodot an wird die Ableitung der griechischen Cultur und der griechischen Götter aus dem Orient, aus Aegypten und Phoenikien ganz geläufig. Dass alle diese Combinationen und so viele ähnliche neuerer Forscher im einzelnen falsch sind, hebt das Gewicht des Arguments nicht auf. Dass wir weiter gehen, dass wir die orientalischen Einflüsse im einzelnen bestimmen können, verdanken wir den Ueberresten der mykenischen Cultur, in denen sie klar vor Augen liegen. Da hier unter den orientalischen Vorbildern die rein aegyptisirenden Elemente durchaus vorherrschen, während die auf Kleinasien und die Chetiter zurückweisenden Bestandtheile an zweiter Stelle stehen, ist zugleich erwiesen, dass die Phoeniker die Vermittler gewesen sind. Die aegyptischen Angaben traten bestätigend hinzu; so ist es möglich, die Entwickelung der Epoche wenigstens in den gröbsten Umrissen zu zeichnen.

IV. Die Cultur der mykenischen Zeit.

Der Handelsverkehr. Die Metalle.

97. Entdeckungen und Colonisationen bringen in der Regel den Völkern, welche von ihnen betroffen werden, wenn nicht den Untergang, so doch mindestens eine langjährige Fremdherrschaft. Erst wenn sie sich die materiellen Grundlagen der fremden Cultur zu eigen gemacht haben, gewinnen sie die Fähigkeit, sich aus der politischen Abhängigkeit zu befreien und schliesslich aggressiv gegen ihre bisherigen Herren vorzugehen. Auch die phoenikische Colonisation hat in Nordafrika diesen Charakter getragen. Aber in Griechenland ist sie, wie in Sicilien und Spanien, viel zu wenig intensiv aufgetreten, um jemals eine wirkliche Herrschaft ausüben oder

gar die einheimische Bevölkerung knechten zu können. So haben die phoenikischen Entdeckungsfahrten hier lediglich belebend gewirkt. Die Waaren des Orients werden den Küsten des aegaeischen Meeres zugeführt, die Rohproducte exportirt. Dadurch hebt sich der Wohlstand und mehren sich die Lebensbedürfnisse. Bald sucht die einheimische Industrie die fremden Erzeugnisse nachzuahmen, sie überwindet die engen und rohen Formen der trojanischen Epoche, eine reichere und vielseitigere Cultur beginnt sich unter dem Einflusse des Orients zu entwickeln.

Fünf Buchten öffnet das griechische Festland dem Seefahrer, der von Osten kommt: den lakonischen, argivischen, saronischen, euboeischen und pagasaeischen Meerbusen. An allen fünf finden wir Stätten der mykenischen Cultur, Königsburgen und Gräber mit reichem Schmuck und Geräth. Im Mittelpunkt steht Argos, die eigentliche Heimath der neuen Cultur; von hier hat sie sich die Küste entlang nach Norden und Süden und über das Meer auf die Inseln bis nach Troja und Cypern verbreitet. Auf der Westseite Griechenlands dagegen fehlt jede Spur von ihr; weder bei den Ausgrabungen in Olympia noch sonst hat sich hier auch nur eine einzige mykenische Scherbe gefunden. Das liegt nicht daran, dass der Westen von Natur weniger begünstigt wäre; auch hier gibt es fruchtbare Ebenen, und der korinthische und ambrakische Golf mit der vorliegenden Inselwelt bieten reichen Anlass zur Entwickelung des Seeverkehrs. Aber hier fehlte die fremde Anregung; der Westen Griechenlands ist dem Ausgangspunct der Cultur abgewandt. Hier blieben daher primitive Zustände herrschend, als im Osten eine höhere Cultur sich entwickelte. Ebenso bezeichnend ist es, dass Korinth in der ältesten Zeit gar keine Rolle spielt, weder in der Sage noch durch Ruinen. Für einen selbständigen Handels- und Industrieplatz ist es sehr günstig gelegen, und bei hochgesteigertem Verkehr ist es der gegebene Durchgangspunct von Ost nach West. Aber es hat kein Hinterland; für Seefahrer, die ihre Waaren absetzen und die Producte des Landes ein-

tauschen wollen, hat der Isthmus von Korinth keine Bedeutung, sie suchen die Hafenorte der Ebenen von Lakonien und Argos, von Attika und Thessalien auf.

Dass das »Haus des Oenomaos« in Olympia, von dem eine Holzsäule und der Altar des Zeus herkeios noch zu Pausanias' Zeit standen (V, 14, 7. 20, 6), offenbar dieselbe Anlage gehabt hat wie die mykenischen Paläste, beweist nicht, dass es diesen gleichzeitig war. Die Anlage herrschte ja noch in der homerischen Zeit. — Die westlichsten mykenischen Vasen aus Mittelgriechenland sind bisher in Daulis und Antikyra in Phokis gefunden: MAI. XIV, 267. Im Peloponnes ist neuerdings am Westabhang des Taygetos ein Kuppelgrab gefunden worden.

98. Die »trojanische« Cultur trägt in weitem Umfang noch den Charakter der Steinzeit. Seitdem aber ist die Bearbeitung des Kupfers und der Edelmetalle — das Eisen ist noch der homerischen Zeit fast unbekannt — weit fortgeschritten und verdrängt die früheren Formen. Die Königsstadt Troja [1]) steht noch mitten im Uebergang, in den griechischen Städten begegnet uns die Steinzeitcultur nur noch in Rudimenten. Hier ist die Metallindustrie voll entwickelt; sie ist für die mykenische Cultur das führende Handwerk geworden, dessen Formensprache die Arbeiten in Thon und alle Ornamentik beherrscht. Offenbar sind die Erzgruben des Landes in dieser Zeit grösstentheils erschlossen, zum Theil durch die Phoeniker, zum Theil wohl auch durch die einheimische Bevölkerung: so die Goldbergwerke im Pangaeon in Thrakien, von Thasos (§. 91), von Astyra in Troas, am Tmolos bei Sardes, auf der Insel Siphnos, die Silbergruben von Laurion und Troas (Argyria bei Skepsis), die Kupferbergwerke von Chalkis und Aidepsos auf Euboea. Aber auch von auswärts wird das Metall importirt. Ein grosser Theil des Kupfers, welches man brauchte, wird den phoenikischen Gruben auf Cypern — vielleicht auch in Spanien — entstammen. Neben dem Kupfer, das in Troja noch fast ausschliesslich herrscht, kommt allmählich auch eine zuerst schwache, dann stärkere

[1]) Ich verstehe darunter hier immer die zweite, »verbrannte« Stadt Schliemann's.

Legirung mit Zinn, die Bronze, in Gebrauch. Zinn ist dem Bereich des aegaeischen Meeres vollkommen fremd, und kann nur von den Phoenikern importirt sein, vielleicht aus den Zinngruben im Westen der pyrenäischen Halbinsel — doch wissen wir nicht, ob es nicht auch eine noch unbekannte orientalische Bezugsquelle des Zinns gegeben hat, der z. B. die Aegypter das Metall für ihre Bronze verdanken.

Bergwerke von Astyra in Troas: Strabo XIII, 1, 23. XIV, 5, 28. Argyria XIII, 1, 45. Zinn im N. Lusitaniens: Posidonios bei Strabo III, 2, 9.

99. Die Metalle sind das werthvollste Object des Handelsverkehrs, namentlich wenn sie als Waffen oder zu Schmuckgegenständen und künstlichem Geräth verarbeitet sind. Für den gewöhnlichen Tauschverkehr ist das Vieh der Werthmesser; aber die Metallwaaren sind ein noch weit kostbarerer Besitz. Sie sind noch selten genug, um allgemein begehrt zu sein und einen hohen Werth zu repräsentiren. Sie sind das Mittel, Macht und Einfluss zu erlangen, Freunde zu gewinnen, tapfere Krieger anzuwerben, die Herrschaft zu erringen und zu behaupten. Der Versuchung, die in dem Geschenk eines kostbaren Kleinods liegt, vermag auch das tapferste und ehrliebendste Herz kaum zu widerstehen, und wie in der deutschen Heldensage spielt auch in der griechischen der Schatz der Fürsten, der Königshort, eine Hauptrolle. Nicht mit Unrecht werden die alten Königsstädte besonders wegen ihres Goldreichthums gerühmt; die Schätze, welche die Ruinen von Troja und Mykene geborgen hielten, haben die Tradition des Epos bestätigt. Es ist ganz natürlich, dass der Gewinn aus dem eröffneten Handelsverkehr in erster Linie den Stammeshäuptlingen zufiel, sei es, dass sie ihn monopolisirten, sei es, dass sie Abgaben von ihm erhoben, oder auch nur dadurch, dass sie den Hauptheil der einheimischen Rohproducte lieferten, die gegen die fremde Waare umgetauscht wurden. So werden aus kleinen Häuptlingen reiche und mächtige Könige, an die Stelle der alten schlichten Ansiedlungen treten glänzende, stark befestigte Königsburgen mit grossen Palästen und gewaltigen

Grabbauten der Herrscher. Die Gestaltung der germanischen Staaten unter dem Einfluss der Cultur und der politischen Verhältnisse des Römerreichs bietet auch hier vielfach eine treffende Analogie.

Die Königsstädte und die Grabbauten.

100. Von den Königsstädten der mykenischen Epoche liegt keine einzige unmittelbar am Meer — das wäre zu unsicher —, aber alle in möglichster Nähe desselben auf einer von Natur geschützten Anhöhe. Dagegen vermeidet man steile Erhebungen, wie man sie im Mittelalter für Ritterburgen, aber auch in Griechenland in der folgenden Epoche für Stadtanlagen nicht selten benutzt hat. Bezeichnend ist dafür z. B. das Verhältniss der Akropolis von Athen zu dem unmittelbar dahinter weit höher und steiler aufsteigenden Lykabettos. Der Hügel, welcher die Burg von Tiryns trägt, ragt nicht 10 m. über die Küstenebene auf, auch Troja liegt »in der Ebene« (Il. Υ 217), nicht weit vom Meer, auf einem niedrigen Höhenrücken, zu dessen Fuss die weiten Ebenen des Skamanders und des Simoeis sich vereinigen, nicht hoch oben im Gebirge, wo es phantastische Willkühr so lange gesucht hat. Auch sind die alten Königssitze keine isolirten Burgen wie die Ritterschlösser; an sie alle schliesst sich eine Unterstadt an, die meist einen für eine so frühe Zeit recht beträchtlichen Umfang hat. Deutlich tritt überall das Bestreben hervor, dem Meere möglichst nahe zu sein und einen zugleich sicheren und bequem zu erreichenden Mittelpunct für Handel und Verkehr zu schaffen. Mehrere dieser Städte sind offenbar künstliche Schöpfungen, so vor allem die Festung im Kopaissee, aber auch Tiryns und Mykene; andere, wie Troja, Amyklae, Athen, Argos und Theben, die hier wohl auch genannt werden dürfen, sind dagegen die natürlichen Mittelpuncte der sie umgebenden Landschaften.

Die Unterstadt ist in weitem Umfang noch erkennbar in Mykene, für Troja, wo Schliemann ihre Existenz früher geläugnet hatte, wahr-

scheinlich gemacht von Dörpfeldt, zweifellos anzunehmen auch für Tiryns und Athen. Die Festung im Kopaissee ist eine Stadt, deren Mauern auch die Citadelle mit dem Palast umschliessen; hier ist die abweichende Anlage durch die Lage auf einer Insel bedingt. — Das Verhältniss der Akropolis zum Lykabettos hat den Mythus Antig. Car. mirab. 12 erzeugt. — Lage von Troja: Im Alterthum ist der Anspruch der griechischen Stadt Ilion, an der Stelle des alten Troja zu liegen, von Hestiaea von Alexandria Troas (Strabo XIII, 1, 36) und vor allem von Demetrios von Skepsis (um 165 v. Chr.) bestritten, dem Strabo folgt; sie verlegen das homerische Troja weiter landeinwärts nach der Ἰλιέων κώμη. In neuerer Zeit hat, als die Landschaft erst in den ersten Umrissen wieder bekannt zu werden begann, Lechevalier (1787) geglaubt, das alte Troja auf dem Balidagh bei Bunarbaschi, zwei Meilen vom Meer auf steiler Höhe, wiederzufinden; und selten hat wohl ein Einfall eines flüchtigen Reisenden so viel Erfolg gehabt, wie diese Behauptung. Ihr zu Liebe ist in zahllosen Abhandlungen immer wieder der Versuch gemacht worden, die Topographie der Troas auf den Kopf zu stellen; selbst nachdem Schliemann die Ueberreste der Burg des alten Troja in der Akropolis des späteren Ilion, dem Hügel Hisarlik (richtig Asarlik) aufgedeckt hat, gilt es doch wenigstens in Deutschland noch immer für »wissenschaftlich«, die Frage als eine offene zu betrachten und den Namen Troja zu vermeiden. Natürlich ist die »kritische« Anschauung schliesslich in reiner Skepsis ausgelaufen. Hercher behauptet in seinen vielgepriesenen »homerischen Aufsätzen« (neue Ausgabe 1881), dass den Dichtern der Ilias alle wirkliche Anschauung der Troas abgehe. Er hat auch den Simoeis für eine Erfindung erklärt; damit beweist er und wer ihm nachspricht, nur den Doctrinarismus, der es für überflüssig hält, die Thatsachen kennen zu lernen. Denn die Simoeisebene existirt ebenso gut wie die Skamanderebene; gerade wenn der Simoeis nicht in der Ilias vorkäme, müsste man eine mangelhafte Localkenntniss der Dichter folgern. [Vgl. für die gleichwerthigen Hercher'schen Behauptungen über Ithaka die schönen Ausführungen von Partsch, Kephallenia und Ithaka, in Petermann's Mittheilungen, Ergänzungsheft 98, 1890. S. 54 ff.] — In Wirklichkeit zeigt die Ilias durchweg eine überraschende topographische Kenntniss wie von der ganzen griechischen Welt so auch von der Troas, und speciell der Dichter der Bücher ΥΦΧ hat ein so lebendiges und detaillirtes Bild der Landschaft vor Augen (auch die Quellen mit dem Waschplatz Χ 147 ff. haben eine reale Grundlage, Schliemann, Troja 70 ff.), dass er nothwendig da gewesen sein muss (daher auch der Stammbaum der Troer Υ 215 ff. und das lebhafte Interesse für Aeneas und seine Nachkommen Υ 298 ff.) — was ja bei einem fahrenden Sänger nichts wunderbares ist. Die Angaben der Ilias wie die Beschreibungen bei Strabo und Plinius setzen durchweg die gegenwärtige Configuration der Troas voraus (auch in Be-

zug auf den Lauf des Skamander am Westrande der Ebene); die im Alterthum (Herodot II, 10, Strabo XIII, 1, 36) wie in der Neuzeit häufig ausgesprochene Behauptung, es hätten, namentlich durch Anschwemmungen, Veränderungen stattgefunden, ist unbegründet. — Die Ruinen einer kleinen, zuerst von v. Hahn ausgegrabenen Stadt auf dem Balidagh (die Mauern stammen etwa aus dem 8. und 7. Jahrhundert) bezeichnen wahrscheinlich die Lage von Gergis; ihnen gegenüber jenseits der tiefen Skamanderschlucht liegt eine zweite ähnliche Festung (Schliemann, Troja 298 ff.).

101. Die Anlage der Königsburgen ist überall die gleiche, und geht auch da, wo die Stadt bereits früher bestand, meist auf einen einmaligen Gründungsact zurück. War die für die Anlage erwählte Stätte schon früher bewohnt, wie in Troja und Tiryns, so wird sie planirt und die alten Bauten verschüttet. Der Burghügel wird mit einem Mauerring umzogen, dessen Unterbau aus grossen wenig oder gar nicht behauenen Steinen zusammengefügt ist. In Griechenland hat man für diese sog. »kyklopischen« Mauern in der Regel Blöcke von riesigen Dimensionen verwendet, so dass ihr Schwergewicht bereits einen festen Zusammenhalt sichert. In Tiryns und Mykene sind in diesen Untermauern überwölbte Gänge und Kammern angelegt, die sog. Galerien, die wohl als Magazine dienen sollten. Auf dem Fundament ruht die Obermauer, die häufig von Luftziegeln erbaut ist, so in Troja, im Pelargikon von Athen, vielleicht auch in Tiryns; in Mykene ist sie dagegen aus grossen sorgfältig behauenen Steinen — meist im Polygonalstil, am Löwenthor dagegen im Quaderbau[1]) — aufgeführt. Zu dem Hauptthor der Burg führt der Fahrweg auf einer Rampe hinan. Der Eingang ist durch starke Thürme geschützt und der Weg so geführt, dass den Vertheidigern die rechte, unbeschildete Seite des Angreifers bloss liegt. Ausser

---

[1]) Dass der regelrechte Quaderbau schon der ältesten mykenischen Zeit bekannt war, lehrt jetzt die Festungsmauer auf dem Silbergefäss aus dem vierten Schachtgrabe Eφ. 1891, Taf. II. Es liegt also kein Grund vor, die Mauern des Löwenthors in spätere Zeit und gar mit Ramsay, a study of Phrygian art, J. Hell. Stud. VI, 350 ff., ins 8. Jahrh. hinabzurücken.

dem Hauptthor hat die Burg in der Regel nur noch eine kleine Nebenpforte, die zu Ausfällen, zum Wasserholen, zu rascher Verbindung mit der Unterstadt dient. Im Inneren der Burg liegt der Königspalast. Den Eingang bildet ein thorartiger Vorbau (προπύλαιον), in dem wohl die Wache ihren Platz hatte. Dann gelangt man in einen grossen offenen, in Tiryns von Säulenhallen umgebenen Hof, in dessen Mitte der Altar des Zeus herkeios, des Schirmherrn des Herrscherhofes (§. 56), steht. Eine offene Halle führt in den Hauptraum des Palastes [1]), den grossen Männersaal; hier liegt der Hausherd, hier versammeln sich um den König seine Mannen zur Berathung und zum Gelage, zu Spiel und Tanz. Hier spielt sich das Leben des Herrschers ab, soweit es an die Oeffentlichkeit tritt. Zahlreiche Kammern und Corridore liegen rings um den Haupttheil des Hauses, darunter auch das Badgemach. In einem zweiten völlig abgetrennten Theile des Palastes glaubt man die Frauenwohnung zu erkennen. Die Anlage ist in allen Hauptzügen die gleiche in Tiryns, Mykene, Troja; in der Stadt im Kopaissee sind die Palastruinen noch nicht untersucht, auf der Burg von Athen nur wenige Ueberreste erhalten. Noch in der homerischen Zeit hat man die Herrensitze in ganz derselben Weise angelegt. Als dann mit dem Fall des Königthums auch seine Bauten verlassen wurden, blieb nur der Altar des Zeus herkeios seiner alten Bestimmung erhalten. Die Palastbauten verfielen, in Tiryns und Mykene hat man in ihren Trümmern einen Tempel errichtet, in Athen wurde das alte Königshaus zum Heiligthum des Erechtheus und der Athene, in dem man die Stadtgöttin mit dem mythischen Ahnherrn des Königsgeschlechts gemeinsam verehrte.

Dadurch dass in Troja für den Unterbau der Mauer (der an der Südseite 7½ m. hoch ist) kleinere Steine verwendet sind als in Griechenland und dass sich in Troja die Ziegelmauer erhalten hat, während sie in Griechenland bis auf wenige Reste geschwunden ist, ist der Schein entstanden, als sei die Construction eine verschiedene. Das richtige Verhältniss hat Dörpfeld erkannt. Dass auch das Pelargikon, die alte

[1]) In Tiryns und Mykene liegt noch ein Vorraum dazwischen.

Burgmauer von Athen, in ihrem oberen Theil aus Ziegeln bestand, geht daraus hervor, dass den pelasgischen Baumeistern die Erfindung der Ziegel zugeschrieben wird (Plin. VII, 194, vgl. Pausan. I, 28, 3), und wird durch die Ueberreste bestätigt. — Die Steinblöcke der Mauern von Tiryns haben offenbar schon zur Zeit des Schiffscatalogs Staunen erregt: Il. B 559 Τίρυνθα τειχιόεσσαν. Die Sage, dass sie für König Proitos von Kyklopen erbaut seien, die später auch auf andere ähnliche Bauten übertragen ist (den Pelasgernamen haben erst die Neueren mit dem alten Baustil in Verbindung gebracht), betrachtet die Ruinen als Werke gewaltiger Riesen der Vorzeit. Dass man dabei auch an den κύκλος des Mauerrings gedacht hat, ist möglich. — Diejenigen Theile der Mauer von Mykene, welche in reinem Polygonalstil mit scharfen Fugen erbaut sind, gehören offenbar einer weit späteren Restauration an und haben mit der »mykenischen« Epoche nichts zu thun. — Die früher (z. B. bei Steffen, Karten von Mykenai) verkannte Bedeutung der Galerien von Tiryns ist durch Dörpfeld's Untersuchungen (in Schliemann's Tiryns 357 ff.) klargelegt. — Von den Ruinen Troja's hat Schliemann bei seinen älteren Ausgrabungen einen grossen Theil zerstört (vgl. Trojan. Alterth. S. 309); was vom Palast erhalten geblieben ist, ist nach Dörpfeld's Angaben in »Troja« S. 82 ff. und »Tiryns« S. 254 beschrieben. Dadurch sind die älteren Publicationen antiquirt; was Schliemann früher den »Palast des Priamos« nannte, ist jetzt als werthlose Hausruine aus späterer Zeit erkannt. — Die Meinung, die Ziegelmauern seien in situ gebrannt worden (Troja S. 83), hat Dörpfeld später (Tiryns S. 293) zurückgenommen. Neuerdings hat Flegel eine mykenische Burg mit Palast auf der Insel Kalymnos gefunden: Allg. Z. 1892, Beil. 213.

102. Neben den Burgen stehen die Gräber. Zum Theil sind sie, wie in der trojanischen Epoche (§. 77), einfache Schachtgräber. So die durch ihren kostbaren Leichenschmuck berühmten sechs Gräber auf der Burg von Mykene, die von einem heiligen Ring aus Steinplatten umschlossen sind — eine Anlage, die offenbar mit den Cromlechs, den Steinringen der prähistorischen Gräber (§. 35), nahe verwandt ist. Die Gräber sind mit Steinplatten gedeckt, darüber stehen Leichensteine und ein Altar für den Todtencult (§. 118). Diese Gräber sind älter als das Löwenthor und die zugehörige Mauer. In anderen Fällen hat man in die Felswände Grabkammern ausgehauen, zu denen, wenn die Anlage grössere Dimensionen hat, durch die ansteigende Felswand ein Gang führt. Wenn das Grab nicht mehr benutzt wird, wird der Eingang

vermauert. Daraus ist die Gestalt des Königsgrabes erwachsen, welche für die mykenische Epoche typisch ist, das Kuppelgrab. In einer grossen Höhlung in der Bergwand wird ein gewaltiger Rundbau aufgeführt. Seine Wände bestehen aus concentrischen Steinringen, von stetig abnehmendem Durchmesser, so dass sich der Bau nach oben bienenkorbartig wölbt und endlich durch einen Schlussstein gedeckt werden kann: durch den auf ihnen lastenden Druck halten die Massen zusammen. Der ganze Bau wird mit Erde überschüttet. Dieser grosse Kuppelraum dient dem Todtencult; an ihn schliesst sich die viereckige Grabkammer an. Den Eingang bildet auch hier ein Gang mit verschliessbarer Thür, die in einzelnen Fällen mit reichen architektonischen Sculpturen geschmückt ist. Die Wände des Kuppelbaues waren mit Bronzeschmuck decorirt, in Orchomenos zeigt die Grabkammer ein kostbares Deckenmuster. Alle diese Bauten, wie überhaupt die meisten Gräber der mykenischen Epoche, sind Familiengräber und oft offenbar Generationen hindurch benutzt. Die Kuppelgräber finden sich im ganzen östlichen Griechenland, sieben in Mykene, je eines am Heraeon von Argos, bei Amyklae, in Attika (bei Menidi. dem alten Acharnae), in Orchomenos und bei Pagasae in Thessalien. In Kleinasien dagegen hat sich kein einziges gefunden. Am gewaltigsten ist das als »Schatzhaus des Atreus« bekannte mykenische Grab, das durch die Grossartigkeit seiner Dimensionen und die Präcision seiner Ausführung, durch die Sicherheit, mit der die gewaltigen Steinblöcke zusammengefügt sind, lebhaft an die Pyramiden Aegyptens erinnert und zu den wirkungsvollsten Bauten auf griechischem Boden gehört. Vermuthlich ist es auch eins der ältesten, wenn nicht das älteste dieser Gräber; wie beim Bau der Pyramiden waren auch hier die späteren Generationen nicht mehr im Stande, ihr Vorbild zu erreichen. Schon das zierliche Kuppelgrab am Löwenthor von Mykene zeigt weit kleinere Dimensionen, und die übrigen Gräber von Mykene, wie die von Attika und Pagasae, sind viel roher und dürftiger in der Ausführung; an die Stelle der regelrecht behauenen Quadern treten hier unregelmässige

Bruchsteine — wie man bei den Pyramiden, als die Kräfte nicht mehr ausreichten, um sie aus Steinen zu bauen, zu Ziegeln seine Zuflucht nahm. Dem »Schatzhaus des Atreus« am nächsten steht das Kuppelgrab von Orchomenos.

Die Alten hielten die Kuppelgräber, zu denen der Eingang wohl zum Theil niemals verschüttet worden ist, für Schatzkammern: Pausan. II, 16, 6 von Mykene: Ἀτρέως καὶ τῶν παίδων ὑπόγαια οἰκοδομήματα, ἔνθα οἱ θησαυροί σφισι τῶν χρημάτων ἦσαν; IX, 36, 4. 38, 2 Schatzhaus des Minyas in Orchomenos; IX, 37, 5 Schatzhaus des Hyrieus [auf das die Geschichte vom Schatz des Rhampsinit wohl schon in der Telegonie übertragen ist: Wilamowitz, homer. Unters. 186]. — Vgl. Belger, Beiträge zur Kenntniss der griech. Kuppelgräber, Progr. Berlin 1887, Nr. 56.

103. Im einzelnen zeigt die Architektur noch eine sehr beschränkte Technik. Eben dadurch ist sie gezwungen, Anstrengungen zu machen, welche eine fortgeschrittene Zeit entbehren kann. Die Mauern der Städte und der Kuppelgräber beweisen, dass sie die ihr zu Gebote stehenden Mittel mit Sicherheit beherrscht. Besonderes Staunen haben mit Recht die wahrhaft ungeheuren Steinplatten hervorgerufen, mit denen die Thore der Kuppelgräber und der mykenischen Burgmauer überdeckt sind. Um sie zu entlasten, ist über ihnen ein dreieckiger Raum ausgespart — dieselbe Vorsicht ist in der Grabkammer der Cheopspyramide beobachtet. Den Gewölbebau kennt die mykenische Zeit so wenig wie eine andere primitive Architektur; sie hilft sich mit Ueberkragungen. Die Wände der Paläste und Häuser sind auf einem Unterbau von Bruchsteinen aus Luftziegeln und eingelassenen Längsbalken aufgeführt; als Bindemittel dient ein Lehmmörtel. In Troja sind Fussboden und Wände mit Lehm überzogen, in den griechischen Palästen tritt ein Kalkbewurf an dessen Stelle, der zugleich die Bemalung der Wände ermöglicht. Auch mit sculpirten Alabasterplatten werden die Wände verkleidet. Der Fussboden ist mosaikartig mit kleinen Steinchen ausgelegt. Das Dach wird in den grösseren Räumen von Holzsäulen mit steinernen Basen getragen. Von der Construction des Deckengebälkes gibt die Säule des Löwenthors in Mykene ein klares Bild. Die Thürschwellen sind durch grosse Stein-

platten gebildet; in Mykene hat sich auch noch ein grosser bronzener Thürzapfen an Ort und Stelle gefunden. Die Thürpfosten und ebenso die freistehenden Ecken der Wände sind mit Holzbalken verkleidet, die auf steinernen Fundamenten ruhen. Die Wasserabflüsse werden durch thönerne Rinnen gebildet. Diese ganze Bauweise scheint auf einheimischer Entwickelung zu beruhen[1]). Die orientalischen Königsschlösser sind von der Aussenwelt vollständig abgeschlossen, wie ein moderner Sultanspalast, ihre Gemächer gruppiren sich um innere Höfe. Der mykenische Palast dagegen öffnet sich der Aussenwelt, er ist dem Zusammenleben des Herrschers mit den Häuptern seines Volkes bestimmt und aus dem Bauernhof erwachsen. Ebenso spontan hat sich die Form des Kuppelgrabes entwickelt. Nur um so augenfälliger wird dem gegenüber die Abhängigkeit vom Orient in der Decoration, die wir später kennen lernen werden.

104. Um so wichtiger ist es, dass die Form dieser Bauten sich weit über den engen Kreis des östlichen Griechenlands hinaus verbreitet hat. Die mykenische Burganlage mit dem Palast tritt uns in einfacherer und älterer Gestalt in Troja entgegen. Möglich, aber keineswegs unzweifelhaft, ist es daher, dass sie in Kleinasien entstanden und von hier nach Griechenland gekommen ist. Mit Sicherheit aber ergibt sich auch hier wieder das Bestehen eines regen Verkehrs, der beide Küsten des aegaeischen Meeres umfasst. Offenbar zogen die Baumeister von Hof zu Hof und bauten dem Herrscher der Skamanderebene ihre Burgen so gut wie denen am Kopaissee und am Inachos. Die Form des Kuppelgrabes ist in Griechenland entstanden und nach Kleinasien nicht hinübergedrungen — hier vertritt der Grabhügel (§. 78) ihre Stelle. Dagegen finden sich Kuppelgräber vereinzelt auf Sicilien bei Syrakus und in Etrurien, endlich im Westen der pyrenaeischen Halbinsel bei Palmetta in der Nähe von Lissabon — nur sind die Gewölbe hier nicht gemauert, sondern aus dem Felsen gehauen. Auch

---

[1]) [Neuerdings hat Th. Friedrich, die Holztektonik Vorderasiens im Alterthum und der Hekal mat Ḫatti, 1891, den phoenikischen Ursprung des mykenischen und homerischen Palastes zu erweisen gesucht.]

die gewaltigen Steingräber Sardiniens und der Balearen, die Nuraghen und Talayots, erinnern lebhaft an die griechischen Kuppelgräber, wenn hier auch der unterirdische Bau aufgegeben und an seine Stelle ein runder, die Grabkammern und Gänge umschliessender Thurm getreten ist. Es ist schwer zu entscheiden, wie weit in diesen Fällen analoge Entwickelung, wie weit Uebertragung anzunehmen ist. In letzterem Falle könnten die Vermittler nur die Phoeniker gewesen sein. Dass in der That auf Sardinien ein starker Einfluss der mykenischen Cultur auch sonst wahrnehmbar ist, werden wir später noch sehen (§. 134).

Kuppelgrab von Matrensa bei Syrakus, mit einheimischen und mykenischen Vasen: Annali dell' Inst. 1877, 56, vgl. FLMV. 47. HELBIG, homer. Epos 90. Es ist zweifellos älter als die griechische Colonisation. Ein Kuppelgrab bei Florenz: Bullet. dell' Inst. 1885, 193. — Ueber die Nuraghen s. ausser dem ausführlichen Werk LA MARMORA's Voyage en Sardaigne die besonnene Untersuchung von PAIS, La Sardegna prima del dominio romano (Ac. dei Lincei, scienze morali VII 1881) und die Zusammenstellung bei PERROT et CHIPIEZ, hist. de l'art IV. Wenn auch ihre Deutung als Gräber manche Probleme ungelöst lässt, so haben mich doch PAIS' Ausführungen nicht überzeugen können, dass sie theilweise Festungen seien. Allerdings ist ohne Autopsie kaum sicher zu urtheilen. Dass die älteren und einfacheren Nuraghen Gräber seien, gibt auch PAIS zu. Die Analogie mit den griechischen Bauten wird schon in der einzigen Erwähnung im Alterthum bemerkt, [Arist.] mirab. ausc. 100 (aus Timaeos) ἐν τῇ Σαρδοῖ τῇ νήσῳ κατασκευάσματά φασιν εἶναι εἰς τὸν Ἑλληνικὸν τρόπον διακείμενα τὸν ἀρχαῖον ἄλλα τε πολλὰ καὶ καλὰ καὶ θόλους περισσοῖς τοῖς ῥυθμοῖς κατεξεσμένους, die auf Iolaos zurückgeführt werden (wie Diod. IV, 30). — Gleichartig sind die Talayots auf den Balearen und die Sesi auf Pantellaria (Cossura); Analogien aus Unteritalien bei PERROT et CHIPIEZ. — Kuppelgräber von Palmella bei Lissabon: CARTAILHAC, ages préhistoriques de l'Espagne et du Portugal S. 116 ff. — Wenn ähnliche Casematten wie in Tiryns auch in den Festungsmauern der phoenikischen Städte Nordafrikas vorkommen (Tiryns S. 372 f.), so liegt vielleicht auch hier Entlehnung seitens der Phoeniker vor.

Staatliche und militärische Verhältnisse.

105. Die Monumente der mykenischen Epoche setzen eine tiefgreifende Umgestaltung der politischen und socialen Ver-

hältnisse voraus. Während auf der Westseite der Halbinsel noch primitive halbsesshafte Zustände herrschen, hat sich im Osten eine feste staatliche Ordnung und vor allem eine mächtige Königsgewalt entwickelt. Aus den Stammeshäuptlingen sind Könige (ϝάνακτες) geworden, die mit den Herrschern von Sidon und Tyros in Verbindung stehen und Wunsch und Mittel haben, es ihnen nachzuthun. Deutlich lehren die grossen Bauten mit ihren gewaltigen, lediglich durch Menschenkraft gebrochenen, fortgeschleppten und aufgethürmten Steinblöcken, dass ihnen die Masse des Volks (λαοί, im Gegensatz zum späteren δῆμος), sei es als Leibeigene, sei es als frohnpflichtige Bauern, vollständig unterthan war, dass sie ihre Kräfte in ähnlicher Weise anspannen und auf einen Zweck concentriren konnten, wie die Pharaonen im Nilthal. Das mykenische Königsthum hat die ältere Staatsform durchbrochen. Hierdurch vor allem unterscheidet sich diese Epoche von der vorhergehenden wie von der folgenden; daher ist die Erinnerung daran in den ganz veränderten Verhältnissen der Folgezeit lebendig geblieben. Deutlich aber zeigt sich, dass die Schilderungen der homerischen Epen von den Zuständen der mykenischen Zeit ungefähr eben so weit abstehen, wie der Ritterstaat des Nibelungenliedes von dem germanischen Staat der Völkerwanderung oder dem vielleicht noch richtiger zu vergleichenden Reich Karls des Grossen. Die folgende Zeit hat denn auch nichts ähnliches schaffen können; erst die grossen Tempelbauten des sechsten und fünften Jahrhunderts lassen sich wieder auch materiell den mykenischen Bauten vergleichen.

106. Die Stärkung der Königsgewalt geht Hand in Hand mit dem Uebergang zu voller Sesshaftigkeit, der Entstehung städtischer Ansiedlungen, der Entwickelung des Handwerks, vor allem der Schmiede (richtiger Erzgiesser [χαλκεῖς]; vergl. §. 70) und der Töpfer. Die Ausgrabungen zeigen, dass sich namentlich in den argivischen Städten eine reiche Industrie entwickelt hat, die nicht nur für den sehr beträchtlichen eigenen Bedarf, sondern auch für den Export arbeitete. Denn mit Recht ist aus der fast völligen Identität der in Argos, Rhodos,

Kreta, Cypern, Mittelgriechenland gefundenen mykenischen Thonwaare gefolgert worden, dass sie der Hauptsache nach aus einem einheitlichen Centrum stammt; und das können nur die Städte von Argos gewesen sein. Auch einen Stand von Schiffern und Kaufleuten muss es hier und in den anderen Hauptstädten gegeben haben. Die veränderte Lebensweise muss eine Zersetzung oder wenigstens eine tiefgreifende Umgestaltung der alten Gliederung des Volkes zur Folge gehabt haben. Die alten Verbände wurden zwar nicht aufgehoben, aber in locale Genossenschaften umgewandelt. Deutlich tritt uns ein derartiger Zustand in Mykene entgegen, der einzigen Stadt, über die wir genauer unterrichtet sind (Tzuntas Ἐφ. 1888). Mykene bildete keine einheitliche Stadtgemeinde, sondern bestand aus einem Complex von Ortschaften, die sich an die Königsburg anschlossen und nur theilweise innerhalb des städtischen Mauerrings lagen. Unmittelbar neben einer jeden dieser dorfartigen Gemeinden liegt ihre Grabstätte; in der Regel gruppiren sich die Gräber um ein Kuppelgrab, in dem vermuthlich entweder die Geschlechtshäupter [1]) oder ein aus der Ortschaft hervorgegangenes Königsgeschlecht bestattet ist. Während ein grosser Theil des Volks vermuthlich in Unfreiheit hinabgesunken ist, hat sich dem gegenüber wohl zweifellos ein Adel gebildet, der den Kern des Heeres bildet und dem ein grosser Theil des Grundbesitzes gehört. Vermuthlich werden die Könige ihre Krieger, um sie wehrfähig zu erhalten und materiell unabhängig zu stellen, mit grossen Grundstücken und zahlreichen Hörigen ausgestattet haben. Eine scharfe erbliche Abgrenzung des Adels gegen den gemeinen Mann, wie sie uns in der folgenden Epoche entgegentritt, ist allerdings für die mykenische Zeit wohl noch nicht anzunehmen: die höchsten Ehren und der Eintritt in den Adel wird jedem tapferen und vom Glück begünstigten Mann durch seine Thaten und durch die Gunst des Königs möglich gewesen sein.

---

[1]) Auch andere Kuppelgräber, wie das von Menidi, sind vielleicht Familiengräber eines Adelsgeschlechts.

107. Eine genauere Erkenntniss der staatlichen und rechtlichen Zustände der mykenischen Zeit ist uns versagt. Ob der König an die Beistimmung des Adels oder aller freien Leute gebunden war, wie weit es eine eigentliche königliche Verwaltung und königliche Beamte gab, in welcher Weise der König die Rechtsprechung übte, ob und wie weit sich die Rechtssätze der ältesten Zeit geändert hatten, auf alle diese Fragen ist eine Antwort unmöglich. Die stärkste Stütze der Könige wird eine von ihnen angeworbene und stets kampfbereite Leibwache gebildet haben, durch die sie alle Gegenströmungen bewältigen konnten. Vielleicht unterstand dem König unmittelbar nur sein Geschlechtsbesitz und königliche Domänen; aus diesen und aus den ihm herkömmlich dargebrachten Geschenken, vielleicht auch aus dem Handel, bezog er seine Einkünfte. Doch legen die grossartige Anlage des mykenischen Strassennetzes (§. 120) und die freilich nicht durchgeführten Versuche, den Kopaissee abzuleiten (§. 125), für die Einheitlichkeit und Ausdehnung der Amtsgewalt ein beredtes Zeugniss ab; in der folgenden Epoche wären derartige Unternehmungen kaum denkbar. Ueberhaupt werden wir, durch Homer verführt, immer eher geneigt sein, uns von der Königsmacht der ältesten Zeit eine zu niedrige als eine zu hohe Vorstellung zu machen. Je nach den localen Bedingungen und der Individualität der Herrscher werden die Zustände sehr verschiedene gewesen sein. Vor allem aber ist immer der scharfe Gegensatz zwischen dem östlichen Griechenland und der von der neuen Cultur nicht berührten Westseite der Halbinsel zu beachten. Zeitweilig mögen die Bauern und Hirten des Westens und der Gebirge von den Culturstaaten in Schranken gehalten, ja ihnen unterthänig gewesen sein; aber oft genug, namentlich in Zeiten innerer Wirren, werden sich die Bewohner der Ebene ihrer Angriffe haben erwehren müssen.

108. In der Kampfweise der mykenischen Zeit sind in sehr interessanter Weise einheimische mit orientalischen Elementen verbunden. Wie im Orient seit der Hyksoszeit (I, 211) steht jetzt auch in Griechenland neben den Massen des Fuss-

volks die Schaar der Streitwagen, auf denen die vornehmsten und tapfersten Krieger allen voran in den Kampf stürmen und die Massen der Feinde brechen. Durch den Streitwagen wird zwischen dem Adligen und dem gemeinen Mann eine breite Kluft geschaffen, auf der die Machtstellung des Adels wesentlich beruht. Noch in den homerischen Schlachtschilderungen stürmt der Held regelmässig zu Wagen gegen die Feinde, wenn auch in der Wirklichkeit damals vielleicht schon die Reiterei an seine Stelle getreten war. Aber das Rossegespann blieb der kostbarste Besitz des vornehmen Mannes; in dem Wagenkampf der Festspiele und der Ehrenstellung, die er hier einnimmt, hat sich die alte Weise bis in die spätesten Zeiten erhalten. Die Form des Streitwagens ist genau wie im Orient ein zweirädriger Karren, auf dem der Krieger mit seinem Wagenlenker steht. Dadurch dass, anders als in Aegypten, das Pferd den Griechen seit der indogermanischen Urzeit bekannt war, und dass die Bodenbeschaffenheit des Landes für die Wagenfahrt durchaus ungeeignet ist, wird die Entlehnung nur um so deutlicher. Die Kampfweise ist wohl über Kleinasien nach Griechenland gekommen. Um die Heere der Wagenkämpfer durch die Gebirge führen zu können, ist das mykenische Strassennetz angelegt, nicht etwa für den Transport der Waaren — denn dieser erfolgt durchweg auf dem Rücken von Menschen oder Thieren und bedarf der Kunststrassen nicht.

Krieger zu Wagen auf den mykenischen Gemmen Schliemann, Myk. S. 259, Ἐφ. 1889, Taf. 10, 1, auf den Grabstelen Myk. S. 58. 91. 97, auf den Vasen von Tiryns Schliemann, Tir. Taf. 14. 15 und von Cypern FLMV. S. 27 ff.

109. Die ältesten Waffen sind Keule und Bogen. Bei den Gebirgsstämmen nimmt auch in Griechenland der Bogenschütze die Ehrenstellung ein, die er im Orient immer bewahrt hat. Von den Lokrern heisst es in der Ilias (N 712), dass sie mit Pfeil und Bogen kämpfen und daher keine Helme und Schilde haben. Der nie irrende Pfeil, der gewaltige Bogen sind die Waffen der furchtbarsten Krieger der Sage, des Herakles, des Eurytos, des Philoktetes, des Odysseus, der Götter Apollon und

Artemis. Auch die Wagenkämpfer brauchen — nicht bei Homer, aber auf den Darstellungen der mykenischen Zeit — den Bogen auf der Jagd und beim Angriff, wie die Pharaonen und die Assyrerkönige. Für den Nahkampf dient die Streitaxt, ursprünglich aus hartem Stein, jetzt aus Bronze gegossen. Diese primitive Kampfweise ist, nach den Funden zu schliessen, in Troja noch durchaus die herrschende gewesen. In den griechischen Culturstaaten dagegen macht sie einer fortgeschrittenen Technik Platz, die zunächst auf dem Gebrauche der Lanze beruht. Die Lanze fordert den Schutz des Körpers durch einen grossen Schild; für das Fussvolk setzt sie einen festeren Zusammenschluss der Mannschaften, ein einheitliches Operiren voraus. Auch im Orient hat sich diese Kampfweise entwickelt. Das Fussvolk der Pharaonen des neuen Reichs, die aegyptischen Legionen, die combinirt mit den Wagenkämpfern Syrien eroberten, sind mit Speeren und Schilden bewaffnet, das Fussvolk der Cheta ist in tiefen, enggeschlossenen Schlachthaufen nach Art der makedonischen Phalanx formirt. In der mykenischen Zeit ist diese Kampfweise die herrschende geworden; in gleichmässigem Tritt, mit geschulterter Lanze, die weit länger und daher beim geschlossenen Angriff wuchtiger ist als die orientalische, sehen wir auf den Vasen die Krieger in den Kampf ausziehen. Gelegentlich, so in der Darstellung einer Löwenjagd auf einem mykenischen Dolch, steht zwischen den Lanzenkämpfern ein Bogenschütze, der sich hinter dem Schild eines Gefährten deckt, wie Teukros in der Ilias. Kommt es zum Handgemenge und sind die Lanzen verbraucht, so ficht der aegyptische Krieger mit kurzen Sichelmessern oder Dolchen, gelegentlich auch mit der Streitaxt. Der Grieche dagegen hat sich an Stelle der Streitaxt eine weit wirksamere Waffe geschaffen, das Schwert. Das mykenische Schlachtschwert ist zweischneidig, lang und spitz, mit kurzem festen Griff, zum Schlagen wie zum Stechen gleich geeignet; es scheint aus der Lanzenspitze erwachsen. Wir finden es regelmässig beim Wagenkämpfer, zum Theil auch beim Fussvolk. Seine Bedeutung besteht darin, dass es im Nahkampf jeder anderen

Waffe überlegen ist, dass es aber auch von dem einzelnen Krieger weit grössere Ausbildung und weit mehr persönlichen Muth fordert als die Lanze oder der Bogen. Zugleich wird dadurch eine weitere Ausbildung der Schutzwaffen nöthig, vor allem ein Helm zur Deckung des Kopfes, womöglich aber eine Wappnung des ganzen Körpers. Diese Entwickelung ist in der mykenischen Zeit in vollem Fluss. Einen Helm, zum Theil von sehr phantastischen Formen, tragen die Krieger regelmässig. Die Kriegerdarstellungen auf Vasen zeigen Arm- und Beinschienen, wahrscheinlich von Leder; auch Panzerhemden scheinen schon vorzukommen. Damit hängt auch die mehrfache Umwandlung der Schildform zusammen. Ein Theil der Denkmäler zeigt grosse viereckige Schilde, die den aegyptischen ähnlich sind, oder häufiger noch grosse Rundschilde, die, um den Armen beim Kampf freie Bewegung zu geben, an den Seiten eingekerbt und gewissermassen aus zwei Rundschilden zusammengesetzt sind — ähnliche, nur weit kleinere Schilde finden sich bei den Chetitern. Auf den Kriegervasen endlich sind sie viel kleiner geworden, und einzelne Darstellungen zeigen bereits einen einfachen, leichtbeweglichen Rundschild, der für den Schwertkampf am besten geeignet ist. So ist die militärische Ueberlegenheit des Griechen über den Orientalen schon in der mykenischen Zeit begründet; sie ist, wie wir sehen werden, auch damals schon zum Ausdruck gekommen.

Dass Herakles als Bogenschütze für die spätere Sagengestaltung eine Antiquität ist, die das Epos nicht mehr ändern konnte, hebt Wilamowitz, Herakles I, 290. 313, mit Recht hervor. — Streitäxte sind in Troja sehr häufig, in Mykene und Tiryns sehr selten; dagegen fehlen in Troja die Schwerter völlig. — Kampfscenen auf den Gemmen bei Schliemann, Mykene S. 202. 233. 259. FLMV. Taf. E Nr. 27—30, vgl. 36. Löwenkampf auf der Dolchklinge Ἀθήναιον X, Nr. A 1. Am wichtigsten ist die jetzt auf einem Silbergefäss des vierten Schachtgrabes gefundene Belagerungsscene (Ἐφ. ἀρχ. 1891, Taf. II), die lebhaft an ähnliche aegyptische Darstellungen erinnert. Hier kämpfen Bogenschützen, Schleuderer und Lanzenkämpfer durcheinander. Letztere tragen grosse, den ganzen Körper deckende Schilde, aber weder Helm noch Schwert. Diese Darstellung gehört dem Fundorte nach der älteren Periode der mykenischen Geschichte

an. Kriegervase: FLMV. Taf. 42. 43. Text S. 68 ff. Schwerter auch auf der Grabstele Mykene S. 91. Viele Exemplare sind erhalten. Besonders zahlreich sind die Bronzeschwerter auf Cypern: hier lässt sich die vollständige Entwickelungsreihe bis zu den primitivsten Formen herstellen. — Köpfe mit Helm aus Sparta BCH. II Taf. 17, gleich dem aus Mykene Ἐφ. ἀρχ. 1888, Taf. 8, 12; ebendas. Taf. 7 und auf der Porcellanscherbe bei SCHUCHHARDT, Schliemann's Ausgrabungen S. 237. — Ein geflochtenes Panzerhemd z. B. SCHLIEMANN, Tiryns Taf. 17b. Rundschilde: FLMV. Taf. 41, 427. SCHLIEMANN, Tiryns Taf. 14. — Die Abweichungen in der Gestalt der Waffen beruhen zum Theil vielleicht auf localen und nationalen, zum Theil aber auch auf zeitlichen Unterschieden; vgl. §. 134 Anm. Auch haben natürlich verschiedene Kriegergattungen neben einander gestanden.

Kunst.

110. Das Eindringen des Kupfers und der Edelmetalle und die Ausbildung einer Metalltechnik hat zugleich eine Umgestaltung des gesammten Handwerks und der künstlerischen Formen herbeigeführt. In Troja steht diese Entwickelung erst in den ersten Anfängen, trotz der Königsburg und mancher aus dem Orient (§. 88) wie aus Griechenland importirter Waaren und Kunstformen herrscht hier wie auf den Inseln nach wie vor die alte primitive Cultur. In Griechenland ist dieselbe vollständig überwunden. Neben dem Metallguss besitzt man die Kunst des Drähteziehens, des Löthens und auch des Hämmerns. Trinkbecher, Schüsseln, Krüge, Kochgeschirr werden aus Gold, Silber und Kupfer verfertigt. Dünnes Goldblech wird gepresst und geschnitten und in reichster Fülle zum Schmuck verwandt, zu Diademen, Armbändern, Ohrringen, Gehängen, Haarnadeln, zur Verkleidung von Knöpfen, Kästen, Waffen, Gürteln. Einzelne Errungenschaften der Metalltechnik hat man vielleicht von den Orientalen gelernt; aber daraus erwächst ein Decorationsstil, der für die mykenische Kunst charakteristisch und dem Orient vollkommen fremd ist. Knöpfe und Buckel, concentrische Kreise, in mannigfacher Weise verschlungen, und aufgewickelte Spiralen, die aus dem langgezogenen Metalldraht entwickelt sind, bilden die Grundelemente seiner Formensprache. Daneben

verwerthet man in reichster Fülle Nachbildungen von Blättern, Knospen, Rosetten, Schmetterlingen und — ein für die mykenische Cultur und die Verhältnisse, aus denen sie hervorgegangen ist, besonders charakteristisches Element — Tintenfischen, deren Arme spiralisch aufgerollt werden.

Im allgemeinen vgl. MILCHHOEFER, Anfänge der griech. Kunst 1883. Allerdings hat er sehr zum Nachtheil der Untersuchung wie so viele andere die archäologischen Fragen mit ethnographischen vermengt; von einem ererbten griechischen Formenschatz und nun gar von »arischer« (d. h. indogermanischer) Kunst sollte man nicht reden. Ist doch jeder Kunststil ein Product historischer Entwickelung. Im übrigen hat MILCHHOEFER die orientalischen Einflüsse weitaus unterschätzt, dagegen Kleinasien eine Bedeutung zugeschrieben, die es nie gehabt hat. — Meine Darstellung der vorderasiatischen Kunst I, 199 ff. ist vielfach zu berichtigen. Die Behauptung I, 204, die meisten im Bereiche der mykenischen Cultur und in Troja gefundenen Metallarbeiten seien phoenikisch, ist falsch. Wohl aber gehören die kleineren Goldfunde von Troja (SCHLIEMANN, Ilios 541 ff.) der mykenischen Cultur an, sind also importirt. Den »Schatz des Priamos« (ib. 505 ff.) hält man für einheimische Arbeit, ob durchweg mit Recht, ist mir zweifelhaft.

111. Dieser Metallstil wird auf alle anderen Erzeugnisse der Kunstthätigkeit übertragen. Die Grabstelen von Mykene sind mit Spiralen geschmückt, in der Decoration der Wände sind die einheimischen Motive mit orientalischen gemischt, die Holzsäulen waren, wie ihre Nachbildung am Atreusgrab lehrt, mit reichen linearen und spiralischen Ornamenten ausgelegt und gingen oben in einen Blätterkelch aus. Auch mit einem Blüthenkapitell, dessen Nachbildung kleine Schmuckgegenstände zeigen [1]), scheint man die Säulen geziert zu haben, und auch die Cannelirung der Schäfte ist der mykenischen Zeit nicht fremd [2]). Vor allem aber ist die Töpferarbeit durchaus vom Metallstil abhängig und entlehnt ihm Form und Decoration: der Thonbecher und der Thonkrug sind nichts als ein nothdürftiger Ersatz des Bechers oder der Kanne von Silber oder Gold. So verschwinden die rohen Formen der trojanischen

[1]) Menidi Taf. 6, Nr. 11. 17—19. Spata BCH. II Taf. 15, 3—5 u. a. Sind das nicht die Vorstufen des aeolischen Kapitells?

[2]) Ἐφ. 1888, Taf. 8. 8.

Epoche aus Griechenland. Dagegen gelangt die Bemalung der Vasen, die uns zuerst auf Thera entgegentrat (§. 78), während sie dem Orient ursprünglich gänzlich fremd ist, zu voller Blüthe. Nachbildungen von Teppich- und Flechtmustern, wie sie in der folgenden Epoche im sogenannten »geometrischen« Stil zur Herrschaft kommen, finden sich in dieser Zeit nur vereinzelt. Dagegen begegnen uns alle linearen, pflanzlichen, thierischen Gebilde des Metallstils in reichster Fülle. Zahlreiche neue Typen kommen hinzu: gewundene Wasserschnecken, Gänse, Kühe, Pferde, schliesslich Wagenkämpfer und Reihen gewaffneter Krieger, die zum Kampf ausrücken. Freilich versagt hier die Technik des Zeichnens vollständig; erst die jüngsten Darstellungen dieser Art haben sich über das allerroheste Stadium erhoben. Dasselbe gilt von den wahrscheinlich religiösen Zwecken dienenden Versuchen, Thiere und Menschen in Thon zu bilden; sie unterscheiden sich von den trojanischen und Inselfiguren eigentlich nur dadurch, dass sie bemalt sind.

Halbsäule vom Schatzhaus des Atreus: Puchstein, das ionische Capitell S. 50; vgl. MAI. XVI, 254 und die Stelen Ἐφ. ἀρχ. 1888, S. 127. — Ueber die Vasen s. Furtwängler und Löschcke §. 81; dass sie Nachahmungen der Metallarbeiten sind, hat vor allem Newton betont. Auf die Unterschiede der verschiedenen Stile der myk. Vasenmalerei kann hier nicht eingegangen werden. — Meine Angaben I, 203 sind durchaus falsch und werfen verschiedene Stile durcheinander. Die Ansicht, die geometrische Decoration sei phoenikischen Ursprungs, ist unhaltbar.

112. Dieser einheimischen Entwickelung gegenüber stehen die aus dem Orient gekommenen Elemente. Hierher gehören die Arbeiten in Elfenbein und Glasfluss, die Verkleidung der Palastwände mit Alabasterplatten, deren Sculpturen — ein aus Rosetten und Halbkreisen gebildeter Fries — mit blauem Glasfluss, dem »unechten Blaustein« der Aegypter, ausgelegt sind, die Verzierung der Dolchklingen mit eingelegter Arbeit in verschiedenfarbigem Gold, vielleicht auch die Ausschmückung der Gräber und wohl auch der Wohnhäuser mit bronzenen Rosetten. In all diesen Fällen ist die Technik und zum Theil auch das Material von den Phoenikern nach Griechenland ge-

bracht. Auf einer der Dolchklingen ist eine mit Papyrusstauden bewachsene Flusslandschaft dargestellt, in der Panther auf Wasservögel Jagd machen. Der Dolch ist nicht importirt, sondern in Mykene angefertigt, aber die Darstellung spielt im Delta und kehrt auf einer Klinge aus dem Grabe der Königin A'aḥḥotep (I, 213) und auf phoenikischen Trinkschalen wieder. Ebenso tummeln sich auf den Goldbechern von Amyklae die Stiere zwischen Palmen. Daran schliessen sich zahlreiche Typen des orientalischen Mischstils, vor allem der Sphinx, weiblich und mit Flügeln und reichem Halsschmuck, aber ohne Brüste (I, 200), und der Greif in mannigfachen Variationen, ferner menschliche Figuren in reichem orientalischen Costüm (namentlich in Elfenbein) und die in der orientalischen Kunst so beliebten Löwenkämpfe und Jagdscenen. Dagegen fehlt noch der später von den Phoenikern so viel verwerthete und auch von den Griechen in den Gorgokopf umgewandelte Besatypus. Das ist ein werthvolles chronologisches Indicium; denn dieser ist erst durch die Expedition der Ḥa'tschepsut nach Punt um 1500 v. Chr. aus Südarabien in Aegypten eingeführt (I, 218), kann also von den Phoenikern nicht vor dem fünfzehnten Jahrhundert adoptirt worden sein.

Religiöse Einflüsse der phoenikischen Kunst §. 117. Eingelegte mykenische Schwerter und Dolche: Kumanudis, Ἀθήναιον IX. X, Köhler, MAI. VII, Perrot, BCH. X. Die Bronzefiguren Tiryns S. 187 und Ἐφ. 1891, Taf. II tragen den aegyptischen Königshelm, wie so zahlreiche kyprische Statuen. Gehören auch die Helme der Figuren BCH. II, Taf. 18, 2 (Spata) und Ἐφ. 1888, Taf. 8, 12 (Mykene) hierher?

113. Neben diesen phoenikischen stehen die vermuthlich über Kleinasien vermittelten Typen der chetitischen Kunst. Ueber dem Eingang der Burg von Mykene sind auf einer grossen Steinplatte zwei zu beiden Seiten einer Säule wappenartig aufspringende Löwen dargestellt, wie über phrygischen Gräbern und auf einer Gemme von Ialysos; auch nach Italien hat sich der Typus verbreitet. Ein Wandgemälde von Mykene zeigt eselsköpfige Dämonen, die eine Stange tragen, an der vielleicht Jagdbeute hing; dieselben Dämonen finden sich im Palast von Sendjerli, ganz ähnliche mit Ochsenköpfen auf dem

Relief von Iflatûn und in Boghazkiöi[1]. Ein anderes Gemälde zeigt zwei Frauen mit faltenartig aufgeschürztem Rock, wie auf den chetitischen Gemmen, in Verehrung vor einem seltsamen Idol. Sein Rumpf besteht aus dem grossen gekerbten mykenischen Schild, daraus ragt der Kopf mit langem fliegenden Zopf und ein Arm mit Lanze hervor. Man wird darin wohl nichts anderes als eine letzte Umgestaltung der geflügelten Sonnenscheibe (I, 201) zu erkennen haben. Alle diese Darstellungen und zahlreiche ähnliche kehren auf den Gemmen, Goldringen und Goldscheiben wieder, die sich in den Gräbern des Festlandes und auf den Inseln gefunden haben und theils als Siegel, theils als Schmuck oder Amulete dienten. Der Gebrauch des Siegels stammt aus Babylon und ist jedenfalls auf dem Landwege durch die Chetiter nach Griechenland gekommen — daher fehlen hier die aegyptischen Motive, auch die bei den Phoenikern so beliebte Skarabäusform. Dafür finden wir die bizarrste Weiterentwickelung der chetitischen Typen, vor allem in den Mischgestalten. Das Vordertheil eines Pferdes, eines Esels, eines Löwen, eines Stiers, eines Ziegenbocks wird mit dem Untertheil eines Menschen, mit einer Heuschrecke, einem Schmetterling zusammengenäht, auch zwei Stierköpfe werden mit einem Menschenleib verkoppelt. Gern stellt man derartige Dämonen im Kampf mit sich aufbäumenden Thieren dar; auch die wappenartige Gegenüberstellung zweier Thiere gehört hierher. Daran reihen sich Einhörner, Flügelpferde, Greifen, säugende Hirsche, Rinder, Antilopen, Löwen, die einen Hirsch oder ein Rind verzehren, Kampf- und Jagdscenen, die Bändigung eines Stiers u. s. w. Auf einem grossen Siegelring kehrt die Verehrung des Schildidols in erweiterter Darstellung wieder, verbunden mit Gestalten, die auf Bergen stehen (§. 87), daneben Sonne, Mond, das Himmelswasser, eine Doppelaxt, wie sie der Hauptgott der Karer trägt. Die Arbeit scheint durchweg einheimisch zu

[1]) Hirschfeld, Felsenreliefs (§. 87) S. 33; Humann und Puchstein, Reisen in Kleinasien S. 57.

sein, aber die Gegenstände sind ausnahmslos aus der Fremde importirt. Es ist daher nichts verkehrter als der Versuch, aus diesen Darstellungen Aufschluss über die religiösen Anschauungen der mykenischen Epoche zu gewinnen. Es sind Typen, die fertig übernommen und nachgebildet werden, wie sie meist auch schon für die Syrer und Phoeniker nichts anderes gewesen sind (§. 85). Lediglich als solche figuriren der Pegasos, die Sphinx, der Greif, die Chimaira (Il. Z 181), ein Mischwesen aus Löwe, Ziege und Schlange, deren Typus namentlich auch in Lykien häufig ist, später der aus dem Besatypus entwickelte Gorgonenkopf in der griechischen Anschauung. Auch die Harpyien und die Kentauren und Satyrn, Mischwesen aus Menschen und Pferden, gehören hierher. In einzelnen Fällen hat man Fabelwesen der einheimischen Mythen in diesen Gestalten wieder erkannt, in der Regel aber sind die meist recht dürftigen Sagen, die an sie angesetzt haben, secundär; nicht der Typus ist aus den Mythen erwachsen, sondern der Mythus soll den Typus erklären.

Die nach den ersten Funden als »Inselsteine« bezeichneten Gemmen sind eingehend von Milchhoefer (§. 110) behandelt, dessen Deutungen von O. Rossbach, Arch. Z. 1883 und Annali 1885, mit Recht bekämpft werden. Mykenische Gemmen bei Schliemann und in reicher Zahl bei Tzuntas, Ἐφ. ἀρχ. 1888, Taf. 10 (Mykene). 1889, Taf. 10 (Amyklae); ferner FLMV. Taf. E. In Tiryns sind bisher keine gefunden, da hier die Gräber noch nicht entdeckt sind. Jüngere Gemmen von Melos (7.—5. Jahrh.) mit denselben Darstellungen: Dümmler MAI. XI. Ebenso haben sich diese Typen in Kleinasien (z. B. auch auf Münzen) bis in die späteste Zeit erhalten. Ueber Sardinien s. §. 134.

114. Zu dem Reichthum der orientalischen Typen, welche die mykenische Kunst verwerthet, bildet die Thatsache einen merkwürdigen Contrast, dass wir Erzeugnisse der phoenikischen oder kleinasiatischen Kunst unter den Fundobjecten mit Sicherheit nicht nachweisen können. Was wir besitzen, sind durchweg einheimische Arbeiten; die Muster, nach denen die mykenischen Künstler gearbeitet haben, sind uns verloren. Es sind meist Gegenstände der Kleinkunst, neben den Gemmen und Goldringen kleine Objecte aus Goldblech, Elfenbein,

Glasfluss, zum Theil für den Schmuck, vor allem aber für die Ausstattung des Grabes bestimmt, auf denen uns die orientalischen Typen entgegentreten. An diesen Gegenständen, nicht an grossen Arbeiten hat sich die mykenische Kunst entwickelt; und so tritt uns die merkwürdige Erscheinung entgegen, dass die schwierigen Arbeiten in Metall und die Gravirungen in hartem Stein den Sculpturen in Kalkstein beträchtlich überlegen sind. Die Darstellungen der Grabstelen z. B., welche den Krieger auf dem Streitwagen oder auf der Jagd zeigen, sind äusserst roh und unbeholfen und stehen mit den Thonfiguren (§. 111) auf einer Linie. Sie erweisen sich deutlich als Nachahmungen der weit besseren gleichartigen Darstellungen auf den Gemmen[1]). Das ist nur dadurch zu erklären, dass die Kunst sich aus der Nachbildung der von den Fremden importirten Objecte entwickelt hat und hier gleich an eine sichere Technik anlehnen konnte, während sie in der Sculptur mit dem ersten Anfang beginnen musste. Aber die mykenischen Künstler haben nicht sklavisch copirt. Ihre Arbeiten stehen zwar technisch den phoenikischen und aegyptischen weit nach, und die Unbeholfenheit ist auch bei den Goldarbeiten, z. B. in der Darstellung der Thierleiber, die vielfach sehr plump und ungegliedert ausgefallen sind und, wenn ein rascher Lauf veranschaulicht werden soll, masslos in die Länge gezogen werden, nicht zu verkennen; aber es fehlt der Zwang eines traditionellen Stils, und so sind sie lebensvoller und realistischer als ihre Vorbilder.

Wenn man mit Helbig annehmen dürfte, dass die Phoeniker um die Wende des Jahrtausends ihren Stil geändert hätten, könnte man einen Theil der mykenischen Funde für phoenikisch halten. Doch stehen dem schwere Bedenken entgegen. — Die mykenischen Grabstelen erinnern lebhaft an die gleich primitiven Stelen von Bologna, die unter ganz analogen Bedingungen entstanden sind; nur liegen dort die aus Griechenland importirten Waaren vor.

115. Auch die Malerei verwerthet in den Fresken der Wände in grossem Umfang und gelegentlich in der Vasen-

[1]) Vgl. z. B. die Grabstelen bei Schliemann, Mykene S. 58 u. 91, mit der Gemme ib. S. 259.

malerei die orientalischen Motive. An den Wänden der Paläste von Tiryns und Mykene finden sich Scenen, die genau mit den Darstellungen der Gemmen übereinstimmen, wie die Bändigung eines galoppirenden Stieres, die schon erwähnte Adorationsscene und die eselsköpfigen Wesen. In der Decoration verbinden sich die Formen des einheimischen Metallstils mit den orientalischen zu einem gefälligen bunten Ganzen. Neben der Sphinx mit ihrem kostbaren Halsschmuck und reichem Gefieder, neben Lotosknospe und Palmenblüthe finden sich die verschlungenen Spiralen, die Knöpfe und Rosetten. Besonders interessant ist ein regelmässiges, aus Spiralen, Knospen und Rosetten zusammengesetztes Muster, das sich an den Wänden der Paläste und sculpirt an der Decke der Grabkammer von Orchomenos befindet und ganz gleichartig in aegyptischen Gräbern des Neuen Reichs wiederkehrt. Hier liegt wohl zweifellos eine Rückwirkung der mykenischen Kunst auf den Orient vor, die uns auch sonst noch entgegentreten wird (§. 129). An der Ausbildung des vorderasiatischen Mischstils (I, 202) ist die griechische Welt nicht nur receptiv, sondern auch productiv betheiligt gewesen.

Die Stierbändigung des tirynther Wandgemäldes (Schliemann, Tiryns Taf. 13) kehrt auf den Gemmen FLMV. Taf. E 23, Εφ. αρχ. 1888, Taf. 10, 34 35 wieder und ist den Stierbändigungen auf den Goldbechern von Amyklae, Εφ. αρχ. 1889, Taf. 9, nahe verwandt. Wie man darin eine religiöse Darstellung hat finden können, ist mir unverständlich.

116. Im allgemeinen trägt die mykenische Kunst vielleicht in noch höherem Grade einen Mischcharakter als die phoenikische. Die widersprechendsten Elemente stehen neben einander: in der Plastik eine unbeholfene Rohheit, welche über die ersten Tastversuche nicht hinauskommt, in der Kleinkunst und in der Ornamentik eine weit über die Anfangsstadien hinausgeschrittene Technik, eine naturwüchsige, aber imponirende Grossartigkeit in den Bauten, vor allem aber ein lebendiger Trieb nach bunter Mannigfaltigkeit, nach Entfaltung von Pracht und Reichthum. Trotz aller Unbeholfenheit ist der griechische Künstler und Handwerker doch dem

technisch weit höher gebildeten Phoeniker innerlich überlegen. Beide entlehnen ihre Typen und Formen aus den verschiedensten Gebieten; aber der mykenische Künstler begnügt sich nicht mit einer rohen Nebeneinanderstellung der verschiedenen Elemente, sondern er sucht sie mit entschiedenem Stilgefühl zu verschmelzen; und er ist kein sklavischer Nachahmer, sondern besitzt ein reges Gefühl für Naturwahrheit und einen ausgesprochenen Formensinn. So vermag er trotz aller Mängel im einzelnen so treffliche und ansprechende Arbeiten zu erzeugen, wie die Jagd- und Kampfscenen auf den Dolchklingen und einzelnen Gemmen und die Stierbändigung der Becher von Amyklae. In der phoenikischen Kunst herrscht die überkommene Routine, in der mykenischen pulsirt wirkliches Leben.

Religion. Todtendienst.

117. Was sich über die Entwickelung der griechischen Religion unter dem Einfluss der Sesshaftigkeit und der Bildung des Staates erkennen lässt, ist früher schon besprochen. Aus den Denkmälern lässt sich nur geringer Aufschluss gewinnen. Der Altar des Zeus herkeios ward schon erwähnt (§. 101). Die zahlreichen rohen Darstellungen von nackten Frauen, Kühen, Pferden (§. 111), die silbernen und goldenen Kuhköpfe von Mykene dienten wahrscheinlich religiösen Zwecken und sind wohl als Götterbilder zu betrachten. Nicht selten finden sich religiöse Darstellungen, die dem Orient entstammen, so die nackte Göttin der Zeugung (§. 88) und das aus der geflügelten Sonnenscheibe entwickelte Schildidol (§. 113). Einem der Schachtgräber der mykenischen Burg entstammen zwei Figuren aus Goldblech, nackte Frauen mit den Händen an der Brust und Tauben auf Kopf und Schulter, offenbar Nachbildungen der semitischen Astarte (I, 161. 200), welche die Griechen der Aphrodite gleichsetzten, ferner eine ältliche sitzende Göttin mit kleinasiatischem Faltengewand; einem anderen Grabe die Nachbildung eines Tempels, auf dem Tauben sitzen. Wie weit auf den Gemmen und in den verwandten Darstellungen

religiöse Elemente enthalten sind, ist nicht bestimmbar. Ohne Zweifel hat sich der orientalische Einfluss nicht auf diese Aeusserlichkeiten beschränkt; doch ist die Möglichkeit, in der späteren griechischen Religion fremdes Gut nachzuweisen, nur in Ausnahmefällen vorhanden (§. 91).

118. Deutlicher erkennbar ist der Todtendienst der mykenischen Epoche. Die gesteigerte Cultur gewährt die Möglichkeit, für das Wohlergehen der Seele in ganz anderer Weise Sorge zu tragen als früher, die alten unklaren Anschauungen verdichten sich zu festen Formen. Die Leiche wird mit den Resten des Todtenopfers und reichem Todtengeräth beigesetzt, auch nach der Bestattung werden ihr regelmässig Opfer dargebracht. In den Kuppelgräbern dient der grosse Kuppelraum zur Festversammlung der Angehörigen, über den Schachtgräbern der Burg von Mykene steht ein Altar mit tiefem Loch in der Mitte, durch das den Todten das Blut der Opfer zuströmt. Zu jedem Grabe gehört hier eine Leichenstele, welche den Verstorbenen, wenn er ein Mann war, als Krieger zu Wagen darstellt — die Frauen müssen sich mit ornamentalen Sculpturen begnügen. Ein vielleicht erst später zugefügter Steinkreis, den Cromlechs vergleichbar, umschliesst den ganzen heiligen Bezirk (§. 103). Nicht nur äusserlich erinnert dieser Todtendienst lebhaft an Aegypten. Dort wie hier spannt man alle Kräfte an, um dem Herrscher eine würdige Grabstätte zu bereiten, dort wie hier versammeln sich die Verwandten und Nachkommen des Verstorbenen zum Opferfest in der Grabhalle. Wie man in Aegypten dem Sarg die Gestalt des Todten gibt und das Grab mit seinen Bildern ausstattet, so legt man in Mykene der Leiche eine Goldmaske aufs Gesicht, die deutlich Porträtzüge trägt. Wie in Aegypten der Todte in einer Scheinwelt von Bildern und Steinfiguren lebt, so besteht auch der reiche Leichenapparat, der Schmuck und die Waffen des mykenischen Todten grösstentheils aus dünnem Scheingeräth, das im wirklichen Leben nie gebraucht werden konnte. Einzelne dieser Uebereinstimmungen, z. B. die Masken, mögen auf Entlehnung beruhen, die Hauptsache,

das Streben, dem Todten eine der irdischen gleichartige Fortexistenz zu sichern, kehrt überall auf Erden wieder. Und doch weiss man, dass die Seele des Verstorbenen keine wirklich reale Existenz hat; sie führt nur ein Schein- und Traumleben, das wohl durch Opfer und Zauberformeln gekräftigt, aber, so sehr man es auch wünscht, doch niemals dem wirklichen Leben auf Erden gleich werden kann. So genügt ihr denn auch ein Todtengeräth, das nur ein Abglanz der Wirklichkeit ist. Die Aegypter sind den gefährlichen Abweg, der sich hier öffnet, bis zu Ende gegangen. Auch die Griechen der mykenischen Zeit haben ihn betreten; und es ist wohl wesentlich dem Untergang jeder grösseren staatlichen Macht zu danken, dass die Folgezeit ihn wieder verlassen hat.

Ueber die Burggräber von Mykene gibt Schuchhardt S. 178 ff. genauere und vollständigere Auskunft als die früheren Publicationen. — Im übrigen vgl. Rohde, Psyche S. 31 ff.

V. Die ältesten Staaten Griechenlands.

Die Staaten von Argos.

119. Unter den Fürsten der mykenischen Epoche haben die der argivischen Ebene die erste Stelle eingenommen. Ausser kleinen Felsburgen wie Mideia und Asine und der Hafenburg Nauplia, wo mehrere Felsengräber eine alte Ansiedlung bezeugen, treten uns hier zwei grosse Königsstädte entgegen: Mykene und Tiryns. Daneben hat aber zweifellos die Stadt Argos bestanden, wenn auch Ueberreste aus ältester Zeit hier wenig oder gar nicht zu Tage getreten sind. Die Larisa, der Burgfelsen der Stadt, springt weit in die Ebene vor; ihr ist eine zweite niedrigere Akropole vorgelagert, die zum Inachos abfällt, dem einzigen grösseren Wasserlauf des Landes — allerdings war auch in der homerischen Zeit schon das Flussbett fast immer trocken. So bildet die Stadt den

natürlichen Mittelpunkt der Landschaft, deren Namen sie trägt. Man hat nun gemeint, dass hier mehrere einzelne Fürstenthümer neben einander bestanden hätten. Aber es ist unmöglich, das Gebiet der Ebene in dieser Weise zu zerreissen. Wohl haben sich in geschichtlicher Zeit in Mykene und Tiryns kleine Gemeinden neben Argos selbständig behauptet; aber das Mykene der Urzeit ist undenkbar ohne rege Verbindung mit dem Meere. Seine Könige müssen über Argos wie über Tiryns geboten haben. Die Sage weiss denn auch nichts von einer Zerreissung der Landschaft. In der thebanischen Sage gebietet ein in Argos residirender Herrscher, in der troischen wie in der von dieser ganz unabhängigen Heraklessage der König von Mykene über ganz Argos im weitesten Umfang. Nur durch das Streben, diese beiden Sagenkreise mit einander zu verbinden und in künstliche Uebereinstimmung zu bringen, ist die Landschaft zunächst in ein mykenisches und ein argivisches Reich aufgelöst worden, zu denen dann durch die Nöthigung, noch weitere Sagengestalten unterzubringen und mit selbständigen Staaten auszustatten, noch ein Reich von Tiryns hinzukam. Wie verkehrt diese Constructionen sind, lehrt die Thatsache, dass die Landschaft auch im Cultus eine Einheit bildet. Sie hat nur eine Schutzgottheit und nur einen religiösen Mittelpunkt: das Heiligthum der grossen Landesgöttin Hera, das am Fuss des Berges Euboea ziemlich im gleichen Abstande von allen drei Städten gelegen ist.

In Argos mag das auf der unteren Akropole gelegene kyklopische Gewölbe in die mykenische Zeit hinaufragen; weitere Ueberreste sind verschwunden, da die Stadt immer bewohnt geblieben ist. Ueber den Inachos s. Forsch. I, 74. Dass die Sage vom thebanischen Kriege von Mykene und den Atriden nichts wusste, lehrt Il. Δ 376 ff., wo ein sehr bezeichnender Versuch gemacht wird, diese Thatsache zu erklären. Durch die Einführung des Diomedes ist auch in der Ilias schliesslich Argos vom Reich Agamemnons abgetrennt worden Ζ 224. Ξ 119. Β 559, im Widerspruch mit Α 30. Β 108 u. s. w. Dass die traditionelle Geschichte von Argos auf einem Ausgleich sehr verschiedenwerthiger Erzählungen beruht, hätte nie verkannt werden sollen; diesen Process im einzelnen darzulegen, wäre sehr lohnend.

120. Die Lage der Städte gibt uns über ihre Entstehung einigen Aufschluss. Im Gegensatz zu der natürlichen Landeshauptstadt sind Tiryns wie Mykene künstliche Schöpfungen. Tiryns gehört zu Nauplia, dem durch einen vorspringenden Felsen geschützten Hafen der Landschaft. Unmittelbar am Meer, den plötzlichen Ueberfällen von Piraten ausgesetzt, liegt keine alte Stadt; aber in nächster Nähe, auf einem isolirten Hügel, ist Tiryns angelegt: es ist gegründet, um unmittelbare Berührung mit dem Meere zu gewinnen. Mykene dagegen ist eine Bergstadt. Ursprünglich mag hier vielleicht nur ein kleines Fort gestanden haben; daraus ist dann eine grosse Festungsanlage hervorgegangen, auf deren höchstem Punkte der Königspalast steht, und an die sich die »breitstrassige« (Il. Δ 52), weit zerstreute (§. 106) Unterstadt anschliesst. Zahlreiche Kunststrassen laufen hier zusammen, die am Bergabhang nach dem Heraeon führende Feststrasse, die Wege nach Argos und Tiryns und drei dem Ausmarsch der Heere und der Kriegswagen dienende Strassen, die rückwärts durch das Gebirge nach dem Isthmus führen. Sie alle sind im »kyklopischen« Stil erbaut; die Fundamente der Gebirgsstrassen bestehen aus grossen unbehauenen Blöcken, die zahlreichen kleinen Giessbäche und Wasserdurchlässe sind in ähnlicher Weise überbrückt wie die Galerien von Tiryns. Auch sie legen wie für die hohe Cultur und die festbegründete Staatsmacht, so für die centrale und beherrschende Stellung Mykenes Zeugniss ab. Man hat gemeint, aus der die rückwärtigen Verbindungen nach dem Isthmus beherrschenden Lage der Stadt folge, dass sie als Angriffsposition einer von Norden gegen Argos vordringenden Macht gegründet sei. Aber nur die Möglichkeit, nicht die Nothwendigkeit oder auch nur Wahrscheinlichkeit dieser Ansicht lässt sich erweisen. Viel näher liegt es, in Mykene die Schöpfung von Fürsten zu sehen, welche der Hitze der Ebene entfliehen wollten und sich in den Bergen, in der Nähe der Jagdgründe, eine Residenz erbauten.

Ueberreste des mykenischen Strassennetzes: Steffen, Karten von Mykenai. Die geringe Breite (3,58 m.) und die starken Steigungen (S. 10 f.)

waren für die kleinen zweirädrigen Kriegswagen keine Hindernisse; vgl. §. 108. — Eine grosse kyklopische Brücke ist auch auf der Mitte des Wegs von Nauplia nach dem Hieron von Epidauros erhalten.

121. Nach der argivischen Sagengeschichte wäre Tiryns älter als Mykenae, und in der That scheint manches für diese Annahme zu sprechen, wenn wir sie auf die älteste Ansiedlung auf der Burg (§. 77) beschränken. Denn die Meinung, dass die Mauern von Tiryns primitiver seien als die von Mykene, ist ein Irrthum, und der tirynther Palast ist grösser und wohl auch jünger als der mykenische. Im übrigen können die verschiedenen Städte das Werk verschiedener Dynastien sein, aber nöthig ist auch diese Annahme nicht. Man erwäge, wie verkehrt es sein würde, die vier nahe bei einander gelegenen Hauptstädte des assyrischen Reichs als Schöpfungen verschiedener Dynastien oder gar als Hauptstädte gesonderter Reiche zu betrachten. Dass beide Städte Jahrhunderte hindurch geblüht haben, lehrt ihre Baugeschichte so gut wie die lange Entwickelung des mykenischen Vasenstils; aber ihre Geschichte ist verschollen und wird sich nie wiedergewinnen lassen — es sei denn, dass in ägyptischen Archiven noch einmal irgend welche Kunde über sie an den Tag kommt. Nur das scheint sicher zu sein, dass Mykene in der letzten und glänzendsten Epoche der vordorischen Zeit des Peloponnes der Sitz der Herrscher war. Ob von den Namen der Könige und der Dynastien, welche die Sage bietet (Adrastos, Thyestes, Agamemnon, Aegistheus, Eurystheus, Atriden, Persiden), einige geschichtlich sind, lässt sich nicht entscheiden. Aber Agamemnon »der ganz treffliche« hat mit Mykene gar nichts zu thun, sondern ist ein spartanischer Gott, wie Menelaos und Helena (vgl. §. 132), und zum König von Mykene nur geworden, weil man die Helenasage mit dem Krieg gegen Troja verschmolz; Perseus' Name haftet an der mykenischen Quelle Perseia (§. 168 A.), und so dürften auch die übrigen Gestalten wohl mythischen Ursprungs sein. Wahrscheinlich historisch ist dagegen der Name Danaer, welchen die Bevölkerung von Argos in der ältesten Dichtung führt; wir dürfen sie

in den Danauna wieder erkennen, die unter Ramses III. an dem Einfall der Seevölker in Aegypten Theil nahmen.

Dass man noch immer in den Sagen, welche Pelops aus Lydien, und die Kyklopen, welche dem Proitos die Mauern von Tiryns erbauen (§. 101), aus Lykien kommen lassen, historische Erinnerungen sucht, ist ein Beleg dafür, wie wenig das Verständniss für Sagengeschichte und Sagenkritik verbreitet ist. Auch die Ableitung des Danaos aus Aegypten ist durchaus secundär, die Behauptungen I, 264 sind falsch; s. Forsch. I, 84. — Der vielfache Wechsel der Dynastien in der argivischen Sagengeschichte ist dadurch entstanden, dass jede der maassgebenden Sagengestalten sich zuerst völlig selbständig von den anderen entwickelt und vorwärts und rückwärts Ahnen und Nachkommen gezeugt hatte, die bei der Fortentwickelung der Dichtung ausgeglichen werden mussten: in der thebanischen Sage Melampodiden (deren Ahnherr Amythaon in Pylos als Stiefbruder des Neleus herrscht; diese Genealogie ist also in Ionien entstanden); in der Heraklessage Persiden (Proitiden), die durch ganz secundäre genealogische Combinationen einen langen, auf Danaos, Io, Phoroneus zurückführenden Stammbaum erhalten (Forsch. I, 67 ff.); in der troischen Sage Atriden (Pelopiden), die in Smyrna an Tantalos und den Sipylos angeknüpft wurden (§. 153). — Zeus Agamemnon, d. i. ein mit Zeus identificirter Gott Agamemnon, in Sparta [vgl. Wide, Lakon. Culte 333]: Staphylos bei Clem. Alex. protr. 2, 38. Schol. Lykophr. 1369 [in Lapersai, das fälschlich nach Attika verlegt wird]; das ist schwerlich aus einem Cultus des Heros erwachsen. Grab Agamemnons in Amyklae Paus. III, 19, 6. Dem spartanischen Ursprung Agamemnons entspricht es, dass er Il. I 150 ff. über die messenischen Städte herrscht und sein Sohn Orestes [ursprünglich der Eponymos des arkadischen Gaues Oresteion oder Oresthasion, s. Eurip. Orest. 1645 ff. Elektra 1273, Pausan. VIII, 3, 2, also ein Doppelgänger des Orestheus; damit hängt sein Grab in Tegea, Herod. I, 67, zusammen] Nachfolger des Menelaos wird und in Amyklae residirt (Pindar, Nem. 11, 44), ebenso Tisamenos. Auch Agamemnon selbst versetzt Pindar, Pyth. 11, 32 nach Amyklae [vgl. Λάκων Ὀρέστης ib. 16]. Um so leichter konnten sich die Spartaner für ihre Hegemonie auf A. berufen: Herod. VII, 159. Wo sein Cult sonst vorkommt (Paus. VII, 5, 11 im Bade von Klazomenae; IX, 40, 11 sein Scepter in Chaeronea verehrt, offenbar ein alter Fetisch), ist er secundär. — Die Angabe I, 194, unter Dhutmes' III. Unterthanen seien die »Inseln der Tenau« = Δαναοί genannt, ist falsch; es ist »Inseln der Uthentiu« zu lesen (meine Gesch. d. alt. Aegyptens 230, 2 vgl. 245).

122. In einem der ältesten Iliaslieder (B 108) heisst es, Agamemnon »herrsche über viele Inseln und ganz Argos«.

Die Alten fassten hier und an ähnlichen Stellen Argos als Namen des ganzen Peloponnes, offenbar mit Recht. Auch sonst ist Agamemnon in den älteren Bestandtheilen der Ilias überall der Herrscher über ganz Griechenland, »der Mann, der mächtig über alle Argiver gebietet und dem die Achaeer gehorchen« (A 78), die übrigen Fürsten sind weit mehr seine Vasallen als seine Verbündeten; erst in den späteren Liedern erscheint dies Verhältniss immer gelockerter. Zur Zeit der Dichter gab es grössere Staaten in der griechischen Welt nicht: es ist daher sehr begreiflich, dass in der Dichtung die Machtstellung des Königs von Mykene immer mehr verblasst, aber undenkbar, dass sie aus den Verhältnissen der Gegenwart abstrahirt ist. Hier muss vielmehr eine wirkliche Tradition vorliegen. Dazu stimmen die Monumente. Dass die Könige von Mykene über ganz Argolis bis an den Isthmus geherrscht haben, beweisen die Strassenanlagen; und sehr wahrscheinlich ist es, dass sich ihre Macht wenigstens zeitweise weithin über den Peloponnes, ja über Theile Mittelgriechenlands ausgedehnt hat. Die Zersplitterung in Staatenatome, welche die spätere griechische Entwickelung beherrscht, ist der älteren Zeit offenbar noch fremd gewesen. Wie es freilich im einzelnen im übrigen Peloponnes aussah, lässt sich nicht entscheiden. Nur in der weiten fruchtbaren Thalmulde des mittleren Eurotas, dem »hohlen Lakedaimon«, dessen Mittelpunkt die Stadt Amyklae bildet, tritt uns eine Stätte mykenischer Cultur entgegen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die enge Verbindung, welche in der troischen Sage zwischen den Königen von Mykene und Lakedaimon besteht, auf historische Thatsachen zurückgeht.

Die weitverbreitete Meinung, dass die Zustände der älteren Zeit noch primitiver und zersplitterter gewesen sein müssten, als die der homerischen Epoche, ist historisch unbegründet. Auch im Mittelalter geht das Reich Karls des Grossen der Zersplitterung der Feudalzeit voran, und ebenso folgt in Aegypten der Feudalstaat des mittleren Reichs auf den centralisirten Einheitsstaat des alten Reichs [das hatte ich bei der Abfassung von Bd. I noch nicht gewusst].

Theben. Orchomenos. Thessalien.

123. Im mittleren Griechenland tritt uns in der Sage — Ruinen sind hier nicht erhalten — am bedeutendsten Theben in Boeotien entgegen, die Hauptstadt der fruchtbaren aonischen Ebene, an deren Südrande sie auf niedrigem Hügelrücken liegt. Theben trägt einen wesentlich anderen Charakter als die Städte, die wir bisher kennen gelernt haben. Seine Burg Kadmea ragt nicht, wie andere Akropolen, über die sie umschliessende Stadt hervor, vom Meer liegt sie weit ab. Theben ist der naturwüchsige Mittelpunct einer Binnenlandschaft, keine künstliche Schöpfung, am wenigsten aber eine Gründung phoenikischer Seefahrer, zu der spätere Combination es gemacht hat (§. 95). Sehr möglich aber ist es, dass Thebens Macht wie später, so auch in der Urzeit sich weit über seine nächste Umgebung hinaus erstreckte. Darauf weist die Sage hin, dass die Könige von Argos Theben bekriegt und schliesslich zerstört hätten. Die Ausbildung der Sage hat sich in Kleinasien vollzogen und namentlich durch die Entwickelung der Sehergestalten Amphiaraos und Tiresias ganz neue Motive hineingebracht: sie beschäftigt sich fast ausschliesslich mit den Kämpfen um die Stadt, nicht mit ihrer Eroberung. Aber geschichtliche Thatsachen müssen ihr zu Grunde liegen. Es ist sehr begreiflich, dass die argivischen Fürsten den Versuch gemacht haben, ihre Macht über Mittelgriechenland auszudehnen. Die Sage von der Theilnahme des Aetolers Tydeus am Kampfe scheint darauf hinzuweisen, dass sie in den Bergstämmen des Westens Bundesgenossen fanden. Genaueres lässt sich natürlich nicht ermitteln; ob Theben wirklich zerstört ist, ob die Könige von Argos längere Zeit über Boeotien geherrscht haben, in welche Zeit diese Ereignisse fallen, bleibt völlig unbekannt. Ebensowenig bietet die Sage Aufschluss über die Bevölkerungsverhältnisse. Sie nennt die Bewohner Thebens Kadmeer nach dem Namen der Burg (§. 94), und die Späteren machen diese Kadmeer zu Phoenikern. So entstand der Schein, als seien sie von den griechischen Boeotern verschieden. Diese liess

man aus Thessalien eingewandert sein, da dies für die Urheimath aller aeolischen Stämme galt (§. 151); zahlreiche Uebereinstimmungen in Ortsnamen (vgl. §. 41) konnten dem als Bestätigung dienen. So ist die allgemein recipirte Erzählung entstanden, die Kadmeer seien nach der Zerstörung Thebens ausgewandert — theils leitete man den illyrischen Volksstamm der Encheleer (Herod. V, 57), aus welchem Grunde, wissen wir nicht, theils einzelne ionische Adelsgeschlechter von ihnen ab (§. 158) —, die Boeoter seien erst nach dem troischen Kriege in ihre späteren Wohnsitze gelangt. In der homerischen Zeit wusste man davon noch nichts; in der Ilias erscheinen die Boeoter als Theilnehmer am troischen Kriege. Auch später hat man sich zu einer Auffassung, welche den Thebanern den Ruhm ihrer Urgeschichte raubte, nie recht bequemen mögen: daher wird auch erzählt, die Kadmeer seien nach der Zerstörung Thebens nach Thessalien gewandert und von hier nach Boeotien zurückgekehrt. In Wirklichkeit ist es höchst unwahrscheinlich, dass es jemals einen besonderen Volksstamm der Kadmeer gegeben habe, und nichts steht der Annahme im Wege, dass Boeotien schon in der ältesten Zeit dieselbe Bevölkerung gehabt hat wie später.

Die Sage vom thebischen Krieg erfordert dringend eine eingehende Untersuchung [sehr werthvolle Bemerkungen gibt jetzt Wilamowitz, Hermes XXVI, dessen Meinung, die Siebenzahl der Thore sei poetische Erfindung nach der Siebenzahl der Kämpfer, ich freilich nicht beistimmen kann]. Die Oedipussage mit ihren Verzweigungen hat natürlich keinen geschichtlichen Inhalt. Die Gestalten der sieben Kämpferpaare sind, wie die Namen beweisen, grösstentheils secundär. Nach den Späteren ist einer der Sieben, Parthenopaios, ein Arkader; darin steckt aber schwerlich geschichtliche Kunde, vgl. schol. Oed. Col. 1320. — Ueber die Topographie s. Fabricius, Theben 1890 [dagegen Wilamowitz l. c.]. Das »siebenthorige« Theben ist meiner Meinung nach die historische Stadt; ich halte es für undenkbar, dass z. B. Pindar das Beiwort ständig nicht nur der mythischen, sondern der realen Stadt gäbe, wenn die sieben Thore reine Fiction wären. Brandis' Meinung, die Siebenzahl sei semitischen Ursprungs (Hermes II), ist Phantasie. — Als Hafenort Thebens wird die kleine Bucht von Aulis am Euripos [daneben Hyria?] gedient haben, die daher in den Sagen vom troischen Krieg und von der aeolischen Wan-

derung als Ausgangspunkt der Seefahrt erscheint. — Einwanderung der Boeoter Herod. V, 57 ff. Thukyd. I, 12, vgl. IV, 98, 3. Strabo IX, 2, 3. 29. Als Führer König Opheltas [vgl. Pausan. IX, 5, 16] und der μάντις Peripoltas, Ahnherr eines Geschlechts in Chaeronea: Plut. Kim. 1. — Bei Hesiod scut. 13. 24 sind Boeoter und Kadmeer identisch, ebenso bleibt bei den Spätern, z. B. Pindar, der Unterschied häufig unbeachtet.

124. Und doch enthält die Behauptung, dass die Boeoter die jüngere Bevölkerung des Landes seien, einen richtigen Kern. Βοιωτία ist das »Rinderland«, der Volksname ist kein ursprünglicher Stammname. Er kann erst aufgekommen sein, als die Stämme, welche Boeotien besiedelt hatten, sich zu einer landschaftlichen Einheit zusammenschlossen. Manche dieser alten Stammnamen, die zum Theil über die spätere Landesgrenze hinausgreifen, sind uns bekannt: Abanten und Hyanten (in Abai und Hyampolis in Phokis), Minyer in Orchomenos (§. 126), Aoner (bei Theben), Temmiker, Graer (im Asoposgebiet bei Tanagra und Oropos). Die Alten rechnen noch die Thraker von Daulis und Eleusis (§. 44), Leleger und attische Pelasger (§. 36) hinzu, von denen die letzteren jedenfalls ins Bereich der Fabel gehören. Abanten sassen auch auf Euboea (Il. Δ 464. B 536. Aegimios bei Steph. Byz. Ἀβαντίς), während in der graischen Stadt Oropos im 5. Jahrhundert und vermuthlich schon weit früher derselbe Dialekt gesprochen wird wie in dem gegenüberliegenden Eretria; mit grosser Wahrscheinlichkeit lässt sich also annehmen, dass die Graer in alter Zeit auch auf Euboea heimisch gewesen sind. Besonders deutlich lässt sich hier erkennen, dass sowohl die späteren Volksstämme wie die späteren Dialektgrenzen erst in historischer Zeit erwachsen sind (vgl. §. 49). Von den kleinen Stämmen der Urzeit, die im Gebiet des Kephisos und des Kopaissees, des Asopos und der attischen Grenzgebirge sassen, zum Theil auch über den schmalen Meerarm nach Euboea hinübergegangen waren, hat sich die Mehrzahl, sei es auf friedlichem Wege, sei es durch Gewalt, zu dem boeotischen Bunde zusammengeschlossen; dementsprechend münden auch ihre Dialekte in den gemeinsamen boeotischen Dialekt aus.

Die Grenzgebiete dagegen setzten sich an anderen Volksgruppen an, Abai und Hyampolis an die Phoker, die Graer — wenigstens theilweise; denn Tanagra wurde boeotisch — an die ionische Welt in Euboea und Attika. Von dieser Landschaft gilt genau dasselbe. Ursprünglich wird auch sie von mehreren in der Ueberlieferung freilich gänzlich verschollenen Stämmen bewohnt gewesen sein (§. 223), die sich in Sprache und Religion von den boeotischen zunächst nicht merklich unterschieden. Durch die Concentration zu einem Einheitsstaat schufen sie sich zugleich ein eigenes Volksthum und eine eigene, ionisirende, Sprache. Der Gegensatz und die Grenzlinie zwischen Boeotien und Attika ist nichts ursprüngliches, sondern geschichtlich entstanden. Die Grundlage dazu wird die Machtstellung Thebens und Athens in der mykenischen Zeit gelegt haben.

Im allgemeinen vgl. Wilamowitz, Oropos und die Graer, Hermes XXI. Worin und wesshalb ich von ihm abweiche, zeigt meine Darstellung. Volksstämme Boeotiens: Strabo IX, 2, 3, vgl. VII, 7. 1. Daher mit dem gewöhnlichen thukydideischen Verzicht auf das Detail Thuk. III, 61 in der Rede der Thebaner ἡμῶν κτισάντων Πλάταιαν ὕστερον τῆς ἄλλης Βοιωτίας [darin ist schwerlich eine geschichtliche Nachricht zu suchen; es ist eine Folgerung aus der boeotischen Eroberung und der Hegemonie Thebens] καὶ ἄλλα χωρία μετ' αὐτῆς, ἃ ξυμμίκτους ἀνθρώπους ἐξελάσαντες ἔσχομεν, οὐκ ἠξίουν οὗτοι, ὥσπερ ἐτάχθη τὸ πρῶτον, ἡγεμονεύεσθαι ὑφ' ἡμῶν. Den Namen Βοιωτία leiten die Alten wohl mit Recht von βοῦς [der Kuh, die Kadmos führt] ab; es ist das »Rinderland«, wie Εὔβοια. — Die Abanten Euboeas bringt Aristoteles bei Strabo X, 1, 3 mit Recht mit Abai in Verbindung, macht sie aber zu Thrakern. Warum ihr Eponymos Abas Vater des Akrisios und Proitos von Argos ist [nach der Variante bei Apollodor I, 9, 13 Sohn des Melampus, Grossvater des Adrastos], weiss ich nicht. Ein ganz verschollenes Volk wie die Temmiker sind auch die Ἐκτῆνες Paus. IX, 5. 1. — Graer: Thuk. II, 23 τὴν γῆν τὴν Γραϊκὴν [so Steph. Byz. s v. Ὠρωπός für Πειραϊκὴν der Hdschrr.; ebenso ist III, 91 zu ändern]; in Oropos Aristot. bei Steph. Byz.; in Tanagra [das wahrscheinlich ein Compositum davon ist] Steph. Byz. s. v. Die boeot. Stadt Γραῖα im Katalog Il. B 498 ist gewiss Tanagra, vgl. Strabo IX, 2, 10 und schol. B. Paus. IX, 20. 2. [In historischer Zeit ist Tanagra eine völlig boeotische Stadt, vgl. auch Korinna's Gedichte.] Ferner der attische Demos Γραῆς und Steph. Byz. Γραῖα πόλις Ἐρετρίας. Der Eponymos Gras als Oekist von Lesbos §. 151. Zum Dialekt s. die Inschrift bei Wilamowitz (Ἐφ. ἀρχ. 1885), der auch

richtig bemerkt, dass er in dem Rhotacismus von Ὑρία bei Aulis (Il. B 496; der Eponymos Hyrieus spielt in den Sagen eine grosse Rolle; sein Schatzhaus §. 102 A.) = Ὑσιαί bei Plataeae und in Argos vorliegt; seiner Ansicht, er beruhe auf der Wirkung einer Vorherrschaft von Eretria, kann ich aber nicht beistimmen. Ueber die Uebertragung des Namens Graji Graeci Γραικοί auf die Hellenen s. §. 302. — Ein graisches Geschlecht (nicht Volk) waren wahrscheinlich die Gephyraeer in Athen [vielleicht in Aphidnai ansässig, Plut. quaest. symp. I, 10, 3], die sich selbst aus Eretria, Hekataeos (Steph. Byz. Γέφυρα) und Herodot V, 57 aus Tanagra ableiten; daher sind sie nach Herodot Kadmeer, d. i. Phoeniker. [Töpffer, Att. Geneal. 293, verlässt, wie so oft, absichtlich die Hauptstrasse und geräth daher auf Irrwege.] — Zu den Berührungen zwischen Boeotien und Euboea gehört auch der Cult des Orion [Sohnes des Hyrieus] in Tanagra und Histiaea-Oreos (vgl. Strabo X, 1, 4).

125. Das nördliche Boeotien ist eine rings von Bergen umschlossene Ebene, deren Haupttheil durch die Wasser des Kephisos, denen nur unterirdische Spalten (Katabothren) einen Abfluss gewähren, in einen flachen Schilfsee von wechselnder Ausdehnung verwandelt ist. Nahe seinem Ostrande liegt mitten im Wasser auf einer Felseninsel eine grosse Festung, rings von gewaltigen kyklopischen Mauern umschlossen, mit den Fundamenten eines Königspalastes an der Nordseite. Reste eines Dammes führen nach Norden zum Festlande hinüber. So ist die Stadt völlig unangreifbar; aber deutlich zeigt sich zugleich, dass wir es auch hier mit einer künstlichen Schöpfung zu thun haben. Die Herrscher, welche sie erbaut haben, müssen weithin über das umliegende Land geboten und auch mit dem Seehandel Fühlung gehabt haben; die nahe Bucht von Larymna am euboeischen Meerbusen diente ihnen wahrscheinlich als Hafen. Später, unter anderen Culturverhältnissen, als die alte Macht geschwunden war, wurde die Stadt verlassen; kein alter Schriftsteller erwähnt sie, ihr Name ist völlig verschollen. Im Zusammenhang mit ihr stehen wahrscheinlich die Versuche, den Kopaissee durch einen unterirdischen Canal trocken zu legen. Auf dem Wege nach Larymna sind sechzehn grosse Schachte in den Fels getrieben, die offenbar als Wetterschachte für den nicht ausgeführten Bau dienen sollten. An der anderen Seite des Kopais, da, wo der Kephisos in den See eintritt,

liegt am Fusse eines Bergrückens die Stadt Orchomenos (Ἐρχομενός), deren alter Glanz durch ein prachtvolles Kuppelgrab, das »Schatzhaus des Minyas« (§. 102. 115), und durch die Sage, welche ihren Reichthum preist (Il. I 381), bezeugt wird.

Die Meinung Neuerer, die Festung im Kopaissee sei das angeblich vom See verschlungene Altorchomenos (Strabo IX, 2, 18. 40. 42), ist unbegründet; die Angabe Strabos sagt nur, Altorchomenos habe in der Ebene (am Fusse des Berges beim Kuppelgrab) gelegen, während die spätere Stadt der makedonischen Zeit auf dem Berge lag. Im übrigen ist sie eine Rationalisirung der Erzählung, dass Herakles im Dienste der Thebaner die Abflüsse des Sees verstopft habe, um den Orchomeniern zu schaden (Pausan. IX, 38, 7). Aus der Natur des Sees ist auch die Sage von der ogygischen Fluth (die Gestalt des Ogyges gehört nach Boeotien, vgl. das ogygische Thor in Theben; später haben ihn die Athener annectirt) und der Verschlingung der Orte Athenai und Eleusis durch den See (Pausan. IX, 24, 2. Strabo IX, 2. 18) erwachsen.

126. So zeigt sich uns das Gebiet des Kopaissees als ein Hauptsitz mykenischer Cultur. Die Sage nennt den hier ansässigen Volksstamm Minyer. Dieser Name ist in nachhomerischer Zeit auch auf die Argonauten von Iolkos übertragen worden, wie denn die spätere Sage die thessalischen und boeotischen Gestalten durchweg durch einander wirft (vgl. Athamas und die Phlegyer). Aber der ständige Beiname »die Minyerstadt«, den das boeotische Orchomenos führt (Od. λ 284. Il. B 511), zeigt, dass er ursprünglich hierhin gehört. Dass er historisch ist, ist schwerlich zu bezweifeln; für Art und Nationalität der Minyer ist freilich damit nichts gewonnen. Doch liegt gar kein Grund vor, sie nicht für Griechen zu halten, und sehr möglich ist es, dass sie einfach einen Zweig des boeotischen Volksstammes bildeten. Die Sage erzählt, dass die orchomenischen Minyer unter ihrem König Erginos von Theben Tribut erhoben hätten, dann aber von den Thebanern durch Herakles' Hülfe besiegt und gedemüthigt seien (Eurip. Herakl. 220). Darin spricht sich die Thatsache aus, dass Orchomenos und die Minyer schliesslich durch Theben bezwungen sind. Vielleicht fällt der Niedergang von Orchomenos erst ins 9. und 8. Jahrhundert. In historischer Zeit ist der Minyername ver-

schollen, Orchomenos ist zwar mit Theben aufs tiefste verfeindet, aber nach Sprache und Namen eine boeotische Stadt so gut wie dieses (Herod. VIII, 34; Thuk. IV, 76: Ὀρχομενὸν τὸν Μινύειον πρότερον καλούμενον, νῦν δὲ Βοιώτιον). Nur dadurch, dass die Ionier von Teos sich von den orchomenischen Minyern ableiteten, wie die Prienenser von den Kadmeern, und dass vor allem die Könige von Kyrene und ebenso die Bewohner Triphyliens im Westen des Peloponnes für Nachkommen der Argonauten galten und sich daher den Minyernamen zueigneten, ist der Schein entstanden, als habe es Minyer noch in historischer Zeit, wenn auch unter fremdem Namen, gegeben.

Wo der Minyername zuerst auf die Argonauten übertragen ist, weiss ich nicht; er bezeichnet aber immer nur die Argofahrer, nicht etwa die Bewohner Südthessaliens. — Während O. Müller, Orchomenos und die Minyer, 1820, die Minyersagen historisch deutete, hat Buttmann, Ueber die Minyer der ältesten Zeit, 1820 (Mythologus II), sie als rein mythisches Urvolk zu erweisen gesucht. So wenig ich O. Müller's Erklärungen im einzelnen beistimmen kann, seine Grundauffassung erscheint mir hier richtig. Ob dagegen ein Stamm der Phlegyer jemals existirt hat, ist im höchsten Grade fraglich; die Geschichte braucht ihn jedenfalls nicht zu berücksichtigen. — Was Pausanias als orchomenische Sagengeschichte gibt, ist meist ganz secundär; alte Sagenansätze, auf die Od. λ 283 f. [ist der Name Iasos von Bedeutung?], Il. B 511 ff. hinweisen, sind später verschollen. Das Epos Μινυάς hatte mit den orchom. Minyern schwerlich etwas zu thun, vgl. Wilamowitz, Hom. Unters. 222. Robert, Nekyia des Polygnot 79. — Minyer in Triphylien (Paroreatis): Herod. IV, 148. VIII, 73, wo sie an die lemnischen Argonauten angeknüpft werden und wie die Besiedler von Thera über Sparta kommen. Eine ältere Fassung der Verknüpfung der Triphylier und Minyer scheint Od. λ 281 (Neleus von Pylos heirathet Chloris aus Orchomenos) und Il. Λ 722 (ἔστι τις ποταμὸς Μινυήιος zwischen Pylos und dem Alpheios; die Späteren wussten nichts über ihn, vgl. Strabo VIII, 3, 19) vorzuliegen. Dass geschichtliche Verhältnisse die Grundlage bilden, ist möglich, aber nicht eben wahrscheinlich. Eher haben wir es auch hier mit einer der zahlreichen Uebertragungen thessalischer Sagengestalten (Asklepios und die Asklepiaden; Oichalia mit Eurytos und Iphitos [§. 127]; Kentauren auf dem Pholoegebirge) nach dem Westen des Peloponnes zu thun. — Kyrene gilt für minysch, weil die Gründung der Colonie in mythischer Projection in die Argonautensage (in Anknüpfung an die Fahrt durch den Triton) aufgenommen ist; die Könige von Kyrene müssen daher von demjenigen Argonauten (Euphemos) abstammen, dessen Nachkommen in der

Sage das libysche Land versprochen wird. In Wirklichkeit ist Kyrene eine Colonie von Thera, dies gilt für eine spartanische Ansiedlung. So ist die Erzählung Herod. IV, 145 ff. entstanden, nach der die Minyer von Lemnos (hier lässt die Sage, die schon Il. H 468. Ξ 230. Φ 46. Ψ 745 vorliegt, aber gar keinen historischen Inhalt hat, sondern reine dichterische Erfindung ist, die Nachkommen der Argonauten wohnen) nach Sparta wandern und von hier theils nach Triphylien, theils mit Theras, dessen Geschlecht kadmeischen Ursprungs sein soll [vermuthlich nur eine Variation der ursprünglichen phoenikischen Besiedelung Thera's, vgl. §. 95 A.], nach Thera ziehen. Die Art, wie O. Müller und neuerdings Studniczka, Kyrene, 1890, diese Sagen in Geschichte umsetzen [mit Recht protestirt dagegen schon Buttmann, Mythologus II, 218], nimmt den Schein methodischen Vorgehens an, ist aber thatsächlich die ärgste Willkühr. Wer die griechische Sagengeschichte wirklich kennt, wird den Stammbaum des Arkesilaos und Battos nicht anders beurtheilen als den des Caesar oder des Antonius. — Zu den Aegiden vgl. §. 179 A.

127. Der nördlichste Sitz der mykenischen Cultur, die hier durch ein Kuppelgrab und zahlreiche Gräber mit mykenischen Vasenscherben bezeugt wird, ist der pagasaeische Golf, die grosse Hafenbucht der thessalischen Ebene. Mehr vielleicht noch als irgend ein anderer Theil Griechenlands wird diese Landschaft, das spätere Thessalien, von der Sage gefeiert: der Hafenort Iolkos ist der Ort, von dem die Argonauten ausziehen, im Binnenlande hausen die Lapithen und Kentauren; die Nordmark Thessaliens bildet der Götterberg Olympos, im Süden am Spercheios in der Landschaft Phthia oder Hellas ist die Heimath Achills und seiner Myrmidonen. Hier im Süden ist der Name der Achaeer und Hellenen heimisch (§. 50), in der fruchtbaren Ebene des Binnenlandes wohnen die Pelasger, welche die Sage zu den ältesten Menschen, die Combination der Spätern zur Urbevölkerung Griechenlands machte (§. 36). Historische Nachrichten sind freilich aus den thessalischen Sagen nicht zu entnehmen: es sind Göttermythen, die an thessalischen Oertlichkeiten haften und zum Theil ein historisches Gewand erhalten haben. Auch im Uebrigen verführt die dominirende Stellung Thessaliens in der griechischen Mythologie nur zu leicht zu falschen Schlüssen: sie beruht einzig darauf, dass die griechische

Götter- und Heroensage das erste und grundlegende Stadium ihrer Entwickelung in Aeolis durchlebt hat, die Aeoler Kleinasiens aber der Hauptsache nach aus Thessalien stammen. Ein historisches Element enthält vielleicht die Sage von der Zerstörung der bei Trachis im Spercheiosthal gelegenen Stadt Oechalia durch Herakles, die früh zu grosser Berühmtheit gelangt ist. Freilich ist es sehr wohl denkbar, dass sich darin ein späteres Ereigniss etwa des 10. oder 9. Jahrhunderts wiederspiegelt und die zu Grunde liegende Thatsache vielleicht dem Vordringen der Thessaler nach Süden angehört.

Mykenische Vasen aus Pagasae: Wolters, MAI. XIV. Daneben finden sich in Südthessalien wie in Mykene und Tiryns zahlreiche Vasen geometrischen Stils, die doch wohl der folgenden Epoche angehören. Buttmann, Mythol. II, 188, deutet Ἰαωλκός als „Ionierhafen" und entsprechend Iason als Ionier. Darüber wird sich entscheiden lassen, wenn einmal festgestellt ist, woher der Name der Ionier (Ἰάϝων) und sein Correlat Ἴασος (in Orchomenos Od. λ 283) stammen; unmöglich ist es ja nicht, dass er in Thessalien zu Hause war. Jedenfalls aber können die Namen nicht Schöpfungen der asiatischen Ionier sein. — Die Lage Oichalias (vgl. Strabo X, 1, 10) im Spercheiosthal ist durch die von Lolling, MAI. IV, 209 ff. mitgetheilte Inschrift bestimmt. Es ist wohl der einzige Ort dieses Namens, der wirklich existirt hat; namentlich beruht Oichalia im inneren Thessalien bei Trikka, Il. B 730, wohl nur auf Irrthum. Das Epos Οἰχαλίας ἅλωσις, und im Anschluss daran Sophokles, verlegte den Ort nach Euboea (Pausan. IV, 2, 3), dagegen Od. φ 14 (vgl. ϑ 224) und Il. B 596 (anders B 730) nach dem westlichen Peloponnes, wo es die Späteren in Andania wiedererkennen wollten (Strabo VIII, 3, 6. 25. Pausan. IV, 2, 2. 36, 4). Die verschiedenen Ansätze beweisen, dass die Sage recht alt ist. Vgl. Wilamowitz, Herakles I, 317. Der Lapithenname, der auch im Westen des Peloponnes wiederkehrt (Berg Lapethas in Triphylien, Pausan. V, 5, 8; Lapithaion im Taygetos, Pausan. III, 20, 7), so gut wie die Kentauren im Pholoegebirge in Elis, bezeichnet schwerlich ein geschichtliches Volk. Gehört dazu die Stadt Lapathos auf Cypern? — Ob der Myrmidonenname historisch ist, lässt sich wohl kaum entscheiden. Hellas und Phthia werden im Schiffskatalog B 683 ff. gleichgesetzt, dagegen Il. I 478 ff. (vgl. 395. 447) geschieden: hier ist Phthia ἐριβῶλαξ das Spercheiosthal, dessen innersten Winkel wie in geschichtlicher Zeit das Doloperland bildet, Hellas dagegen das nördliche Gebirgsland am Othrys.

Athen und die Ostküste Griechenlands.

128. In scharfem Gegensatz zu den bisher besprochenen Gebieten spielen die östlichsten Landschaften Griechenlands, Attika und Euboea, in der Sagengeschichte gar keine Rolle. Das liegt aber nur daran, dass die Bevölkerung dieser Gebiete auf die Gestaltung derselben keinen Einfluss geübt hat und dass geschichtliche Ereignisse von nachhaltigem Eindruck sich hier nicht abgespielt haben oder nicht im Gedächtniss geblieben sind. Denn die alte Bedeutung Attikas hat sich in der Thatsache lebendig bewahrt, dass die Burggöttin seiner Hauptstadt schon in mykenischer Zeit zu einer der grössten Gottheiten aller griechischen Stämme geworden ist (§. 73). Auch die Besiedelung der gegenüberliegenden Inseln und Küsten Kleinasiens ist von Attika und Euboea ausgegangen. In Attika ist die mykenische Cultur durch den Palast auf der Akropolis von Athen und die alte neunthorige Burgmauer, die später den Namen Pelargikon führte, durch das Kuppelgrab von Menidi (§. 81 A.) und andere Gräber vertreten. Und auch Euboea kann in einer Zeit, in der uns die Wichtigkeit der Handelsstrasse des Euripos auf der festländischen Seite so deutlich entgegentritt, nicht völlig seitab gelegen haben; gewiss hat Chalkis, »die Erzstadt«, schon damals bestanden. Wie weit wir uns Attika damals bereits als Einheit zu denken haben, wird später zu besprechen sein (§. 223 f.). Die verschiedenen Bevölkerungselemente Euboeas, die meist den Stämmen der Festlandsküste entsprechen, haben wir schon kennen gelernt: Helloper im Norden (§. 42), Abanten und Graer in der Mitte (§. 124), im Süden Dryoper, die auch als Bewohner der Insel Kythnos genannt werden (§. 44). Manche Spuren weisen darauf hin, dass alle Ostküsten Griechenlands in einem näheren Zusammenhang mit einander standen, der nur durch maritime Verbindung hergestellt sein kann. Die attischen Ortsnamen Prasiae und Aphidnae, das euboeische Karystos, das megarische Minoa, das argivische Epidauros kehren in Lakonien wieder; der Ortsname Athenai findet sich

im Norden Euboeas, am Kopaissee, in Attika und in Lakonien. Der Name Kynosuria (Kynuria, »Hundeschwanzland«) ist als Bezeichnung gebirgiger Küstenlandschaften und Vorsprünge ins Meer über das ganze Gebiet verbreitet. Vielleicht darf man auch den Poseidoncultus, der allerdings auch in Arkadien und im Norden des Peloponnes heimisch ist, in diesen Zusammenhang ziehen, und mit Wahrscheinlichkeit lässt sich annehmen, dass der amphiktionische Bund, welcher in dem Heiligthum des Poseidon auf Kalauria an der argivischen Küste (bei Troezen) seinen Mittelpunkt hatte und die Städte Prasiae in Lakonien, Nauplia, Hermione, Epidauros, Aegina in Argolis, Athen und das minysche Orchomenos umfasste, einen Ueberrest dieser alten Seeverbindung darstellt, die sich später in eine rein religiöse Genossenschaft umgewandelt hat. Auch andere Uebereinstimmungen im Cultus und Mythus (§. 75) sind wohl so zu erklären. Ist es gestattet, hier eine alte Colonisation innerhalb der griechischen Welt anzunehmen? und erklärt sich so die Angabe Herodots (VIII, 73), dass die Bewohner des lakonischen Kynuria, d. i. der Abhänge des Parnon am argivischen Golf, Autochthonen ionischen Stammes seien, die später von Argos aus dorisirt worden seien? In Epidauros und Troezen finden sich gleichfalls Spuren einer alten ionischen Bevölkerung. Auch dass die Bewohner der Städte Hermione und Asine in Argolis Dryoper waren wie die von Karystos und Styra im Süden Euboeas, gehört vielleicht hierher. Manche dieser Verhältnisse mögen sich erst in einer späteren Epoche gebildet haben, andere Nachrichten auf falscher Combination beruhen, immerhin ist die Thatsache nicht zu bezweifeln, dass die Gebiete, von denen die Besiedelung der gegenüberliegenden Küsten Kleinasiens, des späteren Ioniens, ausgegangen ist, auch in der älteren Zeit schon nicht ohne Bedeutung gewesen sind.

Kynosura findet sich bei Marathon, auf Salamis, in Megaris und an der lakonischen Küste; ferner gibt es in Sparta eine Phyle, in Arkadien am Lykaion eine Landschaft dieses Namens (vgl. Lykosura). — Amphiktionie von Kalauria: Strabo VIII, 6, 14. Allerdings hat Aegina in der

älteren Zeit gar keine Rolle gespielt, muss ihr also, wenn sie wirklich alt ist, worauf Orchomenos hinweist, erst später beigetreten sein. — In Troezen wird das ionische Apaturienfest gefeiert (Pausan. II, 33, 1); vgl. auch die Verbindung mit Athen in der Theseussage. In Epidauros sollen nach Aristoteles bei Strabo VIII, 6, 15 zuerst Karer, dann zur Zeit der dorischen Wanderung Ionier aus der attischen Tetrapolis gewohnt haben; nach Pausan. II, 26, 1, vgl. VII, 4, 2 herrscht hier Pityreus S. d. Ion. Ist die Wiederkehr des Namens Epidauros (Limera) in Kynuria so zu erklären? Allerdings können sich in diesen Erzählungen sehr wohl weit spätere Beziehungen zwischen den Ioniern und diesen Gebieten wiederspiegeln. — Dryoper in Hermione und Asine: Herod. VIII, 43. 73. Strabo VIII, 6, 13. Pausan. IV, 34, 9; auf Euboea (und Kythnos): Her. VIII, 46. Thuk. VII, 57. Pausan. IV, 34, 11; beide Diod. IV, 37. Bekanntlich sollen sie ursprünglich in dem späteren Doris am Oeta gesessen haben; Strabo VII, 7, 1 hält sie für Barbaren. — Ich wage nicht, in der Angabe, dass die Ionier vor der dorischen Wanderung im Aigialos, dem späteren Achaia, gesessen hätten, einen hierher gehörigen historischen Kern zu suchen; und ebenso wenig, die Minyer in Triphylien und die Beziehungen zwischen Thessalien und dem Westen des Peloponnes auf ähnliche Weise zu erklären.

Verbreitung der mykenischen Cultur. Der troische Krieg. Sardinien.

129. Wie die mykenische Cultur aus der Verbindung der griechischen Welt mit dem Orient erwachsen ist, so haben auch die griechischen Staaten dieser Epoche in ununterbrochener Fühlung mit den Mächten des Ostens, vor allem mit den phoenikischen Seefahrern, gestanden. Freilich lässt sich der grössere politische und commercielle Zusammenhang, der die Geschicke der einzelnen Staaten auf das mannigfachste beeinflusst haben muss, wohl ahnen, aber nur in vereinzelten Fällen genauer erkennen. Wenn die Pharaonen der achtzehnten Dynastie sich rühmen, dass ihnen »die Inseln der Nordvölker«, »die Inseln im grossen Meer«, »Cypern (Asebi), alle verborgenen Lande und alle Inseln der Fenchu« unterthan gewesen seien (I, 194. 220), so ist es sehr wohl möglich, dass auch die Fürsten von Mykene und Orchomenos einmal dem Pharao gehuldigt und ihm Geschenke gesandt haben.

Von einer wirklichen Unterwerfung der griechischen Welt kann nicht die Rede sein; aber die commerciellen Interessen geboten, mit der gewaltigen Grossmacht, die im Nilthal erstanden war und die östlichen Küsten des Mittelmeers beherrschte, ein gutes Verhältniss anzustreben. Wiederholt findet sich der Name Amenḥotep's III., des letzten Pharaonen der achtzehnten Dynastie, unter dem die aegyptische Macht noch intact dastand (ca. 1440—1400), und der seiner Gemahlin in Mykene und auf Rhodos; es sind die einzigen Denkmäler mit Schriftzeichen unter den Funden der mykenischen Epoche und wohl ein Beleg für die Anerkennung der aegyptischen Souveränetät. Mykenische Waaren, besonders Thongefässe, sind an allen Stationen der orientalischen Handelsstrasse zum Vorschein gekommen, auf Kreta, auf Rhodos — wo in Ialysos ein Centrum mykenischer Cultur ersteht — auf Cypern und in Aegypten. Vereinzelt erscheinen sie hier als Tributgegenstände; neuerdings aber sind am Eingang des Faijûm die Trümmer einer Stadt aus der Zeit der achtzehnten und neunzehnten Dynastie aufgedeckt worden, in der sich Scherben mykenischer Vasen in grosser Anzahl gefunden haben. Dass die mykenische Kunst auf den Orient zurückgewirkt und auch ihrerseits zu der Ausbildung des vorderasiatischen Mischstils beigetragen hat, wurde schon erwähnt (§. 115). Die bemalten Vasen, welche den Königen Dḥutmes III. und Tut'anchamon als Tribute »der Grossen Phoenikiens (Kaft) und der Inseln im grossen Meer« dargebracht werden (I, 198 Anm.), sind zwar nicht mykenisch, scheinen aber doch sowohl durch ihre Form wie durch die Thatsache, dass sie überhaupt bemalt sind, den Einfluss Mykene's zu verrathen. Einzelne mögen cypriotisch sein; in den übrigen dürfen wir wohl Erzeugnisse der ja noch immer fast unbekannten phoenikischen Industrie sehen. Charakteristisch ist für sie besonders der Blüthenkelch am Fuss des Gefässes, der in der folgenden Epoche dann auch in Griechenland, besonders auf Rhodos, auftritt.

Skarabaeus Amenḥotep's III. aus einem der ältesten Gräber von Ialysos: FLMV. Taf. E 1; Skarabaeus seiner Gemahlin Ti aus dem Palast von Mykene: Ἐφ. ἀρχ. 1887, Taf. 13, 21. Porcellanscherben mit seinem

Namen aus einem Grabe von Mykene: Ἐφ. ἀρχ. 1888, S. 156; 1891, Taf. III. Mykenische Objecte aus Aegypten: FLMV. S. 31. PUCHSTEIN, Wochenschr. f. cl. Philol. 1891, 417 (Holzplättchen in Berlin), ferner die Vase bei ROSELLINI, mon. civ. 60, 3, die vielleicht aus Cypern stammt und jedenfalls irgend einer Tributdarstellung entnommen ist. Sie bildet den Uebergang zu den im Text erwähnten phoenikischen Vasen. Funde von Gurob am Eingang des Faijûm: PETRIE, Kahun, Gurob and Hawara 1890, pl. 28 (vgl. §. 88); vgl. jetzt auch PETRIE, J. Hell. Stud. XI, 271 ff. Die eingeritzten Schriftzeichen zeigen meist Anlehnung an hieratische Zeichen, kein einziges ist mit Sicherheit dem phoenikisch-griechischen Alphabet zuzuweisen. Myk. Scherben aus Tell el Amarna: SAYCE, Academy 1892, p. 212. Man vergleiche auch den auf der mykenischen Vase MAI. VIII, Taf. 1 eingeritzten Blumenaufsatz mit den Blumenschalen unter den aegyptischen Tributdarstellungen. — Ueber die aegyptische Chronologie s. §. 82.

130. Auch sonst hat sich die mykenische Cultur auf dem Seewege verbreitet. Deutlich spricht sich darin die hohe Ausbildung des Handels und Seeverkehrs der Epoche aus; um so schärfer hebt sich dem gegenüber die Thatsache ab, dass der Westen Griechenlands von ihr ganz unberührt geblieben ist. Wie auf Kreta und Rhodos hat sie auch auf den anderen Inseln des aegaeischen Meeres Eingang gefunden; die Trümmer eines Hauses auf Therasia (§. 77) zeigen mykenische Wandmalereien. Wenn an der Westküste Kleinasiens Ueberreste aus älterer Zeit bisher überhaupt schon entdeckt wären, würden uns unzweifelhaft auch hier mykenische Waaren begegnen; karische Gräber der folgenden Epoche zeigen ihren Einfluss. Die Einwirkung der kleinasiatisch-chetitischen Kunst auf Mykene haben wir kennen gelernt; gewiss gingen dem politische und commercielle Beziehungen zur Seite, die, wenn wirklich ein mächtiges chetitisches Reich bestand und sich zeitweilig bis ans aegaeische Meer erstreckte, nur um so stärker gewesen sein müssen. Die Beziehungen zwischen Troja und Griechenland, welche in der Gleichheit der Burganlage hervortreten, sind schon besprochen. Mitten unter den rohen einheimischen Arbeiten haben sich hier goldene Schmucksachen im mykenischen Stil gefunden (§. 110 A.), ein sehr willkommener Beweis dafür, dass die Blüthe von Troja trotz des

weit alterthümlicheren Eindrucks, den es zunächst hervorruft, im wesentlichen derselben Zeit angehört wie die von Mykene und Tiryns. Auch diese Funde zeigen, dass Troja am Handelsverkehr der Zeit betheiligt war, eine Thatsache, die sich noch deutlicher aus seiner Lage ergibt. Dass hier ein mächtiger Herrschersitz erstand, kann nur darauf beruhen, dass die Stadt die hellespontische Handelsstrasse beherrscht; der flache Strand an der Mündungsebene des Skamander ist für den älteren Seeverkehr, bei dem die Schiffe auf den Strand gezogen wurden, der natürliche Hafen am Eingang des Hellespont. In diesen Zusammenhang gehören die Begebenheiten hinein, aus denen die Sage vom troischen Kriege erwachsen ist.

Wandmalereien von Therasia: FLMV. Taf. XII. Karische Grabanlagen und Gefässe mit Nachwirkungen der mykenischen Kunst (bei Halikarnass): Paton, J. Hell. Stud. VIII, 69 ff. Dümmler, MAI. XIII, 273 ff. — Dass der mykenischen Zeit auch ein Tauschhandel auf dem Landwege nach Norden nicht fremd war, lehrt das Vorkommen baltischen Bernsteins in Mykene: Schliemann, Tiryns S. 425.

131. Gegenwärtig ist die Meinung weit verbreitet, die Sage vom troischen Kriege sei ein Reflex der Kämpfe, welche die Aeoler bei ihrer Festsetzung auf der Idahalbinsel mit der einheimischen Bevölkerung geführt hätten. Indessen ist die Troas keineswegs altaeolischer Besitz, sondern erst später von Lesbos, besonders von Mitylene aus, in Besitz genommen. Zuerst haben die Lesbier die Südküste der Landschaft zu beiden Seiten des Vorgebirges Lekton colonisirt; an den Hellespont und in die troische Ebene, das Gebiet des Skamander, sind sie erst im 6. oder frühestens im 7. Jahrhundert vorgedrungen und haben um den Besitz dieses Gebietes in der Zeit des Pittakos und Pisistratos mit Athen schwere und nur theilweise erfolgreiche Kämpfe zu führen gehabt. Wenn es also zwischen ihnen und der einheimischen troischen oder teukrischen Bevölkerung überhaupt zu ernsthaften Kämpfen gekommen ist, so gehören dieselben in eine Zeit, in der die troische Sage nicht nur längst ausgebildet, sondern die homerischen Epen bereits durch die ganze griechische Welt verbreitet waren.

Auf der anderen Seite haben die Ausgrabungen Schliemann's gelehrt, dass an der Stätte des späteren Ilion wirklich ein alter glänzender Herrschersitz gestanden hat, der der mykenischen Epoche angehörte. Er ist durch Feindeshand vernichtet worden; die Spuren des Feuers sind überall erkennbar. Dass die Zerstörung in sehr alte Zeit hinaufragt, lehrt die Höhe der über den Trümmern liegenden Schuttschichten, bis zu den Ruinen der griechischen Colonie hinauf. Nach den Fundthatsachen ist das Datum der Zerstörung Trojas wahrscheinlich noch beträchtlich über das alexandrinische Datum, 1184 v. Chr., hinaufzurücken; viele Jahrhunderte lang ist die Stätte von einer ärmlichen Bevölkerung bewohnt gewesen, die immer höher hinauf ihre Häuser über und in einander gebaut hat, und auch in diesen haben sich gelegentlich noch mykenische Scherben gefunden. Jedenfalls aber muss Troja zerstört gewesen sein lange ehe die Aeoler sich im Skamandergebiet festsetzten oder auch nur zum ersten Male ihre Blicke auf diese Gegenden richteten. Die Monumente bestätigen also die Sage so vollständig wie nur möglich. So gut wie die Nibelungensage die Erinnerung an Begebenheiten der Völkerwanderung Jahrhunderte lang bewahrt hat, bis sie uns fern von ihrem Ausgangspunct in Skandinavien und in Oesterreich in literarischem Gewande entgegentritt, knüpft auch die troische Sage an geschichtliche Ereignisse an, die Jahrhunderte vor den Zeiten der homerischen Dichter sich abgespielt haben. Aber während wir in der deutschen Sage mit Hülfe der geschichtlichen Nachrichten die zu Grunde liegenden Thatsachen ermitteln und die Umgestaltungen verfolgen können, welche sie erfahren haben, ist uns das bei der griechischen Sage versagt, da jede anderweitige Kunde fehlt. Nur das Allerallgemeinste lässt sich durch methodische Sagenkritik mit hinreichender Sicherheit feststellen.

Die aeolischen Städte am Ida gehören nicht zu Aeolis: Herod. I, 151; vgl. V, 94 für die Kämpfe um Sigeon. Weiteres §. 298. Es lässt sich keine griechische Stadt auf der Idahalbinsel nachweisen, bei der eine Anlage vor 700 irgend wahrscheinlich wäre. Ich habe diese Thatsache

schon in meiner Gesch. von Troas 1877 hervorgehoben. sie ist aber fast unbeachtet geblieben. Doch auch wenn sie bis ins neunte und zehnte Jahrhundert hinaufreichten, wären sie viel zu jung, um als Ausgangspunkt der Sage gelten zu können. — Mykenische Scherben beträchtlich über den Ruinen von Troja: Dörpfeld, MAI. XV, 352. Bericht über die Ausgrabungen in Troja 1890. S. 18. 59. Ueber die Geschichte der Nibelungensage s. Müllenhoff, Zeitschr. f. deutsches Alterthum X. Das Paradoxon Müllenhoff's (Deutsche Alterthumskunde I, 19 ff.). Troja sei von den Phoenikern zerstört, seine Einnahme durch Herakles sei ein älterer Bestandtheil der Sage als der Zug Agamemnons, bedarf wohl keiner Widerlegung mehr.

132. Wie in der Nibelungensage die geschichtlichen Bestandtheile unzertrennlich verbunden sind mit rein mythischen Gebilden wie Siegfried und dem Nibelungenhort, wie hier zwei ursprünglich ganz getrennte historische Sagenkreise, der von Attila und den Burgundern und die Dietrichsage, mit einander verschmolzen sind, so sind auch in der homerischen Sage vom troischen Krieg ganz heterogene Elemente mit einander verbunden. Manche Heroen, so namentlich Odysseus und die Helden des thebischen Kriegs (§. 123[1]), haben ursprünglich eine völlig selbständige Existenz gehabt und werden zum Theil erst vor unseren Augen in die troische Sage eingeführt; ebenso Herakles, die lykischen Heroen u. a. Andere Gestalten, wie Aias und Hektor, scheinen rein dichterische Schöpfungen zu sein. Aber auch in dem ältesten Kern der Sage sind schon sehr verschiedenartige Bestandtheile verbunden. Die Sage vom Raube der Helena durch Paris und ihrer Wiedergewinnung durch das Brüderpaar Menelaos und Agamemnon ist rein mythisch und identisch mit der Sage vom Raube der Helena durch Theseus und ihrer Befreiung durch die Dioskuren. Sie reicht mit ihren Wurzeln vielleicht in die indogermanische Urzeit hinauf und spielt jedenfalls ursprünglich in der Götterwelt: alle ihr angehörigen Gestalten, mit Ausnahme der beiden Räuber, sind denn auch

[1]) Wilamowitz' Ansicht, Diomedes und Sthenelos seien aus der troischen Sage in die thebanische gekommen (Hermes XXVI, 239 f.), kehrt meines Erachtens den wahren Sachverhalt um.

spartanische Gottheiten (vgl. §. 121). Dazu kommen wahrscheinlich Elemente, die dem alten Mythus vom Gewitterkampf (§. 32) angehören. Aber in der Sage ist der Mythus zeitlich und räumlich localisirt: er ist übertragen auf die Erzählung von einem Heerzug peloponnesischer Fürsten unter Führung des Königs von Mykene gegen Troja. Zu diesen beiden Bestandtheilen kommt als dritter die Achilleussage. Achills Heimath ist Thessalien, sein Vater ist Peleus, der Heros des Pelion, seine Mutter die Meergöttin Thetis, sein Erzieher der Kentaure Chiron; seine Thaten sind die Bezwingung des Kyknos, des Meerriesen, der auf Tenedos [ursprünglich vielleicht in Thessalien] haust, und des Telephos, des Herrschers der teuthrantischen Küste, die Gewinnung der Briseis, des Mädchens aus der lesbischen Stadt Bresa, die erst durch eine weitere Entwickelung der Sage an die troische Küste versetzt wird. Achill ist offenbar eine aeolische Sagengestalt, seine Verbindung mit dem troischen Kriege, so alt sie ist, ist doch secundär. Auch sein Ursprung, die Sage von seinem frühen Tode, liegt im Mythus; aber seine Thaten spiegeln die Eroberung von Lesbos (vgl. Il. I 129), Tenedos, der teuthrantischen Küste durch die Aeoler wieder, erst von hier aus ist er der Gegner Hektors geworden. Auch auf diesem Wege ergibt sich, dass die Sage vom troischen Kriege nicht aeolischen Ursprungs, nicht aus den Thaten der Aeoler erwachsen, sondern als Tradition, als geschichtliche Kunde aus der Vorzeit ihnen überkommen ist; wie später die Ionier haben vor ihnen die Aeoler sie durch Einfügung ihrer eigenen Sagengestalten erweitert.

Namen wie Priamos mögen geschichtlich sein; Aeneas ist trotz des Aeneaden von Skepsis eine mythische Gestalt (§. 68), die dem Aphroditekult angehört. — Briseis aus Brisa oder Βρῆσα auf Lesbos: Fick in Bezzenb. Beitr. VII. 151. Wilamowitz, homer. Unters. 409. Tümpel, Philol. NF. III, 89 ff., will auch Chrysa und die Chryseis nach Lesbos versetzen. — In den Kämpfen Achills gegen Pedasos, Thebe, Lyrnessos, Chrysa, die Orte an der Südseite der troischen Akte, können sich, wie mehrfach vermuthet ist, vielleicht gleichfalls geschichtliche Erinnerungen wiederspiegeln; in diesen Gegenden haben die Aeoler weit früher gekämpft als am Skamander. Zerstört waren alle diese Orte, deren Existenz nicht

bezweifelt werden kann, in geschichtlicher Zeit; das Gebiet von Pedasos ist aeolisch, aber die Ebene von Thebe, dem späteren Adramytion (I. 488), haben die Griechen niemals besetzt. — Die oft wiederholte Behauptung, die Sage behandle die Kämpfe um Troja, nicht die Zerstörung der Stadt, ist falsch; sie beruht nur auf der dominirenden Stellung, welche das Gedicht von der μῆνις Achill's für die Alten und noch mehr für uns gewonnen hat. Aber an sich ist die Ἰλίου πέρσις stofflich ebenso alt, wenn nicht älter als die Ἰλιάς. Nur bot der lange Krieg weit mehr Anlass und Möglichkeit zur Einflechtung immer neuer Episoden, als der einheitliche Akt der Zerstörung.

133. Somit bleibt als historischer Kern der Sage die Zerstörung Trojas durch einen Heerzug peloponnesischer Fürsten oder vielmehr, wie wir wohl unbedenklich sagen dürfen, durch den König von Mykene und seine Mannen. Für die Sage und ihre poetische Gestaltung ist diese Ueberlieferung freilich nur die Hülle, sie birgt einen Inhalt ganz anderen, theils mythischen, theils geschichtlichen Ursprungs. Aber eben dadurch wird es nur um so gewisser, dass sie auf ächter geschichtlicher Erinnerung beruht. Wie der Kampf gegen Theben ist der gegen Troja frühzeitig der Krystallisationspunkt für mythische Erzählungen und dadurch zur lebendigen Sage geworden, deren Gedächtniss durch alle Generationen sich fortpflanzte. Wie es gekommen ist, dass von allen Begebenheiten der mykenischen Zeit gerade diese Ereignisse auf solche Weise sich erhalten haben, das lässt sich hier so wenig beantworten, wie die gleiche Frage beim Untergang der Burgunder von Worms. Auch können wir den Zug gegen Troja nicht in einen festen historischen Zusammenhang einordnen; aber dass sich ein Kriegszug gegen die mächtige Stadt am Hellespont mit den friedlichen Beziehungen der mykenischen Zeit zur kleinasiatischen Küste sehr gut verträgt, ist ohne weiteres klar. Der schon von Thukydides I, 10 bekämpfte Einwand, dass ein derartiges Unternehmen über die Kräfte der mykenischen Zeit hinausgehe, ist gänzlich unbegründet; was damals möglich war, wissen wir nicht von vornherein, sondern wir sollen es aus den Zeugnissen lernen, die wir besitzen. Auch hier ist es verkehrt, aus den weit kleineren Verhältnissen der folgen-

den Zeit auf die erste grosse Epoche der griechischen Geschichte zurückzuschliessen. Wohl aber wird man geneigt sein, die Auffassung der Sage für richtig zu halten, welche den troischen Krieg als den Höhepunkt der mykenischen Epoche betrachtet.

Zu fragen, warum die Tradition vom troischen Krieg sich mit dem Mythus von Helena verbunden hat, ist unzulässig. Warum ist Siegfried mit der Burgundersage verbunden? Besässen wir Lieder aus dem 11. oder 12. Jahrhundert, so würden wir vielleicht darüber Aufschluss geben können.

134. Auch nach Westen haben sich die Einflüsse der mykenischen Cultur verbreitet. Das Vorkommen von Kuppelgräbern in Sicilien und Italien, ja in Portugal, die Anklänge der Grabbauten auf Sardinien an die mykenischen sind schon besprochen (§. 104). Mykenische Waaren finden sich vereinzelt auf Sicilien (in dem Kuppelgrab), in Unteritalien und auf Sardinien. Auf dieser Insel kommen mitten unter Fundstücken der karthagischen Epoche sehr häufig Gemmen vor, welche mit den »Inselsteinen« übereinstimmen und dieselben phantastischen Mischgestalten zeigen wie diese (§ 113), während diese sonst in der phoenikischen Kunst in Phoenikien, Cypern, Vorderasien höchstens ganz vereinzelt erscheinen. Es zeigt sich hier eine Verbindung zwischen der mykenischen Kunst und Sardinien, die bis in weit spätere Zeiten nachgewirkt hat. Dadurch fällt ein unerwartetes Licht auf die aegyptischen Angaben über die Völker des Mittelmeers. Seit den Zeiten Seti's I. (um 1360 v. Chr.), unter dem die Kriege mit den Chetitern beginnen, erscheinen im Heere der Pharaonen ausländische Söldner, theils Neger und Libyer, vor allem aber ein Corps aus dem Volksstamm der Schardana, das unter den folgenden Herrschern bis auf Ramses III. immer mehr zur eigentlichen Kerntruppe der aegyptischen Heere wird. Sie kommen aus weiter Ferne, ihre Heimath ist eine »Insel im grossen Meere«. Auf den ersten Blick unterscheiden sich diese jugendlichen kräftigen Gestalten, denen der Bart um das Kinn spriesst, von den Aegyptern durch ihren Typus

und durch ihre Bewaffnung. Diese ist die mykenische: Schwert, Schild und Helm, unter Ramses III. daneben auch die Lanze. Der Schild ist kreisrund, mit zwei Griffen, das lange spitze Schwert ist mit dem mykenischen völlig identisch. Der Helm trägt einen Knopf und zwei hörner- oder halbmondförmige Ansätze, ähnlich den Helmen auf der einen Seite der mykenischen Kriegervase (§. 109). Die Schardanakrieger entstammen also einem Lande, das von der mykenischen Cultur beeinflusst ist: die Ueberlegenheit des Schwertkampfes erweist sich sogleich hier, offenbar um seinetwillen sind die Schardana angeworben. Die auf der Namensgleichheit beruhende Vermuthung, dass die Insel Sardinien ihre Heimath sei, hat somit in der That grosse Wahrscheinlichkeit. Dass sardische Bronzen aus späterer Zeit Krieger mit Rundschilden und gehörnten Helmen tragen, dient dem zur weiteren Stütze — die Abweichungen, volle Rüstung und der Gebrauch von Bogen und Lanze, fallen bei dem Unterschied der Zeiten wenig ins Gewicht. Ob zwischen Griechenland und Sardinien ein directer Verkehr bestanden hat, ist allerdings sehr fraglich, und als Vermittler zwischen Sardinien und Aegypten können vollends nur die Phoeniker in Betracht kommen. Sie werden die Werber der Pharaonen gewesen sein; dass die Jugend der Insel dem lockenden Ruf in die Ferne folgte, der ihr Beute, Reichthum und Ehren versprach, ist begreiflich genug. So lange Aegypten seine Grossmachtstellung behauptete, sind immer neue Schaaren als Söldner ins Nilland gewandert. Die dieser Zeit angehörige Stadt am Eingang des Faijûm (§. 129), in der sich die mykenischen Scherben gefunden haben, war wohl eine Niederlassung der Schardana; auch Angehörige anderer Volksstämme desselben Culturkreises scheinen daran betheiligt gewesen zu sein.

Sardische Gemmen, die mit den »Inselsteinen« identisch sind: Ebers, Annali dell' Inst. 1883, S. 101 u. Taf. H. Auch die sardischen Bronzen erinnern an die kleinasiatischen bei Perrot et Chipiez IV, S. 761 ff. — Ueber die Schardana vgl. meine Gesch. Aegyptens S. 286. 312 ff. mit den Abbildungen. Sardische Kriegerbronzen: Pais, la Sardegna (§. 104).

Taf. 5. PERROT et CHIPIEZ IV, 64 ff. Der aus einer Art Stacheln bestehende Kopfschmuck des Sardus pater auf Münzen (z. B. EBERS, annali 1883, Taf. Ha 3) entspricht dem Kopfschmuck der Pursta (§. 136) und der Feinde auf der mykenischen Kriegervase FMLV. Taf. 43, während die Vertheidiger (Taf. 42) hier Helme tragen, die den Schardanahelmen ähnlich sind. Diese waren also in der letzten Epoche Mykene's, aus der die Vase stammt, hier eingeführt. — Unter den Funden PETRIE's in Gurob befindet sich das Grab eines höheren Officiers An-Turscha, also wohl eines eingewanderten Turscha (§. 136), aus der Zeit Seti's I.

Kriegszüge nach Aegypten.

135. Die von Dhutmes III. begründete Herrschaft der Pharaonen über Syrien und Phoenikien hat etwa 80 Jahre lang bestanden. Theils durch das Erstarken der einheimischen Mächte, theils durch die schweren religiösen Wirren, welche zu Ende der achtzehnten Dynastie in Aegypten ausbrachen, ist sie grösstentheils verloren gegangen. Als nach Beendigung der Religionskriege die neunzehnte Dynastie den Thron bestieg, hatte sie die Eroberung Syriens aufs neue zu beginnen. Hier trat den Aegyptern das neuerstandene Chetareich entgegen. In langen und blutigen Kämpfen haben Seti I. und Ramses II. doch nur den südlichen Theil Syriens, das spätere Palästina, behauptet. Im Frieden mussten sie das Chetareich als ebenbürtige Macht anerkennen, und bald entstand zwischen beiden Staaten ein enges Freundschaftsbündniss. Nach dem Tode Ramses' II. (um 1280) erscheint dann plötzlich ein Feind an der anderen Seite des Reichs: Völker »von den Ländern des Meeres«, »Nordvölker aus aller Herren Lande«; die Schardana, Turscha, Schakaruscha, Aqaiwascha und Ruka sind in Libyen (bei Kyrene) gelandet und brechen mit den Libyern vereint ins Delta ein. Bei Prosopis werden sie in erbitterter Schlacht von König Merneptaḥ geschlagen und vernichtet. In weit grösseren Dimensionen wiederholen sich diese Vorgänge ein halbes Jahrhundert später unter Ramses III. (um 1200 v. Chr.). Eine Völkerwanderung ergiesst sich nach Osten; sie trifft zunächst Syrien, wo das Chetareich und die kleineren nord-

syrischen Staaten den schwersten Stoss erhalten, dann die aegyptischen Besitzungen. Neben den Schardana, Turscha, Schakaruscha werden diesmal die Danauna, die Zakkari und Pursta, die Uaschasch genannt. Mit Weib und Kind ziehen sie einher, theils zu Lande auf Ochsenkarren, theils zur See in grossen offenen Ruderschiffen, in deren Mitte ein Mast aufragt; nur der spitze Schnabel unterscheidet sie von den aegyptischen Schiffen. Bei Migdol an der Ostgrenze Aegyptens erwartete Ramses III. ihren Angriff und erfocht zu Land und zu Wasser einen grossen Sieg, durch den die Invasion vom Nilthal abgewendet wurde; den Ausschlag im Kampf gaben auch diesmal die in aegyptischen Diensten stehenden Schardana. Den weiteren Verlauf der Bewegung kennen wir nicht; vielleicht ist aus dem Reste der eingedrungenen Pursta das Volk der Philister hervorgegangen (I, 266).

Die Darstellung I, 260. 263 ist nach meiner Gesch. Aegyptens S. 305 ff. (wo auch die Abbildungen gegeben sind) zu ergänzen und zu berichtigen.

136. Wo die Heimath dieser Volksstämme gelegen hat, lässt sich im einzelnen nicht genauer ermitteln. Die Aegypter lassen sie »von ihren Inseln im grossen Meere« kommen — doch haben sie wohl auch das Festland Kleinasiens und Griechenlands als Inseln angesehen. Wahrscheinlich hat die Bewegung ähnlich der germanischen Völkerwanderung sehr verschiedenartige Stämme mit sich fortgerissen. Die Schardana kamen aus Sardinien, die Turscha sind vielleicht die Tyrsener (Etrusker), die Danauna die Danaer von Argos; ganz problematisch ist die Identificirung der Schakaruscha mit den Sikelern, der Aqaiwascha mit den Achaeern. Andere Stämme mögen in Kleinasien gesessen haben: unter den Hilfstruppen der Chetiter im Kriege mit Ramses II. finden sich Krieger, die den Pursta Ramses' III. gleichen [1]. In den aegyptischen Abbildungen, welche die Pursta und die Zakkari besonders hervorheben, tragen die Feinde das mykenische Schwert, Lanzen und runde Schilde und eine eigenthümliche, mit Federn oder

[1] Rosellini mon. stor. 104.

Stacheln gezierte Kopfbedeckung. Daraus folgt zwar nicht, dass die Angreifer Griechen gewesen sein müssen, wohl aber, dass sie aus einem Gebiet stammen, das den Einflüssen der mykenischen Cultur ausgesetzt war.

Dass die Meinung, die Aqaiwascha seien beschnitten, auf falscher Uebersetzung beruht, hat M. Müller, Proceedings of the Soc. of Bibl. Arch. X, 167, erwiesen. — Ueber die Verschiebung der Völkerverhältnisse im östlichen Kleinasien um 1175 v. Chr. s. I. 265.

137. Wo die Wanderung ihren Ursprung genommen hat, lässt sich nicht ermitteln. So nahe es liegen könnte, sie mit den Bewegungen am aegaeischen Meere, etwa der dorischen Wanderung, zu combiniren, so bedenklich sind doch derartige Vermuthungen; dazu wissen wir von beiden Seiten viel zu wenig. Auch ob und wie weit etwa die Bevölkerungsverhältnisse Kleinasiens dadurch umgestaltet sind, bleibt wenigstens gegenwärtig noch völlig dunkel. Aber die allgemeine Bedeutung dieser Züge tritt um so klarer hervor: sie sind der erste Vorstoss des Abendlandes gegen die Culturländer des Orients. Die beginnende Emancipation Europas spricht sich in ihnen aus. Den Söldnerschaaren, die in den Diensten des Pharao ihr Brot suchen, den kleinasiatischen Kriegern, welche dem Chetakönig Heerfolge leisten, folgen kühne Abenteurer, welche auf eigene Hand die Schätze des Orients zu gewinnen trachten, ähnlich wie im dritten Jahrhundert n. Chr. die germanischen Stämme nicht nur als Söldner in römische Dienste treten, sondern gelegentlich auch weithin Raubzüge zu Land und zur See unternehmen. Vielleicht sind schon die ersten Schardana auf diesem Wege in die Dienste Aegyptens gelangt: es ist möglich, dass eine in feindlicher Absicht gelandete Schaar den ersten Kern des Söldnercorps gebildet hat. Ihnen folgten, vielleicht auf die Kunde vom Tode des grossen Ramses, andere Züge, die über Libyen in Aegypten einzubrechen suchten: in einer grossen Völkerwanderung nach Art der Züge der Kimmerier, der Skythen, der Kelten erreicht die Bewegung ihren Höhepunkt und ihren Abschluss. Sie bezeichnet zugleich das Ende einer Epoche der Geschichte der

Mittelmeerwelt. Zum ersten Male hatten sich grosse, weite Gebiete umspannende und bewegende internationale Beziehungen herausgebildet — Beziehungen von der Ausdehnung, dass sie selbst in unserem mehr als dürftigen Material noch deutlich erkennbar sind. Jetzt versinkt Aegypten, das unter Ramses III. nur scheinbar noch einmal neue Lebenskraft gewonnen hatte, in volle Ohnmacht und verliert allen Einfluss auf die Weltgeschicke; das niemals zu festem Zusammenschluss gelangte Chetareich ist, vielleicht durch den Stoss der Völkerwanderung, auseinander gefallen. So beginnt eine Zeit selbständiger kleinstaatlicher Verhältnisse in Syrien wie am aegaeischen Meer, in der die internationalen Beziehungen zwar auch niemals völlig aufgehört, wohl aber ihre massgebende Bedeutung verloren haben.

VI. Besiedelung der Küsten Kleinasiens.

Bedingungen der Colonisation.

138. Die Höhe der Volkszahl beruht überall auf den Ernährungsbedingungen, unter denen ein Volk steht. Diese sind zum Theil von der natürlichen Beschaffenheit des Landes, vor allem aber von dem Culturzustande des Volks, von seinen socialen, ökonomischen und politischen Verhältnissen abhängig; unter normalen Verhältnissen ist die Volkszahl eines Gebiets genau so gross, wie sie unter den gegebenen Bedingungen sein kann[1]). Da aber jede Bevölkerung die Tendenz hat, sich

[1]) Thatsächlich ist dieser Satz nur mit grossen Einschränkungen richtig, auch ganz abgesehen von den äusseren Einwirkungen, welche Kriege, verheerende Krankheiten u. ä. vorübergehend ausüben können. In allen Uebergangszeiten — und das sind immer die Epochen regsten politischen und culturellen Lebens — ist in Wirklichkeit die Bevölkerung entweder geringer oder grösser als die normale, da hier die Lebens-

zu vermehren, so entsteht immer aufs neue das Bedürfniss für den Ueberschuss oder für die gesteigerte Gesammtbevölkerung durch Aenderung der Ernährungsbedingungen Raum zu schaffen; und so wird für die Geschichte eines jeden Volks, soweit sie nicht von zufälligen äusseren Ereignissen, wie der Verdrängung oder Unterjochung durch mächtigere Gegner, bedingt ist, sondern sich von innen heraus entwickelt, das natürliche Wachsthum der Bevölkerung einer der wichtigsten Factoren aller Bewegung und allen Fortschritts. Er zwingt die Nomaden, die halbsesshaften Stämme, die Bewohner begrenzter Gebirgsthäler immer aufs neue zu dem Versuch, ihr Gebiet zu erweitern oder in die Ferne zu wandern; wo diese Möglichkeit fehlt und wie in Wüstengebieten eine andere Lebensgestaltung unmöglich ist, verzehrt sich die überschüssige Kraft eines Volks in inneren Kämpfen zwischen den einzelnen Stämmen, bis sie schliesslich doch einmal eine Gelegenheit zum Ausbruch findet. In anderen Fällen aber führt das Anwachsen der Bevölkerung zu höherer Civilisation, zum Ackerbau und zur Sesshaftigkeit, zu gesteigerter Intensität der Bodencultur, zur Entwickelung neuer Erwerbszweige, namentlich des Handels und der Industrie. Aber auch umgekehrt sind diese Sätze richtig. So lange die Möglichkeit vorhanden ist, die Ernährungsbedingungen zu verbessern oder zu vermehren, sei es durch Eroberung oder durch Emigration, sei es durch Erschliessung der Hülfsmittel, welche der Boden und welche die gesteigerte Cultur bieten, sei es durch alle diese Factoren zusammen, so lange wächst die Bevölkerung ungehindert, und mit ihr die Macht und die Prosperität des Volks. Fallen diese Bedingungen weg, so wird auch die Bevölkerung nothwendig stabil. Ist aber die Möglichkeit weiteren Fortschritts ausgeschlossen, sind alle Hülfsquellen erschlossen, tritt gar eine Erschöpfung derselben oder eine Umgestaltung der politischen und commerciellen Verhältnisse ein,

---

bedingungen in fortwährendem Fluss sind und die Ausgleichung sich erst allmählich vollziehen kann.

so ist ein noch weit stärkerer Rückschlag unvermeidlich, und er wird nur um so schwerer empfunden, je höher Cultur und Wohlstand und damit die Anforderungen an das Leben gesteigert sind. Mit der rückläufigen Bewegung, der Abnahme der Volkszahl, sinkt die Bedeutung des Volks, sein Wohlstand und zuletzt auch seine Cultur dahin.

Ich verweise gleich hier auf die trefflichen Werke von Roscher [und Jannasch], Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung, 3. Aufl. 1885, und Beloch, die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt, 1886; auf letzterem beruht auch mein Aufsatz über die Bevölkerung des Alterthums im Handwörterbuch der Staatswissenschaften II, 443 ff.

139. In der griechischen Geschichte ist diese Entwickelung besonders deutlich erkennbar. Das kleine Land mit seinen eng begrenzten Ebenen und Gebirgsthälern vermag nur eine beschränkte Bevölkerungszahl zu ernähren, und wie in allen Gebirgsländern, z. B. in der Schweiz, sucht der immer aufs neue sich erzeugende Bevölkerungsüberschuss einen Abfluss in die Fremde. Nur unter besonders günstigen Verhältnissen kann bei continentalen Völkern dieses Drängen gegen die Nachbarländer zu einer Machterweiterung, zur Occupation neuer Gebiete führen; sind die Nachbarn widerstandsfähig genug, so bleibt den überschüssigen Elementen, wenn sie sich nicht in sich selbst verzehren, nur übrig, sich als Söldner oder als Gewerbetreibende und Kaufleute in der Fremde ihr Brot zu verdienen. Die Geschichte der oskischen Stämme, der Kelten, der Germanen, der Araber, der Schweizer, in gewissem Sinne auch die der Juden, bietet dazu Illustrationen in Fülle. Bei den Griechen war eine derartige Entwickelung unmöglich, da ihnen jede Ausbreitung zu Lande durch die Natur ihrer Wohnsitze abgeschnitten ist. Dagegen lag ihnen das Meer nach allen Seiten hin offen. Sobald eine gewisse Culturhöhe erreicht war, musste die Ausbreitung zur See beginnen. Die äussere Geschichte des griechischen Volks besteht wesentlich in einer ununterbrochenen überseeischen Auswanderung. Zunächst erscheint sie als Occupation immer neuer Küsten des Mittelmeers; dann als die Verhältnisse neue Coloniegründungen nur

noch ausnahmsweise ermöglichen, als Auswanderung von Söldnern und Kaufleuten. Ihren Höhepunkt erreicht die Bewegung, als durch Alexander den Grossen dem griechischen Volk der ganze Osten erschlossen wird und die griechische Nationalität und Cultur die Weltherrschaft gewinnt. Eben dadurch aber wird für das griechische Mutterland ein Rückschlag herbeigeführt, der immer grössere Dimensionen annimmt, je mehr Griechenland aus dem Centrum der Weltgeschichte fortrückt; erst in der Gegenwart bahnt sich wieder ein neuer Aufschwung des Landes an.

Ein Vergleich der griechischen mit der schweizerischen Geschichte ist durch ihre Uebereinstimmungen wie durch ihre Unterschiede ausserordentlich lehrreich. Anders als in Griechenland ist eben um der continentalen Lage willen den Schweizern eine Ausdehnung ihres Gebiets durch Eroberungen trotz aller Kriegszüge nur in sehr geringem Umfang gelungen; so tritt an dessen Stelle bald das schweizer Söldnerthum, und als auch dies nicht mehr möglich ist, die Auswanderung der schweizer Gewerbtreibenden. Auch die normannische Colonisation eignet sich zum Vergleich.

140. Für eine überseeische Colonisation liegen, so lange an den Küsten, auf die sie gerichtet ist, noch primitive Zustände herrschen und keine festeren politischen Gebilde bestehen, die Aussichten weit günstiger, als für eine Ausbreitung zu Lande, weil sie nicht in einem einmaligen Act, sondern in einer continuirlichen, oft Jahrhunderte umfassenden Reihe von Einzelvorgängen sich vollzieht. Nur wo die einheimische Bevölkerung von einem starken Selbständigkeitsgefühl beseelt und militärisch gut organisirt ist, oder wo sie selbst Seefahrt treibt und daher den Werth der eigenen Küsten zu schätzen weiss, ist eine Colonisation unmöglich, es sei denn, dass die Fremden von Anfang an mit entschiedener Uebermacht auftreten. Sonst aber hat der Meeresstrand für die Einheimischen geringen Werth, die Fremden bringen ihre Waaren und Erfindungen ins Land und kaufen die einheimischen Producte auf, sie zahlen auch wohl einen Grundzins für den abgetretenen Küstenstrich, sie sind daher zunächst in der Regel willkommene Gäste. Eine Gefahr erblickt man in ihnen nicht, dazu sind sie nicht zahl-

reich genug. Entsteht aber ein Zwist, so sind die Fremden, da sie von Anfang an zur Vorsicht gezwungen sind und es sich um ihre Existenz handelt, den zersplitterten einheimischen Stämmen gegenüber meist im Vortheil; sie werden sich an günstig gelegenen Punkten oder hinter rasch angelegten Verschanzungen vertheidigen und zumal, wenn sie Nachschub aus der Heimath erhalten, in der Regel behaupten, auch wenn sie an sich unter gleichen Bedingungen den Einheimischen keineswegs überlegen sind. So gelangen, wenn die Colonisation intensiv genug auftritt, d. h. wenn die Zuzüge fortdauern, die Ansiedler allmählich in festen Besitz der fremden Küste. Je nach der Lage der Dinge werden sie sich entweder zu Herren der binnenländischen Bevölkerung machen oder in freundlichem Verkehr mit ihr stehen. Erst unter wesentlich geänderten Verhältnissen macht diese den Versuch sich zu emancipiren und es tritt der unausbleibliche Rückschlag ein, dessen Verlauf wir hier noch nicht zu verfolgen haben.

Für die Art der Colonialgründungen kann die aus Charon bewahrte Gründungslegende von Lampsakos (fr. 6), so wenig sie geschichtlich ist, als typisch gelten. Vgl. auch die Gründungssage von Massalia, Justin. 43, 3. 4. — Herodots Angabe I, 146, die aus Athen ausziehenden Ionier hätten keine Frauen mitgebracht, sondern karische Weiber genommen, deren Eltern sie erschlagen hatten, soll zur Erklärung der zurückgezogenen, von den Männern getrennten Lebensweise der milesischen Frauen dienen. Uebrigens mag derartiges wiederholt vorgekommen sein.

141. Die erste grosse Epoche der griechischen Colonisation gehört der mykenischen Zeit an. Das widerspricht freilich der herrschenden Auffassung durchaus; man hat sich gewöhnt, die Colonisation der Westküste Kleinasiens als eine Folge der grossen Völkerbewegungen im europäischen Mutterland zu betrachten, durch die die ältere Bevölkerung verdrängt sei, und die Besiedelung Cyperns setzt man meist gar ins 10. oder 9. Jahrhundert hinunter. Die Auffassung des Alterthums ist das nicht. Ihr gelten alle Colonisationen als einheitliche, aber spontane Acte; die Colonien auf Cypern und in Pamphylien werden unmittelbar an den Fall Trojas angeknüpft; die aeolische Wanderung wird kurz vor, die ionische geraume Zeit

nach der Eroberung des Peloponnes durch die Dorer angesetzt. Alle diese Daten beruhen auf Combinationen, auf Folgerungen aus construirten Stammbäumen, bei denen man nach oben hin dadurch gebunden war, dass die Epen vom troischen Krieg die Besiedelung Kleinasiens geflissentlich ignorirten. Irgendwelche Ueberlieferung über die Colonisation, die geschichtlichen Werth hätte, gibt es überhaupt nicht. Aber der moderne Gedanke, die überwältigten Bewohner des Mutterlandes seien auf die Schiffe gegangen und hätten jenseits des Meeres weite Küsten besiedelt, liegt der antiken Auffassung ganz fern[1]). Zu Lande kann wohl ein Volk das andere vorwärts drängen, und auch ein besiegter Stamm kann seine Nachbarn niederwerfen. Aber eine überseeische Colonisation ist auf dem Wege unmöglich, sie setzt die Prosperität des Mutterlandes und eine fortwährende Verbindung mit ihm voraus. Wohl mag einmal eine versprengte Schaar auf die See geflüchtet sein und an fernen Küsten mit Glück oder Unglück gekämpft haben — es wäre sehr wohl denkbar, dass die Seeexpedition, welche Merneptaḥ besiegte, einen derartigen Ursprung hatte. Nachzügler haben die Umwälzungen im Mutterlande den Colonien, die damals längst bestanden, zweifellos gebracht. Aber der Gürtel griechischer Colonien, der sich von Lesbos bis nach Cypern erstreckte, ist nicht auf diese Weise entstanden. Hier wirkt die Vorstellung des Alterthums ein, als sei die Colonisation von Aeolis, von Ionien und Cypern ein im wesentlichen einheitlicher Act. Das widerspricht aller historischen Analogie. Auch die Lage der Colonien selbst beweist das Gegentheil. Ein grosser Heerzug nach Kleinasien hätte sofort bewaffneten Widerstand gefunden und wäre entweder vernichtet, oder er hätte, wenn er siegreich blieb, weithin das Binnenland erobert, wie die Spanier in Mexico und Peru. Colonien wie die griechischen in Kleinasien können nur durch allmähliche Besiedelung entstanden sein, mithin fällt ihre Gründung in die

[1]) Nur bei Velleius I, 2 gehen die von den Herakliden vertriebenen Söhne des Orestes nach Lesbos.

Blüthezeit der mykenischen Epoche. Daher knüpfen denn auch alle Erinnerungen der Griechen Kleinasiens an die Blüthezeit der altgriechischen Zustände an, während sie von den neuen Volksstämmen, den Thessalern und Doriern, schweigen und keinerlei Kunde bewahren von der Art, wie ihre Vorfahren die neuen Wohnsitze gewonnen haben. Nur die nackte Thatsache, dass sie aus Europa gekommen sind, lebt ihnen im Bewusstsein: das konnte jeden Tag der Augenschein lehren. Einen positiven Beweis endlich bietet die Thatsache, dass die Besiedelung von Cypern und Pamphylien von der vordorischen Bevölkerung des Peloponnes ausgegangen ist und nach allen Indicien weit ins zweite Jahrtausend v. Chr. hinaufragt; wie wäre es denkbar, dass das Vordringen der Griechen im aegaeischen Meer erst einer späteren Epoche angehörte?

Cypern.

142. Die Colonisation bewegt sich in erster Linie auf den Wegen, welche für die Seefahrt der mykenischen Epoche die wichtigsten waren. Sie ist ins östliche Becken des Mittelmeers gerichtet. Die griechischen Ansiedelungen auf Cypern und an der pamphylischen Küste sind die Ergänzung der Seezüge des 13. und 12. Jahrhunderts nach Aegypten und Syrien — ob und wie weit etwa beide Ereignisse in directem Zusammenhang mit einander stehen, lässt sich aus unserem Material nicht ermitteln. Cypern verdankt seine Bedeutung sowohl den grossen Kupferschätzen des Gebirgsstockes im Südwesten der Insel, wie seiner Lage angesichts der Küsten Phoenikiens und Kleinasiens, und nicht allzuweit von den Mündungen des Nils. So lange der Handel wesentlich Zwischenhandel ist und der Schiffer jede Nacht einen schützenden Hafen zu gewinnen sucht, war die Insel der naturgemässe Durchgangs- und Kreuzungspunkt für allen Seeverkehr im Osten des Mittelmeers. Die völlig ausgewachsene Schifffahrt kann solcher Stützpunkte entbehren, und so verliert Cypern im Alterthum

seit dem 4. Jahrhundert und dann wieder nach dem Ende des Mittelalters allmählich die Bedeutung, die es bis dahin behauptet hat; die directen Handelsrouten der hellenistischen Zeit und der Neuzeit führen an der Insel vorbei, oder berühren sie höchstens im Vorübergehen. Aber im früheren Alterthum wie im Mittelalter ist Cypern der Punkt, wo mehr noch als sonst irgendwo die Culturen des Orients und des Abendlandes zusammenstossen und sich vermischen. Woher die älteste Bevölkerung der Insel stammt, wissen wir nicht; es liegt nahe, an Kleinasien zu denken. Ihr gehören die ältesten Ansiedlungen und Gräber an, die über die ganze Insel vertheilt sind. Die wichtigsten unter ihnen liegen in der grossen Binnenebene bei den heutigen Orten Nikosia, Phoinikiäs, Alambra (bei Idalion), und in der Mitte der Südküste, bei Psematismeno, wo wohl der Haupthafen dieser Zeit zu suchen ist. Die Cultur dieser Gräber, die mit der trojanischen Cultur des aegaeischen Meers übereinstimmt, haben wir schon kennen gelernt (§. 78 ff.). Babylonische und chetitische Einflüsse lassen sich in ihr erkennen (§. 85. 88). Als dann die aegyptische Grossmacht entsteht, zahlt auch der König von Cypern (Asebi) dem Pharao Tribut, vor allem grosse Massen Kupfers. Die Verbindung mit Aegypten und Syrien kann nur durch die Phoeniker vermittelt sein, mit denen zusammen denn auch die Insel in den aegyptischen Denkmälern wiederholt genannt wird. Aber nicht nur eine passive Rolle hat die Insel damals gespielt; Wohlstand, Industrie, Handel und Export mussten sich entwickeln, namentlich in der Bearbeitung des Kupfers, in der Herstellung von Geräthen und Waffen werden die Cyprier eine führende Rolle gespielt und Syrien wie Griechenland beeinflusst haben.

Die Literatur über Cypern s. §. 77. Zusammenfassende Bearbeitung aus älterer Zeit: W. Engel, Kypros 1841, 2 Bde., noch immer sehr werthvoll. — Die kyprische Schrift ist, was in der Regel todtgeschwiegen wird, von G. Smith (Transact. Soc. Bibl. Arch. II) entziffert, dessen Werk Brandis, M. Schmidt, Deecke u. a. fortgesetzt haben. Sammlung kypr. Inschriften in epichorischer Schrift von M. Schmidt 1876. In Transcription (von Deecke) bei Collitz, Sammlung der griech. Dialektinschr. I, was seitdem erschienen ist, bei Meister, die griech. Dial. II. O. Hoffmann, griech.

Dial. I. Die phoenikischen Inschriften von Cypern s. im C. I. Sem. vol. I. — Nach einer Mittheilung Ohnefalsch-Richter's enthält das Küstengebirge im NO. Cyperns kein Metall; bei Lapathos befinden sich nur Ueberreste antiker Werkstätten, keine Minen. — Bei Skylax 103 werden die Bewohner von Amathus als αὐτόχθονες bezeichnet; hier hat sich also die Urbevölkerung gehalten, vgl. §. 146 über Kinyras. Weitere Spuren von ihr haben wir nicht, Skylax' Angabe εἰσὶ δὲ καὶ ἄλλαι πόλεις ἐν μεσογείᾳ βάρβαροι bezieht sich wohl auf die Phoeniker. Wenn Herodot VII, 90 unter den Bewohnern von Cypern auch Aethiopen nennt, so kennt er wohl eine Genealogie, die den Kinyras mit den Aethiopen in Verbindung bringt. — Die auf der Bilinguis von Canopus beruhende Gleichsetzung des aegyptischen Asebi (Asi? Maspero) mit Cypern hat Erman in The Owl S. 23 mit Unrecht bezweifelt.

143. Jetzt beginnt von Westen her auch die mykenische Cultur auf die Insel einzudringen. Die jüngeren Schichten der ältesten Nekropolen enthalten vielfach mykenische Gefässe und Schmucksachen, auch zahlreiche und zum Theil äusserst primitive Bronzeschwerter. Grösstentheils sind diese Gegenstände nicht importirt, sondern auf der Insel selbst gearbeitet. Aber über die Nationalität der Bevölkerung, der sie angehört haben, können sie keine Auskunft geben. Es ist möglich, dass sie den Beginn der griechischen Colonisation bezeichnen, möglich aber auch, dass sie einer einheimischen Bevölkerung angehören, auf welche der Einfluss mykenischer Cultur zu wirken beginnt. Noch weiter erschwert wird das Urtheil dadurch, dass in den bisherigen Funden eine specifisch phoenikische Cultur nicht erkennbar ist. Die Gräber der cyprischen Phoenikerstädte enthalten im Wesentlichen dieselben Erzeugnisse, wie die älteren rein griechischen Nekropolen der Insel. Bei beiden Völkern tritt uns die gleiche graekophoenikische Mischcultur entgegen, die schwerlich über den Anfang des ersten Jahrtausends v. Chr. hinaufragt: der Gebrauch des Eisens herrscht in ihnen allgemein, die Thongefässe sind deutlich jünger als die mykenischen. Der ungreifbare Charakter der phoenikischen Kunst bildet auch hier das Haupthinderniss für die Forschung. Denn dass die Phoeniker erst nach der mykenischen Zeit nach Cypern gekommen sein sollten, widerstreitet eben so sehr allen Zeugnissen, die wir über die ältere Geschichte des Mittelmeers

besitzen, wie dem von der Natur vorgezeichneten Gange der Entwickelung.

Sollte sich vielleicht ergeben, dass die archäologischen Zeitbestimmungen für die Gräberfunde aus Kition u. s. w. zu niedrig sind? Auch hier sei nochmals an die Vasen der aegyptischen Tributdarstellungen erinnert (§. 129). Nicht anders als auf Cypern liegt übrigens das archäologische Material für die Phoeniker auch auf Sicilien (und im Grunde auch auf Rhodos); und doch wird Niemand bezweifeln, dass die Phoeniker lange vor den Griechen auf Sicilien gewesen sind. Und wo sind Denkmäler der Phoeniker aus vorkarthagischer Zeit in Nordafrika, Sardinien, Spanien? An sich wäre es übrigens auch denkbar, dass bereits die Bevölkerung, welcher die trojanischen Objecte angehörten, ganz oder zum Theil griechisch war, so unwahrscheinlich das auch geschichtlich sein würde.

144. Mit Sicherheit lehren die Funde dagegen, dass in der mykenischen Epoche die Verbindung zwischen Cypern und Griechenland beginnt. Aus ihr haben sich die griechischen Ansiedlungen entwickelt. Da dieselben von der vordorischen Bevölkerung des Peloponnes ausgegangen sind (§. 47), ist dadurch zugleich ihre Zeit annähernd bestimmt. Dem dient zur Bestätigung, dass die Griechen auf Cypern sich einer wahrscheinlich aus den chetitischen Hieroglyphen abgeleiteten Silbenschrift (§. 88) bedienen, sich also vor der Annahme des phoenikischen Alphabets durch die Griechen, die etwa ins zehnte Jahrhundert fällt, und aller Wahrscheinlichkeit nach überhaupt vor Erfindung des phoenikischen Alphabets auf der Insel angesiedelt haben (I, 197). Von ihrer Herkunft aus dem Peloponnes haben sie manche Spuren bewahrt. Eine ihrer Städte im Binnenlande heisst Lakedaimon (Steph. Byz.), sie verehrten den Apollon Amyklos, dessen Name und Cult aus der lakonischen Hauptstadt Amyklai stammt. Das Vorkommen des Achaeernamens auf Cypern ward schon erwähnt (§. 50). Die Sage knüpft die Einwanderung der Griechen an den troischen Krieg an und leitet sie zum Theil aus dem Peloponnes ab. Neupaphos und manchmal auch das Aphroditeheiligthum von Altpaphos wird auf den Arkader Agapenor zurückgeführt, Kurion aus Argos abgeleitet, was vielleicht

eine Bestätigung findet, wenn der hier verehrte Gott Perseutas mit dem Perseus von Argos identisch ist. Dagegen gilt Salamis für eine Gründung des Teukros und wird mit der griechischen Insel gleichen Namens in Verbindung gesetzt.

Ueber die Beziehungen zum Peloponnes: Meister, griech. Dial. II. 129 und Hoffmann l. c.; vgl. Parmenio Byzantius in den schol. genev. zu Il. Φ 262 Κύπριοι καὶ Ἀρκάδες καὶ Λακεδαιμόνιοι πρόαλες τὸ κάταντες. — Apollon Amyklos [später Ἀπόλλων Ἀμυκλαῖος, in Idalion Rev. arch. nouv. ser. XXVII, 90], von den Phoenikern als Ršp Mkl adoptirt, in der bilinguis von Idalion GDI. 59 = C. I. Sem. I, 89, ferner Nr. 86. 90. 91. 93 94. — Agapenor in Paphos: Lykophron 479 ff. Pausan. VIII, 5, 2. Strabo XIV, 6, 3. Apollodor. exc. Sabb.; vgl. Forsch. I, 86. 4. Er ist der Gründer von Neupaphos, 1½ Ml. westlich von dem Aphroditetempel von Altpaphos, dessen Gründung meist dem Kinyras, aber von Pausanias gleichfalls dem Agapenor zugeschrieben wird. Kurion argivisch: Herod. V, 113. Strabo l. c; Perseutas Meister, gr. Dial. II, 206. 292. Lapathos lakonisch: Strabo l. c.; nach Skylax ist es phoenikisch, wozu Münzen und Inschriften stimmen. Praxandros von Lakedaimon und Kepheus von Achaia gehen nach Cypern: Lykophron 586 ff. mit den scholl. Golgi sikyonisch nach Steph. Byz. — Teukros' Zug nach Salamis ist bekannt. Leiten sich die Könige von Salamis von ihm ab, weil Telamon und Aias damals bereits auf der Insel bei Athen localisirt waren, oder ist umgekehrt die Anknüpfung der Könige des cyprischen Salamis an Teukros der Anlass geworden, die Heimath des Geschlechts auf der Insel Salamis zu suchen? — Theils wegen Salamis, theils wohl durch Rückdatirung der angeblichen Gründung von Soli durch Solon sollen auch Athener nach Cypern gegangen sein, unter Demophon oder Akamas [wegen des Vorgebirges] und Phaleros: Herod. VII, 90. Lykophron 494 Plut. Sol. 26. Strabo l. c. Apollodor epit. Vat. 23, 4. — Herodot nennt auch Dryoper von Kythnos auf Cypern (VII, 90, vgl. Diodor IV, 37).

145. Cypern besteht aus einer breiten Gebirgsmasse, die den Südwesten der Insel ausfüllt, einem langen schmalen Küstengebirge im Nordosten, und einer weiten fruchtbaren Ebene zwischen beiden, die, nur in der Mitte durch niedrige Hügel unterbrochen, von Meer zu Meer reicht. Diese Ebene ist fast vollständig in den Händen der Griechen. Ihre wichtigste Niederlassung, Salamis, liegt an der Ostküste, an der Mündung des Flusses Pediaeos; an sie reihen sich im Centrum Chytoi, Ledra, Lakedaimon. Phoenikisch ist im Binnenlande nur Tamassos, bei dem die wichtigsten Kupferbergwerke der

Insel liegen, und östlich davon Idalion. Die übrigen Phoenikerstädte liegen an der Küste, am Rande der nördlichen Gebirgskette Lapathos, Kerynia und Karpasia, im Süden vor allem Kition, nach dem bei den Hebraern die ganze Insel benannt wird (כתים). Auch in Amathus, Kurion und Paphos scheinen nach Ausweis der Gräberfunde wie der Religion ursprünglich Phoeniker gesessen zu haben, ebenso in Soli (im Nordwesten), dessen Name wahrscheinlich aus Sela' »Fels« (d. i. die Altstadt Aipeia Plut. Sol. 26) entstanden ist. Deutlich tritt der Unterschied der phoenikischen und der griechischen Colonisation hervor; jene besetzen die Häfen und die Bergwerke (Tamassos, Amathus, Soli), die griechischen Städte sind Ackerbaucolonien. Wahrscheinlich ist die griechische Bevölkerung von Anfang an in weit stärkerer Zahl nach Cypern gekommen, als die phoenikische, und jedenfalls wird diese fortwährend weiter zurückgedrängt. In geschichtlicher Zeit sind Kurion, Paphos, Soli griechische Städte geworden, ihre Könige führen zur Zeit Assarhaddons (um 680 v. Chr.) griechische Namen, und im vierten Jahrhundert ist auch Idalion vorübergehend in griechischen Händen. Auch in allen anderen Städten gelangt das griechische Element zu stets grösserer Bedeutung. Demnach ist es recht wahrscheinlich, dass die Phoeniker ursprünglich auch die Binnenebene besessen haben und von den Griechen in die Berge gedrängt sind; auch Salamis mag einmal ein phoenikischer Hafen gewesen sein. Dagegen ist Marion an der Westspitze der Insel nach Ausweis der Gräberfunde wohl erst von den Griechen, wie es scheint nicht in all zu früher Zeit, gegründet; an phoenikischen Elementen in der Bevölkerung hat es freilich auch hier nicht gefehlt.

Skylax 103: Σαλαμὶς Ἑλληνίς ..., Καρπάσεια, Κερύνεια, Λήπηθις Φοινίκων, Σόλοι ..., Μάριον Ἑλληνίς, Ἀμαθοῦς (αὐτόχθονές εἰσιν). Paphos, Kurion, Kition sind ausgefallen. Phoenikische Inschriften haben wir aus Kition, Idalion, Tamassos, Lapathos; an all diesen Orten wird nach Ausweis der Bilinguen seit dem vierten Jahrhundert daneben das Griechische gebraucht. Dass Karpasia phoenikisch ist, wird auch dadurch bestätigt, dass Hellanikos bei Steph. Byz. ihrem Gründer den phoenikischen Namen Pygmalion gibt. — Liste von zehn cyprischen Vasallenfürsten des Assar-

baddon und Assurbanipal (vgl. I, 402): Schrader, Abh. Berl. Ak. 1879, 31. Keilinschr. und Altes Test.[2] 355. Auffallender Weise wird hier Kition nie genannt; Schrader, Ber. Berl. Ak. 1890, 337 ff., hat wahrscheinlich gemacht, dass es in dem bei den Assyrern wie auf einheimischen Inschriften genannten Ort Qartchadašt (I, 283 A., = Karthago, Neustadt) zu suchen ist. — In der Nähe von Idalion, bei Alambra, liegt eine grosse Nekropole der ältesten (trojanischen) Epoche, die auch mykenische Objecte enthält; auch in Tamassos, in Salamis u. a. sind beide Perioden vertreten, dagegen nicht in Kition. Zu ethnographischen Folgerungen lässt sich diese Thatsache nach dem §. 143 Bemerkten nicht verwerthen. — Nekropole von Marion (= Polis tis Chrosochu, ausgegraben von Ohnefalsch-Richter): P. Herrmann, Gräberfeld von Marion, Berliner Winckelmannsprogr. 1888. Ueber die Nekropole von Salamis: Ohnefalsch-Richter, MAI. VI. — Dass die älteren Gräber von Amathus, Kurion, Lapathos phoenikisch sind, gibt u. a. Dümmler, MAI. XI, 244 an.

146. Die enge und andauernde Berührung zwischen den Phoenikern und Griechen auf Cypern führte zu vielfacher Vermischung und Kreuzung der beiden Nationalitäten, die dadurch noch vermehrt wurde, dass die Griechen alte Phoenikerstädte occupirten und in manchen Gebieten der Besitzstand hin und her schwankte. Auch die Reste der alteinheimischen Bevölkerung, die sich im Gebirge und an der Südküste erhalten zu haben scheint — noch im vierten Jahrhundert gehört ihr Amathus —, haben sich wohl ganz der fremden Cultur angeschlossen; es findet sich z. B. keine Spur, dass sie versucht hätten, ihre eigene Sprache zu schreiben. So entsteht eine kyprische Mischcultur, die sich zwar in Einzelheiten nach den Nationalitäten sondert — die Griechen schreiben mit ihrer Silbenschrift, die Phoeniker mit ihrem Alphabet, bei den Phoenikern herrscht der Einfluss Aegyptens und Assyriens vor, sehr gewöhnlich sind z. B. aegyptisirende Amulete und Götterbilder, bei den Griechen ist die Einwirkung des Mutterlandes nie völlig unterbrochen — die aber in den Grundzügen, in der Gestalt der Waffen, des Hausraths, in der Anlage der heiligen Bezirke und der Gräber u. a. einheitlich ist. Charakteristisch sind auch hier die Thongefässe; in ihnen die Nachwirkung aller Culturen, die auf Cypern Einfluss geübt haben, erkennbar. Die alte trojanische Cultur lebt fort

in den Gesichtsurnen und in sonstigem plastischen Schmuck der Vasen, namentlich des Ausgusses, die mykenische in der Dekoration, die sich in eigenartiger Weise local weiter entwickelt und namentlich lineare Elemente, Dreiecke und concentrische Kreise, stark verwerthet, die orientalische in manchen bildlichen Darstellungen und pflanzlichem Schmuck. Auch in der Religion tritt uns diese Mischung entgegen. Die Griechen haben ihre Götter mit auf die Insel gebracht, den Zeus, die Athene, den Apollo in zahlreichen localen Formen, die Phoeniker verehren den Ba'al (= Zeus), die Astarte (= Aphrodite), den Melqart (= Herakles), den Eschmun (= Asklepios), die ʿAnat (= Athene), den Reschep (= Apollo) u. a.; in Idalion und Tamassos sehen wir, dass sie daneben den Cult des Apollon Amyklos, Eleitas, Alasiotas übernommen haben. Die Hauptgottheit aber ist die Grosse Göttin von Kypros, welche die Griechen Aphrodite, die Phoeniker Astarte nennen. Sie wird von allen Bewohnern der Insel gleichmässig verehrt, von den Griechen von Salamis (hymn. Hom. 10) wie von den Phoenikern von Kition (CIA. II, 132); ihre Hauptcultusstätten sind Golgoi (im Innern?), Amathus und Paphos. In ihrem Cult lassen sich die griechischen und orientalischen Elemente nur theilweise trennen. Sie ist die Schirmherrin der Insel und ihrer Städte und zugleich die Göttin der Zeugung und des Naturlebens. Die rohen nackten Idole, welche zu allen Zeiten auf Cypern massenhaft producirt worden sind (§. 85), stellen sie dar. In Paphos haust sie in einem Steinkegel, genau wie in Byblos, mehrfach müssen sich wie in Babylon die Jungfrauen ihr zu Ehren preisgeben. Aber beides ist auch dem griechischen Cult nicht fremd (§. 68). Umgekehrt darf das Heiligthum der Aphrodite Akraia auf dem Olymp im Nordosten der Insel von keiner Frau betreten werden (Strabo XIV, 6, 3). Auch der phoenikische Adonis und die an ihn anschliessenden Feste scheinen schon früh nach Cypern gekommen zu sein. Als Hauptsitz der kyprischen Göttin gilt schon in homerischer Zeit (Od. ϑ 363) das grosse Heiligthum von Altpaphos, dessen Priester aus dem Geschlecht der Kiny-

raden zugleich das Königthum über die Stadt Paphos ausüben — eine Verbindung geistlicher und weltlicher Macht, die dem Griechenthum fremd, aber dem Orient sehr geläufig ist. So dürfen wir wohl annehmen, dass auch diese Cultusstätte, obwohl in historischer Zeit rein griechisch, doch ursprünglich phoenikisch gewesen ist. Auch in Amathus sollen Kinyraden herrschen. Wie es scheint, hat sich in Paphos eine Verbindung des Aphroditedienstes mit dem kyprischen Apollocult vollzogen; Kinyras, der Ahnherr des Geschlechts, gilt als Liebling oder als Sohn Apolls. Er ist von der Sage nie als eine rein griechische Gestalt empfunden, sondern gilt entweder als Repräsentant der einheimischen Bevölkerung oder der Phoeniker, wird daher gelegentlich auch nach Byblos versetzt.

Ueber die kyprische Aphrodite: Engel, Kypros II. Enmann, Krit. Versuche zur ältesten griech. Gesch. I (Mém. de l'ac. de St.-Petersbourg. VII. série, vol. XXXIV. 1886), der den orientalischen Ursprung des Cults leugnet, den Namen Κύπρις mit der picentischen Cupra identificirt (!) u. ä. Seine Ausführungen erscheinen mir fast alle verfehlt. — Ueber den Cult in Paphos s. vor allem Tacitus, hist. II, 3. ann. III, 62. Bild der Göttin in modum umbilici vel ut quidam volunt metae, Servius ad Aen. I, 720. Tacitus l. c. u. a., sowie auf Münzen. — Ueber die Prostitution und den Aphroditos s. I, 208. — Kinyrassagen: Pindar, Pyth. 2, 27. Nem. 8. 29. Hesych. s. v. Plin. VII, 154. 195 u. a. In Amathus: Theopomp. fr. 111. Was bedeuten seine fünfzig Töchter schol. Il. Λ 20? Er und sein Geschlecht im Tempel von Paphos begraben: Ptolemaeos bei Clem. Alex. protr. 45. Dass die Priester von Paphos zugleich Könige waren, bestätigen jetzt zahlreiche Inschriften. Ein ἀρχὸς τῶν Κινυραδῶν Lebas-Waddington III, 2798. — Neben den Kinyraden hat es nach Tacitus (der auch einen Urkönig Aerias erwähnt) zeitweilig ein aus Kilikien abgeleitetes Prophetengeschlecht der Tamiraden (auch Hesych. s. v.) gegeben; vgl. auch Apollodor's Stammbaum III, 14, 3, der den Kinyras an den kilikischen Gott Sandakos = Sandon anknüpft. — Kinyras in Byblos: Strabo XVI, 2, 18. Lucian de dea Syra 9. Ob aber die zuerst von dem bibelkundigen Eustathios zu Il. Λ 20 [die Scholien wissen nichts davon] aufgestellte Ableitung des Namens von der hebraeischen Harfe kinnôr (griech. κινύρα) richtig ist, ist sehr fraglich; schwerlich haben die Priester von Paphos, deren Eponymos Kinyras ist, den Titel »Zitherspieler« geführt. Als Repräsentant der einheimischen Bevölkerung erscheint er im Gegensatz zu Agapenor (§. 144) und bei Theopomp. fr. 111: οἱ μετὰ Κινύρου, ὧν εἰσιν ὑπολιπεῖς Ἀμαθούσιοι, combinirt mit Skylax' Angabe über Amathus. Uebrigens

hat zwischen Alt- und Neupaphos schwerlich je ein ethnographischer Gegensatz bestanden, sondern der Ort ist von der Tempelburg in die Ebene verlegt. Auf der Strasse zwischen beiden bewegt sich alljährlich die Festprocession: Strabo XIV, 6, 3. — Dass Kinyras mehrfach zum Herrscher der gesammten Insel gemacht wird (daher heissen auch Kurion und Marion bei Steph. Byz. nach seinen Söhnen), ist eine sehr begreifliche Verallgemeinerung.

147. Seine commercielle Bedeutung hat Cypern Jahrhunderte lang behauptet. In der Blüthezeit des griechischen Heldengesanges steht die Insel mit dem Mutterlande im regsten Verkehr, Sagenstoffe wandern hinüber und herüber, Cypern ist ein Hauptsitz der epischen Dichtung. Als »Göttin von Kypros« oder »Kyprosgeborene« wird Aphrodite in ganz Griechenland gefeiert (zuerst Il. E), Cypern und Kythera gelten als ihre Hauptsitze, als Stätten ihrer Geburt; die aus ihrem griechischen Namen entwickelte (und daher nicht etwa phoenikische) Sage, sie sei aus dem Meer aufgetaucht, knüpft an die beiden Inseln an (Hesiod Theog. 187 ff.). Für eins der ältesten Iliaslieder ist Kinyras als Herrscher der Insel bereits eine wohlbekannte Gestalt; er schenkt dem Agamemnon einen kostbaren Panzer (Λ 20). Zahlreiche und nur theilweise bekannte Sagen haben sich an ihn angeschlossen, vor allem wird sein Reichthum gepriesen. Darin spiegelt sich das Ansehen des Heiligthums von Paphos und die Bedeutung der Insel als Handelsplatz wieder; zugleich aber tritt uns auch in diesen Sagen das Alter der Verbindung der griechischen Welt mit Cypern entgegen.

An Il. Λ 20 knüpfen secundäre Erzählungen an, Kinyras habe sich der Heeresfolge gegen Troja entzogen, Agamemnon gegen ihn Krieg geführt u. ä., s. die Scholien und Theopomp fr. 111. Wie kommt ein kyprischer König zu dem Namen Δμήτωρ Ἰασίδης Od. ρ 443? Auch dass Aphrodite auf Cypern und Kythera entgegen der gemeingriechischen Anschauung als Himmelsgöttin und daher als Tochter des Uranos verehrt wird (Aphrodite Urania), scheint phoenikischen Ursprungs (gegen I, 192 A.) und aus der phoenikischen »Astarte des Himmels Baal's« (= Caelestis in Karthago?) entlehnt, s. m. Bem. in Roscher's Lexikon der Mythologie I, S. 652. 2872.

Die Pamphyler.

148. Wie auf Cypern haben die Griechen sich auch an der fruchtbaren Küstenebene des südlichen Kleinasiens festgesetzt, die durch die Anschwemmungen der pisidischen Bergflüsse gebildet ist. Sie tragen hier den Namen Pamphyler und scheinen dadurch zu bezeichnen, dass sie durch Verbindung verschiedener Stämme entstanden sind. Sie sprechen einen dem Kyprischen nahe verwandten Dialekt desselben archaischen Charakters; dadurch wird erwiesen, dass beide Colonisationen demselben Strom der Auswanderung ihren Ursprung verdanken. Eine Reihe blühender Städte sind in dem Lande entstanden, Perge, Sillyon, Aspendos, Side. Die griechische Sage knüpft ihren Ursprung gleichfalls an den troischen Krieg; die Propheten Amphilochos und Mopsos sollen die Schaaren geführt haben und bis nach Kilikien vorgedrungen sein, wo an der Mündung des Pyramos ihre Gräber gezeigt wurden. Die zahlreichen berühmten Orakelstätten Kilikiens (Mallos, Mopsuhestia u. a.) haben zu dieser Sage den Anlass gegeben; die griechischen Ansiedlungen an der kilikischen Küste gehören erst einer späteren Epoche an. Da Amphilochos aus Argos stammte, gelten die pamphylischen Städte meist für argivische Colonien; nur Side soll von Kyme in Aeolis gegründet sein. Anders als bei den Cypriern ist die Verbindung der Pamphyler mit dem Mutterlande in der Folgezeit fast vollständig unterbrochen worden. Von dem Aufschwung der griechischen Nation und den grossen Kämpfen des fünften und vierten Jahrhunderts wurde das abgelegene Land kaum berührt; als Alexander nach Pamphylien kam, erschien die Sprache der Bewohner von Side seinen Begleitern als völlig barbarisch. In der Neuzeit hat man das Griechenthum der Pamphyler allgemein bestritten, bis es durch Auffindung einheimischer Inschriften erwiesen wurde. In Sitte und Religion haben sich die Pamphyler ihren Nachbarn vielfach assimilirt. Wie die Pisider konnten sie das Rauben nicht lassen (Strabo XII, 7, 2). Die Hauptgottheit der Pamphyler war die »Herrin von Perge«

(Ϝανασσα Πρειια, später der Artemis gleichgesetzt), die nach kleinasiatischer Art auf den Thieren des Waldes thronend dargestellt wird. Doch zeigen die historischen Nachrichten und vor allem die schönen Münzen der Perserzeit, dass ein reges städtisches Leben nach griechischer Art sich auch hier entwickelt und weiter auch auf das Hinterland eingewirkt hat. Namentlich die Pisiderstadt Selge hat diesen Einfluss lebendig aufgenommen; sie beansprucht lakedaemonische Abstammung und prägt in der Perserzeit Münzen mit pamphylischen Inschriften. In der hellenistischen Zeit sind alle pisidischen Gaue städtisch organisirt (Polyb. V, 72 ff.).

Pamphyl. Inschriften, entdeckt von G. Hirschfeld (Ber. Berl. Ak. 1874. 1875), bearbeitet GDI. I. Pamphyl. und pisid. Münzen: Friedländer, Z. f. Num. IV; Imhoof-Blumer, ib. V; Six, ib. VI. Die Legende von Perge richtig gelesen von Deecke in O. Müller's Etruskern II, 521. Ueber die Sprache von Side Arrian I. 26: die aus Kyme gekommenen Colonisten αὐτίκα τὴν μὲν Ἑλλάδα γλῶσσαν ἐξελάθοντο, εὐθὺς δὲ βάρβαρον φωνὴν ἵεσαν, οὐ δὲ τῶν προσχώρων βαρβάρων, ἀλλὰ ἰδίαν σφῶν οὔπω πρόσθεν οὖσαν τὴν φωνήν· καὶ ἐκ τότε οὐ κατὰ τοὺς ἄλλους προσχώρους Σιδῆται ἐβαρβάριζον; kymaeisch auch bei Skylax. Auch Ephoros bei Strabo XIV, 5, 23 rechnet die Pamphyler zu den Barbaren. Selge lakonisch: Strabo XII, 7, 3. Polyb. V, 76 und auf Münzen (wie Sagalassos); dagegen Arrian I, 28 εἰσὶ δὲ καὶ αὐτοὶ βάρβαροι. — Mit der dorischen Phyle der Pamphyler haben die kleinasiatischen schwerlich etwas zu thun. — Die Sage von den Zügen des Amphilochos und Mopsos ist zuerst in der Hesiodeischen Melampodie behandelt (Strabo XIV, 5, 17, Amphilochos stirbt durch Apoll in Soli), im Anschluss an die Gründungsgeschichte der ionischen Orakel, und im wesentlichen als freie Schöpfung des Dichters zu betrachten. Ist Mopsos eine griechische Gestalt (vgl. Μόψιον in Thessalien), die dann in Kilikien localisirt wird und nach dem Mopsuhestia von den Griechen benannt wird, oder ist er wirklich in Kilikien heimisch und von den Griechen adoptirt? — Angaben über die Sage und die Besiedelung Pamphyliens: Herod. III, 91; VII, 91. Theopomp. fr. 111. Strabo XIV, 4, 3 (nach Kallinos). 5, 16. Lykophron 439 mit den Scholien. Vgl. auch Steph. Byz. Παμφυλία (nach Pausan. VII, 3, 2 zu corrigiren). Nach Plin. V, 96 hiess Pamphylien Mopsopia. Ausser den Pamphylern werden Soli, Mallos (vgl. Arr. II, 5, 9). Posidion in Syrien, auch Phaselis (Philostephanos bei Athen. VII, 297 f. Mela I, 15) an Amphilochos und Mopsos angeknüpft. Sophokles lässt den Kalchas nach Kilikien wandern, der daher nach Strabo XII, 7, 3 auch der erste Gründer von Selge ist.

Die Tramilen in Lykien.

149. Mit grosser Wahrscheinlichkeit wird man den Ansiedelungen der Griechen auf Cypern und in Pamphylien die Festsetzung der Tramilen an der Küste Lykiens anreihen dürfen. Die Tramilen oder, wie die Griechen sie nennen, die Lykier (I, 252) sind ausschliesslich ein Küstenvolk. Ihre Wohnsitze sind auf das Thal des Xanthos und die Abhänge des Hochlands von Milyas beschränkt; in diesem sitzt der Volksstamm der Solymer, der nicht nur mit den Lykiern in beständiger Fehde lebt (Il. Z 184. 204), sondern, soweit wir nach den Orts- und Personennamen urtheilen können, auch sprachlich von ihnen scharf geschieden ist. Mit Sicherheit kann aus diesem Verhältniss gefolgert werden, dass die Lykier über die See gekommen sind, dass ihre Städte eben so gut Colonien sind wie die der Ionier und Pamphyler. Darauf weist auch die ganze Geschichte des Volkes hin, die reiche Entwickelung städtischen Lebens, die enge Verbindung, in der sie von Anfang an mit den Griechen stehen, das Fehlen griechischer Colonien in Lykien. Wo ihre Heimath war, wissen wir freilich nicht; nur dass sie eine indogermanische Sprache gesprochen haben, steht fest. Vermuthlich sind sie eine Abzweigung irgend eines der Stämme der Balkanhalbinsel; doch wären ja auch andere Möglichkeiten denkbar. Vielleicht mag ihre Ansiedelung mit den Seeexpeditionen zusammenhängen, welche die Völker des Mittelmeers nach Aegypten und Syrien geführt haben und aus denen vielleicht auch die Philister hervorgegangen sind (I, 266).

Neuere Literatur: Treuber, Gesch. d. Lykier 1887. Dazu die Tübinger Gymnasialprogramme 1886. 1888. — Imbert im Babyl. and Orient. record 1888. Six, rev. num. 3 sér. IV. V. 1886 f. Deecke in Bezz. Beitr. XII—XIV. 1886 ff. Die Ortsnamen auf -essos, -issos in den lykischen Grenzgebieten müssen der älteren (karischen?) Bevölkerung angehören; die ächt lykischen Namen lauten ganz anders. — Dass die Tramilen in den Ruka (gesprochen Leka = Λύκιοι) der Aegypter I, 232. 260 zu suchen seien, ist sehr unwahrscheinlich. — Ueber die Lykier bei Homer §. 241.

Nordgriechische Colonisation. Die Aeoler.

150. Wie vom Peloponnes aus der Strom der Auswanderung vorwiegend in das südöstliche Becken des Mittelmeers gerichtet war, so vom nördlichen Griechenland nach der gegenüberliegenden kleinasiatischen Küste. Sein Hauptziel ist Lesbos, die grosse vielgegliederte Insel, welche dem Südabhang des Ida vorgelagert ist. Lesbos ist von den Griechen vollständig occupirt worden, so dass höchstens in einigen kleinasiatisch klingenden Orts- und Bergnamen, wie Methymna, Antissa, Eresos, Ordymnos, Lepetymnos, und vielleicht in einzelnen Culten, wie dem des Dionysos auf dem Vorgebirge Bresa (Βρησαγενής BCH. IV, 445, GDI. 292), eine Spur der Urbevölkerung sich erhalten hat. Nicht weniger intensiv ist die gegenüberliegende teuthrantische und lydische Küste mit ihren zahlreichen Buchten besiedelt: auf den Höhen des Küstengebirges entstehen überall geschützte Burgen, wie Pitane, Elaia, Gryneion, Myrina, Kyme, Aigai und Temnos, von hier aus dringen die Griechen in die Mündungsebenen des Kaikos und Hermos und bis an den Südfuss des Sipylos vor. Hier wird auf steilem Berggipfel die feste Burg von Altsmyrna angelegt, welche die Ebene von Burnabat im Winkel des Golfs und den Weg nach Sardes beherrscht. Ein Ortsname wie Neonteichos am Hermos bezeichnet das allmähliche Vorrücken, das Jahrhunderte lang gedauert haben mag. Ins Innere freilich vermochte man nirgends tief einzudringen: nur Magnesia am Nordfuss der Hauptkette des Sipylos bezeichnet einen weit vorgeschobenen, aber auch völlig isolirten Posten. Auch weiter im Norden, in der thebischen Ebene und auf der Idahalbinsel ist eine Festsetzung zunächst wenigstens nicht gelungen, wenn sie auch vereinzelt versucht sein mag. Nur die Insel Tenedos an der troischen Küste und die Hekatonnesoi am Eingang des Adramyttenischen Golfs wurden occupirt. Die Bewohner all dieser Gebiete betrachten sich als eines Stammes, sie nennen sich Aeoler. Ob dieser Name schon im Mutterlande irgend einen Stamm bezeichnet hat, oder ob er neu geschaffen ist, lässt

sich nicht sagen; seine geschichtliche Bedeutung hat er jedenfalls erst in den neuen Wohnsitzen gewonnen.

Ueber die Aeoler: Herod. I. 149 ff. — Von Urbewohnern von Lesbos weiss die griechische Sage nichts; die Pelasger [und Tyrsener? Hellanikos fr. 121] sind secundär, vgl. Forsch. I, 23. 35. Auch von dem Urkönig von Lesbos Makar (Il. Ω 544) kennen wir keine echten Sagen. — Ueber die Topographie von Aeolis s. jetzt Bohn und Schuchardt, Alterthümer von Aegae 1889. Betreffs Alt-Smyrna's bemerke ich gleich hier, dass ich mich an Ort und Stelle von der Verkehrtheit der auch I, 409 vorgetragenen Ansicht, die Ruinen der Mauern und die Nekropole mit dem Tantalosgrabe seien sehr alt und orientalisch, überzeugt habe. Diese Denkmäler, die von Perrot und Chipiez, hist. de l'art, vol. V, als Ueberreste einer uralten phrygischen Kunst beschrieben werden, können nach Anlage und Baustil nicht älter sein, als das siebente Jahrhundert und enthalten nirgends etwas ungriechisches. Die Beschreibung bei G. Weber, le Sipyle et ses monuments, ist vortrefflich. — Danach fällt auch jeder Grund fort, in der Sagengestalt des Tantalos, auf den diese und ähnliche Monumente zurückgeführt werden (Pausan. V, 13, 7. Plin. II, 205. V, 117. Vgl. Humann, MAI. XIII, 22 ff.), eine Erinnerung an ein altes lydisches Reich am Sipylos zu sehen, wie I. 400 geschehen ist. Vgl. auch Thraemer, Pergamos S. 84 ff. — Ob der Aeolername mit dem phokischen Ort Αἰολιδεῖς, Herod. VIII. 35, zusammenhängt, ist nicht zu entscheiden. Nach Thuk. III, 102 ἐς τὴν Αἰολίδα τὴν νῦν καλουμένην Καλυδῶνα καὶ Πλευρῶνα wäre der Aeolername in der Urzeit in der aetolischen Ebene heimisch gewesen (vgl. Strabo X, 2, 6). Aitolos S. d. Endymion ist ja ein Nachkomme des Aiolos. Die Deutung »Sammelvolk« ist absurd. Fick betrachtet den Namen als hypokoristische Weiterbildung von Ἀχαιός. Vielleicht hängt er mit Αἶα [= Thessalien?, Sophokles bei Steph. Byz.] und Αἴας zusammen; Αἰολίς ist gebildet wie Ἀργολίς.

151. Wo die Heimath der Aeoler zu suchen ist, kann nicht zweifelhaft sein. Ihr Dialekt ist dem Thessalischen und Boeotischen aufs nächste verwandt, also wie diese eine Fortbildung des alten nordgriechischen Dialekts. Der ganze Sagenschatz Thessaliens ist nach Aeolis hinübergewandert und in der neuen Heimath weiter entwickelt worden, die Sagen von den Kämpfen der Lapithen und Kentauren, von den Argonauten, von der Meergöttin Thetis und ihrem Gemahl Peleus, dem Eponymos des Pelion, von ihrem Sohne Achilleus; die Namen der Stämme und Ortschaften Thessaliens [aber nicht der später eingedrungenen Thessaler] leben hier in der Er-

innerung fort. Der Berggipfel, welcher ganz Lesbos überragt, erhält den Namen Olympos wie der thessalische Göttersitz, am Rande des Hermosthals gründet man eine Stadt Larisa, am Fuss des Sipylos bewahrt Magnesia die Erinnerung an den Volksstamm, der an den Abhängen des Pelion sitzt. In Thessalien lässt man den Ahnherrn der Aeoler, den Eponymen Aeolos, leben, von ihm stammen die Heldenkönige der Sage ab, Athamas, Pelias, Sisyphos u. s. w. Daneben stehen die Anknüpfungen an Boeotien. Der Hafen von Aulis am Euripos gilt als Ausgangspunkt der aeolischen Wanderung (Strabo IX, 2, 3) wie des Heerzuges gegen Troja, der Oekist von Lesbos wird Gras genannt, d. i. der Eponymos der Graer am Asopos (§. 124). Dass Aeoler und Boeoter verwandt seien, lehrte die Sprache; oft genug werden daher die Aeoler auch geradezu als ausgewanderte Boeoter betrachtet, ja, da nach der Anschauung der Historiker die Boeoter selbst ursprünglich in Thessalien gesessen haben sollen (§. 123), wird der Aeolername geradezu auch auf die Urboeoter übertragen.

Ueber Aeolos, der ursprünglich unabhängig von dem Stammbaum des Hellen existirte (vgl. Il. Z 154. Od. λ 237) und vielleicht ein Sohn des Zeus war (Eurip. Ion 63), vgl. Forsch. I, 145, 1. Er ist ursprünglich der Stammvater der Heroen der Argonautensage. Später hat man an ihn auch die pylischen Könige der troischen Sage (Neleus, Bruder des Pelias) und die argivischen der thebanischen Sage (Amythaon, Sohn des Kretheus und der Tyro) angeschlossen. Beides ist vermuthlich in Ionien geschehen und hat deutlich die Tendenz, die berühmtesten Sagengeschlechter mit einander in Verbindung zu setzen. Die Odyssee kennt den Stammbaum bereits im wesentlichen in seiner späteren Gestalt (λ 235 ff. ο 225 ff.). Warum auch Sisyphos (— Glaukos — Bellerophontes) ein Sohn des Aeolos ist (Il. Z 153), weiss ich nicht. — Thessalien in der Urzeit Αἰολίς Herod. VII, 176 u. a. — Die Aeoler ausgewanderte Boeoter: Thuk. VII, 57, vgl. III, 2. VIII, 100. Ebenso Strabo IX, 2, 5 (d. i. Ephoros): zahlreiche Boeoter nahmen an der aeolischen Wanderung Theil, ὥστε καὶ Βοιωτικὴν προσαγορευθῆναι. — Den räthselhaften Beinamen ἡ Φρικωνίς, den Kyme und Larisa tragen, leitet Ephoros von längerem Aufenthalt der Auswanderer am Φρίκιον ὄρος bei den Thermopylen ab (Strabo XIII, 1, 3. 3, 3), er hat aber gewiss einen ganz anderen Ursprung. Der Name Kyme weist vielleicht auf Euboea. — Nach Strabo

XIII, 1, 68. 3, 5 ist Kanai von Lokrern aus Kynos, Elaea von Athenern unter Menestheus gegründet.

152. Auch andere Gebiete Griechenlands mögen an der Besiedelung von Aeolis betheiligt gewesen sein; vielleicht weist darauf die Reception der aus dem Peloponnes stammenden troischen Sage, des Helenamythos, der in Arkadien heimischen Odysseussage, sowie die Anknüpfung der teuthrantischen Stammbäume an arkadische Heroen hin. Von der Vermengung verschiedener Volkselemente ist vielleicht eine Spur darin bewahrt, dass in der lesbischen Stadt Methymna eine Phyle die aeolische, eine Tausendschaft die der Phoker, eine andere die der Erythraeer [nach der ionischen Stadt?] heisst[1]. In der Hauptsache aber erkennen wir deutlich einen Strom der Auswanderung, der sich vom nördlichen Griechenland nach den gegenüberliegenden asiatischen Küsten erstreckt. Es ist sehr bezeichnend, dass die Nordküsten des aegaeischen Meeres von demselben nicht berührt sind, weder Thrakien noch die vorliegenden Inseln Lemnos, Imbros, Samothrake. Erst die Geschichtsschreiber, vielleicht erst Ephoros, die sich die Auswanderung nur als einen einmaligen grossen Heerzug vorstellen können, haben einen Zug zu Lande durch Thrakien construirt. Die Gestalt des Gras gibt dem Ephoros Veranlassung, diesen zuerst nach Troas und an den Granikos zu führen, in scharfem Widerspruch zu der Thatsache, dass es alte aeolische Colonisten in Troas nicht gibt. Weit älter sind die Combinationen, die darauf beruhen, dass die aeolischen Königsgeschlechter ihren Stammbaum an den König von Mykene anknüpften, der Troja eroberte, und die Eponymen ihrer Geschlechter, Penthilos (auf Lesbos), Kleuas und Malaos (auf dem Festland,

[1] α χελληστυς α Φωκεων GDI. 277. α χελληστυς α Ερυθραιων ib. 278 [eine dritte α Πρωτεων 276], η φυλη η Αιολις BCH. IV, 439. Dieselbe ist übrigens wohl nach dem Eponymos Aiolos benannt und soll nicht etwa die Angehörigen als ächte Aeoler im Gegensatz zu den übrigen Phylen bezeichnen. Ueberhaupt sind diese Eintheilungen, wie Athens Beispiel lehrt, vielfach so spät und willkürlich, dass sie kaum zu historischen Folgerungen verwerthet werden dürfen.

speciell in Kyme), zu Nachkommen Agamemnons machten. Daher lässt man den Orestes und vermuthlich ebenso andere Söhne Agamemnons über das Meer ziehen und die aeolischen Colonien gründen. Die Historiker haben das mit der Ableitung aus Boeotien in der Weise verbunden, dass die Söhne oder Enkel Agamemnons zunächst nach Boeotien und dann von hier über das Meer wandern — dass die so hergestellte Erzählung innerlich widersinnig ist, kümmerte sie nicht. Auf diesen Combinationen beruht auch die herkömmliche Chronologie der aeolischen Wanderung, deren Beginn kurz vor die Rückkehr der Herakliden in den Peloponnes gesetzt wird. Daran knüpft eine wohl von Hellanikos und Ephoros ausgearbeitete Gründungsgeschichte der Festlandsstädte, in der Kyme als Mutterstadt aller andern erscheint. Schwerlich haben diese Daten irgend welchen geschichtlichen Werth.

Zu Telephos' Ableitung aus Arkadien vgl. Thraemer, Pergamos, dessen geschichtlichen Folgerungen ich freilich nicht beistimmen kann. Nach Pindar, Nem. 11, 44 zieht mit Orestes der Lakone Peisandros, Ahnherr eines tenedischen Adelsgeschlechts, von Amyklae nach Tenedos; ebenso Hellanikos fr. 114 (schol. Pind. l. c.). Die spätere Darstellung ist vor allem von Hellanikos in seinen Αἰολικά oder Λεσβικά (vgl. Tümpel, Philol. N. F. II, 120) geschaffen und von Ephoros weiter gebildet; Ephoros' Bericht liegt bei Strabo XIII, 1, 3 (vgl. 3, 3) und IX, 2, 3. 5 vor [eine Erweiterung bei Pausan. III, 2, 1, wonach die Lakedaemonier sich am Zuge des Gras, der von Penthilos' Zug getrennt wird, betheiligen: etwas abweichend Velleius I, 2, vgl. §. 141]. Trotz aller Combinationen ist er mager genug ausgefallen. Er construirt zwei Züge: einen des Orestes. Penthilos, Archelaos, Gras nach Lesbos, den andern unter Kleuas und Malaos nach Kyme. Beide kommen erst nach mehreren Generationen zum Ziel. Penthilos ist Eponymos des Herrschergeschlechts von Mytilene, Arist. pol. VIII, 8, 13. Dass die Könige von Kyme ihren Stammbaum auf Agamemnon zurückführten, lehrt der Name des Königs Agamemnon von Kyme Pollux IX, 83. Bezeichnend ist, dass Kleuas ein Sohn des Doros ist; er soll damit wohl als Peloponnesier bezeichnet werden. — Gründungsdaten der Festlandstädte in Herodots vita Homeri 1. 2. 9. 38. Hieronymus a. Abr. 964. 968. 970.

153. Den Kämpfen, welche die Aeoler mit der einheimischen Bevölkerung zu bestehen hatten, verdankt die Achilleussage ihre Ausbildung. Achilleus wird der Repräsentant der

Aeoler. Ihr Sinn tritt klar hervor in den Erzählungen vom Raub des Mädchens von Brisa, d. i. Bresa auf Lesbos, von der Bezwingung des Kyknos auf Tenedos, von der Verwundung und nachherigen Heilung des Telephos von Teuthranien, einer Sage, in der sich sehr anschaulich das allmählich sich anbahnende freundliche Verhältniss zu der einheimischen Bevölkerung wiederspiegelt. Von der Dichtung sind diese Sagen mit dem troischen Krieg verbunden, Achill und die thessalischen Stämme nehmen Theil an der Eroberung Ilions, Agamemnon versammelt seine Flotte in dem boeotischen Hafen Aulis, von wo die Ahnen so mancher aeolischen Ansiedler über das Meer gezogen sind. Dadurch sind die aeolischen Könige dazu geführt worden, ihren Stammbaum an den König der Könige Agamemnon anzuknüpfen. Es ist begreiflich, dass man nun auch die Vorfahren des Agamemnon da heimisch sein liess, wo ihre Nachkommen herrschten; so ist die nachhomerische Sage entstanden, welche den Pelops auf Lesbos oder in Lydien heimisch sein und mit seinen Flügelrossen über das Meer nach dem Peloponnes fahren lässt und ihm den Tantalos, den König des Sipylos, zum Vater gibt. Daraus haben die Dramatiker und Historiker die unvermeidliche Folgerung gezogen, dass das Königshaus der Atriden barbarischen Ursprungs und seine Herrschaft eine Fremdherrschaft gewesen sei, die in den aus Asien mitgebrachten Schätzen ihre festeste Stütze gehabt habe (Thuk. I, 9).

Ueber Pelops auf Lesbos s. Robert, Bild und Lied 187. Neoptolemos' Kampf mit Telephos' Sohn Eurypylos (Od. λ 519) ist eine Nachbildung der Kämpfe der Väter. Eurypylos Mannen heissen hier Κήτειοι, wahrscheinlich nach dem Fluss Keteios bei Pergamon [gegen I, 256].

154. Auch weiter im Süden begegnen uns manche Spuren alter, von Nordgriechenland ausgegangener Siedlungen, namentlich auf den Inseln der karischen Küste. Der Asklepioscult von Kos stammt aus Thessalien, die Besiedlung von Kos und Rhodos wird in den Genealogien auf die verschiedenste Weise an Thessalien angeknüpft, wobei doch wohl verblasste historische Erinnerungen zu Grunde liegen. Auf dem Festlande

haben sich die Magneten wie im Hermosthal so auch am Maeander angesiedelt, in Teos ist der Athamanenname heimisch wie in Epirus, Thessalien und Boeotien. Weitere boeotische Spuren in Ionien werden wir später noch kennen lernen. Auf Kreta nennt eine alte Stelle der Odyssee (τ 177) neben andern Bewohnern auch Achaeer und Pelasger, also thessalische Stämme. Freilich sind an all diesen Orten die älteren Ansiedler später anderen griechischen Stämmen, namentlich den vom Peloponnes aus vordringenden Doriern, erlegen: aber deutlich zeigt sich, dass es einmal eine Zeit gegeben hat, in der die Nordgriechen im ganzen Bereich des aegaeischen Meeres eine hervorragende Rolle gespielt haben.

Ueber die Beziehungen zwischen Kos und Thessalien vgl. Wilamowitz, Isyllos S. 52 f. Paton and Hicks, inscr. of Cos 344 ff.; auch der Meropername auf Kos gehört hierher (§. 44). Die Herrscher von Kos werden daher, mit argem Anachronismus, zu Söhnen des Herakliden Thessalos gemacht: Il. B 679 u. a. — Die Magneten rechnet Herodot III, 90 als besonderen Volksstamm neben Ioniern und Aeolern; über die Gründung von Magnesia am Maeander vgl. Strabo XIV, 1, 11. 39. 40. Dass die beiden Städte von der Entwickelung der späteren griechischen Geschichte nur wenig beeinflusst sind und schwerlich eine rein griechische Bevölkerung hatten, erklärt sich aus ihrer Lage. — Teos Ἀθαμαντίς: Anakreon bei Strabo XIV, 1. 3. Pausan. VII, 3, 6. Ableitung des rhodischen Heros Phorbas (in Ialysos) und seines Vaters Triopas aus Thessalien: Forsch. I, 95 f.

Mittelgriechische Colonisation. Die Ionier.

155. Wie aus der nordgriechischen Auswanderung die Aeoler, so sind weiter südlich die Ionier (Iavones Ἰάονες, bei den Orientalen Iawan, vgl. §. 49) durch die Auswanderung der mittelgriechischen Bevölkerung nach den Inseln des aegaeischen Meeres und der mittleren Küste des westlichen Kleinasiens entstanden. Nach der Ueberlieferung des Alterthums, die auch hier einen einheitlichen Zug annimmt, sind sie von Athen ausgegangen. Daneben wird behauptet, die Ionier hätten ursprünglich im Aigialos, dem späteren Achaia, an der Nordküste des Peloponnes gesessen, von hier seien sie

durch die von den Doriern vertriebenen Achaeer nach Athen gedrängt; zwei Generationen (60 Jahre) später sei dann der Auszug aus Athen erfolgt. Diese Erzählung, von der die ältere Ueberlieferung nichts weiss — der Schiffskatalog z. B. rechnet den Aigialos zum Reich Agamemnons —, beruht wahrscheinlich ausschliesslich auf Combinationen und wird erst von den Logographen ausgebildet sein; wir lernen sie zuerst bei Herodot kennen (I, 145). Dass Achaios in der Genealogie der ältere Bruder Ion's ist, dass der helikonische Poseidon, der Bundesgott Ioniens, seine Heimath in den Achaeerstädten Helike und Aegae hat (Il. Θ 203. Ν 21. Od. ε 381), dass Achaia wie Ionien aus zwölf Städten besteht, mögen die Hauptanlässe gewesen sein. Die Ableitung aus Athen wird bereits in der Ilias anerkannt — Ν 685 ff. sitzen die Ionier zur Zeit des troischen Kriegs in Athen —, und Athens Anspruch, die Mutterstadt der Ionier zu sein, ist nie bestritten worden. Daher gilt Ion, der Stammvater der Ionier, für einen Sohn Apollons und einer attischen Prinzessin und muss in Athen gelebt haben, so schwer es auch war, ihn in der attischen Sagengeschichte, die von ihm nichts wusste, unterzubringen.

Im allgemeinen vgl. meine Forschungen I. 127 ff. Athen Heimath der Ionier: Il. Ν 685 ff. Ο 337. Solon bei Arist. pol. Ath. 5. Herod. I. 146, vgl. IX. 106. Wegen der Ableitung aus Athen machte Ion den Oinopion, den Oekisten von Chios, zu einem Sohn des Theseus und der Ariadne (Plut. Thes. 20). — Wie Aeolos hat auch Ion und sein Bruder Achaios lange als selbständige Figur existirt, ehe er dem hesiodeischen Hellenenstammbaum eingefügt wurde.

156. In scharfem Gegensatz zu dieser Tradition steht die Thatsache, dass die ionischen Adelsgeschlechter ihre Ahnen aus allen Theilen Griechenlands herleiten, nur nicht aus Athen und Achaia. Es ist ein ähnliches Verhältniss, wie es uns bei den Aeolern entgegentrat. Die Königsgeschlechter werden mit wenig Ausnahmen auf Neleus, den König von Pylos, zurückgeführt. Seine Nachkommen sind nach der älteren Sage direct nach Ionien gezogen. So nennt der Kolophonier Mimnermos als Gründer seiner Heimath den Andraimon von Pylos und

singt, »wir sind aus dem steilen Pylos, der Stadt des Neleus, zu Schiffen nach Asien gezogen« und haben Kolophon gegründet (Strabo XIV, 1, 3. 4). Aehnlich wird man ursprünglich überall erzählt haben. In unserer Ueberlieferung aber ist die Ableitung der Könige aus Pylos mit der der Ionier aus Athen ausgeglichen: man lässt die Nachkommen des Neleus zunächst bei irgend einer Gelegenheit aus Pylos verjagt werden und das Königthum in Athen gewinnen. Eine attische Sagengestalt, Kodros, von dem man erzählte, dass er durch seinen Opfertod das Land — oder eigentlich wohl die Stadtmauer, an der sein Grab lag — gegen feindliche Eroberung gefeit habe, wird zum Neliden gemacht, die Eponymen der ionischen Königshäuser wie des attischen Königsgeschlechtes der Medontiden werden seine Söhne. Zunächst scheint diese Version nur für Milet (Gründer Neleus) und das von ihm abhängige Priene (Gründer Aipytos, Neleus' Sohn), sowie vielleicht in Concurrenz damit für Ephesos (Gründer Androklos) aufgestellt zu sein — es ist sehr bezeichnend, dass nach Pherekydes die Oekisten von Myus (Kydrelos), Teos (Nauklos) und Erythrae (Knopos) Bastarde des Kodros sind. Allmählich werden dann alle Oekisten der ionischen Städte, auch Andraimon von Kolophon, an Kodros angeschlossen. Die Athener, welche auf die Ausbildung der Sagengeschichte vor dem fünften Jahrhundert gar keinen Einfluss geübt haben, haben sich diese Darstellung ebenso octroyiren lassen, wie die Spartaner die Erzählungen der Dichter vom Ursprung ihrer Königshäuser oder die Römer die Ableitung von Troja.

Dass die Oekisten der ionischen Städte nicht geschichtliche Persönlichkeiten — historische Erinnerungen gibt es ja für diese ganze Zeit nirgends —, sondern Eponymen der Herrschergeschlechter sind, ist wohl allgemein anerkannt. Der Nelidenstammbaum, aus dem die chronologischen Ansätze abgeleitet sind, muss schon im genealogischen Epos festgestellt sein, da er überall der gleiche ist (Herodot I, 147. V, 65. IX, 97. Hellanikos fr. 10. Pausan. II, 18, 8); die Logographen (z. B. die Ἐφεσίων ὧροι des Kreophylos, Athen. VIII, 361 d) und die ihnen verwandten Dichtungen, wie Mimnermos Ναννώ, Panyassis' Ἰωνικά, Ion's Χίου κτίσις [eine Dichtung, nicht ein Prosawerk, wie Müller FHG. II, 50

annahm], haben das Detail ausgebildet. In allem Wesentlichen stimmen die uns vorliegenden Berichte Herodot I, 144 ff., Strabo XIV, 1 (vgl. VIII, 7) aus Pherekydes und Ephoros, Pausan. VII, 1 ff. überein. Nur von der Ableitung einzelner Königsgeschlechter von dem Lykier Glaukos (Her. I, 147) bewahren die anderen Berichte keine Spur [gehören Pausanias' Angaben VII, 3, 7 über Kreter, Lykier, Karer und Pamphyler in Erythrae hierher?]. — Kodriden in Phokaea: Charon fr. 6. Nach Pausan. VII, 3, 10 werden die Phokaeer erst in den ionischen Bund aufgenommen, als sie sich aus Erythrae und Teos Kodriden geholt haben. Darin spricht sich die Thatsache, dass die Könige von Phokaea ursprünglich mit Kodros gar nichts zu thun hatten, sehr deutlich aus; vgl. VII, 3, 3 für Kolophon. Aehnlich holt sich Iasos einen Sohn des Neleus aus Milet Polyb. XVI, 12. — Andraimon wird bei Pausanias VII, 3, 5 nach Lebedos versetzt. — Kodros gilt den Neueren (Wilamowitz, Kydathen 99, Töpffer, Attische Geneal. 233 ff. u. a.) als später Eindringling in die attische Sagengeschichte, weil sie meinen, er sei der Eponymos der ionischen Herrscherhäuser. Das ist aber nicht richtig; wenn spätere Schriftsteller dieselben Κοδρίδαι nennen, ist das eben so missbräuchlich, wie die Anwendung dieses Namens auf die Medontiden, oder wie Eurystheniden, Prokliden u. ä. Kodros hat in Ionien gar keine reale Existenz, nicht einmal ein Heroon ist hier nachweisbar. Dagegen liegt sein Grab am Ilissos vor den Thoren Athens (Lykurg c. Leokr. 86. Pausan. I, 19, 5. CIA. III, 943, s. Wilamowitz l. c.), und an dies Grab und den Schirm, welchen dasselbe Stadt und Land gewährt, knüpft die Sage von ihm an. Wer der Feind war, vor dem er Athen gerettet hatte, war zunächst gleichgültig; dass es Dorier aus dem Peloponnes waren, ist offenbar erst durch spätere historische und sagengeschichtliche Combinationen festgestellt worden (Herod. V, 76: die Dorier zogen zuerst gegen Attika ὅτε καὶ Μέγαρα κατοίκισαν· οὗτος ὁ στόλος ἐπὶ Κόδρου βασιλεύοντος Ἀθηναίων ὀρθῶς ἂν καλέοιτο). Ein ἱερὸν, in dem er mit der Basile und dem Neleus zusammen verehrt wird (CIA. I, 53 a), hat er wahrscheinlich erst im fünften Jahrhundert erhalten; aber daraus folgt nicht, dass seine Gestalt in Athen nicht weit älter ist.

157. Neleus (Νηλεύς und Νειλεύς) ist der Eponymos des Herrscherhauses von Milet; dass man alle ionischen Könige auf ihn und durch ihn auf Kodros zurückführte, beruht auf der führenden Stellung Milets in der ionischen Welt. Die Sagengeschichte kennt allerdings zwei Gestalten des Namens Neleus, den Sohn des Kodros, der Milet gründet, und seinen Ahnherrn, den König von Pylos und Sohn des Ioniergottes Poseidon; aber nur durch die Nothwendigkeit, den Gründer Milets an Kodros anzuknüpfen, sind sie geschieden, ihre ur-

sprüngliche Identität kann nicht zweifelhaft sein. Neleus von Pylos hat in die Sagengeschichte Eingang gefunden: einer der vor Troja kämpfenden Helden, der gerenische Nestor, wird sein Sohn. Je mehr der ionische Einfluss im Epos hervortritt, desto mehr ist von Nestor und seinen zahlreichen Söhnen die Rede. Die Gestalt des greisen Berathers und Schlachtenordners, die wahrscheinlich einen ganz anderen Ursprung hat — so viel wir wissen, ist Nestor kein eponymer Heros —, ist mehr und mehr zum Repräsentanten zwar nicht der Ionier im allgemeinen, wohl aber der Milesier geworden. Dass vor Troja nicht der Ahnherr selbst kämpft, sondern ein Herrscher aus seinem Geschlecht, Νέστωρ Νηλήιος, ist ganz correct. Liesse sich nun feststellen, ob Nestor erst durch die Anknüpfung an Neleus zum König von Pylos geworden ist, oder ob er dies bereits in der älteren Sage war und umgekehrt erst durch die Verbindung mit ihm Neleus und die Ionier an Pylos angeknüpft sind, so würden wir auch wissen, ob der Ableitung der milesischen Könige und dann wohl auch der Milesier im allgemeinen aus Pylos irgend eine geschichtliche Erinnerung zu Grunde liegt, oder ob sie lediglich Folgerung aus dem Epos ist. Die erstere Annahme ist vielleicht die wahrscheinlichere; und unmöglich ist es ja durchaus nicht, dass ein Theil der Bevölkerung Ioniens aus dem Westen des Peloponnes ausgewandert ist.

Dass Nestor mit Neleus und wohl auch mit Pylos ursprünglich nichts zu thun hat, scheint sein ständiges, bei Homer nie, von Hesiod fr. 32 nur scheinbar erklärtes Beiwort Γερήνιος, das vielleicht mit dem Ort Γέρην auf Lesbos (Steph. Byz.) zusammenhängt, anzudeuten. Gehört auch der Boeoter Geres, der Oekist von Teos (Strabo XIV, 1, 3. Pausan. VII. 3, 6) dazu? — Die Meinung von Wilamowitz, Euripides Herakles I, 268, die historische Grundlage dieser Verhältnisse sei eine Auswanderung der Pylier über Athen nach Ionien nach dem ersten messenischen Kriege, ist recht unbedacht; die Anknüpfung des Neleus, d. h. der Neliden von Milet, an Pylos ist ja weit älter.

158. Ausser den Pyliern nennt Herodot als Bestandtheile der Ionier Abanten aus Euboea [auf Chios], Minyer aus Orchomenos [in Teos], Kadmeer aus Theben [in Priene, Teos,

Milet], Dryoper, Phoker [in Phokaea], Molosser, Arkader [1]), Dorier aus Epidauros [auf Samos]. Diese Angaben beruhen auf der Ableitung der ionischen Adelsgeschlechter von Heroen, die den betreffenden Volksstämmen angehörten, wie z. B. die Theliden in Milet, zu denen Thales gehörte, kadmeischen Ursprung beanspruchten. In vielen Fällen mögen diese Stammbäume nicht mehr Werth haben, als die Anknüpfung der Penthiliden an Agamemnon, der Molosserkönige an Achill oder als mittelalterliche Adelsstammbäume; in anderen Fällen mag ihnen historische Erinnerung zu Grunde liegen, wie z. B. das lebhafte Interesse, welches in Ionien für die Sage vom thebischen Kriege herrscht, vielleicht auf boeotische Elemente in der Bevölkerung Ioniens hinweist, die, wie es scheint, namentlich auch auf Chios vorhanden waren. Dass sich gelegentlich auch weit spätere Begebenheiten in der Sage reflectiren, ist höchst wahrscheinlich. Eine Kritik der Ueberlieferung auch nur in dem Umfange, wie sie bei dem Nelidenstammbaum möglich war, ist bei dem Mangel alles Materials ausgeschlossen. Aber wenn Herodot gefolgert hat, dass die Ionier eine Mischbevölkerung seien, so hat er recht. Nur ist die Meinung falsch, als gäbe es daneben überhaupt »ächte Ionier«. So wenig die Colonisten Siciliens desselben Stammes sind, sind es auch die Ionier und Aeoler. Aber wie jene allmählich zu der Einheit der Sikelioten verschmelzen, so haben sich auch die Colonisten in Kleinasien zu den Einheiten der Aeoler und Ionier zusammengefunden, es hat sich bei jeder der beiden Gruppen ein im wesentlichen einheitlicher Dialekt, ein einheitliches Volksthum, und dem entsprechend auch ein neuer Volksname entwickelt. Eine scharfe Grenze zwischen Aeolern und Ioniern bestand ursprünglich nicht, wie sie sich denn auch noch in historischer Zeit verschoben hat; wir haben

---

[1]) Das sind wohl die Phliasier und Kleonaeer in Klazomenae, Pausan. VII, 3, 9. 13, 2. Denn Pausanias bestreitet II, 12, 3 auf Grund des Schiffskatalogs, dass die Phliasier ursprünglich Arkader waren, also muss diese Ansicht früher Vertreter gehabt haben. — Aus Phlius stammt nach Pausan. II, 13, 2. Diog. Laert. VIII, 1 auch das Geschlecht des Pythagoras.

gesehen, wie nordgriechische, speciell thessalische Elemente uns auch in Ionien und noch weiter südlich entgegentreten. Aber der Hauptsache nach ist die Besiedelung Ioniens offenbar von Mittelgriechenland, von Athen und Euboea, ausgegangen. Daran schliesst sich die peloponnesische Ostküste, deren vielfache Berührungen mit Attika früher besprochen sind. Auch Colonisten aus Arkadien und dem Westen und Norden des Peloponnes mögen sich angeschlossen haben; der intensive Heracult auf Samos weist wohl sicher auf argivischen Ursprung. Wie sehr aber Attika im Mittelpunkt steht, lehrt die Thatsache, dass die vier attischen Phylen in Milet und Teos und wohl auch in den meisten anderen ionischen Städten (so wenigstens theilweise in Ephesos) wiederkehren. Mit demselben Recht, mit dem Thessalien und Boeotien als Heimath der Aeoler gelten, betrachtet daher die Sage trotz aller abweichenden Genealogien Attika als Ausgangspunkt der ionischen Wanderung. Der Zusammenhang zwischen Attika und Ionien ist auch in der Folgezeit nie völlig unterbrochen worden.

Die Angaben Herodots sind im Text aus Strabo und Pausanias ergänzt. Ueber die Theliden von Milet: Herod. I, 170. Diog. Laert. I, 22. Vgl. Kadmos von Milet [§. 6; ein Kadmos von Kos Herod. VII, 163]. — Priene Κάδμη Strabo XIV, 1, 12. — Dass die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des ionischen wie des aeolischen Dialekts auf secundärer Entwickelung nach der Wanderung beruhen, ist §. 49 bemerkt.

159. Auch die Entstehung Ioniens ist das Resultat eines Jahrhunderte langen Processes. Offenbar ist ihr die Besiedelung der Kykladen vorangegangen, die von der Tradition gleichfalls auf Athen zurückgeführt wird. Dieselben bilden die Brücke nach den grossen Inseln der asiatischen Küste, Ikaria, Chios, Samos; von ihnen aus ist das gegenüberliegende Festland erreicht worden. Auch hier sind es, abgesehen von Magnesia am Maeander (§. 154), nur Küstenlandschaften, die von den Griechen besetzt wurden, und noch dazu Gebiete, die von der Natur ziemlich scharf vom Binnenlande getrennt sind: die gebirgige Halbinsel gegenüber von Chios, welche vom Golf von Smyrna und der Mündung des Kayster begrenzt wird

und die Städte Klazomenae, Erythrae, Teos, Lebedos, Kolophon, Ephesos enthielt; das Vorgebirge von Mykale und die Maeandermündung mit den Städten Priene und Myus; und im Süden die Halbinsel von Milet. Ausserdem gehört im Norden Phokaea, das rings von Aeolerstädten umschlossen ist, zu Ionien. In die starke Mischung der Bevölkerungselemente geben auch hier die Phylenordnungen einigen Einblick. Während einzelne Gemeinden, wie Samos, vollständige Neuordnungen vorgenommen haben, sind in anderen, wie Milet, die, vielleicht aus einheimischen Elementen hervorgegangenen, Phylen der Βωρεῖς und Οἴνωπες zu den altionischen hinzugetreten. Noch deutlicher lässt sich die Entstehungsgeschichte von Ephesos in seiner Phylenordnung erkennen. Die »Ephesier«, d. i. die ursprüngliche Bevölkerung, bilden hier nur die erste Phyle, die älteren Phylen der Argadeis, Boreis, Oinopes [andere sind nicht nachweisbar] sind zu Tausendschaften derselben geworden. Dazu kommt eine Tausendschaft der Lebedier. Die übrigen ionischen Phylen scheinen an der Besiedelung von Ephesos nicht Theil genommen zu haben. Neben den »Ephesiern« stehen vier andere Phylen, von denen eine nach der benachbarten Stadt Teos, die drei anderen (Καρηναῖοι, Εὐώνυμοι, Βεμβινῆς) nach Oertlichkeiten benannt sind. Die Tausendschaften dieser Phylen haben ihren Namen sämmtlich nach Personen, offenbar Adelshäuptern (§. 204), nur die erste Tausendschaft der Karenaeer heisst Ἀλθαιμενίς, nach einem Heros, der sonst auf Kreta und Rhodos als Oekist erscheint (§. 177. 180). Offenbar hat das Gebiet von Ephesos sich ständig erweitert und namentlich nach Norden gegen Lebedos und Teos grosse, ursprünglich diesen Gemeinden zugehörige Landstücke annectirt. Dazu mag dann die Aufnahme abhängiger, ursprünglich vielleicht kleinasiatischer Elemente, und die Zuwanderung Fremder gekommen sein.

Phylenordnung von Ephesos: Hicks in Anc. Greek Inscr. in the British Mus. III. 68 ff. Mit Ausnahme der Sebastaeer bestanden die Phylen schon zu Ephoros' Zeit (Steph. Byz. Βέννα), die Namen der Tausendschaften

weisen in die Zeit der Adelsherrschaft. Daher ist auch die Tausendschaft der Lebedier wohl nicht die unter Lysimachos incorporirte Bevölkerung dieser Stadt, sondern gehört schon der älteren Ordnung an. — Βωρεῖς und Οἴνωπες gibt es in Kyzikos, Perinthos, Ephesos; sie bestanden also schon beim Beginn der Colonisation des achten Jahrhunderts.

160. Als einheimische Bevölkerung an der Küste wie auf den Inseln nennt die griechische Ueberlieferung Leleger und Karer; alte Burgruinen und Gräber in Ionien wurden als Lelegerbauten bezeichnet. Ueber das Verhältniss beider Stämme zu einander war man sehr verschiedener Meinung. Nach Herodot sind sie identisch, nach Pherekydes wohnen die Leleger nördlich, die Karer südlich von Ephesos, Kallisthenes bezeichnete gerade die karische Küstenbevölkerung im Gebiet von Halikarnass als Leleger, der karische Schriftsteller Philippos von Suangela endlich behauptete, die Karer verwendeten die Leleger noch zu seiner Zeit (πάλαι τε καὶ νῦν) als Sklaven. Wo die Alten so völlig im Dunkeln tappten, können wir unmöglich genaueres ermitteln. Am meisten Wahrscheinlichkeit dürfte die Annahme haben, dass die Leleger ein karischer Küstenstamm waren. An der Südküste von Troas, in Antandros und Gargara, haben sie sich bis in historische Zeit behauptet, und hier, in Pedasos am Satnioeis, kennen sie auch jüngere Partien der Ilias (Υ 96, Φ 86, Κ 429). Ebenso hat sich auf entlegeneren Inseln, wie z. B. Amorgos, die alte Bevölkerung mit ihrer primitiven Cultur noch lange erhalten (§. 79). Sonst ist die einheimische Bevölkerung von den Griechen zum Theil verdrängt oder ausgerottet, zum grössten Theil aber wohl aufgesogen. Daher hat sie auf die Gestaltung der griechischen Religion einen starken Einfluss ausgeübt. Wenn wir an der ganzen kleinasiatischen Küste von Troas bis nach Milet einen Orakelgott Apollo finden, so kann nicht zweifelhaft sein, dass die Griechen einen einheimischen Cult übernommen und in dem Träger desselben ihren Apollo wiedererkannt haben — daher ist im Epos Apoll, der von den Aeolern und überhaupt allen Griechen so eifrig verehrte Gott, doch der Schirmgott der Troer und der Hauptfeind der Achaeer.

Die Artemis von Ephesos ist nichts anderes als die kleinasiatische Göttermutter, ihr gesammter Cult ist kleinasiatisch. Ebenso mag der Cultus des Dionys, z. B. auf Naxos, kleinasiatische Elemente enthalten. Durch den regen Verkehr, welcher sich bald zwischen den Griechen der Küste und den Karern und Lydern im Binnenlande entwickelte, sind diese Einflüsse auch in geschichtlicher Zeit ständig gewachsen.

Ueber die Leleger in Europa und auf den Inseln s. §. 38; für die kleinasiatischen sind die Hauptstellen Strabo VII, 7, 2. XIII, 1, 59 (Kallisthenes). XIV, 1, 3. 21 (Pherekydes). Philippos von Suangela fr. 1 bei Athen. VI, 271 b, vgl. Plut. qu. gr. 46. Nach Herodot I, 171 hiessen die Karer Leleger, so lange sie auf den Inseln wohnten (zur Zeit des Minos). — πρῶτα μὲν Ἄντανδρος Λελέγων πόλις Alkaeos bei Strabo XIII, 1, 51 [Herodot VII, 42 nennt Antandros Πελασγίς, wohl weil er in historischer Zeit keine Leleger anerkennt]. Gargara lelegisch: Epaphroditos bei Steph. Byz. und Etym. magn. — Die Kiliker, welche Il. Z 397. 415 als Bewohner Thebe's nennt, sind trotz der Cilices Mandacadeni bei Plin. V, 123 schwerlich geschichtlich.

Gesammtergebnisse.

161. Man wird die erste Epoche griechischer Colonisation in die letzten Jahrhunderte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, etwa 1300—1000 v. Chr., setzen können. Sie bildet den Höhepunkt der ersten Periode griechischer Geschichte und zugleich ihren Abschluss. Fassen wir ihre Ergebnisse zusammen, so waren die griechischen Stämme in rege Berührung mit den Staaten und der Cultur des Orients getreten. Unter ihrem Einfluss hatte sich in Griechenland ein höheres staatliches Leben entwickelt, grössere politische Bewegungen waren eingetreten, von denen einzelne Jahrhunderte hindurch in der Sage weiter gelebt haben. Vor allem aber hatten die Griechen sich eine Cultur geschaffen, die, so viele Elemente sie auch dem Orient entlehnt hat und so stark sie von ihm beeinflusst ist, doch der Selbständigkeit und des frischen Lebens nicht entbehrt. Wenn zu Anfang der Periode auf den Inseln noch fremde Völker wohnen und die Phoeniker die führende, ja die einzige Handels- und Seemacht sind, wenn diese sich

an zahlreichen Punkten des aegaeischen Meeres niederlassen, so beginnen allmählich die Griechen über die See vorzudringen, die Inseln und die Küsten Kleinasiens zu besetzen. So wird das aegaeische Meer in ein griechisches Meer verwandelt, in dem wohl noch phoenikische Kauffahrer erscheinen, aber von einer phoenikischen Vorherrschaft keine Rede sein kann. Die phoenikischen Ansiedlungen und Factoreien gehen, grösstentheils wohl ohne Kampf (§. 89), in griechische Hände über. Weit in das Phoenikergebiet dringen die Griechen erfolgreich vor, sie lassen sich in Pamphylien und Cypern nieder, sie sind an gelegentlichen Vorstössen der abendländischen Welt gegen Aegypten und Syrien betheiligt. Der Niedergang der orientalischen Grossmächte, Aegyptens und des Chetareichs, hat eine Lockerung der Verbindung mit dem Orient zur Folge. Vor allem aber fehlt es in den nun folgenden Jahrhunderten an jedem politischen Druck, der von hier aus auf die griechische Welt hätte ausgeübt werden können. So folgt jetzt ein Zeitraum, in dem der griechischen Nation innerlich und äusserlich die freieste, von keiner Seite gehinderte Entwickelung aus sich selbst heraus ermöglicht ist.

Zweites Buch.

Das griechische Mittelalter.

I. Der Einbruch der Gebirgsstämme.

Die Sage von der Rückkehr der Herakliden.

162. Herakles, so berichtet die Sage, leistete auf einem seiner vielen Kriegszüge dem Aegimios, dem König der Dorier, eines kleinen griechischen Volksstammes, der damals im nordwestlichen Thessalien sass, Hülfe gegen die Lapithen, und erhielt zum Lohn dafür von Aegimios den dritten Theil seines Landes. Als der Held nach der Einnahme von Oichalia (§. 127) auf dem Gipfel des Oeta aus den Flammen des Scheiterhaufens in den Himmel emporgestiegen war und seine Nachkommen vor der Verfolgung des mykenischen Königs Eurystheus nirgends Schutz fanden, nahm Aegimios sie auf, adoptirte des Herakles Sohn Hyllos und hinterliess ihm die Herrschaft. Nach Hyllos und den beiden ächten Söhnen des Aegimios, Pamphylos und Dymas, haben die drei Phylen der Dorier ihre Namen erhalten. Aus Thessalien zogen die Dorier an den Südfuss des Oeta, wo ehemals die Dryoper gesessen hatten, die, von Herakles verjagt, nach Euboea und Argolis ausgewandert waren (§. 128). Von hier machten sie den Versuch, den Peloponnes zu erobern, auf den die Herakliden sowohl als Nachkommen des Perseus, wie auf Grund der Siege des Herakles Anspruch erhoben. Aber die ersten

Züge scheiterten, erst nach einem Jahrhundert gelang den Urenkeln des Hyllos, den drei Söhnen des Aristomachos die Eroberung. Bei Naupaktos in Lokris wurden die Schiffe gebaut — das ist eine sehr unpassend aus dem Namen »Schiffswerft« herausgesponnene Erzählung, denn Naupaktos liegt für den Weg von Doris nach dem Peloponnes weit abseits. Tisamenos, der König von Argos und Sparta, der Sohn des Orestes, wurde geschlagen, sein Volk, die Achaeer, räumte seine Wohnsitze und suchte sich im Ionierlande an der Nordküste des Peloponnes eine neue Heimath (§. 155). Nur Arkadien blieb von der Eroberung unberührt. Elis wurde dem Aetoler Oxylos gegeben, der den Doriern den Weg gezeigt hatte, alles andere Land von den Doriern besetzt. Von den Söhnen des Aristomachos erhielt Temenos durch das Loos Argos, Kresphontes Messene, die Zwillingskinder Eurysthenes und Prokles, welche der frühgestorbene Aristodemos hinterlassen hatte, Lakonien; so entstand das lakonische Doppelkönigthum. Temenos' Söhne und Enkel eroberten die kleineren argivischen Städte und führten die Dorier nach Kreta. Korinth wurde einem anderen Herakliden, dem Aletes (auch Pindar Ol. 13, 14), gegeben. Von diesen Fürsten stammen die dorischen Königsgeschlechter ab. Aber nur in Argos führt das Herrscherhaus den Namen Temeniden nach seinem Stammvater; die Könige von Messenien heissen Aepytiden, die von Sparta Agiaden und Eurypontiden, die von Korinth Bakchiaden nach den Söhnen oder späteren Nachkommen der Eroberer.

163. Die Sage von der »Rückkehr der Herakliden« ist Gegenstand zahlreicher Epen geworden (Herod. VI, 52). Diesen, nicht der volksthümlichen Ueberlieferung, verdankt sie ihre Gestalt. Wirklich volksthümliche Züge fehlen gänzlich, die Erfindung ist matt und äusserst dürftig, von dem Kampf mit der einheimischen Bevölkerung ist kaum die Rede, vergeblich sucht man von der Art, wie der Peloponnes erobert wird, ein Bild zu gewinnen. Durchaus strebt die Erzählung dahin, möglichst rasch von den Zuständen der Heroenzeit zu denen der Gegenwart zu gelangen, sie macht den sehr naiven

Versuch, den Ursprung der neuen Ordnung auf die einfachste Weise, durch Verloosung der Gebiete unter gleichberechtigte Brüder, zu erklären. Lebhaft erinnert die ganze Erzählung an die Art, wie im Buche Josua die Eroberung Palaestinas durch die Hebraeer geschichtlich gestaltet wird. Aus Rücksicht auf die Sagenchronologie kann der Eroberungszug erst von der vierten Generation nach Herakles, nach dem troischen Krieg und dem Ende der eigentlichen Heroenzeit, unternommen werden. Genauer orientirt ist der Verfasser nur über Argos, das durchaus als die Vormacht der peloponnesischen Dorer erscheint, hier kennt er den Temenos, den Eponymos des Herrschergeschlechts. Für die anderen Staaten muss er zu willkürlichen Namen greifen[1]); und so lässt die Anknüpfung der Eponymen der realen Fürstengeschlechter an fictive Heroengestalten auch hier ähnlich wie bei den aeolischen, ionischen, attischen Stammbäumen die Fuge erkennen, welche Sage und Geschichte verbindet. Dass diese Erzählung allgemein recipirt ist, beweist nicht, dass sie auf einheimischen Traditionen beruht, sondern dass die Erinnerung an die Zeit der Einwanderung längst geschwunden war. Die peloponnesischen Dorier haben sich ihre Urgeschichte von der Dichtung, die mit der gewaltigen Autorität eines Literaturwerkes auftrat, ebenso gut octroyiren lassen wie die Römer und die übrigen italischen Stämme. Und doch haben die Spartaner wenigstens dagegen protestirt, dass sie unter Führung zweier Säuglinge ihr Land erobert hätten: Aristodemos sei erst nach der Eroberung gestorben. Auch ständen sich die Zwillinge in Wirklichkeit nicht gleich: Eurysthenes, der Stammvater des angeseheneren Königshauses der Agiaden, sei der ältere und geehrtere (Herod. VI, 52. Xen. Ages. 8, 7). Ebenso widersinnig ist es, dass der Eponymos der ersten der drei dorischen Phylen nicht ein Sohn des Aegimios ist wie die der beiden anderen, sondern von ihm adoptirt wird und dann doch seinen Adoptivbrüdern voran-

[1]) Dass Gestalten wie Kresphontes oder z. B. Kleodaios schon irgendwie in der Sage existirten, ist ja möglich; aber ihre Rolle im Heraklidenstammbaum beruht auf freier Erfindung.

geht. Deutlich liegt hier der Versuch vor, zwei verschiedene Versionen mit einander auszugleichen. Aegimios ist der eigentliche Stammvater der Dorier, der Ordner ihres Staats, nach dessen Satzungen der dorische Mann lebt; die Ahnherren der dorischen Phylen müssen daher seine Söhne sein. Andrerseits gelten die Könige, die zur Phyle der Hylleer gehören, für Herakliden; da aber Herakles nach gemeingriechischer Tradition kein Dorier, sondern ein Argiver (Achaeer, Herod. V, 72) oder Thebaner ist, so liess sich ein Ausweg nur auf dem Wege finden, dass Hyllos eigentlich sein Sohn ist, aber von Aegimios adoptirt wird.

Eine eingehende Untersuchung über die Geschichte der Ueberlieferung ist eine ebenso dringende wie lohnende Aufgabe; einzelne Bemerkungen s. Forsch. I, 283 ff. — Welches die Epen waren, die die Sage gestaltet haben, wissen wir nicht. Das unter Hesiods Namen gehende Epos Αἰγίμιος, das die argivischen Sagen (Io) und höchst wahrscheinlich die dorische Wanderung behandelte, ist sehr jung, s. Forsch. I, 93, 2, ebenso Hesiods Kataloge (fr. 132). Sonst könnte man an Eumelos oder an die Ἀργολικά denken (Augias, Wilamowitz, homer. Unters. 180. 334). Ausserdem ist aber die Sage von Herakles und Hyllos in den Herakleen und namentlich in der Οἰχαλίας ἅλωσις ausgebildet worden, die auch an Aegimios schwerlich vorbeigehen konnte. — Die Behauptung, die Heraklidensage ziele vor allem auf Sparta, ist falsch; Sparta ist für sie ganz nebensächlich, Argos steht durchaus im Vordergrund. — Aegimios als Ahnherr der Dorier: Pindar Pyth. 1, 64. 5. 72. fr. 1; er nimmt hier für Sparta ganz die Stellung ein, die später Lykurg erhalten hat. Dass Diodor IV, 58 ihn als Sohn des Doros bezeichnet, ist wohl correct. Aegimios und Herakles: Apollodor II, 7, 7. Diodor IV, 37 u. a. Gewöhnlich wird er nach Hestiaeotis versetzt (vgl. Herod. I, 56), Ephoros bei Steph. Byz. Δυμᾶνες setzt ihn nach Doris, vgl. Strabo IX, 4, 10. Sonst wird die Sage überall im wesentlichen übereinstimmend berichtet, nur schwanken die Angaben darüber, ob Tisamenos gefallen oder nur besiegt sei und die Achaeer in den Aegialos geführt habe [sein Grab in Helike, von wo die Gebeine nach Sparta überführt wurden: Pausan. VII, 1, 8]. Die Erzählung von den symbolischen Thieren, welche bei der Verloosung der drei Landschaften den Charakter ihrer Bewohner anzeigen, wird wohl dem alten Bestande des Epos angehören. — Ein Rest einer älteren, noch nicht auf die Sagenchronologie Rücksicht nehmenden Erzählung ist vielleicht in der Angabe erhalten, dass Pamphylos und Dymas bei der Eroberung fallen (Apdr. II, 8, 3) und dass Pamphylos die Tochter des Deiphontes heirathet (Pausan. II, 28, 6). Das setzt voraus, dass Hyllos

rakliden

V

›olemos
Rhodos

Eurysthe

Agis

Echestra

Labota

Doryssc

Agesila

Archela

Telekl

Alkame

Polydo

Eurykra

Anaxan

Eurykra

Leo

Anaxand

Leonidas

Pleistarch

oder höchstens dessen Söhne den Peloponnes erobern. — Im übrigen vgl. den beiliegenden Stammbaum.

164. Um die Mitte des 7. Jahrhunderts singt Tyrtaeos in Sparta: »Zeus selbst hat den Herakliden diese Stadt gegeben, mit denen zusammen wir [d. i. die Dorier] Erineos verlassen haben«[1]). Damals also stand die Heraklidensage bereits in den Grundzügen fest und war in Sparta recipirt. In der Folgezeit sind mancherlei Erweiterungen und Umgestaltungen hinzugekommen. Die Athener erfanden für den Tod des Kodros (§. 156 A.) einen Angriffskrieg der Dorier, bei dem Megara von ihnen besetzt sein soll; die Tragiker suchten Athen und den Theseus überall in die Heraklidengeschichte einzudrängen. Dem gegenüber versuchten die Historiker die Erzählung in wirkliche Geschichte umzusetzen. Vor Allem hat das Ephoros gethan, der z. B. die Gestalt des Verräthers Philonomos einführte, welcher die Achaeer zum Abzug aus Amyklae bewegt, und den Versuch machte, von der Organisation der Landschaften ein Bild zu gewinnen. Dass in Sparta und Messenien die Königshäuser nicht nach den Begründern der Dynastien, sondern nach deren Nachfolgern benannt sind, erklärte er daraus, dass jene die unterworfene Bevölkerung begünstigt, diese die Alleinherrschaft der Dorier wiederhergestellt hätten (Strabo VIII, 4, 7. 5, 4). Im Uebrigen richten die späteren Darstellungen ihr Augenmerk in erster Linie nicht mehr auf Argos, sondern auf Sparta. Die jüngste Ueberlieferungsschicht hat eine allmählich fortschreitende, Jahrhunderte andauernde Eroberung Lakoniens durch die Dorier ausgemalt und dazwischen Kämpfe mit den Arkadern eingelegt. Doch lohnt es sich nicht, bei diesen Erzählungen, in denen man neuerdings vielfach authentische Geschichtsüberlieferung zu besitzen geglaubt hat, länger zu verweilen.

Kodros: §. 156, vgl. Herod. V, 76. — Ephoros' Darstellung lässt sich aus Strabo, Diodor und Nik. Dam. ziemlich vollständig wiederherstellen. Charakteristisch für ihn ist auch die Bevorzugung des Prokles, der nach

[1]) fr. 2. Ebenso Thukyd. I, 12 Δωριῆς ξὺν Ἡρακλείδαις Πελοπόννησον ἔσχον.

ihm der eigentliche Gründer Spartas ist (Strabo X, 4, 18, vgl. Polyaen I, 10. Cicero de div. II, 90), wie Kissos, Temenos' Sohn, der Gründer von Argos (Strabo l. c. und VIII, 8, 5) [denn Temenos ist vor der Stadt an der Küste beim Temenion bestattet]. Im übrigen ist der Gegenstand im vierten Jahrhundert sehr viel behandelt, vgl. Isokrates panath. 177 ff. und Platos Construction de legg. III, 683 ff. — In der Zeit zwischen Herodot (VIII, 131) und Ephoros (Strabo X, 4. 18, wonach VIII, 5. 5 zu corrigiren ist) ist zwischen Prokles und Eurypon zur Ausgleichung mit dem Agiadenstammbaum der König Soos eingeschoben. — Die jüngste Traditionsschicht liegt in mehreren Variationen bei Pausan. lib. III, Plut. Lyk. 2. Polyaen I, 6 ff. II, 12. 13 vor.

165. Wenn wir so aus der Sagengeschichte über den Verlauf der Eroberung des Peloponnes keinerlei Aufschluss erhalten, so bleiben doch eine Reihe von Voraussetzungen als Grundlagen der Erzählung übrig, deren Werth genauer geprüft werden muss. Hierher gehören ausser den thatsächlichen Verhältnissen, in die die Sage ausläuft, die schon besprochene Gestalt des Aegimios und die drei dorischen Phylen. Die Phylen der Hylleer, Pamphyler und Dymanen sind in den meisten dorischen Staaten nachweisbar, in Argos, Megara, Korinth (und Korkyra), Sikyon, Nemea, Troezen (und Halikarnass), auf Kreta, Thera, Rhodos (und Agrigent), Kos, Kalymna. Nicht nachweisbar sind sie in Sparta und natürlich in Messenien. Man hat daraus gefolgert, dass die Phylen in Wirklichkeit nur auf Argos und seine Dependenzen beschränkt und keine gemeinsame dorische Institution seien. Aber die Ueberlieferung bezeichnet sie ganz allgemein als dorisch, Pindar nennt gerade die Spartaner Nachkommen des Pamphylos und der Herakliden (Pyth. I, 62), die Odyssee gibt den Doriern (auf Kreta) das Beiwort »dreigetheilte« τριχάικες (τ 177). Wie in Korinth, wo sie zufällig dadurch nachweisbar sind, dass die Hylleer in einer Inschrift von Korkyra vorkommen (CIG. 1845), wie wahrscheinlich mehrfach auf Kreta, Rhodos und sonst, ist die alte Eintheilung der Bevölkerung offenbar auch in Sparta später durch eine Neuordnung ersetzt. Was würden wir von der Existenz der vier ionischen Phylen in Athen wissen, wenn wir für dasselbe nicht mehr Material besässen als für Sparta? Es ist daher eine unberechtigte Skepsis,

wenn man die Existenz der dorischen Phylen für Sparta bestreitet — zumal da die Hylleer auch auf dem für eine spartanische Colonie geltenden Thera vorkommen (MAI. II, 73).

Uebersicht des Vorkommens der dorischen Phylen bei Gilbert, Griech. Staatsalterth. II, 305, 2. Hinzukommt für Megara die grosse Liste Ἐφ. ἀρχ. 1887. 14 ff. aus der Zeit des achaeischen Bundes, für Nemea BCH. IX, 350, für Kreta s. §. 177, für Kalymna BCH. VIII, 30 ff.; für Rhodos ausser dem Vorkommen der Hylleer in Agrigent (CIG. 5491) das directe Zeugniss des Schiffskatalogs B 668 τριχθὰ δ'ᾤκηθεν καταφυλαδόν, wonach es scheint, dass die drei Orte Lindos, Ialysos, Kameiros je von einer Phyle bewohnt waren (vgl. B 655 f.). — Das Δωριέες τριχάικες der Odyssee ist schon von Hesiod (fr. 8, ob aus dem Aegimios, ist sehr fraglich: πάντες δὲ τριχάικες καλέονται, οὕνεκα τρισσὴν γαῖαν ἑκὰς πάτρης ἐδάσαντο) und dementsprechend von den Scholien umgedeutet worden. — Die Phylen Δαιφοντις und Αριστομαχις in Thuria in Messenien (Lebas II, 302) haben natürlich für die ältere Zeit gar keine Bedeutung.

166. Weit schwieriger ist es, über die Bedeutung des Herakles im Stammbaum zur Klarheit zu gelangen. Betrachteten die Könige von Argos und Sparta sich als seine Nachkommen, weil die Dichter ihren Stammbaum auf ihn zurückführten? Oder hat umgekehrt die Dichtung einen bereits vorhandenen Glauben aufgenommen und gestaltet? Diese Frage lässt sich nur durch eine Untersuchung der verwickelten Geschichte des Heraklesdienstes beantworten.

Herakles ist ein Gott, dessen Cultus fast ausschliesslich auf das östliche Mittelgriechenland beschränkt ist. In Boeotien und Attika hat er fast in jeder Ortschaft sein Heiligthum, ebenso am Oeta und bei den Thermopylen; auch in Megara und Achaia (z. B. in Bura) wird er eifrig verehrt. Von hier aus ist er nach Sicilien und Unteritalien gekommen, wo wir seinen Cultus nahezu in allen Colonien finden. Vor allem durch die chalkidischen Ansiedelungen in Campanien (vgl. Herculaneum) ist er in sehr früher Zeit zu den italischen Stämmen gedrungen. Daraus und ebenso aus seinem Dienst im Gebiet von Leontini (Diod. IV, 24) dürfen wir schliessen, dass er auch in Chalkis auf Euboea verehrt wurde; darauf weist auch der Kampf mit den Söhnen des Proteus auf der Chalkidike (Apdr. II, 5, 9 u. a.) hin. Sonst findet er sich noch in Erythrae in Ionien (Pausan.

VII, 5, 5. Strabo XIII, 1, 64; vgl. auch die Herakleen in Teos IGA. 497). Dem übrigen Griechenland dagegen ist — von ganz vereinzelten und offenbar secundären Ausnahmen abgesehen — sein Cult vollständig fremd, weder in Thessalien und im westlichen Mittelgriechenland (Phokis, Lokris, Aetolien) noch im Peloponnes, noch in Aeolis und im übrigen Ionien, noch auf Cypern und in Pamphylien findet sich von einem Gotte Herakles eine Spur. Für das Epos ist Herakles nur ein Held der Vorzeit, der mit Hülfe der Götter grosse Thaten verübt hat, so gut wie Achill oder Agamemnon. Und auch in Argos und Sparta hat er keine Heiligthümer, die Inschriften nennen ihn nicht, nur heroische Ehren werden ihm zu Theil. Das contrastirt aufs stärkste zu der Art, wie z. B. die Tyndariden in Sparta verehrt werden, die doch auch nach gemeingriechischer Anschauung nur Heroen sind. Da der Gott nothwendig älter ist als der Heros, Herakles aber kein dorischer Gott ist, so folgt, dass die herrschende Auffassung, welche den Ursprung des Herakles bei den Doriern sucht, falsch ist. Mit Recht gilt der gesammten Griechenwelt Theben als seine Geburtsstätte.

Eine eingehende Analyse der Heraklessagen und eine Geschichte seines Cults, die freilich nur auf sehr breiter Grundlage und bei sorgfältiger Untersuchung aller Einzelheiten zum Ziel führen kann, fehlt noch. Die beste Vorarbeit ist, soweit mir bekannt, FURTWÄNGLER's Bearbeitung der Kunstmythologie des H. in ROSCHER's Lexikon der Myth. — O. MÜLLER, Dorier I, dem die Neueren meist folgen, fasst Herakles als den Helden und Repräsentanten der Dorier, BUTTMANN, Mythologus I, als eine vom Mythus geschaffene ethische Idealgestalt; beide Ansichten vereinigt WILAMOWITZ, Euripides' Herakles I, dahin, dass Herakles das Idealbild des dorischen Mannes sei. Dem gegenüber hat BELOCH, Rh. Mus. XLV, 578 ff., mit Recht darauf hingewiesen, dass Boeotien die Heimath des Gottes ist. Betrachtungen wie die von BUTTMANN und WILAMOWITZ haben ihre Berechtigung und zum Theil grossen Werth in Bezug auf die schon ausgebildete Heraklessage und ihre weitere Entwickelung im religiösen Bewusstsein und in der Dichtung. Aber der Ursprung der Gestalt und der an H. knüpfenden Mythen kann so nicht erklärt werden. Dass der Gott älter ist als der Heros, steht für mich allerdings a priori fest, aber ich glaube, es lässt sich auch im einzelnen vollständig erweisen. Und ist denn Herakles da, wo er wirklich verehrt wird, für das religiöse Bewusstsein jemals etwas anderes gewesen als ein Gott? z. B. in Selinus

IGA. 515. — Auch sonst muss ich von WILAMOWITZ' Annahmen vielfach abweichen. Dass die Zwölfzahl der Heraklesthaten weit jünger ist, als W. annimmt, bemerkt ROBERT, Homer. Becher (Berl. Winkelmannsprogr. 1890) S. 89 mit Recht. Auch die Hypothese, der Name Herakles »der Heraberühmte« sei erst in Argos entstanden, vorher habe er Alkaios geheissen, halte ich zwar nicht für unmöglich, aber für unwahrscheinlich. Warum liessen sich denn die Thebaner den Namen von den Argivern octroyiren? Jetzt mussten sie den Ruhm des Helden mit Argos theilen; behielten sie den Alkaeos bei (wie die Megarer nach W. Annahme den Alkathoos), so hätte sich auch die Sage von diesem selbständig entwickelt. Differenzirung derselben Gestalt zu verschiedenen Wesen ist hier viel natürlicher als Verschmelzung verschiedener, wenn auch verwandter, zu einer Einheit. — Den Namen zu erklären weiss ich nicht; doch ist zu beachten, dass Hera auch in Boeotien heimisch ist. Auch Herakles' Genosse Iolaos gehört ja nach Theben, ebenso Alkmene.

167. Schon als Kind hat Herakles, der Sohn des Zeus, seine Kraft gezeigt. Herangewachsen bezwingt er mit Bogen und Keule die Ungeheuer, Löwen und Stiere, Riesen (Giganten), Kentauren und Amazonen, den Geryones, Kyknos, Antaeos, den gewaltigen Bogenschützen Eurytos, der mit ihm um die Meisterschaft wetteifert. Mit dem Meergreis oder dem Flussgott Acheloos hat er gerungen und ihn gebändigt. In all diesen Kämpfen steht Athene, die grosse Göttin von Boeotien und Attika, ihm helfend zur Seite, sie schirmt ihn gegen die Tücke seiner Feinde, namentlich seiner unversöhnlichen Gegnerin Hera. Aber seine glänzende Laufbahn nimmt ein jähes Ende, schliesslich fällt er der Macht seiner Gegner anheim (vgl. Il. Σ 117). In den verschiedensten Varianten tritt uns dieser Zug entgegen, theils als Wahnsinn, der ihn erfasst und in dem er sein Weib und die eigenen Kinder tödtet, theils als Hinabsteigen in die Unterwelt (Kerberos, Admetos), theils als Selbstverbrennung auf dem Gipfel des Oeta, theils in abgeschwächter Gestalt als Dienstbarkeit bei dem Feigling Eurystheus oder dem Weibe Omphale — ähnlich wie Apolls Dienstbarkeit bei Admetos ursprünglich eine zeitweilige Knechtschaft beim Todtengotte ist. Aber wie Apollo ist auch Herakles dem Tode nicht dauernd unterthan; er bändigt den Höllenhund und führt ihn ans Tageslicht, er verwundet den Hades

(Il. E 395), er entreisst dem Tode sein Opfer Alkestis, aus den Flammen des Scheiterhaufens steigt er zum Olymp empor, er gewinnt die Aepfel der Hesperiden und fährt im Becher des Sonnengottes über den Ocean, oder er jagt, wie bildliche Darstellungen zeigen (vgl. HARTWIG, Philol. N. F. IV, 185), den Dämon des Alters in die Flucht, er erringt die Hand der Hebe und lebt, nachdem seine Mühen beendet sind, in ewiger Jugend und ewigem Glück. Das alles sind verschiedene Einkleidungen und Ausmalungen derselben Grundidee. Danach gehört Herakles zu den grossen Göttern, in deren Leben der Kreislauf der Natur Ausdruck gewonnen hat (§. 66). Die Sagen von seinen Thaten und Schicksalen sind denen von Zeus und Dionysos, von Apollo und Demeter völlig gleichartig, er ist ein Gott wie der aegyptische Osiris, der babylonische Tammuz, der kleinasiatische Sabazios, der kretische Zeus. Besonders stark tritt seine Verwandtschaft mit Apoll hervor [1]. Auch Apoll ist ein Bogenschütze, auch er bezwingt die Unholde und tödtet den Eurytos (Od. ϑ 224), auch er geräth in fremde Dienstbarkeit, und ähnlich wie Apoll (§. 74) ist auch Herakles am Oeta und in Erythrae ein Abwehrer der Heuschrecken und Holzwürmer (Strabo XIII, 1, 64). Auch sonst hat Herakles im griechischen Mythus viele Verwandte, vor allem gerade in seiner Heimath. Theseus ist von Haus aus sein Doppelgänger, nicht nur durch spätere Uebertragung, alle seine Thaten sind Varianten der Heraklesthaten, auch Peirithoos und Oedipus sind gleichartige Gestalten (§. 67).

168. Eine Gottheit wie Herakles setzt sich mit Naturnothwendigkeit immer mehr in eine vergötterte Heldengestalt um; die Mythen, welche ursprünglich einen unmittelbar aus dem Gottesbegriff verständlichen Sinn hatten, werden zu Erzählungen von den Thaten, die er auf Erden vollbrachte, ehe er den Eintritt in die Götterwelt gewann. Dadurch verlieren sie ihre ursprüngliche Bedeutung und erleiden immer neue Um-

---

[1]) Gehört in diesen Zusammenhang auch der Raub des delphischen Dreifusses durch Herakles?

gestaltungen. Auch rein geschichtliche Sagen setzen sich an, so die Erzählungen von der Eroberung Oichalias durch Herakles (§. 127), die mit dem Eurytosmythus verbunden wird, oder von seinen Kämpfen gegen Orchomenos (§. 126). Diese Erzählungen können von Ort zu Ort wandern, auch wenn sich der Cultus des Gottes nicht weiter verbreitet. So ist es durchaus begreiflich, dass uns Herakles nicht im Cultus, aber als Heros, dessen ruhmreiche Thaten man sich so viel wie möglich aneignen möchte, zunächst bei den Doriern in Argos und dann auch bei den übrigen peloponnesischen Stämmen begegnet. Zum Argiver freilich konnte man ihn nicht machen; aber man leitete sein Geschlecht von dem argivischen Quellheros Perseus ab, man liess ihn dem König Eurystheus von Argos oder Mykene dienen, alle seine Thaten wurden in den Peloponnes versetzt, der Löwenkampf vom Kithaeron nach Nemea, der Kentaurenkampf aus Thessalien [oder vom Acheloos] auf das Pholoegebirge in Elis, Oichalia vom Spercheiosthal nach Messenien, der Abstieg in die Unterwelt vom Laphystion bei Koronea (Pausan. IX, 34, 4) nach Troezen oder Hermione oder dem Taenaron, der Kampf mit Hades nach Pylos. Neue Sagen wurden hinzu gebildet, die Bezwingung der Hydra, d. h. des Quellsumpfs von Lerna, die Verjagung der Vögel von Stymphalos, die Bändigung des erymanthischen Ebers, des kretischen Stieres. Auch in fremde Sagen wird er eingeführt: Pylos hat er erobert und den Neleus erschlagen, Troja zerstört, am Argonautenzug Theil genommen. Alle diese Erzählungen sind der späteren Uebertragung der Heraklessagen nach Italien (Campanien, Rom) oder Heraklea am Pontos oder auf die Chalkidike vollständig gleichartig, nur um eine Schicht älter. Dass Herakles in ihnen — abgesehen vielleicht von einigen untergeordneten Erzählungen, wie dem Kampf gegen Pylos — der Repräsentant der Dorier wäre und seine Thaten von diesen geschaffen seien, um »ihre eigenen Eroberungen vorzubilden und zu rechtfertigen« (O. Müller), ist ganz unerweisbar, den meisten fehlen namentlich in ihrer älteren Gestalt derartige Beziehungen durchaus; aber

allerdings wurde Herakles, je mehr die Dorier von seinen Thaten erzählten und ihn als einen in ihrem Lande kämpfenden, dasselbe urbar und wohnlich machenden Helden betrachteten, um so mehr zum Träger ihres Volksthums, des dorischen Ideals.

Dass die Heraklesthaten der peloponnesischen Sage fast durchweg ihr Gegenbild in denen des oetaeisch-thebanischen Sagenkreises haben, liegt auf der Hand; in vielen Fällen lässt sich aus diesen Parallelen der jüngere Ursprung des peloponnesischen Herakles meines Erachtens mit Sicherheit erweisen. Dass die Dorier schon am Oeta von Herakles wussten, ist sehr möglich; aber die Ausbildung der Heroengestalt gehört in den Peloponnes, speciell nach Argos. — Perseus ist der Eponymos der mykenischen Quelle Perseia und ganz correct ein Sohn des Himmelsgottes und der Erdgöttin [die zu einem sterblichen Weibe, einem »Danaermädchen« Δανάη geworden ist], im goldenen Himmelsregen erzeugt.

169. Vom Peloponnes aus haben sich die Heraklessagen weiter verbreitet, vor allem auf die dorischen Inseln, wie Rhodos und Kos (Il. Ξ 255. Ο 25). Von hier aus sind sie den ionischen Sängern bekannt geworden; die Blüthezeit des Heldengesangs kennt einen ganzen Cyklus zusammenhängender Heraklesthaten. Dass in ihnen die argivischen Traditionen durchaus vorherrschen, erklärt sich nicht nur aus der geschichtlichen Entwickelung; auch an sich ist es ganz natürlich, dass die Dichtung, der es lediglich auf den Stoff ankommt, nicht an den Gott anschliesst, sondern an den religiös indifferenten Helden der Sage. Durch das Epos ist der argivische Herakles der ganzen Griechenwelt als der ruhmreichste aller Helden bekannt geworden, der die ganze Welt siegreich durchzogen und den Tod bezwungen hat, der nach unendlichen Mühen in den Himmel aufgestiegen ist. Diesem Herakles ersteht allmählich überall ein heroischer Cult; an ihn und seine Züge denken die Krotoniaten, wenn sie ihn als Gründer ihrer Stadt betrachten, die Kymaeer, wenn sie am Vesuv, die Megarer und Boeoter, wenn sie am Pontos ein Heraklea gründen, an ihn, der zugleich der Ahnherr ihres Stammes ist, die Tarentiner, wenn sie am Siris, die Spartaner, wenn sie am Eryx ein Heraklea anlegen. Auch das Heimathland des

Herakles muss sich, wenngleich widerstrebend, diesen fremden Anschauungen anbequemen, wahrt sich dabei aber immer den Cultus des Gottes. Seine innere Gestaltung erhält der Heros theils durch die Ausbildung der Sage bei den Doriern, theils aber auch durch das Epos und die Lyrik, an die sich dann weiter das Drama und die Philosophie anschliessen.

Herodot II, 44 καὶ δοκέουσί μοι οὗτοι ὀρθότατα Ἑλλήνων ποιέειν, οἳ διξὰ Ἡράκλεια ἱδρυσάμενοι ἔκτηνται [so z. B. in Sikyon, Pausan. II, 10, 1], καὶ τῷ μὲν ὡς ἀθανάτῳ, Ὀλυμπίῳ δὲ ἐπωνυμίην, θύουσι, τῷ δὲ ἑτέρῳ ὡς ἥρωι ἐναγίζουσι. Von dem Sträuben der mittelgriechischen Bevölkerung, die argivischen Erzählungen anzuerkennen, gibt der Hesiod scut. 80 ff. versuchte Ausweg einen sehr anschaulichen und instructiven Beleg. — Mit dem phoenikischen Wandergotte Melqart (I, 206. 281) ist Herakles wohl erst gleichgesetzt worden, als seine Sagengestalt ausgebildet war. Diese Identification liegt auch in dem selinuntischen Heraklea Minoa = Rôš Melqart vor.

170. Die Anknüpfung der dorischen Fürstengeschlechter an Herakles ist somit der der aeolischen an Agamemnon vollständig gleichartig: weil Herakles ein bei den Doriern viel besungener Held ist, betrachten Dichtung und Volksglaube ihn als Ahnen der Herrscher. Ebenso wird das thessalische Herrschergeschlecht der Aleuaden von Herakles abgeleitet (Pindar Pyth. 10). Zum Theil ist die Anknüpfung direct geschehen. Von Herakles' Söhnen zieht Phaestos von Sikyon nach Kreta und erbaut die Stadt seines Namens (Pausan. II, 6, 7), Tlepolemos gründet die rhodischen Städte (Il. B 653 ff.), Thessalos und seine Söhne herrschen auf Kos und den benachbarten Inseln (Il. B 676). Für den Peloponnes war dieser einfachste Weg durch die Sagengeschichte unmöglich gemacht — wenn er auch in Korinth, wo das Herrschergeschlecht an den Heraklessohn Antiochos anknüpft, und in Sikyon (Pausan. II, 6, 7) versucht zu sein scheint. Man half sich damit, dass man den Hyllos, den Eponymen der ersten dorischen Phyle, der die Könige angehörten, zum Sohn und Erben des Herakles machte; so ist dieser in die Sagen von Herakles' Tod verflochten worden, so werden die Herakliden zu Repräsentanten und Führern der Dorier. Wenn man sich

ursprünglich — so in der Tlepolemossage — Herakles' Nachkommen ruhig im Lande wohnend dachte, so erging es ihnen jetzt ähnlich wie den Ahnherren der Hebraeer: sie mussten den Peloponnes verlassen, um ihn später wieder erobern zu können. Schliesslich hat man dann aus Herakles' Thaten Rechtsansprüche für die dorische Wanderung abgeleitet: er habe die Länder ererbt oder erworben, welche seine Nachkommen später ihren widerrechtlichen Besitzern entrissen. Das ist aber nicht der Ausgangspunkt, sondern die letzte Entwickelungsstufe der peloponnesischen Heraklessagen.

Dass dies der Hergang gewesen ist, können wir in manchen Fällen noch mit Sicherheit erweisen. Als der Heraklide, welcher Kreta besetzt, wird Temenos' Enkel Althaimenes genannt; Althaimenes erscheint aber in einer viel älteren Sage als Enkel des Minos und ältester Besiedler von Rhodos. Aipytos, der Eponymos des messenischen Königshauses, ist nicht zu trennen von dem in zahlreichen Sagen Arkadiens erscheinenden Aipytos, dessen Grab am Kyllene bereits der Schiffskatalog erwähnt (B 604, vgl. auch Hesiod fr. 133). Temenos von Argos wird in Arkadien in Stymphalos als Sohn des Pelasgos und Begründer des Heracults (Pausan. VIII, 22, 2), in Psophis als Sohn des Phegeus (Pausan. VIII, 24, 10) genannt; hier ist die Gestalt vermuthlich aus Argos nach Arkadien gedrungen, umgekehrt wie in Messene. Besässen wir reicheres Material, namentlich auch über Sparta, so würden uns wohl noch mehr derartige Homonymien entgegentreten. Sie sind ein deutlicher Beweis dafür, dass die Ableitung der dorischen Herrscherhäuser von Herakles keineswegs zu allen Zeiten bestanden hat und man ihre Eponymen daher auch an ganz andere Sagengestalten anknüpfen konnte, ja dass sie mehrfach erst recht jungen Ursprungs ist.

Die Anknüpfung der makedonischen Könige an Temenos und Herakles ist durchaus secundär. Die Ableitung der lydischen Könige von Herakles beruht wohl nicht auf einheimischer Tradition, auf Gleichsetzung eines lydischen Gottes, von dem das Königshaus abstammte, mit Herakles, wie ich I, 256. 400 annahm, sondern einfach auf der Omphalesage [zu derselben Cauer, Rh. Mus. 46, 244. Tümpel, Philol. N. F. IV, 607]; die lydi-

schen Herakliden sind in Wirklichkeit nur eine griechische Variante der Atyaden, ihrer angeblichen Vorgänger; vgl. Forsch. I, 167. Nicht erklären kann ich, weshalb Telephos von Teuthranien ein Sohn des Herakles ist. Später werden dann noch zahlreiche Völker und Ortschaften, z. B. Bargasa in Karien, Amathus, Brundisium, die Bruttier, Olynthos u. a. (s. Steph. Byz.), ferner die Skythen (Herod. IV, 8) an ihn angeknüpft. — Auf Kreta hat Herakles nur in Phaestos festen Fuss gefasst; hier erscheint er denn auch regelmässig auf den Münzen, die ihn sonst auf Kreta nur noch in Praisos häufiger zeigen. — Niese's Meinung Hermes XXVI, der Name des Aipytos und der Aipytiden in Messenien (Pausan. IV, 3. 8. 9, 5. Diodor VIII, 8. Apollod. II, 8, 5) sei secundäre Entlehnung späterer Zeit aus Arkadien, halte ich nicht für richtig: dass Euripides statt des Aipytos Kresphontes nannte, beweist nichts. Aipytos' Mutter Merope ist natürlich mit der Pleiade, der Tochter des Atlas, identisch. Auch als Oekist von Priene wird Aipytos, Sohn des Neileus, genannt (Pausan. VII, 2, 10. Strabo XIV, 1. 3); das passt zur Ableitung aus Pylos ganz gut.

Die Wanderung der Nordweststämme.

171. Der Sage nach haben die Dorier ursprünglich im nördlichen Thessalien gesessen, nach Herodot, der sie daher ein makedonisches Volk nennt (§. 43), zuerst in Hestiaeotis, dann im Pindos, dem Grenzgebirge gegen Epirus. Hier kennt sie die Aigimiossage, die sie mit den Lapithen, den Bewohnern der thessalischen Ebene, kämpfen lässt (§. 162). Von hier aus besetzen sie die Oetalandschaft, den Ausgangspunkt des Zuges in den Peloponnes. Was an diesen Wandersagen geschichtlich ist, lässt sich nicht mehr ermitteln. In den Thälern zwischen Parnass und Oeta, dem Quellgebiet mehrerer zum Kephissos strömender Bäche, ist der Doriername immer lebendig geblieben; das Gebiet des kleinen Stammes, der sich rühmte, das Mutterland der mächtigen peloponnesischen Staaten zu sein, umfasste die drei Landgemeinden Kytinion, Erineos und Boion. Dass die Dorier des Peloponnes der nordwestlichen Gruppe der griechischen Stämme angehören, lehrt ihre Sprache; die Aetoler, Lokrer, Phoker sind ihre Verwandten. So ist es sehr wohl möglich, dass sie in der That ursprünglich im Pindosgebiet zu Hause sind. Schon früher ist hervorgehoben (§. 49), dass die Gebirgsstämme sich in

früher Zeit zwischen die Culturvölker des östlichen Griechenlands gedrängt haben: die phthiotischen Achaeer, die Lokrer und Phoker durchbrechen den Zusammenhang zwischen Thessalern und Boeotern. Auch darin, dass ein Theil der Lokrer in den westlichen Gebirgen sitzen geblieben, ein anderer an das euboeische Meer vorgeschoben ist, lässt sich dies Vordringen erkennen. Wenn an der Tradition, dass die Boeoter in ihrem Lande nicht heimisch seien, sondern eine ältere Bevölkerung (Minyer und Kadmeer) verdrängt hätten, etwas historisch ist, so wird das auch in diesen Zusammenhang gehören. Man müsste dann annehmen, dass die Boeoter den Dialekt der einheimischen Bevölkerung angenommen hätten. Doch ist die Ueberlieferung über die boeotische Wanderung wahrscheinlich nichts als Combination (§. 123); und überdies setzt sie, indem sie die Boeoter aus Thessalien kommen lässt, gerade den aeolischen Charakter derselben voraus. Dagegen wird man nicht nur die Festsetzung der Dorier am Oeta, sondern auch die Eroberung des Peloponnes mit diesem Vordringen der Nordwestgriechen verbinden dürfen. Die Eroberung des Peloponnes kann ja nicht, wie die Alten es auffassen, von der Bevölkerung der kleinen Landschaft Doris ausgegangen sein, sondern hier hat sich ein Rest des nach dem Peloponnes gezogenen Stammes behauptet, diesem aber haben sich, wie in ähnlichen Fällen, so vermuthlich auch hier zahlreiche, ursprünglich stammfremde Elemente angeschlossen.

Wanderungen der Dorier: Herod. I, 56. Dass sie unter Deukalion in Phthiotis wohnen und Doros sie erst von hier nach Hestiaeotis (τὴν ὑπὸ τὴν Ὄσσαν τε καὶ τὸν Ὄλυμπον χώρην sagt Herodot irrthümlich) führt, ist Folge der Anknüpfung an Hellen. Hängt der Name Aigimios mit der Aethikerstadt Aiginion im Pindos zusammen? — Topographie von Doris Lolling MAI. IX. Zu den drei Orten kam später als vierter Pindos (Akyphas). — Im Anschluss an Thukyd. I, 12 setzt man gewöhnlich die Wanderungen der Thessaler, Boeoter und Dorier in einen Causalzusammenhang. Das ist aber nicht Ueberlieferung, sondern Combination und historisch wenig wahrscheinlich. Ueber die thessalische Wanderung s. §. 187.

172. So gewinnen wir das Bild einer Völkerbewegung, die wir trotz des viel kleineren Maassstabes in Verlauf und

Wirkung doch wohl mit der germanischen Völkerwanderung vergleichen können. Wie hier muss auch dort ein Verfall der Culturstaaten vorangegangen sein, ihre Zersetzung den Gebirgsstämmen das Vordringen und die Festsetzung im Spercheios- und Kephissosthal und in den fruchtbarsten Gebieten des Peloponnes ermöglicht haben. Aus der Ueberlieferung können wir darüber freilich nichts erfahren; aber auf eine Blüthezeit, wie wir sie aus den Denkmälern und aus der Colonisation kennen lernen, muss ja nothwendig eine Epoche des Niedergangs und der inneren Auflösung folgen. Die alte Cultur muss überlebt und innerlich abgestorben sein, ehe ein Sturm von aussen sie über den Haufen wirft. Freilich ist es unmöglich, lediglich aus der historischen Analogie ein Bild der Vorgänge im einzelnen zu gewinnen. Auf der anderen Seite hängt die Verdrängung der griechischen Nationalität aus Epirus (§. 42) jedenfalls mit diesen Bewegungen zusammen, sei es, dass die Griechen von den Epiroten vorwärts gedrängt wurden, sei es, dass diese in die Sitze nachrückten, welche jene leer gelassen hatten, wie die Slawen in die Wohnsitze der Germanen.

Dass man auch im Alterthum empfand, dass die traditionelle Geschichte der dorischen Wanderung nicht genügte, und den Versuch machte, zu einer tieferen historischen Auffassung zu gelangen, lehrt die historische Phantasie Platos legg. III, 682 ff.

Die Dorier im Peloponnes.

173. Ob die Festsetzung der Dorier im Peloponnes ein einheitlicher Akt gewesen ist, oder ob sie wie die der Germanen im römischen Reich, der Türken in Vorderasien, der Hebraeer in Palaestina schrittweise sich vollzogen und mit einzelnen Streifzügen begonnen hat, lässt sich bei dem gänzlichen Mangel aller Nachrichten nicht entscheiden. Ihr Erfolg beruht auf der Ueberlegenheit roher Volkeskraft über eine erschlaffte Cultur. Die Dorier waren ihren Gegnern militärisch überlegen, sei es, dass bei diesen die Heerzucht verfallen war,

sei es, dass schon damals wie später bei den Doriern der Kampf geschlossener Haufen von Lanzenträgern stärker ausgebildet war als bei den mykenischen Kriegern. Auch dass dorische Soldtruppen in den Dienst der Culturstaaten getreten sind und ihren Landsleuten den Weg zur Unterwerfung derselben gewiesen haben, wäre nicht ausgeschlossen. Dass die Dorier nicht das ihren früheren Sitzen zunächstgelegene Land, sondern den Osten und Süden des Peloponnes erobert haben, weist auf derartige Vorgänge hin. Um einzelne Punkte mag lange gestritten sein, und wohl ist es möglich, dass damals die Paläste von Tiryns und Mykene in Flammen aufgingen, ebenso wie im Eurotasthal Amyklae erst nach langer Gegenwehr in die Hände der Dorier gefallen sein wird. Amyklae gegenüber, das in der Mitte der Ebene sich erhebt, liegt Sparta auf den letzten Ausläufern der am rechten Eurotasufer sich hinziehenden Hügelkette wie eine Angriffsposition der von Norden eindringenden Dorier. Auch darin mag die Tradition Recht haben, dass die Dorier sich beim Kampf gegen Korinth auf dem Hügel Solygeios, südlich vom Isthmos am saronischen Meerbusen (Thuk. IV, 42), bei der Eroberung von Argos südlich von der Stadt am Meer beim Temenion festsetzten, obwohl diese Angabe wahrscheinlich lediglich daraus gefolgert ist, dass man hier die Grabstätte des Stammvaters der Temeniden verehrte. Länger als ein Jahrhundert mag vergangen sein, ehe die neue Gestaltung der Dinge zum Abschluss kam. Das Ergebniss war, dass die ältere Bevölkerung des Peloponnes auf das arkadische Bergland und die Westküste des Peloponnes (§. 186) beschränkt wurde und in Argos, Lakonien und Messenien die dorische Nationalität und Sprache zur vollen Herrschaft gelangte; und wenn auch an der Südküste von Argolis, in Asine, Eiones und Hermione, die Dryoper, an der rauhen kynurischen Küste die angeblich ionische Urbevölkerung (§. 128) sich behauptete (Her. VIII, 73), so haben doch auch diese Stämme ihre Eigenart und ihre Sprache verloren und die der Dorier angenommen.

Auf die Eroberung von Argos, Mykene und Sparta spielt Il. Δ 52 an. Die Paläste von Tiryns und Mykene lagen in Trümmern, als man in ihnen im 6. Jahrhundert dorische Tempel erbaute. Doch gilt von der athenischen Königsburg das gleiche, so dass der Grund nicht nothwendig die feindliche Eroberung gewesen sein muss. — Eroberung von Amyklae: Pindar Pyth. 1, 65. Isthm. 7, 14. Pindar und Ephoros [über den Verräther Philonomos §. 164] setzen sie in die Zeit der Eroberung des Landes, Pausanias III, 2, 6 unter Teleklos zu Anfang des 8. Jahrhunderts. Ueber die sonstigen Angaben des Pausanias s. §. 164. Ueber die Betheiligung der Aegiden §. 179 A. — Temenion: Strabo VIII, 6, 2. Pausan. II, 38. 1. Dass Temenos hier begraben ist, hat wahrscheinlich dem Ephoros Anlass gegeben, seinen Sohn Kissos (oder Keisos) als den eigentlichen Gründer von Argos zu bezeichnen. Nach Pausan. II, 34, 5 hätte auch Hermione dorische Einwohner erhalten. — Niese, Hermes XXVI, 23. 1, wirft die Frage auf, ob Messenien überhaupt dorisch war. Wie sollte aber die Sage dazu kommen, es gleichberechtigt neben Argos und Sparta zu stellen, wenn das nicht der Fall war? Dann würde die Tradition über die Unterwerfung Messeniens durch die Spartaner einen ganz anderen Charakter tragen. — Grote hat die vielfach (z. B. von Busolt) adoptirte Ansicht aufgestellt, die Dorier seien zur See vom malischen Meerbusen aus in den Peloponnes gekommen. Das ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Die Geschichten vom Temenion und Solygeios können dafür nichts beweisen, und noch weniger die Erzählung von einer missglückten Seefahrt des Hippotes, des Vaters des Aletas, vom malischen Meerbusen aus (Aristoteles fr. 143).

174. Plato erzählt, nach der Auftheilung des eroberten Landes hätten sich die Könige der drei dorischen Staaten durch Eidschwur zu gegenseitiger Hülfeleistung verpflichtet (leg. III, 683). Diese Annahme beruht auf dem richtigen Gefühl, dass ursprünglich ein näherer Zusammenhang zwischen den dorischen Staaten bestanden haben muss. Zunächst werden die Eroberer sich im Peloponnes als ein Volk betrachtet haben, dessen Einheit vor allem im Zusammenhalt des Heeres ihren Ausdruck fand. Je weiter die Eroberungen führten, desto mehr mussten sie aus einander fallen und die einzelnen Gebiete sich zu selbständigen Gemeinden zusammenschliessen, bis die localen Interessen überall mächtiger wurden als die allgemeinen. Ein Rest dieser ursprünglichen Einheit hat sich vielleicht noch in dem Cultus des Apollon Karneios erhalten, der allen Doriern des Peloponnes gemeinsam ist; während seiner Festzeit herrscht

zwischen den Staaten Waffenruhe. Sonst sind wir nur über Argos genauer unterrichtet. Die Landschaft zerfällt in zahlreiche einzelne Districte, die sich sämmtlich zu Sondergemeinden entwickelt haben. An die Ebene von Argos schliessen sich nach Norden das Asoposthal mit dem Thalkessel von Phlius und der fruchtbaren Küstenebene (Aigialos) von Sikyon, dann die Isthmoslandschaft, das Gebiet von Korinth, die Berglandschaft von Epidauros, zu dessen Gebiet auch Aegina und die umliegenden Inseln gehören (Her. V, 83), die kleine Ebene von Troezen nebst der Insel Kalauria und der Halbinsel Methana, schliesslich die Dryopergemeinden an der Südküste. Mit Ausnahme der letzteren werden alle diese Gebiete zum Loose des Temenos gerechnet, sie gelten als Gründungen seiner Söhne und Enkel; nur Korinth hat sich auch in der Sage meist eine selbständige Stellung geschaffen (§. 170). Wie es scheint, bildete das Heiligthum des Apollon Pythaeus in Argos den Mittelpunkt eines die Landschaft umfassenden Verbandes; seinem Tempel liefern die Epidaurier Weihrauch als Abgabe, in Megara, Asine, Hermione, aber auch in Sparta und Arkadien hat er Heiligthümer. Noch zu Anfang des fünften Jahrhunderts legt Argos den Aegineten und Sikyonern eine schwere Geldbusse auf, weil sie es im Bunde mit Sparta angegriffen haben; und Sikyon erkennt die Gerechtigkeit der Forderung an (Herodot VI, 92). So hat sich das Pietätsverhältniss bis in späte Zeiten erhalten. Jeder politische Zusammenhang war freilich damals längst geschwunden. Der Zersetzungsprocess wiederholt sich innerhalb der Einzelgebiete. Aegina macht sich von Epidauros, Methana (IGA. 46) von Troezen unabhängig; die argivischen Gebirgsdörfer Kleonae, Mykenae, Tiryns suchen sich von der Oberhoheit von Argos frei zu machen. Von Korinth aus haben die Dorier die kleine Ebene von Megara, zwischen Geraneia und Kithaeron, besetzt. Zunächst stand Megara unter der Herrschaft Korinths; aber spätestens seit der Mitte des achten Jahrhunderts ist es gleichfalls ein selbständiger Staat. Die Tradition erzählt von manchen blutigen Kämpfen, die er gegen Korinth um seine Unabhängigkeit ge-

führt hat. Aehnliche Zustände wie in Argolis mögen sich auch in Lakonien und Messenien entwickelt haben; es ist sehr wohl möglich, dass auch hier z. B. die Küstenstädte einmal eine selbständige Stellung eingenommen haben. Wenn Ephoros erzählt, Lakonien sei ursprünglich in sechs, Messenien in fünf verbündete Königreiche zerfallen (Strabo VIII, 4, 7. 5, 4), so mag sich darin eine Erinnerung an die Zustände bewahrt haben, wie sie vor dem Emporkommen der Macht Spartas bestanden und wohl auch später noch in der Eintheilung des Landes fortlebten. Der mächtigste Staat im Peloponnes bleibt auch in dorischer Zeit Argos, dessen Gebiet nicht nur die Inachosebene und ihr Hinterland, sondern auch die ganze Landschaft Kynuria, die Ostküste Lakoniens bis zum Vorgebirge Malea, und die Insel Kythera umfasst (Her. I, 82).

Karneen: Thuk. V, 54 Καρνεῖος δ' ἦν μήν, ἱερομηνία Δωριεῦσιν, vgl. Xen. Hell. IV, 7, 2. Der Monat Karneios ist in den meisten dorischen Staaten nachweisbar, s. Bischoff, de fastis Graecorum antiquioribus, in Leipziger Studien VII. — Apollo Pythaeus [= Pythios] Thuk. V, 53, vgl. §. 183 und Preller-Robert, Griech. Mythol. I, 267, 2 [Diod. XII, 78 ist aber lediglich Entstellung des thukyd. Berichts]. — Dass die Sonderstellung Korinths nicht allgemein anerkannt war, lehrt die Angabe der Parischen Chronik 31, Archias, der Gründer von Korinth, sei δέκατος ἀπὸ Τημένου [vgl. auch Didymos bei schol. Pind. Ol. 13. 17]. — Megara: Pausan. I, 39, 4. [Scymn.] peripl. 502. Pausan. VI, 19, 13 [mit unmöglicher Datirung] und die Erklärung des Sprichworts Διὸς Κόρινθος bei schol. Pind. Nem. 7, 155, schol. Plato Euthydem. 292, schol. Aristoph. ran. 439, sowie Zenob. V, 8 [aus Ephoros und Demon]. Ol. 15 (720) siegt ein Megarenser; damals ist der Ort also selbständig. Auch gründet er um dieselbe Zeit bereits Colonien. — Wilamowitz. Hom. Unters. 252, sucht nachzuweisen, dass Megara (den Namen erklärt er richtig als »Herrenburg«) ursprünglich boeotisch war; vgl. die Verbindung mit Onchestos (Hellan. fr. 47. Scymn. 505. Plut. qu. gr. 16. Pausan. I, 39, 5. Apollod. III, 15, 8). Aber die sehr bestechende Annahme, Megaris erscheine im Schiffskatalog unter dem Namen der boeotischen Stadt Nisa B 508 = Nisaea, kann nicht richtig sein, denn dann könnten in dem sonst so ausführlichen Verzeichniss unmöglich alle anderen Orte von Megaris (Aigosthenae, Pagae) fehlen. Auch war zur Zeit der Entstehung des Katalogs Megara längst nicht nur dorisch, sondern selbständig. Die alte Erklärung, dass Megara nicht genannt ist, weil es in der Heroenzeit mit zu Athen gehörte (Strabo IX, 1, 5), ist jedenfalls

richtig; derselbe attische Einfluss, der in den Versen über Salamis hervortritt, hat auch die Weglassung von Megara veranlasst. Dass wir nicht wissen, wo Nisa lag, kann nichts beweisen. — Im übrigen ist nicht zu übersehen, dass gerade Megaris recht vollständig dorisirt ist; von irgend welchen boeotischen Elementen findet sich in historischer Zeit keine Spur.

175. Von der Stellung, welche die Eroberer der älteren Bevölkerung gegenüber einnahmen, lässt sich ein sicheres Bild um so weniger gewinnen, als gerade hier die Analogie nur ein sehr unsicherer Führer sein kann. Da der dorische Dialekt überall der herrschende geworden ist, müssen sie in starker Zahl eingedrungen sein und überall den Grundstock der Bevölkerung, d. h. der Bauernschaft, gebildet haben. Vermuthlich nahmen sie durchweg das beste Land für sich. Die einheimische Bevölkerung mag vielfach geknechtet, oft aber auch ausgerottet oder aus dem Lande gedrängt worden sein. Nicht wenige der alten Bewohner sind wohl über See geflüchtet und haben den Colonisten auf den Inseln und in Kleinasien neuen Zuzug gebracht. Von den Unterworfenen werden sich die Sieger zunächst scharf abgesondert gehalten haben; auf die Dauer aber ist eine Vermischung auch hier so wenig ausgeblieben, wie bei irgend einer anderen Eroberung. Auch hier gewährt die Ueberlieferung einigen Einblick nur in Argos. Die Sage erzählt, Temenos, der König von Argos, habe seinen eigenen Kindern den Deiphontes, den Gemahl seiner Tochter Hyrnetho, vorgezogen und ihn zum Erben bestimmt. Desshalb sei er von seinen Söhnen erschlagen. Deiphontes wurde vom dorischen Heer als König anerkannt, doch entriss ihm Temenos' Sohn Kissos die Herrschaft. Er behauptete sich aber in Epidauros, wo er sich schon vorher festgesetzt hatte. Hyrnetho fiel schliesslich den Nachstellungen ihrer Brüder zum Opfer, in der Nähe von Epidauros zeigte man ihr Grab. Diese Sage ist nach Ursprung und Inhalt weit älter und ächter als die Heraklidengeschichte. Hyrnetho ist die Eponyme der hyrnethischen Phyle, welche in Argos (und Epidauros?) als vierte zu den drei dorischen hinzugekommen ist; mykenische Inschriften des zweiten Jahrhunderts lehren uns da-

neben eine deiphontische Phyle kennen. Das sind offenbar Bestandtheile der einheimischen Bevölkerung, welche, vielleicht mit geringeren politischen Rechten, Aufnahme in den dorischen Staatsverband gefunden haben und nach voller Gleichberechtigung, ja nach der Herrschaft streben; die Erinnerung an diese Kämpfe hat die Sage bewahrt. Dass diese einheimischen Elemente sich in den Küstenstädten selbständiger behaupteten als in der argivischen Ebene, ist begreiflich; nach der Erzählung bei Pausanias wäre in Troezen und dem dryopischen Hermione und ebenso in Phlius und Sikyon die einheimische Bevölkerung überhaupt nicht abgezogen, sondern hätte die Dorier aufgenommen und ihnen einen Theil des Landes abgetreten (II, 30, 10. 34, 8. 13, 1. 6, 7). Ebenso finden wir in Sikyon neben den dorischen Phylen an vierter Stelle die Aigialeer, die von einem Sohne des alten Königs Adrastos abgeleitet werden und offenbar die alte Bevölkerung, die Bewohner des Aigialos, bezeichnen (Herod. V, 68). Gleiche Verhältnisse würden wir vermuthlich in Korinth, Sparta und Messenien antreffen, wenn uns hier nicht jegliche Kunde über die älteren Zustände fehlte. Dass die messenischen Könige Aepytiden sind (§. 170), weist wohl auf eine enge Verbindung mit arkadischen Elementen hin, die vielleicht selbst die Herrschaft in Messenien gewonnen haben.

Die Sage von Deiphontes [vgl. Polyaen II, 12] und Hyrnetho, von Euripides in den Dramen Τήμενος und Τημενίδαι behandelt, liegt vor bei Diod. VII, 13. Pausan. II, 19, 1. 26, 2. 28, 3 ff. Nic. Dam. fr. 38, entstellt Apollod. II, 8, 5. Leider fehlt überall der Schluss. Phyle Ὑρνάθιοι: Steph. Byz. s. v. Δυμᾶνες, CIG. 1130. 1131 (GDI. 3295 f.); BCH. IX, 350 (GDI. 3319) aus Nemea. — Deiphontische Phyle in Mykenae Ἐφ. αρχ. 1887, 156 (GDI. 3315 f.); in dem messenischen Thuria (Lebas II, 302) wohl secundär. Dass Deiphontes Heraklide ist, ist schwerlich ursprünglich. Ist die Vermählung seiner Tochter mit Pamphylos (§. 163 A.) auch ein alter hierher gehöriger Zug? — Bezieht sich Isokrates 12. 177 »die Argiver und Messenier nehmen τοὺς στασιάσαντας als συνοίκους ἐν τῇ πόλει und κοινωνοὺς ἁπάντων πλὴν τῶν ἀρχῶν καὶ τιμῶν auf« auf die Hyrnethier oder auf die Perioeken (Orneaten)? — Nach der Deiphontessage hat Ephoros die älteste Geschichte Lakoniens und Messeniens gestaltet (Strabo VIII, 5, 4. 4, 7). Die Geschichte von Kresphontes und Aipytos

(§. 170) ist ursprünglich ganz anderer Art; sie erzählt, wie der Ahnherr des Geschlechts unter dem Schutze der Götter den Thron gewinnt. Euripides hat sie dann nach Analogie der Atridensage weitergebildet.

176. Im spartanischen Staat sind in geschichtlicher Zeit allein die Bürger des Vororts im Besitze politischer Rechte. Die Bauernschaft der Heloten ist leibeigen, die Perioeken, die Bewohner der Landstädte und Küstenorte, sind zwar persönlich frei, aber politisch rechtlos. Zur Heeresfolge sind die Perioeken verpflichtet und werden auch die Heloten herangezogen. Gleichartige Zustände bestehen in Argos. Die Bewohner der Landgemeinden, wie Kleonae, Orneae, Hysiae, Mykenae, Tiryns, der kynurischen Küste, werden auch hier als Perioeken oder nach der Gemeinde Orneae, die vielleicht zuerst in ein derartiges Abhängigkeitsverhältniss gebracht ist, als Orneaten, in officiellen Urkunden auch als Bundesgenossen bezeichnet. Daneben finden wir leibeigene Bauern, die ihren Herren als Leichtbewaffnete in den Kampf folgen und daher Gymnesier, d. h. Krieger ohne Rüstung, und in Sikyon »Keulenträger« (κορυνηφόροι) oder auch »Schaffellschurzler« (κατωνακοφόροι) genannt werden; in Epidauros heissen sie »Staubfüssler« (κονιπόδες, §. 231). Da ganz ähnliche Verhältnisse auf Kreta und in Thessalien wiederkehren, hat man schon im Alterthum ihren Ursprung in der Regel auf die Eroberung zurückgeführt und sieht in den Unterthanen und Leibeigenen die Nachkommen der alten Einwohner. Freilich ist das keine Ueberlieferung, sondern Construction; die Sage lässt die Achaeer abziehen, Antiochos von Syrakus leitet die Heloten (um 420 v. Chr.) von denjenigen, welche nicht mit gegen die Messenier zu Felde ziehen wollten, andere von einer gegen Sparta revoltirenden Stadt Helos ab. Daraus ergibt sich, dass ein nationaler Gegensatz in geschichtlicher Zeit nicht mehr bestand, und das wird durch alle sonstigen Zeugnisse sowie durch die Sprache bestätigt. Die Perioeken und Heloten Spartas, die Bewohner von Mykenae und Tiryns, die gegen Argos revoltiren, sind wenn nicht der Abstammung, so jedenfalls dem Gefühl nach keine Achaeer, sondern Dorier; ver-

muthlich bestand die Phyleneintheilung des Vororts auch in den Perioekenstädten. Wahrscheinlich war der Ursprung der Abhängigkeit in den einzelnen Fällen sehr verschiedenartig, hier waren sie aus der Urbevölkerung, dort aus Doriern hervorgegangen, die ihre Freiheit verloren hatten. Aber er war längst vergessen; so gut wie in den romanischen und germanischen Reichen oder in England waren Sieger und Besiegte zu einer Einheit verschmolzen, der Gegensatz war lediglich ein politischer und socialer. Das wird dadurch bestätigt, dass beim Beginn geschichtlicher Kunde die Durchführung der Herrscherstellung von Argos und Sparta innerhalb ihres Gebiets in voller Entwickelung begriffen ist. Der Reihe nach werden die alten Ortschaften Mideia, Prosymna, Nauplia, Mykenae und Tiryns, die beiden letzteren erst nach den Perserkriegen, von Argos zerstört, ihre Einwohner in die Hauptstadt verpflanzt. Auch gegen das Gebiet der Dryoper dringt Argos vor; Asine ist etwa um die Mitte des siebenten Jahrhunderts, Eiones vielleicht schon früher genommen worden (§. 344). Ganz ähnlich scheint sich die Macht Spartas entwickelt zu haben. Für die Zustände während und nach der Eroberung lässt sich aber von hier aus kein Aufschluss gewinnen. [Vgl. auch §. 211. 218. 283.]

Herod. VIII, 73: οἱ Κυνούριοι ... ἐκδεδωρίευνται ὑπό τε Ἀργείων ἀρχόμενοι καὶ τοῦ χρόνου, ἐόντες Ὀρνεῆται καὶ περίοικοι. Perioeken von Argos Aristot. pol. VIII, 2, 8 [= Plut. virt. mul. 4]. vgl. Herod. VI. 83. Pausan. II, 25. 6. VIII, 27. 1; als ξύμμαχοι bezeichnet Thuk. V, 47. 67 (Kleonae und Orneae). 77. 79. γυμνήσιοι oder γύμνητες Pollux III, 83. Steph. Byz. Χίος, ebendaselbst über die Sikyonier, ferner Theopomp fr. 195 bei Athen. VI, 271 d. Pollux VII, 68. Epidauros: Plut. qu. gr. 1. Dieselbe Tracht wie in Argos haben die leibeigenen Bauern in Megara (Theogn. 55) und die Heloten (Myron bei Athen. XIV, 657 d). — γυμνῆτες nennt Tyrt. 11, 35 die im spartan. Heer kämpfenden Unbewaffneten, die wohl Heloten waren. Ob die Κυλικράνες in dem 427 gegründeten Heraklea Trachinia, οἷς οὐδὲ τῆς πολιτείας μετέδοσαν οἱ Ἡρακλεῶται συνοικοῦσιν, hierher gehören, ist sehr fraglich. Skythinos und Polemo (fr. 56) bei Athen. XI, 461 f führen sie auf Herakles' Zeit zurück, sie gehören aber wohl erst der von den Spartanern der Colonie gegebenen Verfassung an [vgl. jedoch die Kyllyrier in Syrakus]. Zur Heeresfolge der Leibeigenen vgl. z. B. die Schil-

derung der Ardiaeer und Dardaner bei Athen. VI, 271e. 272d (gegen Beloch, Rh. Mus. XLV, 578, 1). — Die Heloten sind Achaeer nach Theopomp fr. 134 bei Athen. VI, 265c; ähnlich Hellanikos fr. 67. Isokr. 4. 131. 12, 178. Ephoros fr. 18 bei Strabo VIII, 5, 4; dagegen Antiochos fr. 14 bei Strabo VI, 3, 2. Im allgemeinen haben Niese, Hist. Z. N. F. 26, 75 ff. und Beloch, Rh. Mus. XLV, 577, diese Verhältnisse richtig beurtheilt. — Unterwerfung der umliegenden Orte durch Argos: Strabo VIII, 6, 10. 11. 13. 19; Pausan. II, 16, 5. 25. 8. 35. 4. IV, 24. 4. 34. 9. 35. 2. Eiones war nach Strabo VIII. 6. 13 κώμη τις, ἣν ἐρημώσαντες Μυκηναῖοι ναύσταθμον ἐποίησαν, ἀφανισθεῖσα δ' ὕστερον οὐδὲ ναύσταθμόν ἐστιν.

Die Dorier auf Kreta und an der Südküste Kleinasiens.

177. Die Invasion der Dorier hat sich nicht auf das Festland beschränkt; vom Peloponnes aus sind sie auf die Inseln hinübergegangen. Der Tradition nach hat Temenos' Sohn Althaimenes sie von Argos nach Kreta hinübergeführt; nur Lyktos galt für eine spartanische Colonie. Auf Beziehungen zu Argos weist auch die Verbreitung des Dienstes des pythischen Apollo (kretisch Πύτιος) über die ganze Insel hin. Daneben findet sich in Gortyn der Dienst des amyklaeischen Apoll, und manche Ortsnamen, wie Amyklae, Therapnae u. a., stammen aus Lakonien. Wo die Bewohner der Gemeinde Arkades im Centrum der Insel heimisch waren, besagt ihr Name. Somit hat sich an der Besiedelung Kretas wohl der ganze Osten des Peloponnes betheiligt, doch so, dass die dorischen Elemente durchaus die Führung haben. Zu den älteren Volksschichten, die sich auf Kreta niedergelassen haben, den Kleinasiaten, Phoenikern, Griechen der mykenischen Zeit kommt durch sie noch ein neues Element. »Auf Kreta mischt sich eine Sprache mit der andern«, heisst es in der Odyssee (τ 175); »da wohnen Achaeer, grossherzige Eteokreter, Kydonen, dreigetheilte Dorier und edle Pelasger“. Unter all diesen Stämmen haben die Dorier die Oberhand behauptet; ihre Sprache und Nationalität hat die ganze Insel unterworfen, nur im äussersten Orten, in Praisos und in Polichne im westlichen Binnenland hielten sich die kleinasiatischen Eteokreter (§. 38). In den kretischen Gemeinden bildeten sich ganz ähnliche Zu-

stände, wie in Argos und Lakonien. Die dorischen Phylen sind in mehreren Städten nachweisbar, zu ihnen sind andere hinzugetreten, die vielleicht aus der einheimischen Bevölkerung hervorgegangen sind. Die Masse der Landbevölkerung sind Leibeigene, die theils der Gemeinde gehören (Mnoiten), theils einzelnen Grundbesitzern (Aphamioten), und zu festen Abgaben an die Herren verpflichtet sind. Auch einen den Perioeken entsprechenden Stand hat es gegeben.

Autochthonen auf Kreta (Ἐτεόκρητες Od. τ 175) Skylax 47, vgl. §. 38 A. Nach Herodot VII, 170 blieb die älteste Bevölkerung nur in Polichne und Praisos zurück, die übrigen wanderten nach Iapygien aus. Colonisation Kretas: Plat. leg. IV, 708. Ephoros bei Strabo X, 4, 17, dem Aristot. pol. II, 7 folgt. Strabo XIV, 2, 6. Andere Angaben bei Busolt, Gr. Gesch. I, 184 ff. — Ἀμυκλαῖα in Gortyn: Gesetz von Gortyn III, 7. Mus. Ital. III, 717; vgl. Steph. Byz. Stadt Ἄρκαδες Polyb. IV, 53, 6. Lebas III, 72. Mus. Ital. III, 607. — Phylen: Pamphyler in Oleros Mus. Ital. III, 640, in Knossos Mon. antichi pubbl. per l'ac. dei Lincei I, p. 49. Dymanen in Hierapytna Mus. Ital. III, 617 (= MAI. XI, 181), in Gortyn Mon. ant. dei Lincei I, p. 50. Hylleer in Lato Mus. Ital. III, 647, ebendaselbst Ἐχανορεῖς 646; Αἰθαλεῖς in Gortyn Gesetz V, 5, in Malla ib. 631 (BCH. IX, 13), in Dreros ib. 658 (Rh. Mus. X, 395); Δε . . . in Gortyn ib. 692; . . . τιδαι in Oaxos BCH. IX, 16, 1; Ὕλεες οἱ ἐν Κρήτῃ Κυδώνιοι Hesych. — Ueber die Sklaven s. die Stellen bei Athen. VI, 263, vor allem Sosikrates und Dosiadas: τὴν μὲν κοινὴν δουλείαν οἱ Κρῆτες καλοῦσι μνοίαν (andere κλαρώτας), τὴν δὲ ἰδίαν ἀφαμιώτας (im Gesetz von Gortyn ϝοικεες), τοὺς δ' ὑπηκόους περιοίκους (wohl mit den απεταιροι des Gesetzes von Gortyn identisch). Dazu kommen Kaufsklaven. Aristoteles pol. II, 7 nennt alle Leibeigenen περίοικοι und erwähnt ihre φόροι. Dosiadas bei Athen. IV, 143 von Lyttos: τῶν δὲ δούλων ἕκαστος Αἰγιναῖον φέρει στατῆρα κατὰ κεφαλήν zum Syssition (§. 210). Vgl. auch das Skolion des Hybrias Bergk, lyrici III, 651. 28 (Athen. XV, 695 f.).

178. In den fruchtbaren Thälern und kleinen Ebenen sowie auf den Hochflächen der langgestreckten, von hohen Gebirgsketten durchzogenen Insel haben sich zahlreiche selbständige Gemeinden gebildet. Neunzig Städte schreibt ihr die Odyssee zu, hundert die Ilias; durchweg erkennt man aus den homerischen Angaben, dass die Insel sich damals eines Wohlstands und Volksreichthums erfreute, wie kaum ein anderes Gebiet der griechischen Welt. Wie später werden auch

damals schon die einzelnen Gemeinden fortwährend in Fehde mit einander gelegen haben. Immer aufs neue streben die mächtigeren Städte nach der Suprematie über die Nachbarn oder gar über die ganze Insel, ohne ihr Ziel je auf die Dauer erreichen zu können. Am bedeutendsten sind die Städte des Centrums, in einer fruchtbaren Ebene der Nordküste Knossos, im Flussthal des Lethaeos auf der Südseite Gortyn (der Name weist auf Arkadien, §. 41) und an der Mündung desselben Phaestos, nach Ephoros älter als Gortyn, im Gebirge Lyktos; neben ihnen steht im Osten namentlich Hierapytna, im Westen Kydonia, der Sitz einer älteren, vielleicht phoenikischen Bevölkerung (§. 91). Die Grundlage des kretischen Lebens ist immer der Ackerbau geblieben; daneben aber hat die Insel ähnlich wie Cypern in der älteren Zeit für die Seefahrt eine weit grössere Bedeutung gehabt als später. Da Kreta das aegaeische Meer seiner ganzen Ausdehnung nach im Süden abschliesst und wie keine andere Insel die Brücke von Europa nach Asien bildet, waren seine Häfen für die Küstenschiffahrt Stationen von der grössten Wichtigkeit. In Sage und Dichtung spricht sich die Stellung Kretas in alter Zeit aus, am deutlichsten tritt sie darin hervor, dass die kretische Sage von der Geburt des Zeus und von seiner Mutter Rhea in der ganzen griechischen Welt recipirt worden ist. In erster Linie steht auch hier Knossos, das vielleicht einmal eine Suprematie über die benachbarten Kykladen und Sporaden ausgeübt hat. Seine Stellung hat in der Sage Ausdruck gefunden in den Erzählungen von dem seemächtigen König Minos, dem Sohne des Zeus, der in Knossos residirt und über ganz Kreta, sowie weithin über das aegaeische Meer gebietet. Er hat für die Kreter eine ähnliche Bedeutung wie Aigimios für die Dorier des Festlandes: seinem Umgang mit Zeus, den er in einer Höhle des Ida aufsucht, verdanken die Kreter die geheiligten Satzungen und staatlichen Ordnungen, nach denen sie leben. Natürlich wurde er in die Urzeit versetzt; und dadurch ist der Schein entstanden, als sei er der Repräsentant der vordorischen Zeit Kretas.

Kreta ἑκατόμπολις Il. B 649; ἐννήκοντα πόληες Od. τ 174. Ueber die naiven Versuche, diese Differenz auszugleichen, s. Ephoros und Apollodor bei Strabo X, 4, 15. Apollodor epit. 22, 5. — Die maritime Bedeutung Kretas in älterer Zeit hat Ephoros bei Strabo X, 4, 17 richtig erkannt, der sich auf das (ironisch gemeinte) Sprichwort (vgl. Alkman fr. 115) ὁ Κρὴς ἀγνοεῖ τὴν θάλατταν beruft. Knossos μεγάλη πόλις (εὐρείη Il. Σ 591), ἔνθα τε Μίνως ἐννέωρος βασίλευε Διὸς μεγάλου ὀαριστής Od. τ 178; vgl. auch Hesiod fr. 123 bei Plato Minos 320. Da Minos (den Neuere sogar zu einem Phoeniker gemacht haben; für die Europasage s. §. 93) der Urheber der in historischer Zeit bestehenden Ordnungen ist (vgl. Plato Minos 318 ff., legg. I, 624 u. a.), kann er von den Doriern auf Kreta nicht getrennt werden. Seinem Ursprung nach ist er wohl ein Gott Für die Schwierigkeiten, in die man hier durch die Sagengeschichte verwickelt wurde, ist Herodot VII, 170 ff. sehr bezeichnend.

179. Wie Kreta sind auch die südlichsten der Kykladen von Doriern besetzt worden; Melos und Thera gelten für Kolonien Spartas. Von hier wie von Kreta aus sind die Dorier in die bunte Welt von Inseln, Buchten und weit vorspringenden Landzungen an der Südecke Kleinasiens vorgedrungen. Auch hier trafen sie zum Theil schon auf eine ältere griechische Colonisation, daneben auf Phoeniker, Lykier, Karer. Vielfache Kreuzungen und Mischungen mögen hier stattgefunden haben; doch haben die Dorier schliesslich durchweg die Herrschaft gewonnen; die dorischen Phylen sind fast überall nachweisbar. Die wichtigsten Ansiedelungen sind Rhodos und Kos. Auf Rhodos entstanden nach den drei Phylen (Il. B. 655. 668) die drei Gemeinden Lindos, Ialysos und Kameiros, die beiden letzteren an Stellen, die schon früher besiedelt waren; hier sollen sich phoenikische Elemente noch lange erhalten haben (§. 91). Auf Kos haben sich, wie es scheint, die Dorier mit älteren nordgriechischen Elementen gemischt (§. 154); als Gründer wird daher Thessalos, der Sohn des Herakles, genannt (Il. B 679), während die ältere Sage von harten Kämpfen erzählt, welche der nach Kos verschlagene Herakles mit dem König Eurypylos, dem Sohne des Poseidon und der Astypalaia — der nächsten westlichen Insel, von der aus Kos besiedelt sein mag — besteht. Auf dem Festlande gelang nur die Besetzung der vorgeschobensten Spitzen, der

langen knidischen Landzunge und der Halbinsel von Halikarnass. Weitere Ansiedlungen haben die Karer erfolgreich abgewehrt, und auch Halikarnass selbst ist wohl von Anfang an eine halbkarische Stadt gewesen; in der unmittelbar benachbarten Burg Salmakis haben die Karer sich immer behauptet.

Melos lakonisch: Her. VIII, 48. Thuk. V, 84. Thera Herod. IV, 147 ff. Ueber die Kadmeer und Minyer auf Thera s. §. 95. 126. Auf Thera [und daher in Kyrene] wie in Sparta gab es ein Geschlecht der Aegiden [in Sparta vielmehr nach Herod. IV, 149 φυλὴ μεγάλη], das deshalb von Theras, dem Oekisten von Thera, abgeleitet wird (vgl. den Heraklidenstammbaum zu S. 252). Dasselbe behauptete — ob mit Recht oder Unrecht, wissen wir nicht, da die Deutung von Pindar Pyth. 5, 76 Αἰγεῖδαι ἐμοὶ πατέρες unsicher ist —, aus Theben zu stammen, und galt daher für kadmeisch; auf Grund eines Orakels hätten die Dorier es zu sich gerufen, die Aegiden seien die eigentlichen Eroberer Amyklae's (Pindar Isthm. 7, 12 ff.; danach Ephoros fr. 11. 13. Aristoteles fr. 75). Ist die ganze Erzählung vielleicht nur daraus entstanden, dass die Aegiden von Thera an Kadmos und seine Phoeniker, die ersten Besiedler der Insel, angeknüpft wurden?

180. Die Colonien an der kleinasiatischen Küste haben sich zu einem Bunde zusammengeschlossen, dessen Mittelpunkt das Heiligthum des triopischen Apollo auf dem »dreiseitigen« Vorgebirge, dem Endpunkt der knidischen Halbinsel, bildet. Ihm gehören die rhodischen Städte, Knidos, Halikarnass, Kos und die kleineren umliegenden Inseln an. Für diese Hexapolis (IGA. 452?) ist der Doriername die Bezeichnung der landschaftlichen und politischen Einheit geworden, wie der der Aeoler und Ionier im Norden. Diese Gründungen werden meist auf die argivischen Städte, nur Knidos auf Sparta (Her. I, 174) zurückgeführt. Halikarnass ist von Troezen gegründet; der Oekist Anthes wird auch hier in die Urzeit versetzt und in Folge dessen von der Geschichtsforschung der vordorischen Bevölkerung zugeschrieben. Kos und die benachbarten Inseln gelten als epidaurische, Rhodos als argivische Colonie; der Gründer der rhodischen Städte ist Herakles' Sohn Tlepolemos, der wegen einer Blutschuld von Argos auszieht. Doch hat Rhodos gewiss einen grossen Theil seiner Bevölkerung von Kreta erhalten, der über Karpathos und Kasos hier-

her gelangte; so fasst die Sage von Katreus und Althaemenes die Besiedlung auf. Andere Spuren weisen auf Korinth, vor allem der Dienst des Sonnengottes, der nur in Korinth und Rhodos vorkommt, ferner die Einführung der korinthischen Sagengestalten Glaukos und Bellerophontes in die dorischen und lykischen Gebiete, die sich offenbar auf Rhodos vollzogen hat (Il. Z 215 ff.).

Dorischer Bund: Herod. I, 144. Aristides bei Schol. Theokrit 17, 69. Dion. Hal. IV, 25. Zum Eponymen Triopas vgl. Forsch. I, 95 f. — Halikarnass, Kos, Nisyros, Kalydna Her. VII, 99. Anthes Strabo VIII, 6, 14. XIV, 2, 16 u. a., der Chronologie zu Liebe entstellt Pausan. II, 30, 9. Kallimachos bei Steph. Byz. Ἁλικαρνασσός: Ἄνθης ἐκ Τροιζῆνος μετῴκησε λαβὼν τὴν Δυμαίναν φυλήν. Vgl. die Liste der halik. Poseidonspriester, die auf Telamon, Poseidons Sohn, aus Troezen zurückgeführt werden, CIG. 2655, Dittenberger, sylloge 372, Forsch. I, 178, 1. — Rhodos argivisch Pindar Ol. 7, 18. Thuk. VII, 57. Katreus und Althaemenes Apollodor III, 2. Diod. V, 59, vgl. §. 170. — Die Phyle Ἀλθαιμενίς in Kameiros (Gr. Inscr. Brit. Mus. II, 352) ist wohl späteren Ursprungs; in Ephesos führt eine Tausendschaft denselben Namen (ib. III, S. 70). — Auf Karpathos haben sich Reste der einheimischen Bevölkerung erhalten, die in den athenischen Tributlisten als Ἐτεοκαρπάθιοι erscheinen. — Dass Kreta, Rhodos, Kos etc. in der Ilias genannt werden, Ionien und Aeolis nicht, ist sagengeschichtlich völlig correct.

181. Neben den Karern haben nach Osten die Lykier dem weiteren Vordringen der Dorier ein Ziel gesetzt. In zahlreichen Sagen erscheinen dieselben in enger Verbindung mit den dorischen Gebieten, ihr Heros Sarpedon, der Sohn des Zeus, gilt für einen Bruder des Minos und soll aus Kreta ausgewandert sein, von dem Korinther Glaukos, dem Sohne des Sisyphos von Korinth, stammen die lykischen Könige. Wenn in der Ilias der Heraklide Tlepolemos, der Oekist von Rhodos, von dem Lykier Sarpedon getödtet wird, so spiegeln sich darin gewiss historische Vorgänge wieder. Nach Norden grenzen die dorischen Gebiete unmittelbar an Ionien. Auch hier wird es an vielfachen Berührungen und Vermischungen nicht gefehlt haben, wie als Bewohner von Samos Epidaurier genannt werden (§. 158) und umgekekrt in Halikarnass in historischer Zeit nicht dorisch, sondern ionisch gesprochen wurde. In den

Sagen erscheinen die ionischen und dorischen Gebiete vielfach ohne Rücksicht auf die Stammeszugehörigkeit mit einander verbunden — wie z. B. Milet von einer gleichnamigen kretischen Stadt und einem Liebling des Minos und Sarpedon abgeleitet wird. Doch sind diese Sagen fast durchgängig Erzeugnisse der Reflexion; sie operiren mit Eponymen und suchen die geographischen Verhältnisse und Zusammenhänge zu veranschaulichen. Geschichtliche Thatsachen lassen sich daher aus ihnen nicht entnehmen.

Miletos: Apollod. III, 1, 2. Pausan. VII, 2, 5 u. a., historisirt von Ephoros bei Strabo XIV, 1, 6. Auch Kolophon, Erythrae, Chios werden von Kreta abgeleitet Paus. VII, 3, 1. 7. 4, 8. Ganz ähnlich sind z. B. die meisten rhodischen Sagen.

182. Wie die Besiedelung von Aeolis und Ionien wird auch die der dorischen Gebiete einen Zeitraum umfasst haben, der vielleicht auf mehrere Jahrhunderte zu schätzen ist. Da in der Blüthezeit der ionischen Heldenpoesie die Besiedelung von Kreta und Rhodos nicht nur bekannt ist, sondern in die Heroenzeit zurückversetzt wird, da Kreta in ihr, und zwar schon in den ältesten Bestandtheilen der Ilias (Idomeneus Λ 145), eine hervorragende Rolle spielt, da die argivische Heraklessage, welche den Ioniern offenbar durch Rhodos und Kos übermittelt ist, im Epos bereits weitergebildet — dahin gehört z. B. die Erzählung, dass auch Herakles Troja zerstört habe (Il. E 640. Ξ 251) — und zu einem grossen Sagencyklus entwickelt ist, auf den die Ilias fortwährend anspielt, so lässt sich wenigstens eine untere Grenze für die Zeit der dorischen Colonisation gewinnen. Unter das Jahr 1000 v. Chr. kann sie nach diesen Daten nicht hinabgerückt werden, sie mag aber vielleicht schon beträchtlich früher begonnen haben. Andererseits lehren die Angaben der Odyssee τ 172 ff., dass in der Zeit, der diese Verse angehören — etwa der Mitte des neunten Jahrhunderts —, die Vorherrschaft des dorischen Elements auf Kreta oder vielmehr die Verschmelzung der verschiedenen Stämme der Insel zu der dorischen Einheit noch nicht zum Abschluss gekommen war. Danach wird man den Einbruch der Dorier

in den Peloponnes keinesfalls später als das Ende des zwölften Jahrhunderts, vielleicht aber noch beträchttich früher anzusetzen haben.

Dass die von Neueren gemachten Versuche, mit Hülfe der spartanischen Stammbäume zu einer Zeitbestimmung für die dorische Wanderung zu gelangen, nicht haltbar sind, lehrt die Kritik dieser Stammbäume. Die älteren Namen sind unhistorisch, theils Eponymen, theils Sagengestalten, im Agiadenstammbaum ist im günstigsten Falle Agis' Sohn Echestratos der erste geschichtliche Name. Derselbe kann, wenn man von König Polydoros, dessen Zeit um 720 v. Chr. feststeht (§. 283), nach Generationen rückwärts rechnet, frühestens etwa um 900 v. Chr. regiert haben.

Religion und Cultur.

183. Nirgends in der griechischen Welt haben sich so primitive Zustände erhalten wie in Sparta und auf Kreta. Die Volksgemeinde versammelt sich täglich zu gemeinsamen Mahlzeiten, ein Privatbesitz an Grund und Boden existirt ursprünglich nicht, die Heiligkeit der Ehe ist dem spartanischen Recht unbekannt (§. 59), der Rath der Alten besteht in Sparta allezeit aus wirklichen Greisen über 60 Jahre. Daraus folgt, dass die Dorier, als sie in den Peloponnes einbrachen, noch auf einer ganz niedrigen Culturstufe gestanden haben. Da sie in grossen Massen eindrangen, haben sie wie die Germanen im römischen Reich ihre staatlichen und rechtlichen Institutionen und anders als diese auch ihre Sprache bewahrt. In der Religion dagegen zeigen die einzelnen dorischen Gebiete die grösste Verschiedenheit. Es gibt keine einzige religiöse Gestalt, die wir als specifisch dorisch bezeichnen, und abgesehen von den in der ganzen griechischen Welt gleichmässig verehrten Göttern Zeus, Athene, Apollo keine, die wir mit irgend welcher Sicherheit den Doriern vor der Eroberung des Peloponnes zuschreiben könnten. Ueberall haben sie, auch hierin den Germanen gleich, die Gottesdienste und Heiligthümer der Besiegten übernommen. In Lakonien verehrt man den Apollo von Amyklae, den Poseidon vom Taenaron, in

Argos die Hera, in Epidauros den Asklepios, in Troezen den Poseidon, in Hermione die Demeter Chthonia. Die kretische Religion ist durchaus kleinasiatisch und hat eine Fülle localer und ihrem Ursprunge nach ungriechischer Gestalten, den kretischen Zeus, Rhea, Britomartis, Diktynna, die Kureten, vermuthlich auch die Hellotis (§. 93) u. a. In beschränkterem Maasse gilt das gleiche von Rhodos, wo der Zeus Atabyrios und vielleicht auch die Telchinen und Helios kleinasiatischen Ursprungs sind. Auf Kos verehrt man den Asklepios, in Knidos die Aphrodite und die Demeter. Die weiteste Verbreitung haben der Apollo Karneios (§. 174) und der Apollo Pythios oder Pythaeus, der uns in Argolis und auf Kreta überall begegnet ist und auch in Sparta vorkommt (Pausan. III, 10, 10. 11, 9). Mit ihm könnte man den triopischen Apollo verbinden. Doch ist gerade der pythische Apollo schwerlich specifisch dorisch, da wir seinen Dienst auch in Arkadien und vor allem in Delphi finden. Vielmehr wird man sagen müssen, dass den Doriern wie den übrigen griechischen Stämmen Apollo einer der mächtigsten Götter war, dass sie daher seine Cultusstätten mit besonderem Eifer übernahmen und pflegten und an dieselben gerne den Schutz grösserer landschaftlicher Verbände anknüpften.

Die Meinung, die Dorier oder speciell die Spartaner hätten den Dienst des Apollo und die Verbindung mit Delphi aus ihren Sitzen am Oeta mitgebracht, beruht auf einer falschen Deutung der Lykurgsagen. Apoll als Schirmherr und Urheber der spartanischen Staatsordnung ist ganz secundär, vgl. §. 358 A.

184. Das Verhältniss zwischen den Doriern und der älteren Bevölkerung, das sich aus diesen Thatsachen ergibt, wird man noch weiter ausdehnen dürfen. Auch die verheerendste Invasion vermag eine Cultur nicht mit einem Schlage zu vernichten, und selten ist ein eroberndes Volk, das auf niedriger Culturstufe steht, geneigt, auf die materiellen Errungenschaften der unterworfenen Culturgebiete freiwillig zu verzichten. Daher ist die landläufige Vorstellung falsch, die Dorier hätten der mykenischen Cultur einen jähen Unter-

gang bereitet. Dieselbe hat auch unter dorischer Herrschaft noch bestanden, und es ist möglich, dass manche bedeutende Werke in Mykene, z. B. einzelne Gräber, der dorischen Zeit zuzuweisen sind. Die mykenische Cultur stirbt ab, aber nicht nur in den dorischen Gebieten, sondern überall, weil sie in sich ausgelebt ist so gut wie die römische zur Zeit der Völkerwanderung; und eben dadurch wird, wie schon bemerkt, der Einbruch der Dorier überhaupt ermöglicht sein. Von archäologischer Seite hat man den Ursprung des geometrischen Stils, der in der Vasenmalerei die mykenische Decorationsweise ablöst, vielfach auf die Dorier zurückgeführt. Man meint, wenn sich in den jüngsten Schichten der Denkmäler von Mykene und Tiryns beide Stile neben einander finden, so komme das daher, dass der achäische Töpfer seine alte Kunstübung beibehalten habe, während sein dorischer Concurrent die Decoration anwende, die er aus seiner Heimath im Norden mitgebracht habe. Aber nicht nur im Peloponnes, sondern überall in Griechenland und weit über dessen Grenzen hinaus löst der geometrische Stil den mykenischen ab; gerade Attika ist einer seiner Hauptsitze. Er ist also eine neue Kunstform, die überall an Stelle des erstarrten und absterbenden älteren Stiles tritt, mithin keine von den Doriern importirte Erfindung.

Den geometrischen Stil bezeichnen Conze, Anfänge der griech. Kunst, Ber. Wien. Akad. 64. 1870. 73. 1873, als arisch (d. i. indogermanisch), Furtwängler und Löschcke, Myk. Vasen, als dorisch, während Helbig, Annali dell' Inst. 47 (vgl. I, §. 203), ihn für phoenikisch erklärte, Kroker, Arch. Jahrb. I, sogar aegyptische Einflüsse nachzuweisen suchte. Nach dem Hauptfundort in Athen wird er auch als Dipylonstil bezeichnet. Weiteres s. §. 248. — Für die Beurtheilung dieser Fragen sei nochmals auf die Analogie Italiens hingewiesen. Wer würde allein aus den Monumenten schliessen können, dass ein Theil der Kirchen von Ravenna und der gewaltige Grabbau Theodorichs nicht unter römischer, sondern unter gothischer Herrschaft gebaut sind? Und wie nahe würde es andererseits liegen, in dem plötzlichen Auftreten des gothischen Stils in Italien die Wirkung einer nordischen Eroberung zu sehn!

Der Norden und Westen des Peloponnes.

185. Es erübrigt noch, einen Blick auf die nichtdorischen Theile des Peloponnes zu werfen. Dass die ältere Bevölkerung im Innern in den Gebirgen und Hochebenen Arkadiens ihre Selbständigkeit bewahrte, ist schon erwähnt. Am Nordabhang der arkadischen Berge, in den kleinen Thälern und Strandflächen des Aigialos am korinthischen Meerbusen finden wir die Achaeer. Angeblich sind sie die alten Bewohner von Argos und Lakonien, welche vor den Doriern weichen mussten. Indessen ihre Sprache ist wie die der von ihnen ausgegangenen Achaeer Unteritaliens ein dem dorischen verwandter Dialekt und von dem Arkadischen aufs schärfste geschieden. Dürfen wir diese Thatsache damit in Verbindung setzen, dass auch im phthiotischen Achaia ein der nordwestgriechischen Sprachgruppe angehöriger Dialekt gesprochen wurde, und annehmen, dass die Achaeer des Peloponnes gleichfalls aus Mittelgriechenland gekommen sind, vielleicht zur Zeit der dorischen Wanderung? Allerdings bleibt dann ganz dunkel, wie der Achaeername zu der Rolle gekommen ist, die er im Epos spielt. Die Lösung des Räthsels scheint gegenwärtig noch unmöglich (vgl. §. 50). Sicher ist nur, dass die Achaeer des Peloponnes im Alterthum ihrer Nationalität nach niemals zu den Doriern gerechnet worden sind.

Vgl. auch O. Hoffmann in GDI. II, S. 151, dessen historische Combinationen freilich sehr problematisch sind.

186. Klarer sehen wir in Elis. Der Sage nach nahmen die Dorier in Folge eines Orakels beim Zug nach dem Peloponnes den Aetoler Oxylos zum Führer und gaben ihm zum Lohn dafür die Herrschaft über Elis. Umgekehrt lassen andere Erzählungen den Aetolos aus Elis auswandern, so dass dann seine Nachkommen unter Oxylos in die ursprüngliche Heimath zurückkehren und sie den Epeern und Pyliern, welche die Ilias in Elis nennt, entreissen (§. 45). Dass, wie die Alten durchweg behaupten, die Elier aetolischen Ursprungs sind,

scheint unzweifelhaft. Auch im elischen Dialekt scheint eine Mischung zugewanderter nordgriechischer und einheimischer altpeloponnesischer (»aeolischer«) Bestandtheile vorzuliegen. Wahrscheinlich hat also der Westen des Peloponnes ursprünglich eine den Arkadern nahe verwandte Bevölkerung gehabt — darauf weisen auch einige Ortsnamen, wie Kyllene, hin. Ob das Eindringen der aetolischen Bevölkerung in dieselbe Zeit fällt wie die dorische Wanderung oder gar mit ihr in engerem Zusammenhang steht, lässt sich natürlich nicht entscheiden. Die Eroberer, die im Epos unter dem Namen Epeier erscheinen — erst jüngere Construction hat die Epeier zu Vorgängern der aetolischen Elier gemacht —, setzten sich im Gebiet des Peneos, dem »hohlen Elis« — der Landesname, im einheimischen Dialekt Valis, bedeutet wahrscheinlich einfach »Thal« — fest und suchten von hier aus nach allen Seiten vorzudringen, nach Osten gegen das wohl von Arkadern bewohnte bergige Hinterland, die Akroreia, nach Norden gegen die Achaeer (Ol. 28 gegen Dyme, §. 342), nach Süden gegen das Hügelland zu beiden Seiten des Alpheos, die Landschaften Pisa und Paroreatis. Ein Gedicht der Ilias kennt bereits den Alpheos als Grenze der Elier und erzählt, wie die Pylier, die Bewohner des Küstengebietes vom Alpheos bis weit nach Messenien hinunter, die später Triphylier genannt werden, durch einen Kriegszug des Herakles geschwächt, zwar in der Regel den Epeern oder Eliern keinen Widerstand leisten und ihre ausstehenden Schulden nicht zurückerhalten können, aber doch einmal unter Nestors Führung den Feinden eine grosse Heerde abfangen, einen Angriff auf die Grenzburg Thryoessa südlich vom Alpheos abwehren und weit in elisches Land hinein vordringen, freilich ohne dauernden Erfolg (Λ 671 ff.) — eine Erzählung, die zwar in die Zeit der Könige Augias von Elis und Neleus von Pylos versetzt ist, aber deutlich gleichzeitige Verhältnisse schildert. Die Niederlage durch Herakles weist vielleicht auf die Schwächung und Zurückdrängung der Triphylier durch die Dorier hin. Nur in den Küstenorten scheinen sie sich behauptet zu haben; auch ist es sehr mög-

lich, dass damals manche pylische Geschlechter nach Ionien ausgewandert sind (§. 157). — Die Elier sind ein Hirtenvolk, die Zahl und Güte ihrer Heerden wird in allen Sagen gepriesen, während sie sonst nicht gerade viel Rühmliches von ihnen zu erzählen haben. Aber ihre Landschaft bildet eine Einheit; und eben dadurch waren sie ihren vielleicht cultivirteren und betriebsameren Nachbarn auf die Dauer überlegen. Seit dem Anfang des achten Jahrhunderts ist die pisatische Landschaft dauernd in ihrem Besitz, sie feiern hier am Alpheios das Fest des olympischen Zeus, die Bewohner der Dörfer von Pisa sind tributpflichtige Perioeken, die sich freilich noch oft genug der fremden Oberheit zu entziehn suchen und wiederholt auch die Leitung des olympischen Festes zurückgewinnen (§. 283. 343 f.).

Ueber den elischen Dialekt s. Meister, griech. Dial. II und vor allem Blass in GDI. I, 313. Il. Λ 671 ff. gebraucht die Namen Ἠλεῖοι und Ἐπειοί als identisch, die Odyssee sagt ν 275. ο 298. ω 431 Ἦλιδα δῖαν, ὅθι κρατέουσιν Ἐπειοί, an der Leichenfeier des Amarynkeus in Buprasion nahmen Epeer, Pylier und Aetoler Theil Il. Ψ 630 ff. Mithin ist die Sonderung der beiden Namen spätere Combination [ebenso Niese und Busolt] und auch die Vermuthung Meister's, Gr. Dial. II. 5, der Name Epeer stamme von der triphylischen Stadt Ἤπειον, Αἴπιον oder Ἔπειον, unhaltbar. Hat es Bedeutung, dass Epeios, der rohe Faustkämpfer und Erbauer des hölzernen Pferdes, der doch ursprünglich der Eponym der Epeer sein muss, ein Sohn des Panopeus (in Phokis) ist? Il. Ψ 665, vgl. Asios bei Pausan. II, 29, 4. — Die viel umstrittenen Kaukonen Od. γ 366, vgl. Strabo VIII, 3. 11. 17, sind wohl ein rein localer Name. — Die Lage der Ὠλενίη πέτρη Λ 757, B 617 im Enipeusthal hat Partsch (in seinen noch nicht veröffentlichten topographischen Untersuchungen für das Olympiawerk) entdeckt. Dass Pisa keine Stadt, sondern eine Landschaft ist, hat Busolt, Forschungen zur griech. Gesch. 1880, erwiesen. Die Triphylier oder Paroreaten, deren Identität mit den Pyliern Nestors nicht zweifelhaft sein kann, sind nach Herodot Minyer: §. 126. — Elische Perioeken in der Akroreia und dem pisatischen Lande: Thuk. II, 25. Xen. Hell. III, 2, 23. 30. Strabo VIII, 3, 10. Pausan. VI, 22, 4, vgl. IGA. 120. — Die Urgeschichte von Elis (vgl. Ephoros bei Strabo X, 3, 2. VIII, 3, 33. Pausan. lb. V) ist vor allem durch die Versetzung der olympischen Spiele in die Urzeit und die daran knüpfenden secundären Sagen vielfach entstellt, vgl. §. 247. — Oxylos ist wohl der Eponymos des elischen Königs-

geschlechts, vgl. Pausan. V, 4. 5. 9, 4. Oder ist er nur dem Iphitos, dem einheimischen elischen Heros und Gründer der olympischen Spiele, vorgeschoben? Ursprünglich ist Iphitos auch keine elische Gestalt, sondern identisch mit dem Sohn des Eurytos von Oichalia, der wie so viele nordgriechische Gestalten nach Elis versetzt ist. Die Elier haben ihn aus der Dichtung übernommen und zum König und Begründer des olympischen Festes gemacht. Phlegon fr. 1 und bei Euseb. chron. I, 193 macht auch den Iphitos zum Herakliden. — Hat es historischen Werth, dass Il. B 618 die Epeer unter τέσσαρες ἀρχοί stehen? Und hat Pausan. V, 4, 3 über Aufnahme von Pelopiden und Achaeern aus Helike unter die Elier Bedeutung?

Die Thessaler.

187. Das Vordringen der Gebirgsstämme gegen die Culturgebiete hat auch in der nördlichsten griechischen Landschaft eine Umwälzung herbeigeführt. Aus den epirotischen Bergen brachen die Thessaler in das Peneosthal ein und gewannen die Herrschaft über das ganze nach ihnen Thessalien benannte Kesselland. Die Sagengeschichte lässt sie von hier die Boeoter vertreiben, die nach Süden in das Kadmeerland wandern, und muss in Folge dessen den Einbruch der Thessaler in sehr frühe Zeit setzen. Wir haben gesehen, auf wie unsicheren Füssen diese Combination steht. Wahrscheinlich fällt der Einbruch der Thessaler in weit spätere Zeit. Das Epos, in dem die Landschaft eine so grosse Rolle spielt, erwähnt den Namen des Volkes nie, die Verhältnisse Thessaliens sind beim Beginn der historischen Zeit offenbar noch im Fluss, das Vordringen der Thessaler ist noch nicht zum Abschluss gelangt. Die Hauptmasse hat sich in der oberen thessalischen Ebene niedergelassen, dem Gebiet der zahlreichen Zuflüsse des Peneos: das ist die Landschaft Thessaliotis mit den Orten Pharsalos, Kierion, Pelinnaion. Sodann wurde das pelasgische Argos, die fruchtbare Ebene des unteren Peneos, und das dotische Gefilde am Fuss des Pelion unterworfen. Die Städte Krannon, Larisa, Gyrton, Pherae, Pagasae werden zu Sitzen des thessalischen Adels und Zwingburgen der Unterthanen, die einheimische Bevölkerung wird leibeigen (Penesten) und hat wie

auf Kreta und im Peloponnes ihrem Herrn vom Ertrage des Bodens eine feste Abgabe zu entrichten.

Thessalische Wanderung: Herod. VII, 176 (ohne Zeitbestimmung). Thuk. I, 12 (60 J. nach dem troischen Kriege). Die thessal. Penesten werden allgemein von der unterworfenen Bevölkerung abgeleitet, vgl. Aristot. pol. II, 6, 3; Athen. VI, 264, sie sind μὴ γόνῳ δοῦλοι, διὰ πολέμου δ'ἡλωκότες; nach Theopomp fr. 134 bei Athen. VI, 265 c sind sie Perrhaeber und Magneten, nach Archemachos bei Athen. VI, 264 b Boeoter, die im Lande geblieben sind. In erster Linie ist wahrscheinlich an die Pelasger zu denken. — Ueber die Stellung der Penesten s. Archemachos l. c. und Theokrit 16, 34.

188. In den weiten Ebenen Thessaliens hat sich der thessalische Gebirgsstamm, der anders als die Dorier die Sprache der unterworfenen Bevölkerung annahm, zu einem Reiter- und Rittervolk entwickelt. An seiner Spitze stehen grosse Adelsgeschlechter, die im Besitze weiter Ländereien und zahlreicher Penesten sind und vor allem in den Städten der Pelasgiotis ihren Sitz haben, die Aleuaden in Larisa, die Skopaden in Krannon und, wie es scheint, auch in Pharsalos. Aus ihnen geht der mit königlicher Gewalt ausgestattete Heerführer (ταγός, bei Herodot V, 63 und Thuk. I, 111 βασιλεύς) hervor, den die Thessaler erwählen, wenn Krieg ausbricht oder sonst die politischen Verhältnisse oder das Geschick und der Einfluss eines Einzelnen eine vorübergehende Einigung des gesammten Volkes herbeiführen. Sonst fallen die einzelnen Districte und Gemeinden aus einander, nur nothdürftig wird durch eine in besonderen Fällen berufene gemeinsame Tagsatzung (vgl. Thuk. IV, 78) die Einheit gewahrt. Die Aleuaden führen ihren Stammbaum auf Herakles zurück, doch wohl nur, weil sie ihren Ahnen Aleuas als Nachkommen des Thessalos betrachten und dieser den Dichtern als Stammvater der Herakliden von Kos gilt (§. 179). Der Eponymos Aleuas „der Rothkopf", den man sehr mit Unrecht für eine geschichtliche Persönlichkeit hält, gilt als der Organisator des Landes und der Satzungen des thessalischen Bundes, namentlich auch der Festsetzung der Contingente von 40 Reitern und 80 Schildkämpfern

(Peltasten), die jede Gemeinde zu stellen hatte (Aristot. fr. 456 Rose bei Schol. Eurip. Rhes. 307).

Ueber die Aleuaden Boeckh zu Pindar Pyth. 10. Buttmann, Mythologus II. [Neuerdings Hiller von Gärtringen, das Königthum bei den Thessalern im 6. und 5. Jahrh., in »Aus der Anomia«, 1890, der die Existenz des Gesammtkönigthums und der ταγεία in alten Zeiten bestreitet; die Nachrichten bei Xenophon und Aristoteles seien aus Iasons Stellung abstrahirt.] — Dass sie mit den Skopaden verwandt waren, ist aus Ovid, Ibis 509, wo Aleuas statt Skopas genannt wird, schwerlich zu folgern. Aleuas ὁ Πυρρός Aristot. fr. 145 Müller, Plut. de frat. am. 21. Aelian hist. an. 8, 11. Abkömmling des Herakles Pindar Pyth. 10. Ulpian schol. Dem. Ol. I, 15, 8. Nach Apollodor Rh. Mus. XLVI, 174 = Tzetzes ad Lycophr. 911 zieht Thessalos' Sohn Antiphos nach dem troischen Krieg ins Pelasgerland, nach Polyaen VIII, 44 ist dagegen Aiatos, der Sohn seines Bruders Pheidippos, der Eroberer Thessaliens. Thessalos, S. d. Aiatos, nennt Charax bei Steph. Byz. Δώριον. Vgl. Velleius I, 3. Schol. Ap. Rhod. III, 1090. An eine dieser Gestalten knüpfte gewiss Aleuas an. Ein anderer Thessalos s. Forsch. I, 109. — Bei Herodot VII, 6. 130. 172. IX, 58 sind die Aleuaden das über ganz Thessalien herrschende Adelsgeschlecht (Θεσσαλίης βασιλέες). In Larisa: Arist. pol. VIII, 5, 9. Suid. s. v. — Skopaden in Krannon und Pharsalos: Herod. VI, 127. Theokrit 16, 36 ff. und schol. vgl. Phanias bei Athen. X, 438c. Quintil. XI, 2, 15.

189. Von der Ebene aus sind die Thessaler gegen die sie rings umgebenden Gebirgsstämme, die Perrhaeber im Norden, die Magneten im Osten, die phthiotischen Achaeer im Süden vorgedrungen. Zu der Zeit, da der pylaeische Amphiktionenbund geschlossen wurde, standen diese Stämme noch selbständig neben den Thessalern. Später sind sie zu Perioeken geworden, die zwar ihre communale Selbständigkeit bewahren, aber den Thessalern Heeresfolge leisten und Tribut zahlen. Freilich ist dies Verhältniss immer ein unsicheres geblieben. Vielfach haben sich die Achaeer, Perrhaeber, Magneten gegen die Thessaler empört und auch die Penesten zu Aufständen mit fortgerissen. Andrerseits scheinen auch die Doloper, Aenianen und Malier zeitweilig in Abhängigkeit von den Thessalern gewesen zu sein. An weiterem Vordringen nach Süden hinderten sie die Phoker, welche ihnen manche Schlappe beibrachten und Mittelgriechenland durch eine Mauer, die den

Thermopylenpass sperrte, deckten. Die Feindschaft zwischen Phokern und Thessalern pflanzt sich durch die ganze griechische Geschichte fort. — Im Gebiet der Achaeer und Perrhaeber scheinen sich die Thessaler zum Theil angesiedelt zu haben. Der thessalische Bund zerfällt daher in vier Districte (Tetrarchien), Thessaliotis und Pelasgiotis im Centrum, die Hauptsitze des herrschenden Stammes, Hestiaeotis im Nordosten und Phthiotis im Süden, an deren Spitze im vierten Jahrhundert Polemarchen stehen (CIA. II, 88). Die übrigen „Bundesgenossen", wie auch hier der officielle Ausdruck lautet, d. h. vor allem die Magneten und Perrhaeber, sind dagegen nur dem Gesammtvolk, nicht einzelnen Gemeinden oder Dynasten unterthan, und so gelangt die Suprematie der Thessaler nur dann zu voller Durchführung, wenn ein Herzog ernannt und die Kraft des Volkes geeint ist (Xen. Hell. VI, 1, 9. 19). Auch die Tetrarchieneintheilung führt Aristoteles (fr. 145) auf Aleuas zurück, während Charax sie dem Thessalos zuschreibt (Steph. Byz. Δώριον) und Xenophon berichtet, bei der Erhebung des Iason zur Herzogswürde sei den Perioeken derselbe Tribut auferlegt worden, der zur Zeit des Skopas festgesetzt war (Hell. VI, 1, 19). Es ist allerdings möglich, dass unter diesem Skopas nicht der alte Eponym des Geschlechts, sondern der geschichtliche Herrscher von Krannon aus dem fünften Jahrhundert zu verstehn ist.

Arist. pol. II, 6, 2 ἡ Θετταλῶν πενεστεία πολλάκις ἐπέθετο τοῖς Θετταλοῖς (vgl. Kritias und Prometheus Xen. Hell. II, 3, 36) . . . ἐπεὶ καὶ τοῖς Θετταλοῖς κατ' ἀρχὰς ἀφίσταντο (οἱ πενέσται) διὰ τὸ πολεμεῖν ἔτι τοῖς προσχώροις, Ἀχαιοῖς καὶ Περραιβοῖς καὶ Μάγνησιν. Die Perrhaeber den Larisaeern tributär Strabo IX, 5, 19; als ὑπήκοοι Θετταλῶν von Thuk. IV, 78 bezeichnet; ebenso die Magneten und Achaeer II, 101. VIII, 3; als σύμμαχοι MAI. II, 201 und dazu Köhler S. 206. Xen. Hell. VI, 1, 9 πάντα τὰ κύκλῳ ἔθνη ὑπήκοά ἐστιν, ὅταν ταγὸς ἐνθάδε καταστῇ. 12 πάντα τὰ κύκλῳ φόρον φέρει, ὅταν ταγεύηται τὰ κατὰ Θετταλίαν. Sie haben locale Autonomie; daher nennt Herodot VII, 132 in der Liste der Völker, die sich den Persern unterwarfen, die Perrhaeber, Magneten, phthiotischen Achaeer, Doloper, Aenianer, Malier neben den Thessalern. — Kriege der Thessaler mit den Phokern Her. VII, 176. VIII, 27. Plut. virt. mul. 2. Pausan. X, 1. Es ist auffallend, dass die Lokrer hier nie erwähnt werden.

II. Der Staat des griechischen Mittelalters.

Das griechische Mittelalter.

190. Die Vertheilung der Stämme, welche die grossen Wanderungen geschaffen haben, ist nicht wieder umgestossen worden. Das Zeitalter der Wanderungen und Schiebungen ist zum Abschluss gelangt. Die Zeit, welche jetzt beginnt, bedarf eines zusammenfassenden Namens, der sie von der mykenischen Zeit wie von der folgenden, mit den Ständekämpfen beginnenden Epoche bestimmt scheidet; wir können sie mit einem der Geschichte der christlichen Völker entlehnten Ausdruck als das griechische Mittelalter bezeichnen. Die alte Cultur ist in sich ausgelebt und von aussen über den Haufen geworfen. Auch in den Gebieten, welche wie Attika ihre alte Bevölkerung bewahrt haben, oder wie die neuerworbenen Gebiete jenseits des Meeres von den Umwälzungen des Mutterlandes nicht unmittelbar berührt sind, stirbt sie ab. Die Lebensbedingungen sind andere geworden. Durch den Verfall der mächtigen Reiche des Orients werden die orientalischen Cultureinflüsse geringer, der politische Druck von aussen fällt ganz weg. An die Stelle der Königreiche der mykenischen Epoche tritt eine Auflösung der Stämme nach den natürlichen Gliederungen des Landes und damit ein Stillleben, das grosse Bewegungen und Kämpfe nicht kennt. Denn wenn wir auch, falls wir aus dem neunten und achten Jahrhundert irgend welche historische Kunde hätten, von zahlreichen Fehden und scharf ausgeprägten, aber gleichartigen Persönlichkeiten im Stile der homerischen Helden erfahren würden, so ist es doch eben so wenig zweifelhaft, dass grosse, die Nation im tiefsten bewegende Ereignisse, wie sie die vorige Eoche allerdings gekannt hat, dieser Zeit fremd gewesen sind. Dafür vollzieht sich langsam eine tiefgreifende Umwandlung der inneren Zustände. Alte Stämme gehen zu voller Sesshaftigkeit über, die alte Stammgemeinde löst sich auf, neue politische Gebilde treten

an ihre Stelle, schliesslich schafft der Fortschritt von Handel und Seefahrt eine neue Erweiterung der Verhältnisse und führt die zersplitterten Gemeinden wieder zu einem allgemeinen politischen Zusammenhang. Die Verbindung mit dem Orient ist zerrissen, von innen heraus und ohne äusseren Zwang kann die Nation sich entfalten. Für Staat und Religion, Recht und Sitte, Kunst und Dichtung, für alles materielle und geistige Leben hat diese Zeit die Formen geschaffen, welche fortan bewusst und unbewusst alle Anschauungen der Griechenwelt beherrschen. Die Grundzüge sind überall die gleichen, die Gestaltung im einzelnen zeigt grosse Mannigfaltigkeit je nach der äusseren Lage und dem Culturstand der einzelnen Gebiete. Die Führung haben die Griechen Kleinasiens; hier wirkt die mykenische Cultur am lebendigsten nach, hier gestattet der neugewonnene Boden einen raschen Fortschritt. Eine Mittelstellung nehmen die alten Culturgebiete des Mutterlandes ein, soweit nicht gerade hier die Rohheit der Eroberer die primitivsten Zustände bewahrt und unter dem Einfluss der veränderten Lebensverhältnisse zu neuen eigenartigen Gebilden umgestaltet hat. Ganz langsam endlich tritt der Westen in den Kreis der Cultur ein. Diese Entwickelung zu verfolgen ist unsere nächste Aufgabe. Auf bestimmte chronologische Daten können wir sie im einzelnen nicht fixiren; aber die Bedingungen, auf denen sie beruht, die Stadien, welche sie durchlaufen, die Institutionen, welche sie geschaffen hat, sind mit voller Sicherheit erkennbar.

Den Ausdruck »griechisches Mittelalter« hat bereits Bergk in seiner Literaturgeschichte angewendet. Unsere Hauptquellen sind 1) das Epos, das natürlich nur für seine Zeit und sein Culturgebiet, hier aber ein völlig authentischer Zeuge ist; 2) die Institutionen der späteren Zeit, soweit sie ältere Zustände bewahren, wie namentlich die uns inschriftlich bekannten der Elier und der Lokrer (über diese s. Forsch. I, 289 ff.); aber auch fortgeschrittene Staaten bewahren noch zahlreiche Rudimente. Zuerst und in grossartigster Weise hat Thukydides, dann die antike Localforschung, z. B. die Atthidographen, aus ihnen ein Bild der älteren Verhältnisse zu gewinnen versucht. Die primitivsten Zustände bewahren Kreta und Sparta. Dass die Ordnungen der sog. lykurgischen Verfassung in Wirklichkeit keine

Neuschöpfungen, sondern grösstentheils Institutionen der Urzeit sind, die sich in Sparta erhalten haben, hat zuerst TRIEBER, Forsch. zur spart. Verfassungsgesch. 1871, erkannt; weiteres in m. Forschungen I, 213 ff. und §. 211. — Aristoteles hat uns für die hier berührten Fragen viel werthvolles Material bewahrt und nach historischer Erkenntniss gestrebt; aber er hat sich über die Schranken des engen griechischen Stadtstaates nicht erheben können und ist überdies immer geneigt, theoretische Constructionen an Stelle historischer Forschung im Sinne des Thukydides zu setzen, so z. B. pol. 1, 1. Dass seine Schüler nicht anders verfuhren, lehrt das viel citirte, aber historisch unbrauchbare Fr. 9 des Dikaearch (Steph. Byz. πάτρα) — ein so bedeutender Geist Dikaearch sonst gewesen ist. Wäre der Eingang von Aristoteles πολ. Ἀθ. erhalten, so würden wir vermuthlich einiges, aber nicht viel mehr wissen; besseres Material würde bei Philochoros und andern guten Localhistorikern zu finden sein. Dass die Alten auch derartige Fragen exact behandeln konnten, lehren die vortrefflichen bei Strabo über das κωμηδὸν οἰκεῖν (aus Apollodor) erhaltenen Angaben, s. §. 193.

191. Wie die Institutionen des deutschen Mittelalters nicht aus den Mischbildungen erwachsen sind, welche germanische Häuptlinge auf römischem Boden geschaffen haben, sondern aus einer Fortbildung der ursprünglichen Stammesordnungen, so ist auch die politische Gestaltung des griechischen Mittelalters nicht aus dem mykenischen Staat hervorgegangen. Im Mutterlande ist er gefallen, in den Colonien hat sich sein wichtigstes Moment, ein mächtiges Königthum, überhaupt nicht gebildet: wir haben uns die Colonien entweder als abhängig vom Mutterlande oder von Anfang an als kleine Fürstenthümer zu denken. Seine Cultur wirkt nach, die verschiedene Stellung des Adels in den cultivirten und culturlosen Gebieten geht wahrscheinlich zum Theil auf ihn zurück. Aber der Staat des griechischen Mittelalters beruht in erster Linie auf der Umwandlung der alten Wehrgemeinde der Vollfreien unter der Einwirkung der Sesshaftigkeit. An die Zustände der Urzeit müssen wir daher überall anknüpfen und zunächst von der Besiedelung des Landes ein Bild zu gewinnen suchen.

Besiedelungsverhältnisse und Vertheilung des Grundbesitzes.

192. Bei der Besiedelung des Landes haben die alten Eintheilungen des Stammes, die Phylen und Phratrien, nur ausnahmsweise eine Rolle gespielt; so auf Rhodos, wo das Land phylenweise vertheilt wird (§. 179), und in Ephesos, wo nur einzelne Phylen an der Niederlassung Theil nahmen (§. 159), ebenso vielleicht in Halikarnass (§. 180 A.). In der Regel aber ist, wenn es galt, ein feindliches Land zu erobern, einen Wald auszuroden, ein neues Dorf oder eine Colonie anzulegen, eine Schaar ausgezogen, in der alle Abtheilungen des Stammes vertreten waren. Daher finden wir bei den Doriern dieselben Phylen nicht nur in den von ihnen occupirten Landschaften, sondern auch in den einzelnen Gemeinden von Argolis und Kreta vertreten (§. 165), und wo später eine Neueintheilung der Bürgerschaft nach den Wohnsitzen nöthig wird, durchkreuzt sie regelmässig die alte Phylenordnung. Aehnlich steht es mit den Brüderschaften. Die späteren Phratrien sind deutlich erst durch den Zusammenschluss der bei einander wohnenden Phylengenossen zu einem politischen und sacralen Verbande erwachsen, sie beruhen nicht auf verschollenen Verwandtschaftsverhältnissen, sondern auf den lebendigen Beziehungen der Nachbarn zu einander (vgl. §. 57). In einzelnen Fällen mochten sich alte Verbindungen auch zwischen getrennten Siedelungen erhalten, im allgemeinen konnte, wer sich eine neue Heimath gewann, nicht mehr in dem alten Bluts- und Cultusverbande bleiben, sondern musste sich neuen Bildungen anschliessen. Somit kommt für die Ansiedelung ausser der Gesammtheit des Stammes und der ausziehenden Abtheilung wesentlich nur der Einzelne mit seiner Familie und den sonst von ihm abhängigen Leuten in Betracht.

193. Der ursprünglichen griechischen Siedlungsweise ist wie der der kleinasiatischen [z. B. in Karien Strabo XIV, 2, 25] und italischen und überhaupt der der meisten primitiven Stämme

der Einzelhof (über Adelsdörfer s. §. 201) ebenso fremd wie die Stadt. Jede Landschaft zerfällt vielmehr in eine Anzahl ziemlich grosser offener Dörfer (κῶμαι) oder, wie sie mit Rücksicht auf die Bewohner auch genannt werden, Gemeinden (δῆμοι, urspr. Gaue?), denen das umliegende Ackerland zugetheilt ist. »Mit wenig Ausnahmen«, sagt [Apollodor bei] Strabo VIII, 3, 2, »müssen fast alle Ortschaften, die Homer im Schiffskatalog nennt, nicht als Städte, sondern als Landschaften (Gaue, χῶραι) betrachtet werden, deren jede aus mehreren Dorfverbänden (συστήματα δήμων) bestand.« Zu Städten sind sie erst durch die oft erst in sehr später Zeit erfolgte Zusammenziehung dieser Gemeinden zu einer Einheit geworden. »So sind in Arkadien Mantinea aus 5 Dörfern, Tegea und Heraea aus je 9 erwachsen, in Achaia Aegion aus 7 oder 8, Patrae aus 7, Dyme aus 8«, ebenso die übrigen Achaeerstädte (Strabo VII, 7, 5). Elis bestand bis zum Jahre 471 aus einer grossen Anzahl von Dorfgemeinden, Pisa aus 8, Megara (Plut. qu. gr. 17) aus 5 Dörfern, von Tanagra in Boeotien (Plut. qu. gr. 37) ist dasselbe überliefert; die Gemeinden von Triphylien, Phokis u. a., die später als Städte bezeichnet werden, sind ursprünglich auch nichts anderes als Dörfer gewesen. In Aetolien, wo sich die alten Zustände am längsten erhalten haben, wohnte die Bevölkerung im fünften Jarhundert »in weit aus einander gelegenen, nicht befestigten Dörfern« (Thuk. III, 94). Sparta war keine Stadt, sondern ein Complex von vier oder fünf offenen Dörfern. Dieselbe Gestalt trug nach Ausweis der Funde Mykene (§. 106); auch für Athen (§. 217), Argos, Theben dürfen wir wohl das gleiche folgern. Ebenso zerfällt z. B. die Insel Thera in 7 Dörfer (χῶροι, Herod. IV, 153). Das Gebiet der drei rhodischen Städte zerfällt in κτοῖναι (»Gemeinden?«), Gaugenossenschaften mit eigenem Vermögen, Beamten und Cultus. In der mykenischen Zeit haben sich an die Königsburgen Ansätze einer städtischen Entwickelung angeschlossen; das griechische Mittelalter dagegen steht im Mutterlande der Stadt ursprünglich ebenso feindlich gegenüber wie das germanische. Argos und Theben sind

wohl immer grosse Ansiedlungen geblieben; aber sonst sind die mykenischen Königsstädte entweder verfallen oder doch nicht weiter entwickelt — das gilt auch von Athen, dessen Erweiterung zu einer wirklichen, über die Burg hinausragenden Stadt erst der Folgezeit angehört. Auch in die Enge des Mauerrings mag man sich nicht einschliessen; selbst die Hauptorte sind durchweg unbefestigt. Nur ganz vereinzelt finden sich befestigte Plätze; sie sind durchweg von sehr geringem Umfang, keine politischen Centren, sondern Schutzwehren in der Noth. Zum Theil mögen diese Mauerringe von grossen unbehauenen Felsblöcken schon in die mykenische Zeit hinaufragen wie die kleineren Felsburgen von Argolis (§. 119). Sie unterscheiden sich aber von den mykenischen Königsburgen dadurch, dass sie sämmtlich auf hohen Berggipfeln liegen — so die Larisa von Argos (289 m.), Akrokorinth (575 m.), der Gipfel des Ithome in Messenien (802 m.), die Burg Eira an der Grenze von Messenien und Arkadien, Lykosura in Parrhasien, das den Arkadern für die älteste Stadt galt (Paus. VIII, 38, 1), und manche Burg von Mittelgriechenland, wie Trachis und Pharygai — und dass sie eben keine Herrschersitze sind. Nur in den Colonien mag sich in Folge der exponirten Lage die Bevölkerung von Anfang an mehr in den Mittelpunkt des Gebiets zusammengedrängt haben; hier werden auch Befestigungen kleinerer Ansiedlungen nicht selten gewesen sein, vgl. die »Thürme« von Teos §. 202.

Im allgemeinen: Emil Kuhn, Entstehung der Städte der Alten, Komenverfassung und Synoikismos 1878. Busolt, die Lakedaimonier und ihre Bundesgenossen I, 1878. — Thuk. I, 10 von Sparta: οὔτε ξυνοικισθείσης πόλεως ... κατὰ κώμας δὲ τῷ παλαιῷ τῆς Ἑλλάδος τρόπῳ οἰκισθείσης. I, 5 »in alter Zeit prosperirten die Seeräuber« καὶ προσπίπτοντες πόλεσιν ἀτειχίστοις καὶ κατὰ κώμας οἰκουμέναις ἥρπαζον. — Die Dörfer von Pisa werden bei Strabo VIII, 3, 31 fälschlich πόλεις genannt, Xen. Hell. III, 2, 31 bezeichnet die Pisaten dagegen richtig als χωρῖται; vgl. Busolt, Forschungen zur griech. Gesch. I. — κτοῖναι von Rhodos: Anc. Greek Inscr. in the Brit. Mus. II, 351 ff. Gilbert, Staatsalt. II, 182.

194. Der Grund und Boden, den ein Stamm occupirt, gehört zunächst der Gesammtheit. Jede Niederlassung nimmt

den umliegenden, zunächst noch unbebauten und daher herrenlosen Theil der Mark in Besitz und vertheilt ihn unter ihre Mitglieder. Zwar in historischer Zeit herrscht in Griechenland überall das Privateigenthum, selbst Staatsdomänen und Gemeinweiden finden sich nur in sehr beschränktem Umfang. Aber zahlreiche Spuren zeigen, dass auch hier ursprünglich ein Gesammtbesitz der Gemeinde nach Art der germanischen Markgenossenschaft bestanden hat. Ueberall in Griechenland wird das in erblichem Privateigenthum befindliche Grundstück als »Loos« (κλῆρος) bezeichnet (vgl. Il. Ο 498. Od. ξ 64 οἶκος καὶ κλῆρος), im Gegensatz zu dem aus der gemeinen Mark ausgeschnittenen Gut des Königs und der Götter (τέμενος). Offenbar ist ursprünglich vielleicht alljährlich oder zu bestimmten Terminen (wie bei den Slawen) jedem Gemeindemitglied, später vermuthlich wenigstens jeder neu entstehenden Familie ein Stück Land durch das Loos zugewiesen worden. Daher kommt es auch, dass das Ackerland des Einzelnen oft nicht einen einheitlichen Complex bildet, sondern ein Theil weit ab vom Dorfe liegt [1]. In Sparta hat sich mit so vielen Institutionen der Urzeit auch die Landvertheilung noch in geschichtlicher Zeit erhalten: jedes neugeborene Kind erhält nach der Anerkennung durch die Phylenältesten (§ 59) ein Landloos zugewiesen (Plut. Lyk. 16). Die Grösse des spartiatischen Landlooses wird auf einen Ertrag von 70 (aeginet.) Scheffeln Gerste und ein entsprechendes Quantum Wein und Oel (ὑγροὶ καρποί), angegeben; das führt auf einen Umfang von etwa 30 Morgen (7 ½ ha). Dazu kommt für die Frau ein Gut mit dem Ertrag von 12 Scheffeln Gerste und entsprechendem Wein und Oel (etwa 4 Morgen). Das entspräche also ungefähr der altdeutschen Bauernhufe von 30 bis 40 Morgen. Im vierten Jahrhundert, dem die Aufzeichnung dieser Nachricht entstammt, kann die Landzuweisung allerdings auch in Sparta längst nicht mehr in Uebung gewesen sein. Aber die Er-

---

[1]) ἀγροῦ ἐπ' ἐσχατιῆς Od. δ 517. ε 489 u. a., vgl. die Phyle der Ἐσχατιῶται auf Tenos CIG. 2338.

innerung hatte sich bewahrt, der Rechtsanspruch jedes Spartiaten auf ein Loos bestand noch; denn innerlich trägt die verschollene Satzung durchaus das Gepräge der Aechtheit und Ursprünglichkeit. Auch die Erzählung, Lykurg habe bei seiner Gesetzgebung allen Grundbesitz confiscirt und unter die Vollbürger zu gleichen Theilen vertheilt, geht auf sie zurück; sie erklärt nach griechischer Art die Institution durch einen einmaligen Willkürakt des Gesetzgebers.

τέμενος der Fürsten Il. Z 194. I 578. M 312. Σ 550. Od. λ 185; vgl. die ἐξαίρετος γῆ der spartanischen Könige in den Perioekenstädten Xen. rep. Lac. 15, und für die Götter τὰ τεμένη τὰ ἐξαιρημένα bei der Coloniegründung in Brea CIA. I. 31. 10. Ueber Sparta vgl. Duncker über die Hufen der Spartiaten, Ber. Berl. Ak. 1881 = Abh. zur griech. Gesch. 1, dessen Rechnungen freilich weder ökonomisch, noch meiner Meinung nach historisch richtig sind. Plut. Lyc. 8 ὁ κλῆρος ἦν ἑκάστου τοσοῦτος, ὥστε ἀποφορὰν φέρειν ἀνδρὶ μὲν ἑβδομήκοντα κριθῶν μεδίμνους, γυναικὶ δὲ δώδεκα, καὶ τῶν ὑγρῶν καρπῶν ἀναλόγως τὸ πλῆθος· ἀρκέσειν γὰρ ᾤετο τοσοῦτον αὐτοῖς, τῆς τροφῆς πρὸς εὐεξίαν καὶ ὑγιείαν ἱκανῆς, ἄλλου δὲ μηδενὸς δεησομένοις. Daraus folgt, dass keineswegs der »Reinbetrag nach Deckung des Lebensbedarfs der Familie« gemeint ist, wie Duncker meint. Das würde zur Folge haben, dass Sparta jährlich ein grosses Quantum Korn exportirt hätte. Dass aeginetische Scheffel (zu 72.74 Liter, der attische hat 52½ Liter, der preussische 55 Liter) gemeint sind, ergibt sich aus der Vergleichung der Angaben Plutarchs Lyc. 12 über die monatlichen Beiträge zu den Syssitien mit denen Dikaearchs bei Athen. IV, 141c nach attischem Fuss. — Die Berechnung beruht auf der Annahme, dass der Morgen durchschnittlich 8 preuss. = attische Scheffel trägt, wovon einer für die Aussaat abgerechnet ist, und dass bei kleinen Gütern eine relativ intensive Wirtschaft angenommen, die bebaute Fläche also nahezu der Hälfte des Gutes gleichgesetzt werden darf. Dann ergeben 70 spartanisch-aeginetische Scheffel = ca. 100 attischen eine bebaute Fläche von 14—15, also ein Gut von 30 Morgen. Der flüssige Ertrag ist nicht besonders in Rechnung gestellt; Oel und Wein wird vielfach zwischen dem Korn, oft aber auch auf Bergeshängen (z. B. in einem Waldthal am Abhang des Taygetos, Theogn. 879 f.) gebaut sein. Besonderes Weideland für das Gut ist nicht angenommen; Gemeinweiden wird es namentlich in der älteren Zeit rings um das bebaute Land in grossem Umfang und auf den Berghängen zu allen Zeiten gegeben haben. Lykurgische Landtheilung (vgl. Forsch. I, 255 ff.): πάντας τοὺς πολίτας ἴσον ἔχειν δεῖ τῆς πολιτικῆς χώρας Polyb. VI, 45, 3; Lykurg vertheilt τὴν εἰς τὸ ἄστυ τὴν Σπάρτην συντελοῦσαν (χώραν) Plut. Lyc. 8; das Landloos wird

bezeichnet durch τῆς ἀρχῆθεν διατεταγμένης μοίρας Plut. inst. lac. 22, τῆς ἀρχαίας μοίρας Herakl. pol. 2, 7. Gemeint ist der alte Besitz der Gemeinde Sparta im Eurotasthal im Gegensatz zu dem Perioekenland und Messenien. Das hatte ich früher falsch verstanden und mit Duncker an einen ager publicus im Gegensatz zu Privatländereien gedacht. — Die Landauftheilung unter die Perioeken Plut. Lyc. 8 ist nach der unter die Spartiaten zurecht gemacht. Von der Zahl der spartiatischen Landloose — nach Plutarchs Quellen 9000 oder 6000 oder 4500 — rede ich nicht, da sich doch nichts ermitteln lässt. Nach Isokr. 12, 255 hätte es ursprünglich nur 2000, nach Aristot. II, 6. 11 dagegen 10,000 gegeben. Wenn Aristoteles sagt, das Land könne 30,000 Hopliten und 1500 Reiter ernähren, so ist das Perioekenland und Messenien mitgerechnet. Das spartiatische Gebiet in Lakonien, die πολιτικὴ χώρα [zu der die Skiritis nicht gerechnet werden kann], umfasst höchstens etwa 1500 □km., einschliesslich der Gebirge; dafür sind 9000 Ackerloose offenbar zu viel.

195. Anspruch auf ein Landloos hat jedes freie Gemeindemitglied. Der Grundsatz aller altgriechischen Staatsordnungen, dass jeder Grundbesitzer und nur dieser wehrpflichtig ist, kann für die Urzeit umgekehrt werden: jeder Wehrmann erhält ein Grundstück, von dem er seinen und seiner Familie Unterhalt bestreitet und das ihn in den Stand setzt, seine Pflichten gegen die Gemeinde zu erfüllen, d. h. vor allem sich zu bewaffnen und mit dem Aufgebot seines Gaus (πανδημεί) in den Kampf zu ziehen. Für viele griechischen Staatsordnungen bildet daher annähernde Gleichheit des Grundbesitzes die Voraussetzung, namentlich bei den uncultivirten Stämmen. Ebenso mögen die Dorier namentlich in Sparta und auf Kreta das eroberte Ackerland in gleiche Landloose zerschlagen haben — man denke an das Vorgehn der Germanen im Römerreich. Aber nicht überall ist das der Fall gewesen. Der grosse Heerdenbesitzer, dem zahlreiche Knechte dienen, braucht viel Land, der Arme kann nur ein kleines Grundstück bebauen. Wie dem König sein Gut aus der gemeinen Mark ausgehoben wird, wird auch der Adel, wo er existirte und politische Bedeutung hatte, einen Ehrenantheil am Lande für sich erhalten haben. Mächtige Könige, wie die der mykenischen Zeit, konnten ihre Umgebung mit grossem Landbesitz ausstatten. In den Colonien werden kühne und glückliche Unter-

nehmer namentlich unter den ersten Ansiedlern weit mehr Land erworben haben als die später Nachkommenden. Auch mag es neben dem von der Gemeinde zugewiesenen Landloos noch Privatbesitz gegeben haben, z. B. wenn jemand ein Grundstück zuerst urbar machte oder einen Wald ausrodete. Doch beruht die Ungleichheit des Besitzes und die darauf beruhende Adelsherrschaft offenbar weit mehr auf den ökonomischen und politischen Wirkungen der Sesshaftigkeit als auf ursprünglicher Ungleichheit. In Sparta, auf Kreta, bei den Aetolern und ihren Nachbarn ist denn auch ein Adel überhaupt nicht oder doch nur in geringfügigen Ansätzen vorhanden.

Vgl. Arist. pol. II, 4, 4 διότι μὲν οὖν ἔχει τινὰ δύναμιν εἰς τὴν πολιτικὴν κοινωνίαν ἡ τῆς οὐσίας ὁμαλότης, καὶ τῶν πάλαι τινὲς φαίνονται διεγνωκότες, οἷον καὶ Σόλων ἐνομοθέτησεν, καὶ παρ' ἄλλοις ἐστὶ νόμος, ὃς κωλύει κτᾶσθαι γῆν ὁπόσην ἂν βούληταί τις.

196. Durch dauernde Besiedelung verwandelt sich das Landloos in Privateigenthum. Freie Verfügung darüber erhält der Besitzer freilich dadurch noch nicht. Denn es ist ihm und seinen Nachkommen von der Gemeinde zum Unterhalt überwiesen, und diese hat das lebhafteste Interesse daran, die Familie leistungsfähig zu erhalten. Die Anschauung, dass das Familienhaupt nur der Nutzniesser des Erbguts ist (§. 59), gelangt zu voller Ausbildung. Die Satzung, dass das ursprüngliche Familiengut, der πρῶτος oder ἀρχαῖος κλῆρος, — im Gegensatz zu dem eventuell durch Neurodung oder ausserhalb der alten Landesgrenzen, oder wo das möglich ist, auch durch Kauf als freiem Privatbesitz hinzugewonnenen Land — unveräusserlich ist, oder dass keine Hypotheken darauf aufgenommen werden dürfen, oder dass sein Verkauf ehrlos macht, oder dass er nur in ganz besonderen Fällen, z. B. bei unverschuldetem Unglück, stattfinden darf, finden wir in Sparta, in Elis, in Leukas, bei den Lokrern, und sie hat auch sonst vielerwärts bestanden. In Athen hat erst Solon für den Fall, dass keine Kinder da sind, Testirfreiheit eingeführt (Plut. Sol. 21). Auch das Recht von Gortyn kennt ein Testament eben so

wenig wie das spartanische. Unzweifelhaft hat überall in Griechenland ursprünglich die Veräusserung des Grundbesitzes für unerlaubt, ja einfach für unmöglich gegolten. Die Zahl der Landloose darf sich nicht vermindern; so bestimmt eine Verordnung der hypoknemidischen Lokrer, dass von den nach Naupaktos gesandten Ansiedlern nur derjenige die neue Heimath verlassen darf, »der an seinem Heerde einen erwachsenen Sohn oder Bruder zurücklässt« (IGA. 321, 7). Die Regelung des Erbrechtes, die Bestimmung über die Hand der Erbtochter, von der für den Verstorbenen ein Erbe gezeugt werden muss (§. 59), »die auf dem Erbgut sitzt« (ἐπίκληρος) oder »die das Vatergut hat« (πατροῦχος, auf Kreta πατρωιοχος), werden zur wichtigsten Aufgabe der Rechtspflege und die Quelle ununterbrochener Streitigkeiten. Auch sonst sorgt der Staat für die Erhaltung seiner Bürgerzahl: in Sparta und Kreta zwingt er jeden zur Ehe, und wer drei Kinder hat, wird in Sparta vom Kriegsdienst befreit.

Aristoteles pol. VII, 2, 5 ἦν δὲ τό γε ἀρχαῖον ἐν πολλαῖς πόλεσι νενομοθετημένον μηδὲ πωλεῖν ἐξεῖναι τούς πρώτους κλήρους· ἔστι δὲ καὶ ὃν λέγουσιν Ὀξύλου νόμον εἶναι (also in Elis) τοιοῦτόν τι δυνάμενος, τὸ μὴ δανείζειν εἴς τι μέρος τῆς ὑπαρχούσης ἑκάστῳ γῆς. II, 4, 4 ὁμοίως καὶ τὴν οὐσίαν πωλεῖν οἱ νόμοι κωλύουσιν, ὥσπερ ἐν Λοκροῖς νόμος ἐστὶ μὴ πωλεῖν, ἐὰν μὴ φανερὰν ἀτυχίαν δείξῃ συμβεβηκυῖαν· ἔτι δὲ τοὺς παλαιοὺς κλήρους διασώζειν, z. B. in Leukas. II, 9, 7 die Gesetzgebung des Philolaos in Theben (§. 360) enthält Gesetze über Adoption (νόμους θετικοὺς περὶ παιδοποιίας) mit dem Zweck ὅπως ὁ ἀριθμὸς σώζηται τῶν κλήρων. Für Sparta Aristot. pol. II, 6, 10 ὠνεῖσθαι γὰρ ἢ πωλεῖν τὴν ὑπάρχουσαν (χώραν Λυκοῦργος) ἐποίησεν οὐ καλόν; Heraklid. pol. 2. 7 πωλεῖν δὲ γὴν Λακεδαιμονίοις αἰσχρὸν νενόμισται· τῆς δ'ἀρχαίας μοίρας οὐδὲ ἔξεστιν. Plut. qu. lac. 22 πωλεῖν δ' οὐκ ἐξῆν (das Landloos). Umgehung der Satzung durch (fictive) Schenkung: Arist. pol. II, 6, 10. Plut. Agis 5. Im allgemeinen Arist. pol. VIII, 7, 12 (ἐν ὀλιγαρχίᾳ δεῖ) τὰς κληρονομίας μὴ κατὰ δόσιν εἶναι ἀλλὰ κατὰ γένος, μηδὲ πλειόνων ἢ μιᾶς τὸν αὐτὸν κληρονομεῖν· οὕτω γὰρ ἂν ὁμαλώτεραι αἱ οὐσίαι εἶεν καὶ τῶν ἀπόρων εἰς εὐπορίαν ἂν καθίσταιντο πλείους. In Kreta dagegen besteht völlig freie Verfügung über den Grundbesitz (Polyb. VI, 46, 1). — Gesetze über die Erbtochter z. B. im Gesetz von Gortyn, bei Androdamas von Rhegion für die thrakischen Chalkidier Arist. pol. II, 9, 9, bei Solon (Plut. Sol. 20 mit der den Späteren natürlich völlig räthselhaften Angabe ἂν ὁ κρατῶν καὶ κύριος γεγονὼς κατὰ τὸν νόμον αὐτὸς μὴ

δυνατὸς ᾖ πλησιάζειν, ὑπὸ τῶν ἔγγιστα τοῦ ἀνδρὸς ὀπύεσθαι, woraus man sieht, wie sehr die Zeugung eines Erben die Hauptsache war) u. a. Auch Plato de legg. XI, 924e formulirt für die Erbtöchter im wesentlichen nur das allgemein geltende Recht und meint, die Rücksicht πρός τε τὴν τοῦ γένους ἀγχιστείαν καὶ τὴν τοῦ κλήρου σωτηρίαν müsse maassgebend sein. In Sparta vergibt ursprünglich der König, als der berufene Vormund, später der nächste Verwandte die Hand der Erbtochter Herod. VI, 57. Arist. pol. II, 6, 11. — Ehezwang in Kreta: Ephoros bei Strabo X, 4, 20; in Sparta: Plut. Lyc. 15: ἦν γάρ, ὡς ἔοικεν, ἐν Σπάρτῃ καὶ ἀγαμίου δίκη καὶ ὀψιγαμίου καὶ κακογαμίου Plut. Lys. 30. ἦσαν δὲ καὶ ἀγαμίου δίκαι πολλαχοῦ, καὶ ὀψιγαμίου καὶ κακογαμίου ἐν Λακεδαίμονι Poll. III, 48: ἔστι γὰρ αὐτοῖς νόμος τὸν μὲν γεννήσαντα τρεῖς υἱοὺς ἄφρουρον εἶναι, τὸν δὲ τέτταρας (Aelian v. h. VI, 6 nennt 5) ἀτελῆ πάντων Arist. pol. II, 6, 13.

Entwickelung der Adelsmacht und des Geschlechterstaats.

197. Die Entstehung des Grundbesitzes erzeugt und steigert überall die wirthschaftliche und damit auch die sociale und politische Ungleichheit der Stammgenossen. Zunächst gewährt allerdings die fortschreitende Landauftheilung, die Urbarmachung entlegener Thäler, die Rodung des Waldes der anwachsenden Bevölkerung noch die Möglichkeit selbständiger Existenz. Aber auf die Dauer hält die Vermehrung der Landhufen mit dem Anwachsen der Bevölkerung nicht Schritt, zumal bei dem sehr extensiven Charakter der ursprünglichen Wirthschaft. Ueberdies kann weniger fruchtbares oder ungünstig gelegenes Land wohl von Wohlhabenden, die über ausreichende Mittel und Arbeitskräfte verfügen, aber nur ausnahmsweise von kleinen Bauern, die sich ihre Existenz erst schaffen sollen, bewirthschaftet werden. Noch verhängnissvoller sind die unmittelbaren Folgen der Erblichkeit. Ein Erstgeburtsrecht gibt es in Griechenland nicht; wo mehrere Söhne vorhanden sind, findet Erbtheilung statt. Dieselbe findet aber eine Grenze darin, dass das Gut gross genug bleiben muss, um wirthschaftsfähig zu sein. Daher erklärt sich, dass in Sparta häufig mehrere Brüder zusammen wirthschaften und, der spartanischen Auffassung der Ehe entsprechend (§. 59), nur eine gemeinsame Frau und gemeinsame Kinder haben (Polyb. XII, 6b).

Nach wenigen Generationen ist ein Theil der Güter in kleine Parcellen zerschlagen und in vielen Fällen eine Versorgung der Söhne aus dem Familiengut überhaupt unmöglich geworden. Es gilt daher als rathsam, nur einen Sohn zu zeugen. (Hesiod op. 376: μουνογενὴς δὲ παῖς εἴη πατρώιον οἶκον φέρβεμεν· ὣς γὰρ πλοῦτος ἀέξεται ἐν μεγάροισι, γηραιὸς δὲ θάνοις ἕτερον παῖδ' [d. h. einen Sohn an deiner Statt] ἐγκαταλείπων[1]). Umgekehrt werden in anderen Fällen durch Heirath mit einer Erbtochter, durch Rückfall an die Familie nach erblosem Abgang des Besitzers, auch durch anderweitigen Erwerb grössere Landcomplexe in einer Hand vereinigt. Dazu kommen endlich die allgemeinen Factoren, die natürliche Verschiedenheit der Ergebnisse der Wirthschaft, die Wirkungen von Epidemien, Misswachs, Kriegen. So wächst ständig die Zahl ursprünglich freier Männer, die wirthschaftlich nicht existenzfähig und daher gezwungen sind, als Pächter oder Taglöhner in den Dienst der Besitzenden zu treten. Nur fortgesetzte Vermehrung des Gemeindelandes durch Eroberungen, wie sie in Sparta im 8. und 7. Jahrhundert stattfand, kann diese Entwickelung zeitweilig unterbrechen.

Die Töchter haben im allgemeinen kein Erbrecht, abgesehen von der Erbtochter, sondern werden durch die Mitgift versorgt. Dass im Recht von Gortyn die Töchter halb so viel erben, wie die Söhne, ist eine Neuerung.

198. Die Ungleichheit des Besitzes führt zur Bildung eines Adels und einer Adelsherrschaft. In primitiven Verhältnissen gilt, anders als im Rechtsstaat der entwickelten Cultur, vor allem das Ansehn der Persönlichkeit; wer seine Rechte nicht selbst durch eigene Kraft oder durch den Schutz eines mächtigen Verbandes, dem er angehört, zu wahren weiss, dem schirmt sie der Staat nicht. Der wirthschaftlich Abhängige ist auf den Schutz der Mächtigen angewiesen; selbst wenn es

---

[1]) Die beiden folgenden Verse betonen zwar den Segen, den auch mehrere Söhne bringen können, aber Zeus muss helfen. Der Dichter betrachtet sie zwar nicht als ein Unglück, räth aber offenbar nicht dazu.

ihm noch möglich ist, in der Heerversammlung zu erscheinen, nützen ihm seine politischen Rechte nichts; er muss dem folgen, der ihm Leben und Habe beschützt. So werden die vermögenden Familien die natürlichen Führer sowohl der Blutsverbände, der Brüderschaften und Phylen, denen sie angehören, wie der Gaue, in denen ihre Besitzungen liegen. Dazu kommt die Umgestaltung des Stammesheeres durch die Fortschritte der Bewaffnung und Kriegführung, die wir in der mykenischen Zeit kennen gelernt haben. An die Stelle von Pfeil und Bogen, von Schleuder und Keule sind Lanze und Schwert getreten, die Schutzwaffen sind immer stärker und kostspieliger ausgebildet. Die besten Krieger ziehen zu Wagen in den Kampf; dadurch bewahren sie ihre volle Kraft bis zum entscheidenden Moment, durch ihre sorgfältige körperliche Ausbildung und ihre treffliche Rüstung sind sie jedem Gegner überlegen, ihr Einzelkampf entscheidet die Schlacht. Auch als mit dem Ende der mykenischen Zeit an die Stelle der für die griechische Landschaft wenig geeigneten Wagenkämpfer meist die Reiterei tritt, bleibt das Verhältniss im wesentlichen dasselbe. Kriegsrosse und kostbare Waffen halten, sich ständig für den Kampf üben kann nur, wer über reichen Besitz verfügt und über ein Gefolge und Diener gebietet. Hier wie immer stehen die Factoren des geschichtlichen Lebens in Wechselwirkung: Grossgrundbesitz, Ritterkampf und Adelsherrschaft bedingen und fördern sich gegenseitig.

Bei Homer ist der Wagenkampf namentlich in den jüngeren Gesängen offenbar eine Antiquität des traditionellen epischen Stils. Die ἱππῆες sind hier in Wirklichkeit dasselbe wie in historischer Zeit, d. h. Reiter. Ueber die Reiterei vgl. Arist. pol. VI, 10, 9. VII, 4, 3; §. 231.

199. Besässen wir für das griechische Mittelalter so viel Material wie für das deutsche, so würden wir die einzelnen Phasen dieser Entwickelung verfolgen können und auch deutlicher erkennen, wie das mykenische Königthum nur einen Durchgangspunkt für sie bildet. Denn offenbar beruht Blüthe wie Untergang des starken Königthums wesentlich darauf,

dass die mit Hülfe der Erträgnisse des Handels ausgebildete Kriegsmacht, auf die es sich stützt, ihm über den Kopf wächst und es verschlingt, dass dieselben Elemente, welche den Staat gegründet haben, ihn auch zersetzen. Unsere Quellen lassen uns im wesentlichen nur die Ergebnisse erkennen. Im allgemeinen zerfällt die griechische Welt in drei Gruppen: in Sparta und Kreta hat sich aus den ältesten Lebensformen ein Staat gleichberechtigter Krieger gebildet, in dem für eine Reiterei und einen Adel kaum oder gar nicht Platz ist. Im nordwestlichen Griechenland — so bei den Lokrern, »die Rüstung und Lanze nicht kennen, sondern nur mit Pfeil und Bogen kämpfen«, Il. N 714 —, und ursprünglich wohl auch in Arkadien und Elis, haben sich die älteren, unentwickelten Zustände kaum geändert. In den Colonien, in Argolis, Attika, Euboea, Boeotien, ist mit dem Ritterkampf die Herrschaft »der Besten« eingetreten, und ständig setzt sich diese Entwickelung von Ost nach West fort.

200. Für den kleinen Bauern ist der Heerdienst eine schwere Last. Er ist an seine Hufe gefesselt, er kann die Kosten der Ausrüstung und Verpflegung kaum erschwingen, geschweige denn sich in den Waffen üben. Ebenso ist es ihm fast unmöglich, zur Stammversammlung zu erscheinen, seine Rechte als Genosse des Stamms, der Phyle, der Phratrie auszuüben. Dazu fehlt ihm jeder Rechtsschutz; er kann seinen Besitz nicht vertheidigen, keinen Process führen, wenn ihm mächtige Männer seine Habe rauben — denn die Processe sind langwierig und erfordern Geschenke an den Richter, in ihnen entscheidet oft genug das Ansehen der Person und ihres Anhangs —, seine Verwandten können sein Blut so wenig rächen, wie er das ihre. So ist die Freiheit für ihn ein prekärer Besitz, er wird gerne bereit sein, sie hinzugeben, wenn er dafür den Schutz eines mächtigen Mannes gewinnt. Offenbar ist in Griechenland ebenso wie im germanischen Mittelalter wesentlich auf diesem Wege ein grosser Theil der Landbevölkerung unfrei oder wenigstens politisch rechtlos und vom Adel abhängig geworden. Der Tagelöhner (θῆς) vollends, der

höchstens ein kleines Stück Land sein eigen nennt, ist weder kriegspflichtig, noch mit politischen Rechten ausgestattet. Ihn kümmert es nicht, was in der Gemeinde vorgeht; seine Existenz beruht auf der Gnade seines Brotherrn.

201. Dagegen sind die Grossgrundbesitzer durch Besitz und Erziehung, durch das Vorbild der Väter berufen und befähigt, den Stamm in Krieg und Frieden zu leiten, die Gesammtheit und das ärmere Volk zu vertheidigen, den Heerbann zu führen, Vermögen und Aemter der Gemeinde zu verwalten und, wenn sie das nöthige Alter erreicht haben, im Rathe des Königs zu sitzen. Sie sind die »Führer und Pfleger« des Volks (ἡγήτορες ἠδὲ μέδοντες), die »besten Männer« (ἀριστῆες). Wie kleine Könige sitzen sie auf ihrem Hof. Sie umgibt ein Gefolge abhängiger Leute (ἑταῖροι), die an ihrer Tafel speisen und mit ihnen in den Kampf ziehen. Sie gebieten über eine Schaar von Tagelöhnern und leibeigenen Knechten (δμῶες). Zum Theil sind diese aus verarmten Gemeinfreien hervorgegangen, zum Theil gekauft oder im Kriege erbeutet. Doch darf man sich die Zahl dieser, der eigentlichen Sklaven, nicht gross vorstellen; die homerischen Schilderungen zeigen, dass die männlichen Gefangenen weit häufiger erschlagen als geknechtet wurden — gab es doch Arbeitskräfte in Fülle, und der ehemalige Feind war ein Besitz von zweifelhaftem Werth. Regelrechten Sklavenhandel trieben nur die phönikischen Kauffahrer. Um so grösser war dagegen in den Herrenhäusern die Zahl erbeuteter Sklavinnen. — Weithin über das Land liegen ihre Grundstücke, die theils von den Knechten und Tagelöhnern bestellt, theils verpachtet werden. Den Hauptbestandtheil ihres Reichthums aber bilden die grossen Heerden. In Attika finden wir zahlreiche Dörfer nach adligen Geschlechtern benannt, die offenbar ursprünglich[1]) hier ihren Sitz

---

[1]) Später hat sich das vielfach geändert. In den wenigen attischen Adelsgeschlechtern, deren Verhältnisse wir genauer kennen, gehören die Mitglieder sehr verschiedenen Demen an, aber fast nie [ausser Lykurgos, τὸν δῆμον Βουτάδης, γένους δὲ τοῦ Ἐτεοβουταδῶν] demjenigen, der den

hatten (Philaidai, Paionidai, Ionidai, Titakidai, Semachidai, Lakiadai, Skambonidai u. ä.); das Gebiet von Teos zerfällt in »Thürme«, d. h. offenbar Adelsburgen, die den Namen einzelner Personen tragen (§. 204); ähnlich war das Gebiet von Ephesos organisirt (§. 159). Derartiges wird vielfach vorgekommen sein; »die Besten, welche die Städte, d. i. die befestigten Ansiedlungen des Gebiets, beschirmen« (ἀριστήων, οἵτε πτολίεθρα ῥύονται, Il. I 396), heisst es einmal bei Homer. Den Königen sind sie zur Heeresfolge verpflichtet — es sei denn, dass sie sich durch reiche Geschenke loskaufen (Ψ 296, vgl. Od. ξ 239) —, aber daneben unternehmen sie Kriegszüge und Raubfahrten auf eigene Hand, die freilich bei schlechtem Ausgang den Zorn des Volks über sie bringen können (Od. ξ 216 ff. π 426). So geht mit Recht der Titel des Herrschers (ϝάναξ, βασιλεύς) zuerst auf die höchstgestellten, dann auf alle Adligen über, welche im Rath sitzen oder ein Amt bekleiden. Die Einheit der Heergemeinde wird aufgelöst, sie verwandelt sich in einen lockeren Verband gleichgestellter und von der Gesammtheit rechtlich und thatsächlich fast unabhängiger Magnaten. Mehr und mehr schwindet neben ihnen die Macht des Königs wie die der Volksversammlung zusammen.

Πύργοι von Teos, von SCHEFFLER, de rebus Teiorum, Leipzig 1882, mit Unrecht für Stadtquartiere [obwohl es auch in der Stadt solche Thürme gegeben haben wird] erklärt: CIG. 3064 mit BOECKH's Commentar. 3081. BCH. IV, 176.

202. Wie der Besitz ist der Kriegsberuf der »Besten« und ihre politische Stellung erblich. Durch eine weite Kluft fühlen sich die Herrensöhne von dem gemeinen Mann geschieden, der von seiner Hände Arbeit lebt und weder in den Waffen geübt ist, noch an der Verwaltung der gemeinen Angelegenheiten Theil nehmen kann. Damit ist die ideale Grundlage gewonnen, auf der aus den grundbesitzenden Kriegern ein Adelsstand erwächst: nicht mehr die reale Uebermacht und

---

Geschlechtsnamen trägt; s. DITTENBERGER, Hermes XX. 4 f. TÖPFFER, Att. Genealogie 18.

das persönliche Verdienst, sondern die Abstammung an sich begründet die Vorrechte der Besten. Thatsächlich ist der Adel der Einzelnen in sehr verschiedener Zeit auf historischer Grundlage erwachsen; aber der Idee nach ist er ewig und unwandelbar. Er beruht auf der Abstammung von einem adligen Vater (εὐπατρίδης, lat. patricius); der Adel der gegenwärtigen Generation setzt den aller vorangehenden bis zum Uranfang hinauf voraus. Daher erhebt sich jetzt über der Familie das Geschlecht (γένος, §. 56); die Zugehörigkeit zu einem adligen Geschlecht ist das Kennzeichen des Adels. Der Geschlechtsname ist in manchen Fällen vom Wohnsitz, von einem erblichen Beruf, einem Priesterthum oder einer Eigenschaft hergenommen, in der Regel aber trägt er gentilicische Form, er bezeichnet die Geschlechtsgenossen nach ihrem Ahnherrn, sei es, dass dieser einen echten Personennamen trägt — in vielen Fällen mag es wirklich eine Person gegeben haben, nach der das Geschlecht benannt ist [1] —, sei es, dass der Name des Ahnen nur fingirt, aus der uns nicht mehr verständlichen Geschlechtsbezeichnung abgeleitet ist.

203. Wie im Leben der Adlige unabhängig dasteht, gestützt auf seine eigene Macht, so ruht das Geschlecht durchaus auf sich selbst. Sein Anspruch wird nicht auf ein vom König oder vom Volk verliehenes Privileg zurückgeführt, sondern ist mit ihm von Anfang an gegeben. Daher hat er neben den Göttern, welche gleichmässig jede Familie für sich als ihre Schirmherren verehrt, wie den Zeus oder in Ionien und Athen den Apollon patroios, seine besonderen Schutzgötter, die nur ihm angehören und daher bei jedem Geschlechte andere sind. Daher gelten die Adligen, wenn auch alle Menschen vom Vater Zeus abstammen, doch in ganz besonderem Sinne

[1]) So in Athen z. B. Ἀλκμεωνίδαι, Κεφαλίδαι, Ἀνταγορίδαι. Auch hier aber ist der Stammvater keine in der Erinnerung fortlebende geschichtliche Persönlichkeit, sondern, in diesem Falle richtig, aus dem Geschlechtsnamen erschlossen. Namen der zweiten Kategorie sind z. B. Εὐμολπίδαι, Ἰωνίδαι, Φυλλίδαι u. ä., denn Personennamen wie Eumolpos und Ion hat es in der älteren Zeit nicht gegeben.

als seine Nachkommen und von ihm gezeugt und auferzogen (διογενεῖς βασιλῆες, διοτρεφής) — dass sie daneben andere Götter als die eigentlichen Ahnen verehren, empfindet man nicht als Widerspruch; gelten doch alle Götter als Kinder des Zeus. Daher gilt der Ahne nicht, wie in den hebraeischen und arabischen Genealogien, als Nachkomme des Stammvaters des ganzen Volks, also etwa des Ion, des Doros, der Thebe, sondern er steht ausnahmslos selbständig da, sei es, dass man ihn als Sohn eines Gottes, des Zeus, des Apollon, des Poseidon, betrachtet, oder dass man ihn unmittelbar aus der Erde oder dem Flusse der Heimath hervorgehen lässt (αὐτόχθων). Diese Anschauung scheint namentlich bei den Geschlechtern geherrscht zu haben, welche zu mehr als localer Bedeutung nicht gelangt sind. Die angesehensten Geschlechter dagegen haben vielfach, je mehr die Sagendichtung zu Ansehen und weiter Verbreitung gelangte, ihre Vorfahren an die gefeierten Gestalten des Epos, an Agamemnon, Herakles, Nestor, Kadmos u. s. w., angeknüpft und so den Stammbaum nach oben erweitert. Ursprünglich kennt der einzelne Adlige nur den Namen seines Geschlechts und den seines Vaters, durch den sein Anspruch erwiesen wird. Je mehr aber der Adel sich abschliesst und seine Herrschaft festigt, desto mehr beginnt man auch auf den Nachweis der Filiation im einzelnen Gewicht zu legen. Bis zum Anfang des neunten Jahrhunderts etwa reichen in den uns bekannten Stammbäumen die wirklich geschichtlichen Namen hinauf; ihnen wird, sei es unmittelbar, sei es nach einigen Zwischengliedern, der Eponymos des Geschlechts vorangestellt. So gewinnt der Adlige einen vollständigen Stammbaum (γενεαλογία), durch den er seine Abstammung in gerader Linie bis zum Gott hinauf nachweisen kann (ἰθαγενής).

Die Meinung, nur der Adel stamme von den Göttern, der gemeine Mann ἀπὸ δρυὸς ἢ ἀπὸ πέτρης (Wilamowitz), ist falsch. So gut wie der Adlige stammt der gemeine Mann von den Göttern, Sokrates z. B. wie alle Ionier und Athener von Apollon patroios, dem Vater Ions (Plato Euthydem 302); aber jener kann seine Abstammung im einzelnen belegen, dieser nicht, und die Ahnen sind bei beiden grundsätzlich verschieden

[was gewöhnlich völlig übersehen wird]. — Von erdgeborenen Ahnen stammen z. B. die Nachkommen der thebanischen Sparten, die Eteobutaden (von Erechtheus, Töpffer, Att. Gen. 115), die Titakiden (Τιτακὸς ἐὼν αὐτόχθων in Aphidnae Herod. IX, 73) — denn Τιτακίδαι sind nicht nur ein Demos, sondern auch ein Geschlecht [Töpffer, Att. Gen. 291. hat die Stellen im Etym. magn. und Harpokration arg missverstanden]. — Adelsstammbäume: Hekataeos von Milet um 500 v. Chr. bei Herod. II. 143 γενεηλογήσαντί τε ἑωυτὸν καὶ ἀναδήσαντι τὴν πατρίην εἰς ἑκκαιδέκατον θεόν [vgl. Forsch. I, 172. 193]; also ist im günstigsten Falle der fünfzehnte Ahn der Eponymos des Geschlechts, der vierzehnte der erste geschichtliche Name. Ebenso ist im Philaidenstammbaum bei Pherekydes fr. 20 Müller, falls derselbe vollständig ist [Forsch. I, 174, 1]. Hippokleides, der Archon 566, der elfte Nachkomme des Philaios. In Sparta sind die Könige Polydoros und Theopompos um 720 der siebente, resp. fünfte Nachkomme der Eponymen Agis und Eurypon, s. Forsch. I, 283 ff. In Korinth sind von Bakchis bis zum Sturz der Bakchiadischen Könige im J. 747 nur ganz wenige Namen überliefert (Diod. VII, 9). Die attische Königsliste bietet von Akastos, S. d. Medon (§. 228), bis zur Einführung des 10jährigen Königthums um 750 allerdings weit mehr Namen (Euseb. I, 187); doch sind sie schwerlich alle geschichtlich. Im allgemeinen beginnen die geschichtlichen Namen überall ungefähr um 900 v. Chr. Natürlich hat dabei die beginnende Verwerthung der Schrift mitgewirkt. — In der Regel hat jedes Adelsgeschlecht seinen Stammbaum für sich [denn die Einheit, die schliesslich in Gestalten wie Neleus oder Herakles gewonnen wird, kommt hier nicht in Betracht], und wo Verbindungen erstrebt werden, geht jedes seinen eigenen Weg; so die Eumolpiden und Keryken, s. Dittenberger, Hermes XX, 2. Ebenso leiten sich die Aegiden in Sparta von Aigeus, S. d. Oiolykos, S. d. Theras, ab (Herod. IV, 149), die mit ihnen zusammengeworfenen in Theben (und Kyrene?) von einem Sparten des Kadmos (Pindar Pyth. V, 75. Isthm. VI, 15 mit den Scholien. Androtion fr. 37).

204. So tritt das Geschlecht als ein neues Element zwischen die älteren Gliederungen des Volks, die Phylen und Phratrien. Aus Genossenschaften Gleichstehender verwandeln sich diese unter der Herrschaft der »Besten« in Adelsverbände mit einer abhängigen Gefolgschaft. Daher tragen die Phratrien meist gentilicische Namen, als seien sie wirklich aus Geschlechtern erwachsen; auf Kalymna und sonst heissen die Unterabtheilungen der Phylen geradezu »Geschlechtsgenossenschaften« (συγγένειαι). Die Sesshaftigkeit führt zur Fixirung ihrer Zahl und ihres Bestandes, die gesammte Be-

völkerung wird in Geschlechter vertheilt, so widersinnig auch die Anwendung des Geschlechtsbegriffs auf den gemeinen Mann ist. Dass diese Eintheilung nicht spontan erwachsen, sondern durch eine einmalige Organisation geschaffen ist, lehrt ihr Schematismus. Ursprünglich waren die »Brüderschaften« freie Verbände, jetzt zerfällt jede Phyle in eine fest bestimmte Zahl gleich grosser Phratrien, innerhalb dieser stehen die einzelnen »Geschlechter« (γένη, γενεαί) oder »Vaterschaften« (πάτραι). So besteht in Attika jede der drei Phratrien, in die die vier Phylen zerfallen, der Theorie nach aus 30 Geschlechtern zu 30 Mann — ein Schema, das allerdings in der Praxis niemals völlig durchgeführt sein kann. In vielen Fällen macht die durch die Ansiedelung und durch Aufnahme zugezogener oder unterworfener Elemente geschaffene Vermengung der alten Verbände eine völlige Neutheilung der Bürgerschaft nöthig; in dem Antagonismus zwischen dem Blutsverbande und der auf dem Wohnsitz beruhenden Gemeinschaft trägt die letztere den Sieg davon — wenn auch die neugeschaffenen localen Einheiten sofort wieder als blutsverwandt, als Nachkommen desselben Ahnherrn gedacht werden. Am radicalsten ist man, wie begreiflich, in den Colonien verfahren. In den ionischen und aeolischen Städten zerfällt die Phyle meist in Tausend- und Hundertschaften, unter denen dann, z. B. auf Samos, das Geschlecht (γένος) als unterste politische Einheit steht. In Ephesos sind die alten ionischen Phylen zu Tausendschaften der [echten] »Ephesier« degradirt (§. 159); die übrigen Tausendschaften sind fast durchweg nach Personen benannt, offenbar nach Adligen, denen die Dörfer gehörten, aus denen man sie bildete. In Teos zerfällt die Bürgerschaft in »Abtheilungen« (συμμορίαι), die meist nach denselben Personen benannt sind, deren Namen die »Thürme«, die Adelsburgen des Gebiets von Teos, tragen (§. 201). Auch im Mutterlande finden wir derartige Neuordnungen. Während man sich in Argolis und auf Kreta damit begnügte, aus der nichtdorischen freien Bevölkerung eine oder mehrere neue Phylen zu bilden, sind in Sparta die

alten Phylen aufgegeben. Die spartanischen Phylen haben ihre Namen von den Ortschaften, aus denen der Vorort besteht (§. 193), und zerfallen in Oben (ὠβαί), die wahrscheinlich nach den Dörfern benannt sind, in denen der Grundbesitz ihrer Mitglieder lag. Ebenso zerfallen die Korinther in acht, die Elier in zwölf locale Phylen; in Tegea und Mantinea sind die Phylen Bezirke, die meist nach Heiligthümern benannt sind. Bekanntlich ist in späterer Zeit eine derartige locale Neueintheilung der Bürgerschaft auch in Attika durchgeführt.

Im allgemeinen s. die Belege bei Gilbert, Gr. Staatsalt. II, 302 ff. Gentilicische Phratriennamen in Athen: Ἀχνιάδαι, Δημοτιωνίδαι (daneben Δυαλεῖς u. ä., s. CIA. II, 598—600. 1652 f. und vor allem die grosse Inschrift der Demotioniden [mit Dekelea als Mittelpunkt] II, 841 b mit der Ergänzung Ἐφ. ἀρχ. 1888, 1 und Schöll's Commentar, Ber. Münch. Ak. 1889, II, 1 ff.), in Korinth Ὀλιγαιθίδαι Pindar Ol. 13, 137, auf Kos: Εὐρυανακτίδαι Cauer, del. inscr. [2]159. Paton and Hicks, inscr. of Cos no. 150, vgl. 151. In Neapel ist eine Phratrie nach der Mutterstadt Kyme, andere gentilicisch nach Heroen (Εὐμηλίδαι, Εὐνοστίδαι) und vielleicht nach Geschlechtern (Θεωτάδαι, Παγκλεῖδαι, Κρητόνδαι), andere nach Göttern (Ἀρισταῖοι, Ἀρτεμίσιοι, Οἰνωναῖοι [Ἀντινοῖται]) benannt: Beloch, Campanien 41. πάτραι in Gortys in Arkadien CIG. 1535 (GDI. 1194), in Thasos CIG. 2161 als Unterabtheilung der Phyle, in Rhodos als Unterabtheilung der κτοῖναι Anc. Greek Inscr. in the Brit. Mus. 352; συγγένεια in Kalymna ib. 238, γένη auf Samos Dittenberger, sylloge 119; ähnliches in karischen Städten. — Das Schema der attischen Bürgerschaft gibt Aristoteles pol. Ath. fr. 3; dass nicht nur der Adel gemeint ist (wie Philippi annahm), lehrt schon die Gesammtzahl von 10,800 Männern. Den 900 Angehörigen jeder Phratrie entsprechen die ionischen und aeolischen Tausendschaften. In anderen Staaten haben wir sie uns wesentlich kleiner zu denken. Die attischen Phratrien sind im wesentlichen local geschlossen, nach Aristoteles pol. Ath. fr. 3. cp. 8. 21 identisch mit den τρίττυες, den »Dritteln«, in die jede Phyle räumlich zerfiel. Leider wissen wir über die nachkleisthenischen Phratrien gar nichts; nach Aristoteles pol. Ath. 20 hätte Kleisthenes hier nichts geändert. — Ephesos §. 159. Teos: CIG. 3064 ff., vgl. §. 201. Die Angehörigen der Ἐχίνου συμμορία, denen ein Ἐχίνου πύργος entspricht, heissen gentilicisch Ἐχινάδαι u. s. w. — χελληστύς (neben φυλή) in Methymna GDI. 276 ff. BCH. IV, 439. φυλὴ χιλιαστὺς ἑκατοστὺς γένος in Samos Dittenberger, sylloge 119; weiteres bei Gilbert II, 304, 2. Isolirt ist die rhodische Eintheilung in φυλαὶ κτοῖναι (§. 193) πάτραι. Charakteristisch sind auch die Phylen auf Tenos CIG. 2338 ἐκ πόλεως, Ἡρακλεΐδης, Ἐσχατιώτης u. a. offenbar nach der Lage der Grundstücke. — φυλαί

und ὠβαί (ὠβαί· τόποι μεγαλομερεῖς Hesych.; vgl. οὐαί· φυλαί. Κύπριοι) in Sparta in der lykurgischen Rhetra Plut. Lyk. 6, bekannt nur die ὠβὰ τῶν Ἀμυκλαίων Löschcke MAI. III, 164; CIG. 1272—74 sind die Namen nicht erhalten. Zahl und Wesen der spartanischen Phylen ist bekanntlich sehr unsicher (das Material Gilbert I, 43; bei Herodot IV, 149 Αἰγεύς, ἐπ' οὗ Αἰγεῖδαι καλέονται φυλὴ μεγάλη ἐν Σπάρτῃ fasst man φυλή als Geschlecht, ob mit Recht, ist fraglich). Ueber Korinth s. Suidas πάντα ὀκτώ, Aletes ὀκτὼ φυλὰς ἐποίησε τοὺς πολίτας καὶ ὀκτὼ μέρη τὴν πόλιν. Elis: Pausan. V, 9, 5 f. Tegea: Paus. VIII, 53. 6 [verschieden von den 9 Dörfern des Gebiets VIII, 45, 1]. CIG. 1513 = Lebas II, 338 b. Mantinea Lebas II, 352 p.

205. Nach wie vor bleiben die Phylen und Phratrien die grundlegenden Elemente, jene des politischen, diese des socialen Lebens. Sie haben eigenes Vermögen an Land und Vieh — die Ueberschüsse des Ertrags werden ursprünglich wohl immer unter alle vollberechtigten Genossen vertheilt —, eigene Beamte, eigene Götter und Feste. Die Phylen sind die Stimmkörper in den Volksversammlungen, nach ihnen ist das Aufgebot geordnet (Il. B 362), aus ihnen werden die Gemeindebeamten entnommen; in den kretischen Städten z. B. lösen sich die Phylen Jahr für Jahr ab in der Besetzung der höchsten Aemter (der Kosmen), so dass das Jahr nach der regierenden Phyle benannt wird. In Attika steht an der Spitze jeder Phyle ein »Herzog« (König), dem ursprünglich wohl die politische und militärische Leitung der Phyle und die Verwaltung ihres Vermögens zusteht; die φυλοβασιλεῖς entsprechen den römischen tribuni [militum]. Die vier Phylenkönige tagen im Prytaneon — ob dem Landeskönig untergeordnet oder selbständig neben ihm, wissen wir nicht — und gehören zu den höchsten Verwaltungs- und Gerichtsbeamten des Staates (§. 233); neben jedem standen eine Anzahl Rathsherren des Stammes, so dass der Rath in vier Collegien zerfiel. Auch die spätere Ordnung, dass die Leitung der Staatsgeschäfte und der Vorsitz im Rath während des Jahres der Reihe nach bei diesen Rathscollegien herumging und das Jahr so in vier gleiche Verwaltungsabschnitte (Prytanien) getheilt wurde, wird schon auf die älteste Zeit zurückgehen. In den rhodischen Gemeinden wer-

den die Gauverbände (κτοῖναι, §. 193), die zu Unterabtheilungen der Phylen geworden sind, von »Suchern« oder »Eintreibern« (μαστροί) geleitet, die das Gemeinvermögen zu verwalten haben — ihre ursprüngliche Aufgabe ist, wie der Name sagt, die Abgaben von Land und Vieh beizutreiben, welche der Genossenschaft zustehen. Sie sind die Cassenbeamten der Gemeinde und entsprechen dem Namen wie der Function nach genau den ältesten Beamten Roms, den Quaestoren. Später zerfällt jede attische Phyle in 12 Verwaltungsbezirke (ναυκραρίαι, §. 339), deren jeder ein Schiff zu stellen hat; an ihrer Spitze stehen Finanzbeamte, die Naukraren (Arist. pol. Ath. 8. 21; vgl. §. 233). Aehnliche Organisationen bestanden in allen griechischen Gemeinden, und wenn auch später die zu Grunde liegende Anschauung völlig geschwunden ist und die alten Ordnungen zu religiösen Bräuchen verkümmerten, so sind die Phylen doch in den meisten griechischen Staaten allezeit die natürlichen politischen und militärischen Abtheilungen geblieben.

οἱ φυλοβασιλεῖς ἐξ Εὐπατριδῶν, τέσσαρες ὄντες, μάλιστα τῶν ἱερῶν ἐπεμελοῦντο, συνεδρεύοντες ἐν τῷ βασιλείῳ τῷ παρὰ τὸ βουκολεῖον (richtiger im Prytaneion §. 233 A.) Pollux VIII, 111 aus Aristoteles. Casse der φυλοβασιλεῖς BCH. II, 70 (4. Jahrh.). μαστροί auf Rhodos: Anc. Greek Inscr. II. 349 ff., als Finanzbeamte auch in Pellene (Hesych. μαστῆρες), Delphi (DITTENBERGER 233, 21) und sonst; vgl. die μαστραα in Elis IGA. 112, 6 und die ιαρομαοι IGA. 118 add. 113b = GDI. 1150. 1154.

206. Seit der Entwickelung des Adels sind die »Besten« die berufenen Leiter und Schirmer der Blutsverbände. Sie verwalten ihr Vermögen, leiten ihre Feste, führen ihr Aufgebot, die Aemter werden »nach der Tüchtigkeit« (ἀριστίνδην, d. h. κατ' ἀρετήν), d. h. thatsächlich aus dem Adel besetzt. Das Geschlecht wird das maassgebende, herrschende Element im Leben. Der Adlige stützt sich auf »seine Sippen und Gefolgsleute« (σούς τε μάλιστα ϝέτας καὶ ἑταίρους, οἵ τοι ἔασιν Il. H 295); die Geschlechtsgenossen, die »Brüder und Sippen« (κασίγνητοί τε ϝέται τε Il. Π 456. Od. ο 273) oder »Sippen und Vettern« (ϝέται καὶ ἀνεψιοί Il. I 464) halten fest zusammen. Es ist sehr bezeichnend, dass das Wort ϝέτας, bei Homer der

Verwandte oder Geschlechtsgenosse, in den peloponnesischen Staaten einfach den Bürger bedeutet (IGA. 110. Thuk. V, 77. Hesych.). Wer keine Verwandtschaft hat, die ihn schirmen kann, muss sich in den Schutz eines Mächtigen begeben — darauf beruht offenbar die Durchführung des Geschlechterschematismus für die gesammte Bevölkerung. Daher sind die Kleinbauern Attikas grösstentheils Hörige (πελάται), persönlich und politisch von den Adligen abhängig, und ähnlich ist die Lage der Tagelöhner (θῆτες) wohl überall. Es ist möglich, dass die Unfreiheit der Landbevölkerung in den dorischen Staaten und in Thessalien wesentlich auf diese Weise entstanden ist (§. 176). Dafür ist aber der Adlige durch Herkommen und Religion verpflichtet, den Aermeren zu beschützen. Drakons Satzung, dass bei der Blutsühne, wenn keine Verwandten des Verstorbenen vorhanden sind, die zehn besten Männer aus den Phratriengenossen ernannt werden sollen (ἀριστίνδην), um über die Annahme der Sühne zu entscheiden (CIA. I, 61), codificirt jedenfalls nur älteres Gewohnheitsrecht und zeigt die »Besten« als Vertreter der Phratrien in der Blutrache. Ebenso gilt der Adlige als berufen zum Schutz der Flüchtigen und Bedürftigen, der Wittwen und Waisen, wenn er auch oft genug seine Stellung wider göttliches und menschliches Recht missbraucht und durch Unrecht seinen Besitz mehrt (vgl. z. B. Ω 260 ff. über das Treiben ungerathener Königssöhne und Hesiod. op. 326 ff., wo allerdings nicht speciell von Adligen die Rede ist).

207. Schon in den ältesten Zeiten — das beweist der Cult der θεοὶ πατρῷοι und Zeus' Beiname »Vater der Götter und Menschen« — haben die Angehörigen der Blutsverbände sich als Nachkommen eines einzigen Ahnen und durch ihn der Gottheit betrachtet. Jetzt wird jede menschliche Gemeinschaft, Völker, Stämme, Städte, Dörfer, auf einen Eponymos zurückgeführt. Dieser Glaube hat sich erst unter der Adelsherrschaft und nach dem Vorbilde der Adelsgeschlechter entwickelt. Das ältere Epos kennt ihn nicht, erst in die jüngeren Schichten finden eponyme Gestalten mehr und mehr Eingang.

Vor allem aber hat die hesiodeische Dichtung, deren Hauptaufgabe die Erforschung der Ursprünge war, sie systematisch ausgebildet und verarbeitet; durch sie ist z. B. der Hellenenstammbaum geschaffen und den Athenern Ion, den peloponnesischen Doriern Doros und die Genealogie des Hyllos, Pamphylos, Dyman octroyirt. Die genealogische Auffassung des Ursprungs der Völker und Staaten ist in Griechenland immer herrschend geblieben und für die späteren Staatstheorien verhängnissvoll geworden; aber in der scharfen Consequenz, in der sie bei den semitischen Stämmen herrscht, ist sie nie durchgeführt. Bei diesen sind weitaus die meisten Stammnamen singularische Eigennamen, wie Israel, Joseph, Juda, Qain, Qoreisch, Kelb u. s. w., zugleich und ohne dass ein Unterschied empfunden wird, den Stamm selbst und den Ahnen bezeichnend; an die Ahnen knüpfen zahlreiche Sagen, welche Wesen und Schicksale des Stammes veranschaulichen, aber zu ihrer Zeit existirte der Stamm noch nicht. Auch den Griechen ist diese Auffassung nicht fremd. Ionier sind alle, die von Ion und seinen vier Söhnen stammen (Aristot. metaph. IV, 28), denn Pelasgos hat die Erde hervorgehen lassen, »damit ein Geschlecht sterblicher Menschen entstehe« (Asios fr. 8 bei Pausan. VIII, 1, 4), ebenso sind Aiolos, Hellen, Lakedaimon, Thebe, Mykene ursprünglich gedacht. Aber früh schiebt sich dem die andere Anschauung unter, welche neben den Ahnen bereits das Volk existiren lässt und sie zu seinen Führern macht, nach denen es benannt ist. So sind Dardanos, Tros, Ilos nicht die Ahnen der Troer, sondern ihre ältesten Könige, Pelasgos und Hellen herrschen über die Volksstämme Thessaliens, Danaos ist der König des Volks von Argos usw. Hierin tritt die selbständige Stellung des Adels hervor. Die Adelsstammbäume gehen, wie schon erwähnt, principiell niemals auf die Ahnen des Volkes zurück wie bei den Semiten — die hebraeischen und arabischen Geschlechter [nicht die Familien] entsprechen weit mehr den Phratrien und Clans als den griechischen, aus der Erweiterung der Familie erwachsenen Geschlechtern —, sondern auf selbständige Gestalten. Daher

sind die Eponymen der Stämme, Städte und Landschaften meist farblose Gestalten ohne wirkliches Leben, eine echte Sage haben sie kaum je entwickelt; die Dichtung, in Ursprung und Tendenz auf das engste mit dem Adel verwachsen, hat an den Eponymen des Volks kein tieferes Interesse. Daher stammt zugleich der Dualismus in den Genealogien, der der geschichtlichen Erkenntniss so grosse Schwierigkeiten bereitet hat. Wie alle Ionier stammen auch die ionischen Adligen von Ion, die aeolischen von Aeolos; aber ihr Stammbaum führt nicht auf diese zurück, die Könige Kyrenes stammen nicht von der Nymphe Kyrene, sondern von dem Argonauten Euphemos, die Thebaner und Aegineten sind verwandt, weil Theba und Aegina Schwestern waren (Herodot. V, 80), der thebanische Aegide Pindar nennt die Arkaderin Thebe seine Urmutter (Olymp. 6. 84), aber sein Stammbaum geht auf den Sparten Aigeus (§. 203 A.) zurück. Soweit man diesen Gegensatz empfand, wird man einen Ausgleich durch Heirathen herbeigeführt haben. Aber nirgends tritt deutlicher als hier die selbständige Stellung des Adels und die Umwandlung hervor, welche die Ausbildung des Geschlechts in die älteren Ordnungen des Volkes gebracht hat.

Der neueren Forschung sind diese für das Verständniss der griechischen Sagengeschichte grundlegenden Thatsachen nicht klar bewusst geworden. Die älteste Dichtung kennt Eponymen fast gar nicht (vielleicht Pelops Il. B 105; ferner Epeios §. 186 A.; Argos, den Hermes ἀργειφόντης tödtet [Forsch. I, 72]; die aeolischen Helden, wie Sisyphos Il. Z 154 und die Argonauten (Od. λ 237 nach älteren Quellen) sind früh zu Söhnen des Aiolos geworden); Danae, die Mutter des Perseus, ist »ein Danaermädchen«, Briseis »ein Mädchen aus Bresa«, Chryses »ein Mann aus Chryse«, keine eponymen Ahnen. Damit vergleiche man die Gestalten der späteren Dichtung, welche ihr Volk repräsentiren, wie Danaos und Kadmos oder die Eponymen des Troerstammbaums Il. Υ 215 ff., um sich des Unterschiedes bewusst zu werden. Wollte man nur nach dem epischen Material urtheilen, so müsste man die Existenz eponymer Ahnherrn für die ältere Zeit überhaupt läugnen; das aber scheint mir angesichts der Blutsverbände und der Blutrache unmöglich. Will man es doch, so muss man für die mykenische Epoche eine noch weit stärkere Zersetzung der ursprünglichen Verhältnisse und damit für die Folgezeit einen noch weit stärkeren Rückschritt in der staatlichen Cultur annehmen, als ich zu

thun gewagt habe. Doch bekenne ich, dass ich mir dadurch für das Verhältniss der Geschlechtseponymen zu den Stammeponymen eine Schwierigkeit schaffe, deren vollständig Herr zu werden mir nicht gelungen ist. — Irrthümlich ist auch die [auch auf semitischem Gebiet geäusserte] Meinung, welche in den Eponymen verblasste Göttergestalten sucht, wie in den ächten Heroen.

208. Während die rechtliche, religiöse und politische Bedeutung der Phylen und Phratrien durch die neue Entwickelung nur gesteigert wird, wird mit der Ausbildung des Ackerbaues und des Privatbesitzes die gemeinsame Lebensweise der Urzeit bei den meisten griechischen Stämmen unhaltbar und macht der vollen Einzelwirthschaft Platz; doch nicht, ohne vielfache wichtige Spuren zu hinterlassen. Was früher Gewohnheit war, wird zur Ausnahme; die alte täglich geübte Sitte schrumpft zu einer religiösen Feier zusammen. Im Dienst der Schirmgötter der Phratrie, der Phyle, des Dorfs — denn jede Ansiedelung hat ihre Gottheiten — vereinigen sich nach wie vor die Genossen zu Opferschmaus und Zechgelage, am Festtage der grossen Stammgötter strömt das ganze Volk zusammen, dann werden an hundert Rinder geschlachtet (ἑκατομβή) und jeder Mann erhält seinen Antheil. Je 9 Reihen zu 500 Mann sitzen in einer Schilderung der Telemachie (γ 5 ff. 59) die Pylier beim Poseidonsfeste am Strande des Meers, 81 Rinder werden geopfert — eine Schilderung, die in Wirklichkeit vielleicht nicht für Messenien, aber jedenfalls für Ionien Gültigkeit hat (vgl. z. B. auch Od. υ 276 ff.). Die Kosten sind später zum Theil vielleicht aus Beiträgen der Einzelnen oder aus einer Umlage (vgl. Hesiod op. 723), ursprünglich aber wohl immer aus dem Vermögen des feiernden Verbandes bestritten worden; für ihre Beitreibung sorgen besondere Beamte, wie die μαστροί (§. 205). Für gewöhnlich aber lebt der Einzelne daheim; der gemeine Mann ist ja an sein Grundstück gefesselt, nur der Wohlhabende mochte auch jetzt die Sippen und Nachbarn und sein Gefolge zum Schmaus um sich versammeln und dadurch seinen Einfluss mehren.

209. Dagegen hat sich die alte Lebensweise bei dem Rathe der Alten erhalten. Regelmässig sitzen die Rathsherrn wie auf dem

Markt bei Rath und Gericht, so auch im Männersaal (μέγαρον) beim Mahl zur Seite des Königs und trinken den Rathswein (γερούσιον αἴθοπα οἶνον Il. Δ 259 Od. ν 8). Auch auf die übrigen Adligen werden diese öffentlichen Mahle ausgedehnt; die alte Gemeinfreiheit ist ja jetzt wesentlich auf sie beschränkt. In weitem Umfang werden in Krieg und Frieden die »Besten« zur Tafel des Königs entboten, je feierlicher der Anlass ist, um so mehr, und Niemand darf sich der Ladung entziehen (Od. η 188. ϑ 41). Eine sehr alte Stelle der Odyssee (λ 185) zeigt, dass ursprünglich der Herrscher nicht nur den Ertrag des Königsguts genoss, sondern auch von den Unterthanen regelmässig zu Gaste geladen wurde — eine Art Verpflegungspflicht, die auf den angesehensten Männern der Gemeinde lastete, wie sie sich z. B. auch bei Iren und Deutschen findet. Zum Theil vermuthlich durch den Glanz grosser königlicher Hofhaltungen, zum Theil aber auch durch das Anwachsen der Adelsmacht, welche sich von einer lästigen Verpflichtung befreite, ist diese Sitte später verschollen; in den meisten homerischen Schilderungen, namentlich in dem Idealbild ionischer Zustände, welches die Schilderung der Phaeakenstadt enthält, sind die Adligen regelmässig die Gäste des Königs, und in Ithaka lagern sie sich dem Erben des Herrschers ins Haus, um seine Mutter zur Ehe zu zwingen. Die Kosten werden zum Theil aus dem Königsgut bestritten worden sein — Odysseus' Hirten liefern das Schlachtvieh für die Gelage der Freier —, ein Hauptbeitrag aber wurde von der Gemeinde, vielleicht aus dem Ertrage des Gemeinvermögens an Land und Vieh, geliefert (Il. Δ 344 ὁπότε δαῖτα γέρουσιν ἐφοπλίζωμεν Ἀχαιοί. P 250 ἡγήτορες ἠδὲ μέδοντες, οἵτε . . . δήμια πίνουσιν καὶ σημαίνουσιν ἕκαστος λαοῖς). Ebenso werden fremde Gäste auf Kosten der Gemeinde (δημόθεν) verpflegt (Od. τ 197), die Gastgeschenke, welche die Fürsten der Phaeaken dem Odysseus zu geben haben, werden ihnen durch eine von dem gesammten Volk erhobene Umlage vergütet (ν 14). Derartige Zustände haben überall in Griechenland bestanden. Daher erhält in Sparta der König ausser dem Königsgut in den unterthänigen Ge-

meinden »von jedem Opfer eine Ehrengabe« und »von jedem Wurf einer Sau ein Ferkel, damit er nie Mangel an Opferthieren leidet« (Xen. rep. Lac. 15, vgl. Herod. VI, 57, der noch weitere Realabgaben aufzählt). Daher gehören in Attika die »Fleischschneider« (κωλακρέται) zu den ältesten und wichtigsten Beamten [ihre Zahl und ihr Verhältniss zu den Phylen ist leider nicht bekannt]. Sie verwalten wie die μαστροί die Einnahmen der Gemeinde und rüsten daraus die öffentlichen Speisungen (im Prytaneion) her, bei denen sie die Fleischstücke vertheilen. Auch die allgemein griechische Benennung des Finanzbeamten, ταμίας, bezeichnet ursprünglich den Schaffner, der das Fleisch zerschneidet. Bis in die späteste Zeit ist es allgemein griechischer Brauch, dass die Gemeindebeamten auf Staatskosten zusammen speisen und nicht nur angesehene Fremde, sondern auch Bürger, die geehrt werden sollen, zur Staatstafel geladen werden (παρασιτεῖν).

Erhaltung und Fortbildung der alten Wehrgemeinde in Sparta und Kreta.

210. Genau den entgegengesetzten Verlauf hat die Entwickelung in Sparta und den kretischen Gemeinden genommen. Eine Adelsherrschaft gibt es hier nicht; die Bürger leben nicht für sich allein auf ihren Gütern, die sie nur vorübergehend besuchen, sondern im Mittelpunkt des Gebiets zusammen mit ihresgleichen. Sie zerfallen in »Männerhäuser« oder »Zeltgenossenschaften« (ἀνδρεῖα, συσκήνια, in Sparta später φιδίτια, von den übrigen Griechen meist συσσίτια genannt), die auf Kreta mit den Hetaerien identisch sind, in Sparta durch freiern Zusammenschluss gebildet werden. Es sind zugleich militärische Abtheilungen und Tischverbände. Auch die Knaben wachsen nicht im Elternhause, sondern gemeinsam auf; sie leben in »Herden« (ἀγέλαι, βοῦαι) unter der Aufsicht junger Männer, die sie im Waffenhandwerk ausbilden. In Kreta werden sie, wenn sie das mannbare Alter erreicht haben, von Staats wegen verheirathet. Der Spartiate muss sich seinen

Beitrag an Brod, Wein und Oel von seinem Gut schicken lassen, während andere Zuthaten, namentlich aus der Jagdbeute, freiwillig geliefert, das Fleisch (meist Schweinefleisch), wie es scheint, auf gemeinsame Kosten beschafft wird — nur die Könige erhalten von Staatswegen eine doppelte Portion. In Kreta dagegen werden die Kosten durch eine Kopfsteuer der Leibeigenen, durch einen Zehnten von allen Erträgnissen des Feldes und Viehs und durch einen Zuschuss aus der Staatskasse bestritten und ebenso die Knabenherden auf Staatskosten erhalten. Dies ist offenbar das ursprüngliche. Oder vielmehr in einer Zeit, wo jeder freie Mann sein Landlos erhielt, war beides identisch, erst die Entwickelung des vollen Privateigenthums hat den Unterschied hervorgerufen. Das Bestehen einer derartigen Lebensweise ist nur dadurch möglich, dass der freie Mann nicht selbst das Feld bestellt, sondern von der Arbeit leibeigener Knechte lebt. Daher sind die Leibeigenen in Sparta und Kreta — hier heissen sie auch κλαρῶται, weil sie zum Landlos gehören — nicht Eigenthum ihrer Herren, sondern des Staats; dieser weist sie den einzelnen Familien zur Nutzniessung zu und setzt die Abgaben fest, die sie ihrem Herrn zu zahlen haben.

Ueber die kretischen Syssitien ἀπὸ κοινοῦ s. Ephoros bei Strabo X, 4, 16. 18. 20 (wo auch über die ἀγέλαι: τρέφονται δὲ δημοσίᾳ). Aristot. pol. II, 7 und ausführlich Dosiadas bei Athen. IV, 143, über die spartanischen Ephoros l. c. Aristot. pol. II, 6. Xen. rep. Lac. 5. Plut. Lyc. 12. Athen. IV, 138—142. Das älteste Zeugniss ist Od. δ 621 [wohl kaum älter als die Schlussredaction der Odyssee]: δαιτυμόνες δ' ἐς δώματ' ἴσαν θείου βασιλῆος (des Menelaos)· οἱ δ' ἦγον μὲν μῆλα, φέρον δ' εὐήνορα οἶνον, σῖτον δέ σφ' ἄλοχοι καλλικρήδεμνοι ἔπεμπον. Das Detail der Satzungen kann sich natürlich erst allmählich ausgebildet haben. Der starre Zwang und die volle Gleichmässigkeit wird auch in Sparta erst später eingetreten sein. Alkman isst die gewöhnliche Speise des δᾶμος, warme Hülsenfrüchte, nicht kostbare Gerichte (fr. 33; auch fr. 76 und 74b sind charakteristisch). Betrag der monatlichen Beiträge des Einzelnen bei Plut. Lyc. 12 und Dikaearch bei Athen. IV, 141c: 1 lak. = 1½ att. Scheffel (73 l.) Gerstenmehl, 8 lak. = 11 bis 12 att. Kannen (36½ l.) Wein, 5 lak. Minen (3 kgr.) Käse, 2½ lak. Minen (1¼ kgr.) Feigen, 10 aeginet. Obolen (1,80 m.) εἰς ὀψωνίαν. Ehrenportion der Könige: Herod. VI, 57. Xen.

rep. Lac. 15. Die Späteren betrachten die spartanische Kost, die ihnen ungeniessbar war, als einen Bestandtheil des raffinirt ausgeklügelten lykurgischen Abhärtungssystems; natürlich ragen auch hier, wie überall, lediglich die alten Sitten in die spätere verwöhntere Zeit hinein. Feste Abgabe der Heloten: Myron bei Athen. XIV, 657 d. Plut. Lyc. 24. inst. Lac. 41. — Die spartanische und kretische Päderastie, welche von unseren Berichten sehr romantisch ausgeschmückt wird, ist das natürliche Ergebniss des dauernden Zusammenlebens der jungen Leute. Sie wird ebenso z. B. im makedonischen Heer allgemein, seitdem Philipp den Weibertross abgeschafft hatte. Nur messen die Alten hier mit verschiedenem Massstabe.

211. So ist in Sparta und Kreta die alte Sitte nicht nur erhalten, sondern gesteigert und zur Grundlage des ganzen Staatslebens geworden. Im Gegensatz zu dem Ritterheer und dem Zusammenleben des Adels hat sich hier ein Bürgerheer und eine Gemeinschaft aller freien Männer gebildet. Ansätze jener Entwickelung fehlen auch hier nicht: in Kreta ist die Bekleidung des Kosmen-Amts und der Zutritt zum Rath auf eine bestimmte Anzahl von Geschlechtern beschränkt, und in Sparta wie in Kreta gibt es im Heere ein Reitercorps. Aber diese Entwickelung ist durch eine Gegenströmung gebrochen: das historische Sparta weist keine Spur eines Adels auf, die »Reiter« dienen nicht mehr zu Rosse, sondern sind die nach persönlicher Tüchtigkeit ausgewählte Elite des Fussvolks, und das Recht von Gortyn kennt nirgends irgend welche Adelsprivilegien. Die alte Wehrgemeinde hat sich behauptet und zu einem geschlossenen Fussheer entwickelt, das keinerlei Unterschiede des Standes kennt. Diese einheitliche militärische Organisation ist in Sparta erst in den Kämpfen des 8. und 7. Jahrhunderts durchgeführt worden (§. 355 ff.); erst damals wird sich auch die eigenthümlich spartanische Staatsordnung aus älteren einfacheren Verhältnissen herausgebildet haben. Aber sie beruht auf dem alten von den Doriern bewahrten Grundsatz, dass der freie Mann Krieger ist und in Krieg und Frieden mit den Kameraden zusammenlebt. Es ist sehr wohl möglich, dass die Hörigkeit der Landbevölkerung weit mehr aus diesem Grundsatz als aus Eroberung hervorgegangen ist: der Kleinbauer draussen und gar der Tagelöhner

ist an seinen Hof gefesselt (ϝοικεύς, §. 218) und kann seine Bürgerpflichten nicht erfüllen. Mit der Ausbildung des Privateigenthums wird daher in Sparta die Möglichkeit, an der Tischgenossenschaft Theil zu nehmen, zur Grundlage des Bürgerrechts; wer seinen Beitrag nicht mehr liefern kann, scheidet aus der Zahl der Vollbürger aus so gut wie wer sich vor dem Feind feige zeigt. Auch sonst haben sich in Sparta manche Reste der ursprünglichen Gemeinwirthschaft erhalten, so das Recht der Knaben, Lebensmittel zu stehlen, wenn sie sich nicht dabei ertappen lassen — das ist eine dem späteren Eigenthumsbegriff gemachte Concession, wodurch die alte Sitte in eine pädagogische Massregel umgewandelt wird — und die Jedem gewährte Erlaubniss, die Habe eines andern für seinen augenblicklichen Bedarf zu benutzen (Xen. rep. Lac. 6).

In Kreta οὐκ ἐξ ἁπάντων αἱροῦνται τοὺς κόσμους ἀλλ' ἐκ τινῶν γενῶν, καὶ τοὺς γέροντας ἐκ τῶν κεκοσμηκότων Arist. pol. II, 7, 5. In Sparta und Kreta gibt es ἱππεῖς, πλὴν ὅτι τοὺς ἐν Κρήτῃ ἱππέας καὶ ἵππους κεκτῆσθαι συμβέβηκεν (ἐξ οὗ τεκμαίρονται πρεσβυτέραν εἶναι τῶν ἐν Κρήτῃ ἱππέων τὴν ἀρχήν· σώζειν γὰρ τὴν ἐτυμότητα τῆς προσηγορίας), τοὺς δὲ μὴ ἱπποτροφεῖν Ephoros bei Strabo X, 4, 18, über die spartan. ἱππεῖς Herod. VIII, 124. Xen. rep. Lac. 4, 1 ff. vgl. §. 355 — μετέχειν μὲν [τῶν συσσιτίων] οὐ ῥᾴδιον τοῖς λίαν πένησιν, ὅρος δὲ τῆς πολιτείας οὗτός ἐστιν αὐτοῖς ὁ πάτριος, τὸν μὴ δυνάμενον τοῦτο τὸ τέλος φέρειν μὴ μετέχειν αὐτῆς Arist. pol. II, 6. 21. Ueber die κλωπεία Xen. Anab. IV, 6, 14. rep. Lac. 2, 6. Isocr. panath. 211. Plut. apophth. Lac. 32.

Stamm und Gau. Fortleben des Stammverbandes im Westen.

212. Mit der Durchführung der Sesshaftigkeit ändert sich der Charakter des Stammverbandes. Für das Gefühl beruht er nach wie vor auf der Blutsgemeinschaft, thatsächlich aber machen sich die Interessen des Wohnsitzes immer stärker geltend. Ueberall collidiren die localen Interessen mit den allgemeinen: Grenzfehden zwischen den einzelnen Gauen, Streitigkeiten über das Acker- und Weideland, über die Vertheilung des Quellwassers, über civilrechtliche Ansprüche (§. 237)

sind unvermeidlich. Der fortschreitende Anbau des Landes, die Entstehung neuer Gemeinden musste diese Entwickelung stetig fördern. Zugleich verlieren mit fortschreitender Cultur die Organe der Einheit, König und Stammversammlung, ihre Bedeutung. Die Stammversammlung kann nur selten zusammentreten, regelmässig vielleicht nur einmal im Jahr, wie bei den Aetolern und Achaeern, oder wenn in Fällen der Noth die Bevölkerung durch Feuerzeichen (vgl. Il. Σ 211) oder andere Signale zusammenberufen wird. Für die gesteigerten Bedürfnisse der sesshaften Cultur und namentlich für die Befriedigung und Ausgleichung der localen Interessen genügt sie so wenig wie die Rechtssprüche und Anordnungen des Königs und seines Raths — es sei denn, dass eine starke, auf Kriegsmacht und Beamte gestützte Königsgewalt vorhanden ist, wie in der mykenischen Zeit. Die einzelnen Gaue, ja die Dörfer schaffen sich selbständige Organe, Versammlungen und Beamte, und in dem Conflict der allgemeinen und der localen Interessen erweisen sich diese meist als die stärkeren.

213. So treten landschaftliche Einheiten an die Stelle der Stammeseinheit. Deutlich spricht sich das darin aus, dass neben die alten ächten Stammesnamen, wie Ἀρκάδες, Γρᾶες, Μάγνητες, Αἰνιᾶνες, Ἀκαρνᾶνες, Κεφαλλᾶνες, Ἰάϝονες, Φωκεῖς, Δωριεῖς, Αἰολεῖς, Ἀχαιοί, Αἰτωλοί, Δαναοί, Λοκροί, Πελασγοί, Θεσσαλοί, die Namen auf -ops u. s. w., jetzt landschaftliche Benennungen treten. Die Bewohner der neuen Staaten des Peloponnes nennen sich nach den Landschaften Argos, Lakedaimon, Messene, Valis. Die Arkader zerfallen in die selbständigen Gaue Azania (um Kleitor), Parrhasia, Kynuria, Eutresia, Oresthis, Aipytis, Mainalia; auf gleicher Linie stehen Pisa, Paroreia, Kynuria. In der »Landzunge« (Akte[1]), deren Mittelpunkt Athen bildet, schliessen sich die alten verschollenen Stämme (§. 124) zu dem Volk der »Küstenbewohner«

[1]) Den modernen Sprachen fehlt ein Wort, das den scharf umrissenen geographischen Terminus ἀκτή wiedergäbe. Bei Attika, Argolis, Calabrien, der Bretagne, Cornwall u. ä. müssen wir uns mit der ganz unzureichenden Benennung »Halbinsel« behelfen.

('Αττικοί aus 'Ακτικοί), im »Rindslande« Boeotien zu dem Volk der Boeoter zusammen. Für die früh selbständig gewordenen Gebiete von Phlius, Sikyon, Korinth, Megara, Epidauros u. a. gibt es ausser den Doriernamen nur die Benennungen nach dem Vorort. Das Gefühl des Zusammenhangs und auch das Bedürfniss danach bleibt trotz aller Verfeindung der Nachbarn bei einer derartigen Auflösung bestehen, in der Regel auch die alte Stammversammlung. Aber sie wird bedeutungslos, sie schrumpft zu einer religiösen Institution zusammen. Beim Feste des Gottes, der der Repräsentant der Stammeseinheit war und noch immer der Schirmherr des gesammten Landes ist, bei den damit verbundenen Wettspielen und Jahrmärkten vereinigen sich die getrennten Brüder. Auch einzelne alte Satzungen für den ganzen Stamm können sich erhalten; aber sie haben keine politische Bedeutung mehr. Einen derartigen Zerfall haben wir bei den peloponnesischen Doriern kennen gelernt. Ebenso lebt bei den Arkadern die alte Einheit, die uns im Stammnamen und in manchen Sagengestalten (Aipytos, §. 170, und sein Sohn Kypselos, Agapenor bei Homer u. ä.) entgegentritt, im Cult des Zeus vom Lykaion und seinen Festspielen fort. Als im sechsten Jahrhundert der Gebrauch des Geldes aufkam, knüpfte an ihn eine gesammtarkadische Münzprägung an, die für alle Gaue des Landes das gewöhnliche Courant bildete, ein Beweis, wie stark auf dem Gebiet des Verkehrs das Bedürfniss nach Einigung war. Aber ein arkadischer Staat existirt nicht; das Land zerfällt in eine grosse Zahl vollständig selbständiger Gemeinwesen. Ebenso hat sich das Achaeerland an der Nordküste des Peloponnes in einen freilich weit fester gefügten Bundesstaat von zwölf Gauen aufgelöst, dessen Mittelpunkt das Heiligthum des Zeus Hamarios (Homagyrios) von Aigion bildet. In Kleinasien versammeln sich die Bürger der zwölf Ionierstädte im Panionion bei Mykale zum Fest des helikonischen Poseidon, die sechs dorischen Gemeinden zum Apollofest am triopischen Vorgebirge. Durch diese Verbände, die wohl auch bei den Aeolern ihr Gegenbild gehabt haben, sind die Colonisten erst

zu einheitlichen Stämmen geworden; aber politische Bedeutung haben sie nicht gewonnen, wenn man auch in Fällen der Noth wiederholt an sie anzuknüpfen versucht hat.

S. vor allem E. Kuhn, Entstehung der Städte (§. 193 A.). In der Regel lassen die Neueren, so namentlich W. Vischer, über die Bildung von Staaten und Bünden in Griechenland, Kl. Schr. I, beeinflusst von Aristoteles' Theorie pol. I, 1, die Entwickelung umgekehrt verlaufen, von den kleinsten Elementen, womöglich den Dörfern, zu den grösseren Verbänden. Indessen das geschichtliche Leben eines Volkes beginnt nie mit Atomen, die ja auch gar nicht existenzfähig sind, und nicht nur Analogie, Ueberlieferung, Stammnamen, sondern auch das Fortleben der Stammeinheit gerade in uncultivirten Gebieten und in der Religion beweisen die Richtigkeit der vorgetragenen Ansicht. — Das sicherste Mittel zur Erkenntniss der Selbständigkeit eines Gebiets bietet die officielle Bezeichnung der Herkunft namentlich in Urkunden und bei Olympioniken. Im gewöhnlichen Leben setzt man oft Ἀρκάς, Βοιωτός etc. anstatt der speciellen Bezeichnung. Xenophon ist meist sehr genau (bei Arkadern: Παρράσιος, Ὀρχομένιος, Λουσιεύς u. ä. oder Μεθύδριος Ἀρκάς, Στυμφάλιος Ἀρκάς), doch sagt er nicht selten auch einfach Ἀρκάς; vgl. damit z. B. Βοιωτιος εξ Ερχομενω in der Künstlerinschrift IGA. 165. Achaia bildet einen Bundesstaat (ausser Pellene Thuk. II, 9, daher auch Φιλόξενος Πελληνεύς Xen. anab. V, 2, 15), daher brauchen Xenophon und die Inschriften (CIA. IV, 3, Nr. 53 b) durchweg nur Ἀχαιός. Die einzelnen Städte haben aber meist Münzen auf den eigenen Namen geprägt. Der Bund bestand bis auf Alexander (Hyperid. c. Demosth. fr. 4, Blass, Polyb. II, 41, Diod. 15, 49). Nach Polyb. II, 41 (daraus Strabo VIII, 7, 1) bestand hier ein einheitliches Königthum der Tisameniden bis auf Ogyges, während Pausan. VII, 6, 2 auf verschiedene Königshäuser deutet. — Ueber das arkadische Königthum des Aristokrates s. §. 343; über die archaischen Münzen mit der Legende Αρκαδικον und dem Kopf des Zeus (Lykaios?) s. Imhoof-Blumer, Z. f. Num. III, 288 ff. Weil, ib. IX, 15 ff. Head, hist. num. 372. Mit Unrecht hat man ihren panarkadischen Ursprung bezweifelt; Imhoof-Blumer, monnaies grecques 184 [mir nicht zugänglich], will sie Heraea zuweisen. — Ich bemerke, dass die vorübergehende Einigung der kretischen Gemeinden, der συγκρητισμός (Plut. de fratr. am. 19), nicht alt ist, sondern erst dem dritten Jahrhundert angehört, als Knossos und Gortyn sich vereinigten und die Herrschaft über die ganze Insel gewannen, Polyb. IV, 53; daher das κοινοδίκιον Polyb. XXII, 19, 4. CIG. 2556, 58.

214. Auch wo die Einheit des Stammes oder des Gaues gewahrt bleibt, sind die einzelnen Districte und Dorfschaften

auf dem Wege, sich zu selbständigen Gemeinwesen zu entwickeln. Am deutlichsten ist dies Verhältniss in Elis erkennbar. Die Elier haben immer einen einzigen Staat gebildet mit eigenen Beamten; die Bronzetafeln von Olympia haben uns mehrere auf den Tagsatzungen des Stammes gefasste Beschlüsse (α ϝρατρα τοις ϝαλειοις) aus dem 7. (?) bis 5. Jahrhundert erhalten. Aber daneben besitzen wir aus derselben Zeit Beschlüsse einzelner elischer Gemeinden, die unter einander Bündnisse schliessen und Fremden Landbesitz und bürgerliche Ehrenrechte verleihn (IGA. 113. 118. 120), also vollständig souverän handeln, ohne Rücksicht auf den Stammverband, dem sie angehören. Der spätere Staatsbegriff mit seinen scharf umgrenzten Funktionen existirt hier ebensowenig wie in den mittelalterlichen Staatenbildungen; wie der Einzelne, handelt auch jeder Gau und jede Gemeinde so weit selbständig, wie Umstände oder Interesse fordern oder gestatten; wie hätten auch die Organe des Stammes — Versammlung und Beamte — alle Einzelaufgaben lösen und die Interessen der einzelnen Gemeinden genügend vertreten können? Die Urkunde eines hundertjährigen Bundes zwischen den Eliern und dem arkadischen Nachbargau Heraea (IGA. 110) gesteht die selbständige Stellung der Gemeinden offen ein, wenn sie die Verletzung der Urkunde einem Jeden verbietet, »sei es ein Bürger, ein Beamter oder eine Gemeinde (δαμος)«. Ebenso bilden die ozolischen (westlichen) Lokrer nur einen Staat, aber in den einzelnen Gemeinden herrschen Particularrechte, die Städte Chaleion und Oianthea schliessen einen besonderen Rechtsvertrag mit einander (IGA. 322), bei Eurylochos' Angriff im Jahre 426 handeln die einzelnen Orte gesondert (Thuk. III, 101). Aehnliche Zustände herrschen z. B. bei den Phokern, den Aetolern, den Maliern (Thuk. III, 92), den Doriern am Oeta. Namentlich wenn der Feind im Lande steht, sind die einzelnen Gemeinden gezwungen, auf eigene Hand zu handeln (vgl. Thuk. III, 94—102).

Die ozolischen Lokrer erscheinen immer als Einheit, so Thuk. III, 95. Xen. Hell. IV, 2, 17. IGA. 321, 10. Weiteres s. Forschungen I, 293.

215. In dieser Form hat sich die Stammverfassung im Westen Griechenlands überall erhalten. Es sind die Gebiete, in denen sich die primitive Lebensweise am reinsten bewahrt hat, wo jeder trotzig auf sich selbst ruht, die Waffen nie aus der Hand legt, immer bereit ist zu Gewaltthaten, zu Raubzügen gegen die Nachbarn (Thuk. I, 5), wo aber die complicirtere Bewaffnung und militärische Ausbildung und darum auch der Adel nur wenig Eingang gefunden hat. Wie die Elier und die ozolischen Lokrer bilden auch die Aetoler, Akarnanen, Aenianen, Doloper und ebenso die epirotischen Stämme eine Einheit; ja in Aetolien hat sich die altgriechische Bevölkerung des Unterlandes um Pleuron und Kalydon mit mehreren halb oder ganz barbarischen Stämmen des Gebirgs, den Apodoten, Ophionen, Eurytanen, zu einem festen Bunde vereinigt (Thuk. III, 94, 100; vgl. §. 37 A.). Auch die zweiundzwanzig Gemeinden der Phoker bilden immer nur einen Staat und prägen daher ausschliesslich Bundesmünzen. Das gleiche gilt von mehreren Gauen Arkadiens, so den Gemeinden der Parrhasier (Lykosura, Trapezus, Akakesion u. a.) und dem Gebiet der »Dreistadt« (Tripolis), d. h. der drei verbündeten Gemeinden Kallia, Dipoine, Nonakris (Paus. VIII, 27, 4); lockerer ist schon der Verband der achaeischen Gaue (§. 213). — Ihren Ausdruck findet die Einheit hier überall in den regelmässigen Heerversammlungen, die im Centrum der Landschaft an geweihter Stätte unter dem Schutze der Stammgötter stattfinden. Hier werden die gemeinen Angelegenheiten berathen, die Beamten gewählt, die Rechtshändel geschlichtet; alles andere bleibt der Willkür der Gemeinde und des einzelnen freien Mannes überlassen. Während der Tagung herrscht am Vorort das regste Leben, da strömt die gesammte freie Bevölkerung zusammen, Zelte werden aufgeschlagen, Feste gefeiert, ein Jahrmarkt gehalten. Während des übrigen Jahres liegt der Ort verlassen. Denn nur ganz ausnahmsweise hat der König hier seinen Palast, wie bei den Pisaten in Olympia (§. 97 A.); in der Regel hat er wohl in einem der Hauptdörfer des Landes oder auch

auf einer Felsburg seinen Sitz, während der Stamm sich an einer freien, geräumigen Stätte versammelt — Schutzvorrichtungen sind ja hier überflüssig. Daher ist uns der Ort der Tagsatzung bei vielen Stämmen gar nicht bekannt.

Die akarnanischen Orte handelten immer einheitlich; in Olpai, auf dem Gebiet ihrer nördlichen Nachbarn, der Amphilocher, haben sie ein Fort und ein Bundesgericht (κοινὸν δικαστήριον Thuk. III, 105) angelegt. Für die Tagsatzungen vgl. die Schilderung von Thermon, dem Vorort der Aetoler, bei Polyb. V, 8 aus dem J. 218. Vgl. Passaron bei den Molossern Plut. Pyrrh. 5.

Entstehung der Städte und des Stadtstaats.

216. Im übrigen Griechenland ist die Stammverfassung überall bis auf die religiösen Ueberbleibsel geschwunden. An ihre Stelle ist als Träger der politischen Einheit die Stadt getreten, der Gau ist zum Stadtgebiet geworden. Diese Entwickelung ist für die ganze weitere Geschichte des Volks von grundlegender Bedeutung; durch sie unterscheidet sich der Staat des griechischen Mittelalters zugleich ganz wesentlich von dem germanischen. Sie ist nicht etwa aus dem Bedürfniss nach stärkerem Schutze in friedloser Zeit hervorgegangen; denn gerade da, wo der Landfriede am spätesten durchgedrungen ist, wie in Aetolien, ist sie nicht eingetreten. Auch bot in einem Zeitalter, das grosse Kriege nicht kennt, das Zusammenwohnen in Dörfern dem Einzelnen ebenso viel Schutz wie die Concentration in grösseren offenen und von der Natur auch nicht weiter geschützten Ansiedlungen, wie Sparta oder Tegea. Ebenso wenig beruht sie auf der Entwickelung der Adelsherrschaft, so vielfach sie sich auch mit ihr verflicht; denn gerade in Sparta und auf Kreta ist sie fast am vollständigsten durchgeführt. Sie ist vielmehr das Ergebniss und zugleich das Hauptförderungsmittel der gesteigerten Cultur: das Bedürfniss nach stärkerer Ausbildung der Staatsgewalt und nach dauerndem Rechtsschutz findet in ihr seinen Ausdruck; aus dem Stammverband wird ein wirklicher Staat, aus der Oberleitung seiner Angelegenheiten eine wirkliche

Regierung. Dadurch gewinnt der Sitz der Regierung eine ganz andere Bedeutung; hier entwickelt sich, im Gegensatz zu den vorübergehenden Tagungen des Stammstaates, ein ununterbrochenes öffentliches Leben. Tagtäglich sitzen der König und die Alten vom Morgen bis zum Abend auf dem Markt und sprechen Recht (z. B. Od. μ 439), ununterbrochen folgen sich die Rathssitzungen. Auch die Gemeinde tritt weit öfter zusammen; in Athen tagt die „souveräne Volksversammlung" (κυρία ἐκκλησία) einmal unter jeder Prytanie [1]), „von Monat zu Monat" werden die Spartiaten zur Tagsatzung berufen (rhetra bei Plut. Lyk. 6), auch ausserdem aber werden bei wichtigen Anlässen die Bürger oft genug auf Befehl der Regierung oder eines angesehenen Privatmannes (Od. β) von den Herolden „herausgerufen" (ἐκκλησία). Innerhalb der Stadt herrscht Friede; nur noch ausnahmsweise versammelt sich das Volk in Waffen, in Sparta dürfen selbst die Stöcke nicht mitgebracht werden (Plut. Lyc. 11); in den Gesetzen des Charondas steht Todesstrafe auf dem Tragen von Waffen in der Volksversammlung (§. 359 A.; vgl. auch Thuk. I, 6). An die Stelle der Wehrversammlung des Stammes tritt die städtische Volksversammlung.

217. Die Folge ist, dass die gesammte Bevölkerung des Gaues, soweit sie an der Regierung Theil nehmen und ihre politischen Rechte wahren will, sich im Mittelpunkt der Landschaft concentrirt, auch wenn ihre Grundstücke weit draussen liegen. Seinen Antheil an der Gemeinfreiheit kann nur behaupten, wer nicht dauernd auf dem Lande lebt, sondern ein Haus in der Stadt hat. Vielfach, namentlich in späterer Zeit, wird dies Zusammenziehen der Stammgenossen durch einen einmaligen Akt (συνοικισμός) bewirkt: auf Beschluss der Tagsatzung wird eine Stadt gegründet, der Haupttheil der Bevölkerung siedelt aus den Dörfern in sie über. So sind z. B. die meisten arkadischen und achaeischen Städte, so ist

[1]) Es ist klar, dass dieselbe älter ist, als die drei andern regelmässigen Versammlungen, welche nach späterem Recht unter jeder Prytanie berufen werden müssen.

im Jahr 471 die Stadt Elis entstanden. Aber auch in Attika lebt der Akt, durch den die herrschende Bevölkerung in der Hauptstadt centralisirt wurde, in dem Fest der συνοίκια fort (Thuk. II, 15). Bei der Colonisation hat man wohl zum Theil von Anfang an Städte angelegt. In anderen Fällen mag der Process spontan und langsam vor sich gegangen sein: der Ort, der sich an den Königssitz anschliesst, überwächst an Umfang und Bedeutung die übrigen Dörfer. So ist in dem nördlichsten Doriergau zwischen Geraneia und Kithaeron der Ort, der den Namen »Palast« (Megara) trägt, der Herr über die fünf anderen Dörfer des Gebiets. Vielfach sind es auch mehrere benachbarte Dörfer, die sich um den Königssitz gruppiren, so in Mykene, in Sparta, wahrscheinlich auch in Athen — die Demen, welche die Stadt bilden, wie Melite, Kollytos, Koile, werden ursprünglich so gut selbständige Dörfer gewesen sein wie die fünf spartanischen Dörfer. Allmählich verwachsen diese zu einer Einheit, nehmen Zuzügler aus dem übrigen Lande auf und umschliessen sich mit einer gemeinsamen Mauer — eine Fortbildung, die nur Sparta principiell abgelehnt hat. Wo das gemeinsame Leben der Urzeit fortbestand, ja sogar zur Grundlage des ganzen Staats wurde, wie in Sparta und auf Kreta, war ein derartiges Zusammenziehen der Bürgerschaft vollends unvermeidlich.

218. So entsteht überall ein scharfer Unterschied zwischen der herrschenden hauptstädtischen Bevölkerung, der Bürgerschaft (ἀστοί), und dem beherrschten flachen Lande. Die Auflösung des Stammstaats, die Durchführung der ständischen Gliederung wird durch die Entwickelung der Stadt vollendet. Der Bauer auf dem Lande wird politisch und meist auch rechtlich unfrei, er wird der Knecht, sei es der ganzen Gemeinde, wie in Sparta und Kreta, sei es der grossen Besitzer, wie in den Adelsstaaten. Das Gesetz von Gortyn setzt voraus, dass die Bürger nur in der Stadt leben. Hier haben sie ihr Haus, hier speisen sie in den »Männersälen«; ihr Hauptbesitz besteht in Vieh; das Ackerland draussen wird von den Leibeigenen bebaut. Ausserdem gibt es Leute, die nicht zu den Hetärien gehören (ἀπέταιροι) und nach den Busssatzungen eine Mittelstel-

lung zwischen dem Freien und dem Knechte einnehmen. Das werden Kleinbauern und Tagelöhner sein, die persönlich frei, aber politisch rechtlos sind und unter dem Schutz der besitzenden Bürger stehen. Ebenso kennt Homer auf dem Lande nur eine abhängige Bevölkerung, theils Tagelöhner (θῆτες), theils leibeigene Knechte (δμῶες), auch »Häusler« (ϝοικῆες, ebenso auf Kreta, §. 177 A.) genannt, weil sie in Einzelgehöften, nicht im δῆμος oder in der Stadt zusammen wohnen (vgl. Od. π 27 οὐ μὲν γάρ τι θάμ' ἀγρὸν ἐπέρχεαι οὐδὲ νομῆας, ἀλλ' ἐπιδημεύεις). Dörfer werden bei Homer nie erwähnt. Die freie Bauernschaft hat sich in die Städte concentrirt, die Städter sind Ackerbürger, die draussen ihre Felder haben, ihre Aecker bestellen, ihre Heerden weiden; aber sie wohnen in der Stadt zusammen (z. B. Od. β 252. κ 85. Il. I 154; ἀνθρώπων οἳ τήνδε πόλιν καὶ ἔργα [γαῖαν ζ 191. 195] νέμονται Od. η 26). Ihr Besitz liegt wohl meist vor den Thoren der Stadt, denn der Haupttheil des Landes gehört den Adligen. — Im Mutterlande und wohl auch in den grösseren Colonialgebieten haben sich überall die Kleinbauern, wahrscheinlich in ziemlich grosser Zahl, erhalten (vgl. Hesiod, dessen Unterweisungen an Perses vor allem den Kleinbauern im Auge haben); aber sie sind politisch ohnmächtig und ganz vom Adel abhängig. Vielfach sind sie auch wohl, wie in Attika, in ein Clientelverhältniss zu den grossen Besitzern getreten (πελάται). Daneben entsteht vielfach, namentlich in grösseren Gebieten, ein Mittelzustand. Nicht das ganze Land gehört zum Stadtbezirk, sondern die Bewohner der Landgemeinden (die, wenn sie befestigt sind, gleichfalls πόλεις oder πτολίεθρα heissen) behaupten ihre persönliche Freiheit, ihren Landbesitz, ihr eigenes Recht. Aber an der Regierung haben sie keinen Theil; sie sind Unterthanen der Hauptstadt geworden und werden von ihr aus regiert. Derartig ist die Stellung der Perioekenstädte in Lakonien, ebenso die der argivischen Unterthanengemeinden, wie Orneai, Mykene, Tiryns, der ἀμφιπεριχτίονες in Ephesos (Kallinos fr. 1, 2; vgl. Theognis 1058), der Landgemeinden auf dem Gebiet der boeotischen Städte (z. B. Chaeronea, Aspledon, Teumessos), der von Opus

abhängigen kleineren Städte der hypoknemidischen Lokrer und offenbar auch der grösseren attischen Demen. Auch die Ilias kennt z. B. in Messenien und Phthia derartige πτολίεθρα innerhalb des Staatsgebiets, die von den Adligen beherrscht werden (I 149. 396); dabei ist freilich zu beachten, dass in diesen Gebieten der Stadtstaat nicht zur Ausbildung gelangt ist. Am schärfsten spricht die neue Entwickelung sich darin aus, dass die herrschende Bevölkerung sich jetzt nach der Hauptstadt benennt. Namen wie Lakonen, Attiker, hypoknemidische Lokrer bezeichnen ethnographisch und geographisch alle Einwohner des Gebiets ohne Rücksicht auf die politische Stellung; sie werden daher auch von den Fremden allein angewandt. Aber wer zur regierenden Bürgerschaft gehört, nennt sich Spartiate, Athener, Opuntier.

Die Belege s. Forsch. I, 305 ff. Das städtische Zusammenwohnen der gesammten, grossentheils aus Bauern bestehenden Bevölkerung eines Gaues, das sich in Mittel- und Unteritalien, Sicilien, Ungarn vielfach bis auf den heutigen Tag erhalten hat, ist der griechischen Entwickelung analog, doch schwerlich mit ihr identisch. — Die Bewohner der lokrischen Landstädte haben trotz ihrer Abhängigkeit von Opus besonderes Recht (IGA. 321 Zl. 21. 24 ff.); namentlich das Erbrecht wird überall verschieden ausgebildet gewesen sein. Ebenso haben attische Landgemeinden wie Brauron, Marathon, Eleusis u. s. w. gewiss ihr Particularrecht gehabt.

219. Am längsten konnte sich der Adel dieser Entwickelung entziehen; die Wurzeln seiner Macht sind ja da, wo sein Grundbesitz liegt. Noch bei Homer werden die Adligen von den Stadtleuten geschieden (z. B. Od. β 22. 75 ff. 127. ν 222); ihr eigentlicher Wohnsitz ist ihr Landgut, ihre Söhne leben draussen auf den Feldern, beaufsichtigen die Knechte und weiden die Heerden. Aber ein Stadthaus braucht nicht nur, wer im Rath sitzt; wer nicht allen Einfluss verlieren will, muss zeitweilig in die Stadt kommen, und je mehr sich der Stadtstaat ausbildet, desto mehr siedeln auch die Adligen in sie über. Andrerseits kommt die Ausbildung der Stadtverfassung, wo nicht Gemeinwirthschaft besteht, in erster Linie dem Adel zu Gute. Die freie Landbevölkerung verschwindet

völlig; für die Bauern, die auf ihre Freiheit verzichten, sind die Adligen die natürlichen Beschützer und Herren. Wenn nicht früher, so wird jetzt der grösste Theil des Landes Eigenthum des Adels; denn der Städter hat nicht die Mittel, grosse oder entfernter gelegene Grundstücke zu bewirthschaften. Auch die politische Stellung des Adels wird, zunächst wenigstens, gestärkt; die städtische Volksversammlung hat lange nicht das Gewicht der alten Wehrgemeinde. Der Theilnehmer sind viel weniger, der Einfluss der herrschenden Kreise auf die social abhängige Bevölkerung wird durch das Zusammenwohnen in der Stadt zunächst nur gesteigert. Gegen einen mächtigen Mann kann das gemeine Volk nicht wagen, sich aufzulehnen. Vor allem aber wächst die Bedeutung des Raths und der Beamten ständig, je mehr die Geschäfte wachsen und die Competenz des Staats sich erweitert. Daher verliert die Volksversammlung, wenn sie auch viel häufiger berufen wird, doch alle wirkliche Bedeutung; sie kann keine Entscheidung geben, sondern nur der Regierung oder den mächtigsten Männern zustimmen. So erscheint sie bei Homer, so ist sie in Sparta allezeit geblieben; in den Schilderungen der ältesten Verfassung Athens ist von der Volksversammlung überhaupt nicht die Rede, obwohl sie natürlich existirt hat.

220. Die Ansätze dieser Entwickelung reichen in die mykenische Zeit hinauf; Königssitze wie Mykene, Argos, Athen, Theben sind auch die ältesten Städte. Aber erst mit dem Wegfall der starken Königsgewalt kann der scharfe Unterschied zwischen Land und Stadt und die politische Absorption des Landgebiets durch diese sich ausbilden. Mit der Zunahme der Cultur verbreitet sich die Erscheinung immer weiter; sie schreitet wie diese von Ost nach West vorwärts. Im allgemeinen wird durch sie die Auflösung der Stammeseinheit weiter befördert; indem Dörfer zu Städten erwachsen oder in einem Gau mehrere Stadtgemeinden entstehen (wie in der ostarkadischen Hochebene Tegea und Mantinea), gelangen die kleinsten Atome zu vollster politischer Selbständigkeit. Doch ist in einzelnen Fällen auch die entgegengesetzte Entwickelung

eingetreten: in Attika und Lakonien hat die Ausbildung der Stadtverfassung ein grosses Gebiet zu fester staatlicher Einheit verbunden. — In der kleinasiatischen Griechenwelt herrscht zur Zeit der epischen Dichtung der Stadtstaat so vollständig, dass die Dichter gar keine anderen Verhältnisse kennen und seine Form nicht nur auf alle griechischen Stämme bis nach Ithaka, sondern selbst auf Laestrygonen und Kimmerier (λ 14 Κιμμερίων ἀνδρῶν δῆμός τε πόλις τε) übertragen. Nur bei den Kyklopen lebt ein jeder für sich, da gibt es keinen Markt und keine Rechtsordnung, aber auch keinen Ackerbau. Der Verband der ionischen und der dorischen Städte trägt daher nur einen ganz lockeren, fast ausschliesslich religiösen Charakter; bei den Aeolern ist jede Spur eines Zusammenhangs geschwunden. Ebenso herrscht auf den Inseln meist die vollste Zersetzung. Auf Rhodos bestehen drei, auf Lesbos sechs, auf Euboea etwa zehn Stadtstaaten, auf Kreta sind dreiundvierzig nachweisbar. Die vier Städte auf Keos, die drei auf Amorgos, die vier auf Karpathos sind wenigstens zeitweilig völlig selbständig gewesen. Dagegen haben andere Inseln, wie Chios, Samos, Andros, Naxos, Paros, ihre Einheit bewahrt und besitzen nur eine Stadt.

221. Auf dem Festlande finden wir den Stadtstaat überall in Argolis, in Korinth, Sikyon, Phlius, Megara — nach Theognis' Schilderung wohnt hier, ebenso wie in Argos (§. 176), auf dem Lande eine abhängige, rechtlose Bevölkerung, in Ziegenfelle gekleidet, die Herrschaft haben die Städter (ἀστοί). Ueber Lakedaimon (Lakonien) gebieten die Spartiaten, die Bewohner der Dorfgruppe, die den Sitz der Regierung bildet. Ihnen gehört das ganze Eurotasthal, wo die Heloten ihre Aecker bestellen; die Bewohner der Küstenorte, die »Umwohner« (περίοικοι, vgl. §. 218), sind zwar persönlich frei, aber politisch rechtlos. Langsam dringt die Entwickelung ins Innere des Peloponnes vor. Hier hat sich die Erinnerung an die älteren Zustände noch überall bewahrt (§. 193); Elis wird von ihr erst 471 erreicht. In Arkadien hat sich in einzelnen Fällen, wie bei den Parrhasiern (§. 215), die Gauverfassung

erhalten; die Regel aber ist der Synoikismos. Daher zerfällt Arkadien in über zwanzig selbständige Staaten, die sich meist fortwährend befehden. Den Synoikismos der achaeischen Gaue und das Fortleben der Stammeseinheit in Form eines Bundes haben wir schon kennen gelernt. In Attika besteht seit alter Zeit der Stadtstaat; bis auf Solon herrschen die Athener über die Attiker, die Stadtbevölkerung (ἀστοί oder δῆμος) über die Landleute. Im übrigen Mittelgriechenland und in Thessalien verbreitet sich die Form des Stadtstaats allmählich; die phokischen Orte z. B. stehen in der Mitte zwischen Dörfern und Städten, der phokische Staat zwischen einem Einheits- und einem Bundesstaat. Das gleiche gilt von den westlichen (ozolischen) Lokrern. Bei den östlichen Lokrern am Knemis ist die Herrschaft des Vororts Opus durchgeführt. Das Volk nennt sich hypoknemidische Lokrer, aber die Regierung liegt in den Händen der Opuntier. Die übrigen »Städte« haben an ihr keinen Theil. Die Gesetze werden von »der Gemeinde der Tausend von Opus« (ὅτι κα δοκέη Ὀπωντίων χιλίων πλήθᾳ) gegeben, und als eine Colonie von hypoknemidischen Lokrern nach Naupaktos geschickt wird, müssen die Ansiedler den Opuntiern ewige Treue schwören (IGA. 321. Forsch. I, 291 ff.).

Für die allmähliche Verbreitung des Städtewesens ist sehr bezeichnend, dass bei dem kleinen lokrischen Gau der Hyaeer ein Dorf, offenbar der Vorort, den Namen Πόλις führt (Thuk. III, 101).

222. In Boeotien hat sich der Synoikismos in den einzelnen Gauen (ἔτι τῆς Ταναγρικῆς κατὰ κώμας οἰκουμένης Plut. qu. gr. 37) offenbar ziemlich früh vollzogen; in geschichtlicher Zeit zerfällt das Land in die Staaten Theben, Plataeae, Tanagra, Thespiae, Haliartos, Koronea, Orchomenos, Kopae und wohl noch einige andere. Jede dieser Städte beherrscht ein ziemlich ausgedehntes Gebiet, die Landgemeinden sind von den Vororten abhängig (σύμμοροι, συντελεῖς Thuk. IV, 76. 93), so z. B. wenigstens in den Jahren 447 und 424 Chaeronea von Orchomenos (Hellanikos fr. 49. Thuk. IV 76); in späterer Zeit haben sich manche von ihnen zeitweilig unabhängig gemacht.

Aber auch in Boeotien hat sich die Einheit der Landschaft in der Form eines Bundes erhalten, oder vielmehr durch den Bund, den die Städte mit einander geschlossen haben — zum Theil vielleicht gezwungen — ist die boeotische Nationalität begründet (§. 124). Der Bund ist eine Amphiktionie, d. h. ein landschaftlicher Verein (§. 235), dessen Mittelpunkt die Heiligthümer der itonischen Athene bei Koronea und des Poseidon von Onchestos im Gebiet von Haliartos bilden. An seiner Spitze stehen Boeotarchen in wechselnder Zahl und vier Rathscollegien, in deren Händen wenigstens im Jahre 421 die gesammte Leitung des Bundes lag (Thuk. V, 38). Ueber ihre Zusammensetzung und die Gestaltung des Verhältnisses der Städte zum Bunde sind wir nicht unterrichtet; am deutlichsten spricht es sich darin aus, dass die boeotischen Münzen von den Städten geprägt sind, aber auf der Rückseite durchweg das Bundeswappen, den boeotischen Schild, tragen. Wir werden uns die Zustände trotz mancher Unterschiede wohl der Schweiz ähnlich denken dürfen. Wie hier Bern und Zürich, so hat in Boeotien Theben fortdauernd nach der Herrschaft im Bunde gestrebt, während die entfernteren Orte, die Minyerstadt Orchomenos im Norden (§. 126), Thespiae und Plataeae im Süden, die Graerstadt Tanagra im Osten (§. 124), sich seiner Vormacht zu entziehen und völlig selbständig zu werden suchen. Wie im fünften und vierten Jahrhundert hat das zweifellos auch schon früher zu zahlreichen Kämpfen geführt.

Die Zahl der boeotischen Bundesstaaten lässt sich nicht genau bestimmen. Thuk. IV, 93 nennt bei Delion die Θηβαῖοι καὶ οἱ ξύμμοροι αὐτοῖς, ferner Ἁλιάρτιοι, Κορωνεῖοι, Κωπαιῆς καὶ οἱ ἄλλοι οἱ περὶ τὴν λίμνην, Θεσπιῆς, Ταναγραῖοι, Ὀρχομένιοι; seine Liste ist also nicht vollständig. Münzen aus dem 6/5. Jahrh. besitzen wir auch von Akraiphion und Pharai, die also wohl zeitweilig selbständig gewesen sind. — Bundesheiligthum bei Koronea: Strabo IX, 2, 29. Paus. IX, 34, 1. GDI. 414. 488 [das hier gefeierte Fest Παμβοιώτια ist das Gegenstück zu den Παναθήναια]; in Onchestos: Strabo IX, 2, 33, als Amphiktionie bezeichnet, und auf Inschriften. Das etwas problematische alle 60 Jahre in Plataeae gefeierte Fest der Daidala, Paus. IX, 3, 5, kann jedenfalls erst in makedonischer Zeit Bundesfest geworden sein.

223. In scharfem Gegensatz zur gesammten übrigen griechischen Welt ist in Lakonien und Attika mit der Stadtherrschaft die vollständige Einheit einer ausgedehnten Landschaft verbunden. In Lakonien beruht das wahrscheinlich auf spartanischer Eroberung; das Ziel, welches Theben fortwährend, aber bis auf Epaminondas vergeblich erstrebte, hat Sparta erreicht. In Attika ist die Erscheinung um so auffallender, weil die Landschaft nicht wie Lakonien oder Phokis oder selbst Boeotien eine Einheit bildet, sondern ebenso zersplittert ist wie Argolis. Auch finden sich mancherlei Spuren ursprünglichen Sonderlebens der einzelnen Gaue. Zwischen Pallene und Hagnus besteht keine Ehegemeinschaft (Plut. Thes. 13), in Brauron, Rhamnus, Aphidnae (das vielleicht ursprünglich graisch war) weisen die Localculte auf ursprüngliche Selbstständigkeit. Die vier Dörfer der rings von Bergen umschlossenen Ebene von Marathon bilden eine religiös-politische Gemeinschaft (Tetrapolis), ähnliche Verbände bestehen auch sonst, z. B. bei Hekale (Plut. Thes. 14). Ganz unabhängig erscheint in Sage und Cultus Eleusis; noch in dem etwa aus dem Anfang des 7. Jahrhunderts stammenden Hymnus auf die eleusinische Demeter weist keine Spur auf Zugehörigkeit zu Athen. Landschaftlich ist das Gebiet von Eleusis ebenso selbständig wie Megaris; ein breiter Gebirgsrücken, der Aigaleos, trennt es von der Kephissosebene. In dem Recht eigener Münzprägung, das Eleusis allein von allen attischen Gemeinden stets besessen hat, hat sich ein Rest der alten Selbständigkeit erhalten. Diesen Indicien entspricht es, dass den ältesten Königen der attischen Sage, Kekrops und Erechtheus, die allein die Burg und ihre Göttin angehen, und ihren Nachfolgern Aegeus und Theseus die Repräsentanten der Landgemeinden — der Gigant Pallas mit seinen Riesensöhnen, der in Pallene Gargettos Sphettos herrscht, Kephalos von Thorikos, Dekelos von Dekelea und der erdgeborene Geschlechtseponym Titakos (Herod. IX, 73), Eumolpos von Eleusis und seine Mitkönige — fremd und feindlich gegenüberstehen, dass man ursprünglich zwölf selbständige Stadtgemeinden in Attika exi-

stiren oder den König Pandion sein Reich (zu dem auch Megara gerechnet wird, §. 174 A.) unter seine vier Söhne theilen lässt. Der Einiger des ganzen Landes, der Athen zur herrschenden und alleinigen Stadt erhebt und die übrigen zu Dörfern herabdrückt, ist Theseus. Das letztere beruht allerdings auf historischen Speculationen, die kaum über die Pisistratidenzeit hinaufragen; seinem Ursprung nach ist Theseus keine politische Gestalt, sondern ein Heros oder vielmehr ein Gott des Naturlebens, der Sohn des Meergottes Poseidon Aigeus, der wie Herakles Riesen, Stiere, Kentauren bekämpft und in die Unterwelt hinabsteigt, heimisch ursprünglich nicht in Athen, sondern in Aphidnae, Marathon, Troezen. Erst später ist er zum Landeskönig geworden und in die attische Königsliste aufgenommen.

Im allgemeinen s. vor allem Wilamowitz, aus Kydathen S. 116 ff., dessen Grundgedanken ich zustimme, so vielfach ich einzelne Behauptungen bestreiten muss. Die von ihm bekämpfte Ansicht Wachsmuth's, Stadt Athen I, Athen sei aus einer Verschmelzung pelasgischer, ionischer, phoenikischer, thrakischer Ansiedlungen entstanden, und die verwandten Hypothesen Anderer können jetzt wohl als ziemlich überwunden gelten. — Die Kritik der attischen Urgeschichte und die Darlegung der Entstehung und Ausbildung der einzelnen Angaben bietet wenig Schwierigkeiten [die Neueren, so auch Töpffer, att. Genealogie, sind freilich immer geneigt, auch in handgreiflichen Combinationen und Deutungsversuchen einen tieferen Kern zu finden]; für unsere Zwecke ist es unnöthig, näher darauf einzugehen. Deshalb verzichte ich auch auf eine Anführung der Belegstellen. Thuk. II, 15 beruht auf der landläufigen Sagengeschichte, aus der er die Grundzüge der politischen Entwickelung herausnimmt. Seine Darstellung ist, wenn wir von den Namen Kekrops, Erechtheus, Theseus, die er für geschichtlich halten muss, absehen, fast völlig richtig. Eine Erinnerung an die Einigung sieht er in dem Fest der ξυνοίκια, wie Hellanikos und Androtion (Harpokr. Παναθήναια. Chron. par. 10) die Panathenaeen, die in Wirklichkeit kurz vor Pisistratos eingeführt sind, auf Erichthonios zurückführen. Aristoteles würde uns nichts wesentlich Neues bieten. Er hat Thukydides nicht eben verbessert; auf ihn gehen die ochlokratischen Neigungen des Theseus, sein Heroldsruf δεῦρ' ἴτε πάντες λεῴ (vgl. Plut. Thes. 13) und die Schaffung der drei Stände durch Theseus zurück, s. Plut. Thes. 25 und Heraklid. pol. Dass die Theseussage ihren Ausgangspunkt im Norden Attikas hat, in Aphidna und der Tetrapolis [wo Theseus' Doppelgänger Herakles ebenso heimisch ist —

beide Gestalten waren ursprünglich gewiss identisch], weist Töpffer nach: Theseus und Peirithoos, in »Aus der Anomia« 1890, 30 ff. Dass aber der Vers Il. A 265 = scut. Her. 182 interpolirt ist, s. Hermes XXVII, 374. Die attischen Sagen haben eben erst sehr spät Einfluss auf die Literatur gewonnen. — Ueber Pallas (der mit dem Giganten identisch ist) s. Sophokles fr. 872 bei Strabo IX, 1, 6. Philoch. fr. 36. Plut. Thes. 13 u. a. Er ist der Eponymos von Pallene [vgl. jetzt Brückner, das Reich des Pallas, MAI. XVI, der mit Recht die Theilung Attikas mit Einschluss von Megara (König Nisos, vgl. §. 174 A.) in vier Reiche ins sechste Jahrhundert [mindestens] hinaufrückt, daran aber sehr kühne und schwerlich haltbare Combinationen über pisistratidische Einflüsse knüpft]. — Münzen von Eleusis: Köhler MAI. IV, 250. Die Tellosgeschichte Herod. I, 30, die man oft auf historische Kämpfe mit Eleusis bezogen hat, hat für die Geschichte überhaupt keinen Werth. Zum Nachleben der Annexion von Eleusis im Cult vgl. Robert, Hermes XX, 377 ff.

224. Die neueren Forscher sind daher geneigt, die Einigung Attikas bis auf Solon, Pisistratos, Kleisthenes hinabzurücken oder wenigstens erst im 8. und 7. Jahrhundert aus langen Kämpfen mit den landsässigen Adels- und Königsgeschlechtern erwachsen zu lassen. Das ist nicht richtig. Allerdings gehört dem attischen Adel der grösste Theil des Landes. Aber schon lange vor Solon sind die Adligen zu Stadtbürgern, zu Athenern geworden, hat sich die Concentrirung des Landes in der Hauptstadt vollzogen. Soweit wir geschichtlich hinaufkommen können, ist Attika ein Einheitsstaat, die Könige und Beamten Athens gebieten über das ganze Land. Dem entspricht es, dass nicht nur der Schiffskatalog die Einheit Attikas in die Urzeit hinaufrückt — der betreffende Abschnitt ist schwerlich älter als das 6. Jahrhundert —, sondern auch sonst im Epos nirgends eine Spur zu finden ist, dass neben Athen andere selbständige Gemeinden vorhanden waren. So dürfen wir wohl annehmen, in Uebereinstimmung mit der Auffassung des Alterthums, dass sich hier und hier allein der alte Staat der mykenischen Zeit erhalten hat. Ein gewisses Maass von Selbständigkeit der einzelnen Gaue und Gemeinden verträgt sich damit sehr wohl, und ebenso eine fortschreitende Erweiterung des Staats gegen die Grenzlande. Dass die Herrscher der Königsburg in der Kephissosebene über die Akte, die »Landzunge« bis nach

Sunion hin gebieten, ist die primäre Thatsache der attischen Geschichte. Dadurch ist die attische Nation entstanden und gegen ihre nördlichen Nachbarn, die Boeoter, die aus einer ähnlichen, nur nicht so vollständigen Einigung eines grösseren Gebiets erwachsen sind (§. 124), abgegrenzt. Die zwischenliegenden Gebiete mögen später hinzugekommen sein, zuerst die marathonische Tetrapolis, die auch ihren Heros Theseus nach Athen bringt, dann Eleusis, vielleicht durch friedliche Einigung, vielleicht, worauf die Sage vom Krieg zwischen Erechtheus von Athen und Eumolpos von Eleusis hinweist, durch Gewalt. Noch weiter dringt Athen seit dem sechsten Jahrhundert vor; Salamis, die Grenzgebiete gegen Boeotien, Panakton und die Graerstadt Oropos, Stücke von Euboea werden erobert, Plataeae verbündet, die Annexion von Megara und Aegina wieder und wieder versucht, aber schliesslich durch den Widerstand stärkerer Mächte vereitelt.

Od. γ 278 gehört die Akte mit Sunion zu Athen (Σούνιον ἱρόν, ἄκρον Ἀθηνέων), η 80 Marathon, hymn. Apoll. 30 ist δῆμος Ἀθηνῶν = Attika. Die Bedeutung der localen Sondergestalten der Sage darf man nicht überschätzen; für den adligen Stammbaum sind sie principiell erforderlich, und auch in den einzelnen Landschaften und Dörfern konnten sie sich noch bilden, als diese längst zu Athen gehörten; denn eine gewisse Sonderexistenz hat auch jeder Theil des Gesammtstaats.

Abschaffung des Königthums.

225. Rechtsprechung und Heerführung ist der Beruf des Königs; nach der letzteren hat er seinen Namen, βασιλεύς der »Volksführer«, d. h. Herzog, in Sparta ἀρχαγέτας der »Anführer«, in Thessalien ταγός der »Herzog«. Im Kriege hat er das Recht über Leben und Tod (Il. B 391 ff. vgl. Arist. pol. III, 9, 2). Auch im Frieden ist er der oberste Leiter des Volkes, der Vertreter der Gemeinde und ihrer Interessen, der Schirm der Schwachen, der Wittwen und Waisen. Er hat dafür zu sorgen, dass jedem zu Theil wird, was ihm nach göttlichem und menschlichem Recht zusteht; das besagt der Titel αἰσυμνήτης »Gebührwalt«, der in vielen aeolischen und

ionischen Städten den höchsten Beamten mit königlicher Machtvollkommenheit bezeichnet. Die Rechtsprechung trägt noch den Charakter des Schiedsgerichts (vgl. §. 53); die Parteien, welche sich nicht einigen können, gehen vor den König, dieser entscheidet mit Hülfe seines Raths nach dem Herkommen und bestem Ermessen. Dafür erhält er von den Parteien ein Geschenk — diese Gerichtsgebühren bilden neben dem Ertrage des Königsguts und den Abgaben bei Opfern und Mahlzeiten (§. 209) die Haupteinnahmen des Königs (z. B. Od. λ 186. α 392; daher δωροφάγοι βασιλῆες Hesiod op. 38. 221. 264). Daher taugt es für den Armen nicht, Processe zu führen, die seine ganze Habe aufzehren; besser ist es, sich in Frieden zu vergleichen (Hesiod op. 30 ff.). Die Macht des Königs stammt von Zeus; aber sie ist nicht unumschränkt, sondern an Recht und Herkommen gebunden. Allmonatlich schwören in Sparta die Könige und als Repräsentanten des Volks die Ephoren, ihre gegenseitigen Rechte achten zu wollen (Xen. rep. Lac. 15, 7). Denselben Eid leisten König und Volk der Molosser in Epirus (Plut. Pyrrh. 5); in Athen schwören die Archonten, nach dem Vorbild des ersten Königs zu regieren (§. 228), ein Eid, der jedenfalls weit in die Königszeit hinaufragt. Aehnliche Satzungen werden auch sonst vielfach bestanden haben.

αἰσυμνήτης (von dem später verschollenen αἶσα »der Antheil«, erhalten in Cypern GDI. 73 von der dem Gotte zustehenden Portion) als Titel in Kyme und Mitylene, Teos und Naxos, ferner in Megara und seinen Colonien als Name der Prytanen; die Belege s. bei Gilbert. Bei Homer sind αἰσυμνῆται Od. ϑ 258 erwählte Kampfrichter, Il. Ω 347 ist κοῦρος αἰσυμνητήρ ein adliger, königlicher Jüngling. — Aus den Geschenken an den König sind später die Gerichtsgebühren erwachsen, so in Athen die πρυτανεῖα, die von den Kolakreten, den Finanzbeamten des ältesten Staats (§. 209), verwaltet werden. Gleichartig sind vielleicht die für den besten Richter im Gerontencollegium bestimmten zwei Talente Il. Σ 507 [wenn die Stelle so zu verstehen ist; dagegen Lipsius, Leipz. Stud. XII, 224 ff.]. — Die Schilderungen der Richter bei Homer und Hesiod kennen das Königthum meist nicht mehr, sondern nur noch die adligen Richter (so z. B. in dem Hymnus auf den beredten und einsichtigen βασιλεύς theog. 80 ff.). Die ältesten Zustände sind daher nicht

sicher zu erkennen. Dazu kommt, dass eingehendere Schilderungen, wie Σ 498 ff. der Process um die Blutsühne [die ganze Schildbeschreibung kennt das Königthum nicht mehr; βασιλεύς v. 555 steht im späteren Sinne], selten und durch die technischen Ausdrücke schwer verständlich sind.

226. Für entwickeltere Verhältnisse reicht namentlich in grösseren Gebieten die Thätigkeit des Königs nicht mehr aus; für Rechtsprechung und Verwaltung treten ihm Jahrbeamte zur Seite. So in Athen die sechs »Rechtssetzer« (θεσμοθέται), in Sparta fünf »Aufseher» (ἔφοροι), in den kretischen Staaten zehn »Ordner« (κόσμοι) und ähnlich wohl in den meisten anderen Staaten. Die Aufgebote der Phylen befehligen in Attika die Phylenkönige; die Oberleitung des Heeres aber hat früh an Stelle des Königs ein »Kriegsherr« (πολέμαρχος) erhalten. Dazu kommen die Cassenbeamten der Gemeinde (§. 209), die Vorsteher der Phylen und Phratrien (§. 205), die Priester der Staatsculte, deren Amt meist in bestimmten Familien erblich ist, erwählte Schiedsrichter für die Kampfspiele (Od. ϑ 258 bei den Phaeaken αἰσυμνῆται κριτοὶ ἐννέα δήμιοι, οἳ κατ' ἀγῶνας εὖ πρήσσέσκον ἕκαστα, also ein ständiges Amt; vgl. den Hellanodikas in Elis) u. ä. Ursprünglich mögen diese Beamten vom König ernannt sein: in der homerischen Zeit werden sie bereits von der Gemeinde durch Wahl (Od. η 150 γέρας ὅτι δῆμος ἔδωκεν) oder wie in Sparta durch Zuruf ernannt. Manche dieser Beamten sind dem Könige coordinirt und führen daher gleichfalls den Königstitel, so in Athen die Herzöge der vier Phylen (§. 205). In Elis (IGA. 112), in Mitylene (GDI. 214. 215, 46. Theophrast bei Stobaeus flor. 46, 22 aus Pittakos), in Kyme (Plut. qu. gr. 2) finden wir mehere βασιλῆες neben einander, auch das spartanische Doppelkönigthum ist gewiss so entstanden. Nichts ist bezeichnender, als dass das Bedürfniss, den König des Staates von diesen Königen durch die Titulatur zu unterscheiden, überhaupt nicht empfunden wird. — Weit mehr noch als durch die Bildung dieser Aemter wird die Macht des Königs durch das steigende Ansehen des Raths beschränkt. Ursprünglich besteht derselbe aus erfahrenen und angesehenen Männern, welche das waffenfähige

Alter, das sechzigste Jahr, bereits überschritten haben — so ist es in Sparta immer geblieben. Wie weit ihre Zahl ursprünglich bestimmt war — in Sparta gibt es achtundzwanzig Geronten —, wissen wir nicht. Ernannt sind sie ursprünglich wohl vom König nach freiem Ermessen: der Herrscher lädt in seinen Rath und an seine Tafel wen er will. Schon bei Homer aber finden wir auch jüngere Männer unter den Geronten und später ist in den meisten griechischen Staaten die hohe Altersgrenze für die Rathsherren weggefallen. Das ist ein Symbol für die Verwandlung des Rathes der Alten in einen Adelsrath: je mehr die Cultur und die Ausbildung des Stadtstaats fortschreitet, desto mehr wird er die eigentliche Regierungsbehörde. Der König verliert seine Selbständigkeit, in Verwaltung und Gericht ist er an die Zustimmung des Raths gebunden, auch das Ernennungsrecht verliert er, sei es, dass die Rathsherren vom Volk erwählt werden, sei es, dass sie sich aus den Häuptern der angesehensten Geschlechter ergänzen.

Die Ephoren Civilrichter: Arist. pol. II, 6, 16 κρίσεων μεγάλων εἰσὶ κύριοι; III, 1, 7 τὰς τῶν συμβολαίων (δίκας) δικάζει τῶν ἐφόρων ἄλλος ἄλλας, οἱ δὲ γέροντες τὰς φονικάς. Plut. apophth. Lac. Eurykratidas τὰ περὶ τῶν συμβολαίων δίκαια ἑκάστης ἡμέρας κρίνουσιν οἱ ἔφοροι. Ferner die Anekdoten über den Ursprung des Ephorats, vor allem Plut. Cleom. 10; vgl. Forsch. I, 252. Ephoren gibt es auch in Thera, in den Colonien Kyrene und Heraklea und in Messene. Die den alexandrinischen Chronographen vorliegende Liste der eponymen Ephoren begann mit dem J. 755/4 (Forsch. I, 247); wahrscheinlich hat aber die Institution schon lange vorher bestanden, nur mit der Aufzeichnung hat man erst damals begonnen. Die kretischen Kosmen (zum Titel vgl. den κοσμόπολις in Lokri Polyb. XII, 16) entsprechen in allem den Ephoren. Ueber Athen §. 228. 233. Leider fehlt jede Angabe, wie der δικαστας des Gesetzes von Gortyn bestellt wird. — Zwei Königshäuser, die auf Skamandrios, S. d. Hektor, und Askanios, S. d. Aeneas, zurückgeführt werden, gab es auch in der von Milesiern colonisirten Troerstadt Skepsis, Strabo XIII, 1, 52.

227. Die wachsende Bedeutung des Raths spricht sich darin aus, dass im gewöhnlichen Sprachgebrauch der Königstitel auf die Rathsherren und dann weiter auf alle Adligen übertragen wird (§. 201). Unzweifelhaft haben die Könige

manchen Versuch gemacht, ihre Machtstellung zu behaupten. Bei Homer tritt uns der Gegensatz zwischen dem Oberkönig und den selbstherrlichen Adligen vielfach entgegen; der bekannte Spruch, der die Vielherrschaft verurtheilt und nur von dem einen Herrn wissen will, den Zeus gesetzt hat (B 103), führt uns mitten in den politischen Kampf. Aber auf die Dauer fehlte den Königen, wenn nicht einmal eine überragende Persönlichkeit auftrat, die Macht zur Wahrung ihrer Ansprüche. Manche adlige Familie mochte ihnen an Besitz, an Verdiensten und Einfluss überlegen sein; dass die Erblichkeit des Königthums wohl im allgemeinen, aber nicht ausnahmslos beachtet wurde, dass der König sein Amt formell erst durch die Zustimmung des Volkes, d. h. thatsächlich des Adels, erhält — vgl. die Zustände auf Ithaka während Odysseus' Abwesenheit —, war ein weiteres Moment der Schwäche. So ist es schliesslich erlegen, meist, wie es scheint, ohne eigentlichen Kampf. Es wird nicht sowohl gestürzt, als von Adel und Rath absorbirt, denn meist besteht es als Jahramt weiter; aber es wird seiner politischen Macht entkleidet und auf die sacralen Functionen beschränkt. Für die politische Leitung des Staats wird ein neues Oberamt geschaffen, das thatsächlich und vielfach auch officiell den Vortritt vor dem Königthum erhält, das Amt des »Ersten« oder »Präsidenten« (πρύτανις, so in Korinth und vielfach in Kleinasien), des »Herrschers« (ἄρχων, so in Athen, Boeotien und sonst vielfach), des »Leiters der Gemeindeangelegenheiten« (δαμιουργός, so in Argos IGA. 30 und in vielen Staaten des westlichen Griechenlands [auch in Kroton IGA. 544]), oder einfach »des der das höchste Amt hat« (in Elis ορ μεγιστον τελος εχοι και τοι βασιλαες IGA. 112, vgl. Thuk. V, 47 οἱ δημιουργοὶ καὶ οἱ τὰ τέλη ἔχοντες καὶ οἱ ἑξακόσιοι in Elis). Das wichtigste ist die Beseitigung der Erblichkeit und die jährliche Befristung des Oberamts — mehrfach mag dieselbe schrittweise durchgeführt sein, wie in Athen, wo das Königthum zunächst auf zehn Jahre befristet wird. Im einzelnen wird die Entwickelung mannigfach verschieden verlaufen sein. In manchen Staaten sind den Nachkommen des Königs-

hauses immer erbliche Ehrenrechte geblieben, so in Ephesos (Strabo XIV, 1, 3. Diog. Laert. IX, 6) und Skepsis (Strabo XIII, 1, 52); auch in Argos gab es noch zur Zeit der Perserkriege einen König, vermuthlich aus dem Hause der Temeniden (Herodot VII, 149) — seine politische Ohnmacht, die bis in die Urzeit des Königs Pelasgos zurückdatirt wird, schildert Aeschylos sehr anschaulich in den Schutzflehenden (vgl. §. 344). Auch in den übrigen Staaten kann von einer eigentlichen Revolution kaum die Rede sein; nirgends ist, soviel wir wissen, das Königshaus verjagt worden, es behält immer den höchsten Adel. Aber die Könige werden zu Standesgenossen ihrer Pairs. Vielfach ist das in seinen Befugnissen beschränkte höchste Amt lediglich sämmtlichen Angehörigen des Königsgeschlechts zugänglich geworden, so dass an Stelle der Königsherrschaft ein Regiment des höchsten Adels tritt. So wird in Korinth der letzte König angeblich von seinen Verwandten ermordet; seitdem herrschen die Bakchiaden, »mehr als zweihundert an Zahl«, gemeinsam und »wählen aus sich alljährlich einen Prytanen, der die Stelle des Königs einnimmt«. Ebenso regieren in Lesbos die Penthiliden (Arist. pol. VIII, 8, 13), in Erythrae die Basiliden (ib. VIII, 5, 4), die Verwandten des alten Königshauses, ebenso in Ephesos (Suidas Πυθαγόρας). In anderen Staaten, wie in Athen, erhalten alle Adligen gleiche Rechte und Theilnahme am Regiment.

Prytanen als höchste Jahrbeamte sind namentlich in Kleinasien ganz gewöhnlich; daher auch die Titel der Chroniken des Charon πρυτάνεις ἢ ἄρχοντες τῶν Λαμψακηνῶν [so ist bei Suidas zu corrigiren] und des Phanias πρυτάνεις Ἐρεσίων; vgl. Arist. pol. VIII, 4, 5 in Milet πολλῶν ἦν καὶ μεγάλων κύριος ὁ πρύτανις. Auch der spartanische König Prytanis, S. d. Eurypon, gehört wohl hierher. Ueber πρυτάνεις als Bezeichnung des Rathsausschusses §. 230. Ebenso ist in Athen u. a. ἄρχοντες, bei den Lokrern und in vielen westgriechischen Städten δαμιουργοί (in Elis IGA. 112, 6 ἁ ζαμιωργία, Thuk. V, 47 οἱ δημιουργοί) Name des höchsten Beamtencollegiums geworden. — Geschichte von Korinth bei Diod. VII, 9 (Euseb. chron. I, 219) nach Apollodor [oder Kastor?]; danach regieren die Könige 1104—748, die bakchiadischen Prytanen 747—658 bis auf Kypselos. Vgl. Herod. V, 92. Pausan. II, 4, 4. Strabo VIII, 6, 20 οἱ Βακχιάδαι τυραννήσαντες, πλούσιοι καὶ πολλοὶ καὶ γένος λαμπροί, διακόσια ἔτη

σχεδόν τι κατέσχον τὴν ἀρχήν, wobei die Könige von Bakchis an mitgerechnet sind. Bakchis gilt als vierter Nachkomme des Aletes, des heraklidischen Eroberers von Korinth; das ist zugleich ein Beleg dafür, wie wenig mythische und historische Ueberlieferung hier vorhanden war.

228. Etwas genauer können wir die Entwickelung in Athen verfolgen. Das Königshaus waren hier die Medontiden, als erster Herrscher galt Medons Sohn Akastos; noch in den Zeiten der Demokratie schwuren die Oberbeamten zu regieren wie dieser (Aristot. pol. Ath. 3, 3). Die Sagengeschichte schiebt ihnen eine Reihe nachkommenloser Könige vor, wie Kekrops und Erechtheus, ferner Aigeus und Theseus (§. 223); die ionische Genealogie macht Medon zum Sohn des Kodros und Nachkommen des Neleus von Pylos (§. 156). Akastos beginnt die Reihe der thatenlosen historischen Könige im Gegensatz zu den von der Legende reich bedachten Sagengestalten. Denn historische Erinnerungen, die über das siebente Jahrhundert hinaufreichen, gibt es nirgends; nur die Namen [die übrigens schwerlich alle historisch sind] haben sich im Gedächtniss bewahrt (§. 203). In Wirklichkeit lehrt der Eid der Archonten, dass Akastos' Gestalt weit älter ist als die der Urkönige; er führt uns in eine Zeit, in der die gesammte attische Sagengeschichte noch nicht existirte. Schon früh sind dem König einerseits sechs Richter (Thesmotheten), andrerseits ein Heerführer (Polemarch) beigeordnet. Um die Mitte des achten Jahrhunderts wird das lebenslängliche Königthum in ein zehnjähriges umgewandelt; aber die Medontiden behalten ihre Vorrechte. Erst vierzig Jahre später wird es jedem Adligen zugänglich. Auch diesmal aber kann keine tiefgreifende Revolution stattgefunden haben, denn immer sind die Medontiden eins der angesehensten attischen Adelsgeschlechter geblieben. Nach weiteren dreissig Jahren ist von 682 ab das Königthum in ein Jahramt umgewandelt und auf die Leitung der religiösen Feste und Processe (daher auch der Blutsgerichtsbarkeit) beschränkt worden, während die politische Leitung des Staats einem neuen Jahrbeamten, dem »Herrscher« (Archon), übertragen wird. Der Archon ist mithin der eigent-

liche Erbe des Königs, der regierende Oberbeamte; nach ihm wird das Jahr benannt; beim Amtsantritt erlässt er eine Verfügung, die jedem Bürger seinen Besitz garantirt (Arist. pol. Ath. 56) — ein Brauch, in dem uns anschaulich die in alten Zeiten während des Interregnums herrschende Gesetzlosigkeit entgegentritt. Die sämmtlichen Oberbeamten, Archon, König, Polemarch, und die sechs Thesmotheten werden seitdem als »die neun Herrscher« (οἱ ἐννέα ἄρχοντες) zu einem Collegium zusammengefasst.

Aristoteles pol. Ath. 3 hat den sehr achtungswerthen Versuch gemacht, die Geschichte des Archontats zu erschliessen, aber seine Resultate sind nicht durchweg richtig. Namentlich ist gar kein Grund vorhanden, die Einsetzung der Thesmotheten bis auf die Einführung des Jahrarchontats herabzurücken; sie haben mit dem Oberamt nichts zu thun. Ebenso verkennt Aristoteles, dass der ἄρχων der eigentliche Erbe des Königthums ist; daher ist es ganz natürlich, dass Akastos, der erste König, auch als der erste Archon gilt — denn nicht Medon, der Eponymos des Geschlechts, sondern sein Sohn, der erste Medontide, ist der erste Herrscher Athens, genau wie nicht Achaemenes, sondern der erste Achaemenide Teispes der erste König der Perser ist (I, 466); vgl. das über die Neliden §. 157 Bemerkte. Als dann die Vorgeschichte des attischen Königthums recipirt und ausgearbeitet und Medon zum Sohn des Königs Kodros gemacht wurde (§. 157), ging Akastos' Rolle auf Medon über (τελευταία τῶν ἀρχῶν ἡ τοῦ ἄρχοντος· οἱ μὲν γὰρ πλείους ἐπὶ Μέδοντος, ἔνιοι δὲ [offenbar die Aelteren] ἐπὶ Ἀκάστου φασὶ γενέσθαι ταύτην Arist.), und man behauptete, nach Kodros' Tode sei das erbliche Königthum in ein erbliches Archontat umgewandelt — worin der Unterschied bestehe, wusste man freilich nicht zu sagen (Justin. II, 7. Vell. I, 2. Pausan. IV, 5, 10. Euseb. chron. I, 185 [Kastor] u. ä.). Medontiden, nicht Kodriden, als Name des Geschlechts: Pausan. IV, 5, 10. 13, 7. Velleius I, 2. Töpffer, Att. Gen. 229. Ueber die Liste der Medontiden §. 203. Die Daten sind jedenfalls nicht geschichtlich, denn dass die zehnjährigen Könige wirklich alle 10 Jahre regiert haben, ist undenkbar. Was von dem Frevel des letzten Medontiden Hippomenes erzählt wird, durch den das Geschlecht um seine Rechte kommt (Diod. VIII, 22. Nic. Dam. 51. Herakl. pol. u. a.; abweichend Paus. I, 3, 3), ist ohne Werth. Sehr möglich ist auch, dass 682/1 [das Datum ist nicht ganz sicher, vgl. Busolt, Gr. Gesch. I, 404. 407] gar nicht das Datum der Einsetzung der Jahrarchonten ist, sondern nur dasjenige, von dem ab ihre Liste erhalten war, vgl. die Ephoren §. 226 A. — Der Titel ἄρχων steht in Athen nur dem ersten Beamten, nicht den übrigen acht Archonten zu.

229. Auch die Bewegung, welche zur Abschaffung des Königthums führt, verläuft wie aller politische und Culturfortschritt von Ost nach West. In Kleinasien mag sie sich meist zu Anfang des achten Jahrhunderts vollzogen haben, in Korinth ist sie um 747 v. Chr. eingetreten, in Attika fällt sie ans Ende des Jahrhunderts, bei den Arkadern und Pisaten hat das Königtum noch um die Mitte des siebenten Jahrhunderts bestanden (§. 343). Allmählich ist es dann auch da, wo die Stammverfassung bestehen blieb, wie in Aetolien und Elis, in Wegfall gekommen oder zu einem Schattenkönigthum geworden. Dagegen hat sich bei den Epiroten und Makedonen wie bei Thrakern und Illyriern meist [eine Ausnahme bilden z. B. die Chaoner in Epiros mit jährlich wechselnden Oberbeamten aus dem herrschenden Adelsgeschlecht (ἐκ τοῦ ἀρχικοῦ γένους); ebenso sind die Thesproter ἀβασίλευτοι Thuk. II, 80] das Stammkönigthum erhalten. In der griechischen Welt hat sich das alte Königthum einzig in Sparta behauptet; hier gab es eben keinen Adel. Ueberdies machte die kriegerische Entwickelung, welche der Staat seit dem Ende des achten Jahrhunderts einschlug, die Erhaltung des erblichen Heerführers nöthig. Die beiden Könige sind in Sparta immer die Träger der Souveränität geblieben, nicht nur den Fremden und den Göttern, sondern auch dem Bürger gegenüber. An den Rath der Alten sind sie gebunden, und ihre Stimme gilt hier nicht mehr als die jedes anderen Rathsherrn (Thuk. I, 20 gegen Herod. VI, 57). Aber im Felde gebieten sie unumschränkt, sie erklären den Krieg und führen das Aufgebot in Feindesland, ohne dass ihnen Jemand darein reden kann. In Sachen der Adoption, der Erbtöchter, der Landstrassen haben sie die Gerichtshoheit. Sie erhalten regelmässige Abgaben von Opferthieren, Gerste und Wein (§. 209), ihnen wird vom Staate Land zugewiesen. Wenn sie sterben, tritt allgemeine Landestrauer ein. Sie werden mit einem Pomp bestattet, der an den Orient und die mykenische Zeit erinnert. Erst durch die Umwandlung, die sich im spartanischen Staat seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts anbahnt, ist auch hier die

Königsgewalt weniger formell als thatsächlich immer mehr beschränkt worden.

Ueber die spartan. Könige: Herod. VI, 56 ff. Xen. rep. Lac. 13. 15. Ion von Chios fr. 2 (Athen. XI, 463).

Die Adelsherrschaft.

230. Mit dem Wegfall des Königthums verfällt auch die Königsburg. Die neuen Beamten haben ihren Sitz mitten unter ihren Standesgenossen, nicht mehr an geweihter und beherrschender Stätte. Sie residiren im »Amtshaus« (πρυτανεῖον) — in Athen liegt dasselbe am Fuss der Burg —, das den Staatsheerd umschliesst. Hier speisen sie zusammen mit dem Rath oder dem jeweilig regierenden Ausschuss desselben, auf den der Prytanenname von den obersten Beamten ebenso übertragen wird, wie früher der Königstitel. Nur die Heiligthümer, die der Königspalast umschloss, der Altar des Zeus herkeios und die heilige Stätte, an der die Schirmgöttin wohnte, bleiben bestehen und erhalten jetzt an Stelle des königlichen einen Staatscult. Vielfach hat man später auf den Trümmern der Paläste glänzende Tempel erbaut, so der Athene im Hause des Erechtheus, des attischen Urkönigs, auf der Burg von Athen (Od. η 81 Ἀθήνη . . . δῦνε δ' Ἐρεχθῆος πυκινὸν δόμον), der Hera in Olympia nahe dem Hause des Oinomaos; ebenso die Tempel in den Burgen von Tiryns und Mykene.

231. Das Adelsregiment, welches an die Stelle der Königsherrschaft trat, war in den einzelnen Staaten sehr verschieden gestaltet. Vielfach sind auch Umwälzungen, Erweiterungen und Beschränkungen der Rechte eingetreten. Derartige Verfassungsänderungen waren bei der Kleinheit der meisten Staaten und der ausschlaggebenden Rolle, die daher durchweg die maassgebenden Persönlichkeiten spielten, leicht durchführbar und ausserordentlich häufig. Nicht selten kam es dabei zu blutigen Kämpfen; die unterliegende Faction musste dann die Stadt verlassen, ihr Besitz wurde von den Siegern confiscirt. In manchen Staaten hat das Volk alle Rechte verloren, die berechtigte

Bürgerschaft besteht ausschliesslich aus den grossen Grundbesitzern (γεωμόροι in Samos Thuk. VIII, 21, Plut. qu. gr. 57, ebenso in Syrakus), der adligen Ritterschaft, die mit ihrem Gefolge das Heer bildet. So regieren in den euboeischen Städten Chalkis und Eretria die »Rossezüchter« (ἱπποβόται), von deren Kriegen Archilochos (fr. 3, vgl. §. 342) singt: »Da werden nicht Bogen noch Schleuder gebraucht, wenn Ares sie zur Schlacht in der Ebene zusammenführt; mit dem Schwert wird der Kampf gefochten, denn dieser Fechtweise kundig sind die speerberühmten Herren (δεσπόται) Euboeas«. Aehnlich in Magnesia am Maeander und zahlreichen anderen asiatischen Städten (Arist. pol. VI, 3, 2). Von Kyme in Aeolis wird berichtet, dass ein gewisser Pheidon die Zahl der berechtigten Bürger auf alle ausdehnte, die ein Ross hielten (Heraklid. pol. 11, 6). Vielfach ist es nur ein Theil des Adels, der am Regiment Theil nimmt. So ist in Epidauros die Bürgerzahl auf 180 Mann beschränkt, diese wählen die Rathsherren (ἀρτύνοι), die Masse der Bevölkerung, die »Staubfüssler«, wohnen rechtlos auf dem Lande (Plut. qu. gr. 1). Vielfach traten die Berechtigten erst dann in die Zahl der Bürger ein, wenn eine Stelle frei war, oder auch der Sohn rückte an die Stelle des Vaters (Arist. pol. VI, 5). So ruhten z. B. in Knidos die politischen Rechte der Söhne und der jüngeren Brüder, so lange der Vater oder der ältere Bruder lebte (Arist. pol. VIII, 5, 2. 3). Bei den ozolischen [?] Lokrern führen die Mitglieder der »hundert Häuser« (Polyb. XII, 5) die Regierung, in Korinth, Mitylene, Ephesos, Erythrae lediglich die zum Königsgeschlecht gehörenden Familien (§. 227). In anderen Staaten dagegen ist der Adel nicht fest abgegrenzt, sondern jeder, der ein grosses Vermögen besitzt, wird als berechtigt anerkannt. Weitere Unterschiede werden durch die verschiedene Festsetzung der Altersgrenze für Beamte und Rathsherren, sowie durch den Wahlmodus geschaffen. In manchen Staaten scheinen sich Rath und Beamte durch Cooptation ergänzt zu haben. In Elis gab es 90 aus den herrschenden Geschlechtern auf Lebenszeit gewählte Geronten, die wie es scheint

durch Acclamation, mithin durch den Einfluss der Mächtigsten ernannt wurden, so dass der Antheil an der Regierung thatsächlich auf wenige Familien beschränkt war (Arist. pol. VIII, 5, 8).

Arist. pol. VI, 10, 9 καὶ ἡ πρώτη δὲ πολιτεία ἐν τοῖς Ἕλλησιν ἐγένετο μετὰ τὰς βασιλείας ἐκ τῶν πολεμούντων, ἡ μὲν ἐξ ἀρχῆς ἐκ τῶν ἱππέων (τὴν γὰρ ἰσχὺν καὶ τὴν ὑπεροχὴν ἐν τοῖς ἱππεῦσιν ὁ πόλεμος εἶχεν· ἄνευ μὲν γὰρ συντάξεως ἄχρηστον τὸ ὁπλιτικόν, αἱ δὲ περὶ τῶν τοιούτων ἐμπειρίαι καὶ τάξεις ἐν τοῖς ἀρχαίοις οὐχ ὑπῆρχον, ὥστ' ἐν τοῖς ἱππεῦσιν εἶναι τὴν ἰσχύν). αὐξανομένων δὲ τῶν πόλεων καὶ τῶν ἐν τοῖς ὅπλοις ἰσχυσάντων μᾶλλον πλείους μετεῖχον τῆς πολιτείας. Vgl. VII, 4, 3. Ferner die Charakteristik der verschiedenen Oligarchien VI, 5. ἱπποβόται in Chalkis und Eretria Herod. V, 77 (erklärt als οἱ παχέες). Plut. Perikl. 23. Strabo X, 1, 8 nach Aristoteles ἡνίκα [in Chalkis] ἡ τῶν Ἱπποβοτῶν καλουμένη ἐπεκράτει πολιτεία· προέστησαν γὰρ αὐτῆς ἀπὸ τιμημάτων ἄνδρες ἀριστοκρατικῶς ἄρχοντες; Arist. pol. VIII, 5, 10 ἡ ἐν Ἐρετρίᾳ ὀλιγαρχία ἡ τῶν ἱππέων. — Vgl. ferner Herakl. pol. 22 die Magneten (am Maeander) ἱπποτρόφοι εἰσίν, ὃν τρόπον καὶ Κολοφώνιοι, πεδιάδα χώραν ἔχοντες. Vortrefflichkeit der kolophonischen Reiterei Strabo XIV, 1, 28. Beschränkung der Aemter auf bestimmte Familien in Elis: IGA. 113, wo Deukalion mit seinen Nachkommen zum ϝισοπρόξενος und ϝισοδαμιωργος gemacht wird. Alle Varianten der griechischen Verfassungen aufzuzählen ist nicht unsere Aufgabe; vgl. die Zusammenstellungen bei Gilbert, Griech. Staatsalterth. II.

232. In anderen Staaten hat der grundbesitzende Mittelstand, aus dem das gerüstete Fussvolk, die Hopliten, hervorgehen, seine Stellung mehr oder weniger behauptet. Dann werden wirkliche Volksversammlungen abgehalten, welche, wenn auch in Abhängigkeit vom Rath, das Gesetzgebungsrecht haben und vielleicht auch gelegentlich in Verwaltung und Rechtsprechung eingreifen, vor allem aber die Beamten aus den Berechtigten wählen. Derart ist offenbar die »Menge (πλῆθα) der Tausend« in Opus (§. 221). Ebenso kamen in Kolophon die Reichen in kostbaren Purpurgewändern, üppig geschminkt und parfümirt, auf den Markt, »nicht weniger als tausend insgesammt« (Xenophanes fr. 3; daraus Theopomp fr. 129); »hier waren die, welche ein grosses Vermögen besassen, zahlreicher als die Armen«, bemerkt dazu Aristoteles (pol. VI, 3, 8); hier mögen auch die Nichtadligen unter den »Tausend« als Reiter in den Krieg gezogen sein (vgl. §. 231 Anm.). Dagegen in Kyme ist

die Einsetzung einer Gemeinde der Tausend durch Prometheus eine Erweiterung des Bürgerrechts über die Ritterschaft hinaus (Herakl. pol. 11, 6; leider ist die Zeit ganz unbestimmt). Ebenso finden wir die »Tausend« in den italischen Colonien Kroton, Lokri, Rhegion. Meist nimmt man an, die Zahl der berechtigten Bürger sei hier gesetzlich auf 1000 festgesetzt, wer genügendes Vermögen hatte, sei unter sie nur aufgenommen, wenn eine Stelle frei war (so auch Herakl. pol. 25, 5 von Rhegion χίλιοι πάντα διοικοῦσιν, αἱρετοὶ ἀπὸ τιμημάτων). Aber in der Regel wenigstens wird »die Tausend« nur eine runde Zahl für alle Vollbürger sein — ebenso wie bei den »Fünftausend«, auf die durch die Revolution von 411 das athenische Vollbürgerrecht beschränkt wurde. Der Zahl von tausend Vollbürgern in den kleineren Staaten entsprechen die 6000 Bürger, deren Anwesenheit in Athen seit Solon [?] für Ausnahmegesetze erfordert wird. — Eine besondere Modification dieser Staatsform ist die Ordnung bei den Maliern (nördlich von den Thermopylen), wo »die Bürgerschaft (d. h. die Volksversammlung) aus den Ausgedienten besteht, die Beamten aber aus den Kriegern erwählt werden« (Arist. pol. VI, 10, 9). Sonst ist gewöhnlich umgekehrt nicht nur der Eintritt in den Rath, sondern auch die Bekleidung der Aemter auf die nicht mehr Dienstpflichtigen oder wenigstens auf ein höheres Alter beschränkt; so kann in Chalkis nur, wer über 50 Jahre alt ist, Beamter oder Gesandter werden (Herakl. pol. 31).

233. Die Beamten haben innerhalb der durch die Aemtertheilung gesetzten Schranken die volle Gewalt des Königs. Sie leiten die Gemeinde und vertreten sie den Göttern gegenüber; sie befehlen, die Bürger gehorchen. Dem unbotmässigen Bürger können sie Bussen auferlegen, sie haben je nach den Functionen ihres Amts das militärische Commando und die Judicatur. In manchen Staaten hat man durch einen complicirten Apparat sich gegenseitig controllirender Behörden und Rathscollegien den Bestand der staatlichen Ordnung zu sichern gesucht, auch wohl besondere »Gesetzeswächter« (θεσμοφύλακες,

νομοφύλακες) geschaffen; vgl. die Behörden von Argos, Mantinea, Elis bei Thuk. V, 47. Aber je mehr die Theilnahme am Regiment rechtlich oder thatsächlich auf eine geringe Zahl von Familien beschränkt ist, desto mehr werden sie von diesen und ihrem Organ, dem Rath, abhängig. Der Beamte hat die höchste Macht, aber nur auf ein Jahr; der Rath besteht dauernd, er bewahrt die Traditionen, in ihm ist alle politische Erfahrung gesammelt. Besonders stark musste die Abhängigkeit werden, wo der Rath aus den gewesenen Beamten gewählt wird, wie auf Kreta (Arist. pol. II, 7, 5), oder wo die abgetretenen den ständigen Beirath der regierenden Beamten bilden, wie im Areopag zu Athen. Hier wurden die Beamten sogar, wenn wir Aristoteles trauen dürfen (pol. Ath. 8, 2), vom Areopag ernannt und eingesetzt, thatsächlich bildeten also die Beamten eine dauernde und sich jedes Jahr selbst ergänzende Regierungsbehörde mit einem geschäftsführenden Ausschuss. Freilich stand ihnen als Gegengewicht der Rath im Prytaneion gegenüber, der aus den Vorstehern der 48 Naukrarien, der Unterabtheilungen der Phylen (§. 205), mit den Phylenkönigen an der Spitze, gebildet war. Ihm präsidirte, wie es scheint, in der Regel der Archon, der im Prytaneion sein Amtslocal hatte (Arist. pol. Ath. 3, 5), bei Gerichtssitzungen aber der König. Wie die beiden Rathscollegien sich zu einander verhalten haben, ist nicht klar; doch ist es bezeichnend, dass später der Versuch gemacht werden konnte, die Verantwortung für eine in die Zeit der Adelsherrschaft fallende politische Handlung den neun Archonten abzunehmen und dem Prytanenrath zuzuweisen. Vermuthlich hat sich der Rath auf dem Areopag erst allmählich gebildet, indem die regierenden Beamten ihre Vorgänger zu Rathe zogen; zu einer festen Institution mag er erst durch die Entwickelung der Blutsgerichtsbarkeit (§. 364 f.) geworden sein. Der Rath im Prytaneion dagegen ist der alte Adelsrath der Königszeit. — Aehnliche doppelte Rathscollegien scheint es übrigens auch in anderen griechischen Staaten, z. B. in Argos (Thuk. V, 47 ἡ βουλὴ καὶ οἱ ὀγδοήκοντα), gegeben zu haben.

Der Rath auf dem Prytaneion in Athen ist später durch den Rath der 400 (500) ersetzt und daher in unseren Berichten verschollen. Aber schon an sich ist klar, dass auf dem Prytaneion, dem Amtshaus, von dem die Ionier nach Kleinasien zogen (Herod. I, 146) und das seit Theseus den Mittelpunkt des attischen Gesammtstaats bildete (ἓν βουλευτήριον ἀποδείξας καὶ πρυτανεῖον Thuk. II, 15), die Vorgänger der solonischen und kleisthenischen Prytanen tagten. Genannt werden sie in Herodots Bericht über den kylonischen Frevel, der den Archon Megakles reinwaschen soll: οἱ πρυτάνιες τῶν ναυκράρων, οἵπερ ἔνεμον τότε τὰς Ἀθήνας V, 71, berichtigt von Thuk. I, 126 τότε δὲ τὰ πολλὰ τῶν πολιτικῶν οἱ ἐννέα ἄρχοντες ἔπρασσον. Nun nennt das solonische Amnestiegesetz einen Gerichtshof, der auf dem Prytaneion unter Vorsitz der Könige, d. h. des Königs und der Phylenkönige — denn nur diese alle zusammen können ebenso wie CIA. I, 61 und im Psephisma des Patrokleides Andok. de myst. 71 mit dem Plural gemeint sein — tagt und über Aufruhr und Tyrannis urtheilt: ὅσοι ἐξ Ἀρείου πάγου ἢ ὅσοι ἐκ τῶν ἐφετῶν ἢ ἐκ πρυτανείου καταδικασθέντες ὑπὸ τῶν βασιλέων ἐπὶ φόνῳ ἢ σφαγαῖσιν ἢ ἐπὶ τυραννίδι ἔφευγον (Plut. Sol. 19; zur Erklärung s. weiter §. 365 A). Dieser Gerichtshof hat bis in die späteste Zeit bestanden; denn die Phylenkönige mit dem König (Arist. pol. Ath. 57, 4 δικάζει δ' ὁ βασιλεὺς καὶ οἱ φυλοβασιλεῖς καὶ τὰς τῶν ἀψύχων καὶ τῶν ἄλλων ζῴων. Pollux VIII, 120) richten auf dem Prytaneion über die ἄψυχα u. ä. (§. 365). Dieser Gerichtshof auf dem Prytaneion ist offenbar mit Herodots Prytanen der Naukraren identisch, oder vielmehr diese sind der geschäftsführende Ausschuss des aus den Naukraren, den Vorstehern der Bezirke, in welche die Phylen zerfallen (§. 205), gebildeten Raths. Hat dieser Rath die Kyloneer verurtheilt, so lag es nahe, ihm auch die politische Verantwortung für die Ermordung Kylons zuzuschreiben. Für einen aus den Naukrarien hervorgehenden Rath sind die Phylenkönige die natürlichen Präsidenten. Für Blutgerichte hat über ihnen der König den Vorsitz, während das Prytaneion sonst das Amtslocal des Archon ist (Arist. pol. Ath. 3, 5) und dieser jedenfalls auch in allen politischen Verhandlungen die Oberleitung gehabt hat. Endlich hat der Prytanenrath ursprünglich auch in Civilsachen [unter Vorsitz des Thesmotheten] zu Gericht gesessen; denn nur so ist die Benennung der Gerichtsgelder als πρυτανεῖα (§. 225 A.) zu erklären. Die zu ihm gehörigen Finanzbeamten sind theils die ναύκραροι, theils die Kolakreten, die diese Gelder einnehmen und die Mahlzeiten im Prytaneion besorgen (§. 209). — Bemerkt sei noch, dass die Amtslocale des Königs, im Bukoleion (Arist. pol. Ath. 3, 5), und der Phylenkönige, im Basileion (Pollux VIII, 111), nahe beim Prytaneion liegen. — In Argos stehen neben dem Rath und den »Achtzig« die ἀρτῦναι; eine Inschrift aus Argos (Robert in den Mon. antichi dell' Ac. dei Lincei I, 593) nennt die βωλά und die συναρτύοντες und unterscheidet sie von den Beamten und Rich-

tern. Ihre Functionen sind nicht klar. In Epidauros sind die ἄρτυνοι der Rath (Plut. qu. gr. 1). Vgl. auch die Verfassung von Ephesos in der Diadochenzeit Strabo XIV, 1, 21. Dittenberger, Sylloge 134.

423. Die wichtigste Aufgabe des Staats, von Kriegszeiten abgesehn, ist die Rechtsprechung. Der Fortschritt der Cultur beruht wesentlich auf der ständigen Erweiterung ihres Bereichs. Je mehr Beamte und Rath jede Verletzung der staatlichen Ordnung, des Stadtfriedens und des Landfriedens, ahnden, unbotmässige und eigenwillige Adlige dem Rechtsspruch unterwerfen, jedem ohne Ansehn der Person das gleiche Recht zu Theil werden lassen, desto mehr bildet sich der alte lockere Stammstaat zum Rechtsstaat um. Keine Thätigkeit der »Könige« und der »Alten« tritt denn auch bei Homer und Hesiod stärker hervor. Tagtäglich sitzen sie vom Morgen bis Abend auf dem Markt, in der Hand den Stab, das Abzeichen ihrer Würde (z. B. Il. A 238; δικάσπολοι, σκηπτοῦχοι), und geben den Rechtsuchenden Bescheid (z. B. Od. μ 439). Gesetze gibt es noch nicht, nach den ererbten Satzungen und freiem Ermessen entscheiden die Richter. Alles kommt daher auf die Person der Richter an. Wenn sie das Recht beugen (σκολιαὶ δίκαι oder θέμιστες), nach Gunst und persönlichem Vortheil urtheilen, so trifft schweres Unheil die Stadt, und die Götter suchen sie mit harten Strafen heim (z. B. Il. Π 386 ff. Hesiod. op. 213 ff.). Die Stadt dagegen, in der das Recht gepflegt wird, blüht auf, sie geniesst den Frieden, die Volkszahl wächst, die Felder gedeihn, Zeus' Segen ruht auf ihr (Od. τ 110 ff. Hesiod l. c.). Der Adlige (βασιλεύς), dem die Musen Einsicht und Beredsamkeit verliehen haben, gewinnt den grössten Einfluss, »alles Volk schaut auf ihn, wie er den Process mit gradem Rechtsspruch entscheidet; durch sichere Rede kann er rasch auch einen grossen Streit einsichtig beenden« (Hesiod theog. 81 ff., vgl. 96 = hymn. hom. 25). Im übrigen tritt ein Unterschied auffallend hervor. Die spätere Zeit kennt (abgesehn von den Volksgerichten) für Civilsachen überall nur Einzelrichter, so in Sparta, Kreta, Athen; bei Homer und Hesiod aber werden auch die Civilprocesse durch

ein adliges Richtercollegium entschieden, so der Handel Hesiods mit Perses durch die βασιλῆες, der Streit um die Zahlung des Wehrgeldes (Il. Σ 501 ff.) durch einen ἵστωρ (Schiedsrichter?, wohl an Stelle des Königs der älteren Zeit) mit den Geronten als Beisitzern. Ebenso übte in Athen ursprünglich der Prytanenrath die Civilgerichtsbarkeit (§. 233 A). Wider alles Erwarten hat sich also die Institution des Einzelrichters aus dem Gerichtshof herausgebildet. In Criminalsachen, d. h. in Fällen, wo das staatliche Interesse verletzt ist — in der folgenden Epoche kommt auch die gerichtliche Strafe des Mordes hinzu, während jetzt der Mord noch nicht als Verbrechen gilt, sondern lediglich die Blutrache frei waltet —, hat sich dagegen die Judicatur des Raths immer erhalten.

Den homerischen Zuständen entsprechend liegt auch in Athen das Amtslocal der Thesmotheten am Markt, dem Mittelpunkt des Verkehrs. Richtercollegien finden sich auch IGA. 322. — Criminalgerichtsbarkeit der Geronten in Sparta Arist. pol. III, 1, 7. In Athen übt sie sowohl der Areopag wie der Prytanenrath und später die βουλή (Arist. pol. Ath. 45). Dazu kommen dann für Mordsachen die Epheten (§. 365).

Beziehungen der Staaten zu einander.

235. Es erübrigt noch, einen Blick auf die Beziehungen der Staaten zu einander zu werfen. Wie durch den Zerfall der Stämme Staatenverbände entstanden sind, haben wir bereits gesehn. In anderen Fällen hat umgekehrt das Bedürfniss nach engerer Verbindung zu einem landschaftlichen Zusammenschluss der Nachbarn, zur Gründung einer Amphiktyonie, geführt. Durchweg knüpft dieselbe an ein möglichst central gelegenes Heiligthum an und findet ganz wie bei den Stammverbänden in einer Festversammlung ihren Ausdruck; während derselben herrscht Gottesfriede, bestimmte Satzungen regeln den Verkehr der Gemeinden unter einander. Hierher gehört die boeotische Amphiktyonie im Dienste des Poseidon von Onchestos (§. 222), die der Küstengemeinden des saronischen und argivischen Golfs (nebst Orchomenos) im Dienst des Poseidon von Kalauria (§. 128). Ebenso ist das Heiligthum

Apollos auf der kleinen Insel Delos der Mittelpunkt zunächst einer Amphiktyonie der »ringsumliegenden» ionischen Inseln, der Kykladen, dann der ganzen ionischen Welt geworden (§. 245). Gleichartig ist, wenn der Verband auch nicht als Amphiktyonie bezeichnet wird, das Fest, welches nachweislich seit dem Jahre 776 und vielleicht schon weit früher die Elier und Messenier alle vier Jahre zu Ehren des olympischen Zeus in der Landschaft Pisa am Alpheos feiern. Am wichtigsten ist später der Verein geworden, welcher alle thessalischen und mittelgriechischen Stämme im Dienste der Demeter Amphiktyonis bei Anthele vereinigt, an dem schmalen Engpass der Thermopylen, durch den längs des euboeischen Meeres die Strasse von Norden nach dem Centrum Griechenlands führt. An sie knüpfen einige allgemeine Satzungen: keine zugehörige Stadt soll zerstört, das fliessende Wasser darf ihr nicht abgeschnitten werden. Zu grösserer politischer Bedeutung aber ist keiner dieser Verbände gelangt, so gut wie innerhalb der Stammvereine haben sich auch hier die isolirenden Triebe stärker erwiesen als das Streben nach Einigung.

236. Das schwerste Hinderniss jeder Einigung ist das völlige Fehlen irgend welcher Rechtsgemeinschaft zwischen zwei selbständigen Staaten. Das eigne Recht gilt nur für die Angehörigen der Gemeinde, das fremde Recht hat ausserhalb der Grenzen seines Gebietes so wenig zu bedeuten wie der fremde Beamte. Das gilt sogar von Gemeinden, die einem einheitlichen Stammverbande angehören, wie den lokrischen und phokischen. Der Fremde ist daher vollständig rechtlos; nur der Schutz der Götter, der Zeus der Schutzflehenden und Fremden (§. 60), waltet über ihm. Wer durch Noth oder Blutschuld gezwungen oder auch um ein Gewerbe zu treiben, in einer fremden Gemeinde sich niederlassen will, muss in die Clientel eines Bürgers treten. Nur durch seine Vermittelung geniesst er Rechtsschutz. Bürgerrechte kann er nie gewinnen, Grund und Boden nicht erwerben, sein Gerichtsstand ist der Kriegsbeamte, der es mit den Fremden und Feinden zu thun hat, so in Athen der Polemarch. So ist der Beisasse

(μέτοικος, πάροικος u. ä) ein ἀτίμητος μετανάστης (Il. I 648. II 59), immer in Abhängigkeit von anderen. Nur angesehne Flüchtlinge, die vom Herrscher aufgenommen und reich beschenkt werden, mögen sich ein besseres Loos gewinnen. — Wer vorübergehend auf fremdem Staatsgebiet sich aufhält, sei es im öffentlichen Auftrag als Gesandter, sei es in Geschäften oder zum Besuch, nimmt zwar persönlich meist eine angesehnere Stellung ein als der arme Metoeke, aber rechtlich steht er nicht anders. Der Gesandte und der vornehme Fremde sind Gäste des Staates und seiner Beamten, sie speisen am Staatsheerd, jeder andere bedarf eines Gastfreundes unter den Bürgern, der ihn beschützt und bei Rechtshändeln vertritt. Das Gastverhältniss steht unter Zeus' Schutz und vererbt sich von Generation zu Generation. Früh [doch findet sich im Epos kein Hinweis darauf] hat sich dasselbe dahin erweitert, dass angesehene Bürger, die zu einem fremden Staate politische oder commercielle Beziehungen haben, den Schutz über alle aus diesem kommenden Fremden übernehmen und von ihm als πρόξενοι, d. h. Gastfreunde des Staats, anerkannt werden. In einzelnen Gemeinden finden wir auch, dass derartige officielle Gastfreunde, die für die Fremden zu sorgen haben, vom eignen Staate ernannt werden, so in Sparta (Herod. VI, 57, die Könige haben das Recht προξείνους ἀποδεικνύναι τοὺς ἂν ἐθέλωσι τῶν πολιτῶν), in Elis (IGA. 113. 118), in Kroton (IGA. 544).

237. Ein regelrechtes Rechtsverfahren zwischen Angehörigen verschiedener Staaten wird indessen auch durch diese Institution nicht herbeigeführt. Wer Ansprüche an einen Fremden hat, wie sie zunächst im Grenzverkehr und dann bei der steigenden Entwickelung des Handels tagtäglich entstehn mussten, kann, falls sie nicht in Güte befriedigt werden und er nicht Verbindungen genug hat, um durch Vermittelung eines Gastfreundes den sehr problematischen Rechtsweg in dem fremden Staate zu beschreiten, zu seinem Rechte nur gelangen, indem er sich der Person des Fremden oder ihm gehöriger Gegenstände (Vieh, Sklaven, Waaren, Schiffe) bemächtigt und so ein Faustpfand gewinnt. Das ist das Recht

des συλᾶν oder ἄγειν καὶ φέρειν. Dadurch wird die Lage der Parteien umgekehrt, der Fremde gezwungen, sich an die heimischen Gerichte des Gegners zu wenden und diesen die Entschädigung über die beiderseitigen Ansprüche zu überlassen. Auch Waaren eines Landsmannes des Fremden wird man vielfach in solcher Weise beschlagnahmt haben. Nur heilige Stätten oder besondere Privilegien gewähren dagegen den Schutz der Asylie. Ueber diese Zustände ist man erst sehr spät hinausgekommen, indem man das Verkehrsrecht durch Verträge (σύμβολα) regelte, die meist das Forum des Beklagten für zuständig erklären und eine kurze Frist für die gerichtliche Behandlung der Klage festsetzen. Die grosse Schwierigkeit, zu solchen Verträgen zu gelangen, lag darin, dass durch sie jeder Staat in einem wichtigen Punkte einen Theil seiner Souveränität aufgab und einen Nachbarstaat als gleichberechtigt, ja als Gerichtsinstanz gegen die eigenen Bürger anerkannte — das widerspricht dem alten Bürgerbegriff durchaus. Schwerlich ist es vor Beginn des fünften Jahrhunderts irgendwo zu solchen Verträgen gekommen.

Die ionischen Städte sind erst 493 durch die Perser gezwungen worden συνθήκας σφίσι αὐτοῖσι ποιέεσθαι, ἵνα δοσίδικοι εἶεν καὶ μὴ ἀλλήλους φέροιέν τε καὶ ἄγοιεν. Herod. VI, 42. Anderswo wird es also derartige Verträge bis dahin noch viel weniger gegeben haben. Vertrag über Aufhebung des Pfändungsrechts (συλᾶν) gegen Fremde zwischen den lokrischen Gemeinden Chalea und Oeanthea IGA. 322 (vgl. Kirchhoff, Philol. XIII, 1 und m. Forsch. I, 307) und der weit spätere zwischen Lyttos und Malla auf Kreta BCH. IX, 10 = Mus. Ital. III, 637. — Dass die Richter den Fremden und den Bürger mit gleichem Maasse messen sollen, ist alter Grundsatz: Hesiod op. 225, aber natürlich oft übertreten, vgl. Forsch. I, 312 f.

238. Wie sehr durch derartige Zustände die natürlichen Anlässe zu Fehden zwischen Nachbargemeinden vermehrt worden sind, liegt auf der Hand. Dazu kommt die Gewohnheit, durch Raubzüge Einzelner (§. 201) und ganzer Stämme, namentlich zur See, Vieh und Sklaven und vor allem Weiber zu erbeuten (vgl. Il. Λ 671 ff. Od. γ 73. δ 314. π 426). Zwar ist es falsch, wenn man sich die Staaten in älterer Zeit unter

einander in fortwährendem Kriegszustand denkt. In der Regel herrschten friedlicher Verkehr und freundschaftliche Beziehungen, gemeinsame Feste werden gefeiert, Ehebündnisse zwischen den Nachbarn geschlossen; Streitigkeiten sucht man friedlich durch Gesandtschaften beizulegen, manchmal gelingt es sogar, geraubtes Gut durch Verhandlungen wiederzuerhalten (Od. φ 16 ff.). Aber der Friedensstand ist unsicher, jeden Augenblick kann er mit oder ohne Grund gebrochen werden. Freilich gilt auch hier der Grundsatz, dass der Krieg vorher durch einen Boten angesagt werden soll. Nicht selten führt dann das Bedürfniss, zu gesicherten Zuständen zu gelangen, zum Abschluss eines Friedens und selbst einer Waffenbrüderschaft auf bestimmte Zeit, 30, 50, 100 Jahre (IGA. 110. 118 und sehr oft im 5. Jahrhundert). Während dieser Frist ruhen die Waffen, jeder Streit muss durch Uebereinkunft oder Schiedsgericht beigelegt werden; den Bruch des Vertrages ahnden die Götter.

III. Die Cultur des griechischen Mittelalters.

Landwirthschaft und Handwerk.

239. Unter den Erwerbszweigen nimmt im griechischen Mittelalter sowohl der Werthschätzung nach wie thatsächlich die Landwirthschaft die erste Stelle ein. Auf ihr beruht die Macht des Adels, bei weitem die Mehrzahl der Bevölkerung lebt von ihr. Den Vorrang behauptet auch jetzt noch die Viehzucht; der Reichthum des Adels besteht vor allem in ungeheuren Heerden, namentlich von Ziegen, Schafen und Schweinen (§. 51). Im Flachlande (z. B. in Elis) werden auch grosse Rinderheerden gehalten; das Rind ist das Schlachtvieh der Vornehmen und der grossen Feste, sonst wird es vor allem zur Feldarbeit gezüchtet. Zum Transport dienen Esel und Maulthiere; Pferdezucht kann sich nur in den grösseren Ebenen, wie in Argos, Elis, Thessalien, und in manchen Ge-

bieten Kleinasiens auf den reichen Adelshöfen entwickeln und dient fast ausschliesslich dem Krieg und dem Sport. In den zerrissenen Gebirgen, die einen grossen Theil Griechenlands erfüllen, ist Ackerbau in grösserem Umfang kaum möglich; dagegen ist er in den Thälern und Ebenen voll entwickelt, doch, wie es scheint, noch ohne eine wesentliche Beschränkung der Viehzucht herbeizuführen. Der Ackerbau ist sehr extensiv; zwar kennt schon Homer die Düngung, aber die Felder bleiben durch das ganze griechische Alterthum ein Jahr um das andere brach liegen. Gebaut wird vor allem Spelt (ζειά) und Gerste (ἄλφιτον, κριθή), daneben Weizen (πυρός). Die allgemeine und unentbehrliche Ergänzung der Brotnahrung (σῖτος) bildet der Wein. Vielfach wird er wohl an den Berghängen und zwischen den Feldern gezogen; doch ist bereits bei Homer eine regelrechte, eingehegte und gepflegte Weinpflanzung ganz gewöhnlich (z. B. Il. I 579. Ξ 123. Σ 561). Auch Gemüse- und Obstgärten fehlen nicht (z. B. Il. Φ 257, Od. τ 112). Allmählich kommt dann die Cultur des Feigen- und namentlich des Oelbaumes auf. Die ältere Zeit bezog, wie es scheint, ihr Oel aus dem Orient; dann verbreitet sich die Oelcultur durch ganz Hellas (bei Homer zuerst P 53, dann in der jungen Stelle von den Gärten des Alkinoos Od. η 116, bei Laertes ω 246 ff.); das Oel wird einer der unentbehrlichsten Artikel des Haushaltes sowohl für die Bereitung der Speisen wie für die Beleuchtung. Durch den Oelbaum sind unfruchtbare Gebiete, wie das Binnenland von Attika, der Cultur erst recht erschlossen worden.

Im allgemeinen s. Büchsenschütz, Besitz und Erwerb im griech. Alterthum und vor allem Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien. — Für den Wechsel von Brache und Bestellung Suidas ἐπὶ καλάμῃ ἀροῦν (aus Lysias).

240. Neben der Landwirthschaft beginnt das Gewerbe sich zu entwickeln. Zwar der gewöhnliche Bedarf des Lebens wird meist im Hause selbst beschafft, namentlich in der Grosswirthschaft; die zahlreichen Weiber und Mägde auf den Herren-

höfen, meist kriegsgefangene Sklavinnen, mahlen das Korn und backen das Brot, spinnen und weben. Aber die sesshafte Cultur führt mit Nothwendigkeit zur Arbeitstheilung, auch bildet sich in den einzelnen Gewerken eine stets complicirter werdende Technik, deren nur der gelernte Handwerker Herr wird. So ist denn das Handwerk bei Homer und Hesiod offenbar noch weiter ausgebildet als in der mykenischen Epoche. Zu dem Schmiede (χαλκεύς), der ursprünglich in Kupfer- und Edelmetallen (Od. γ 425 χρυσοχόος, ν 432 als χαλκεύς bezeichnet), jetzt aber auch in Eisen arbeitet — eiserne Waffen sind den mittleren und jüngeren Partien des Epos bereits ganz geläufig — und seinem Doppelgänger, dem Thonarbeiter (κεραμεύς), kommt der Zimmermann (τέκτων), der Häuser und Schiffe baut. Ferner der Lederarbeiter, (σκυτοτόμος Il. Η 221), der z. B. Schilde macht, der Bogner (κεραοξόος τέκτων Il. Δ 110), die Spinnerin (Il. Μ 430) u. a. Soweit diese Handwerker nicht ihren besonderen Schutzpatron haben, wie die Schmiede den Hephaestos (§. 70), stehen sie unter dem Schirm der werkthätigen Göttin Athene (z. B. der Zimmerer, der den Pflug baut, Hesiod op. 430). Zu den Handwerkern gehören ferner die Ausrufer und Boten (»Herolde«, κήρυκες), dann die Aerzte, deren Schutzpatron Asklepios ist, die Zeichendeuter (μάντιες), die aus dem Vogelflug und den Wunderzeichen die Zukunft zu erkunden gelernt haben und bei jedem grösseren Geschäft, namentlich aber bei allen kriegerischen Unternehmungen, unentbehrlich sind, die Traumdeuter (ὀνειροπόλοι) u. ä., endlich die Sänger (ἀοιδοί), die von Ort zu Ort ziehen und bei allen Gastmälern und Festen willkommene Gäste sind. Auch Musiker (Mus. ital. II, 130 in Oaxos) und Gaukler (Il. Ο 680. Od. δ 18) sind wohl hier zu nennen. Sie alle sind δημιοεργοί, »Leute, die für Jedermann, nicht für sich selbst, arbeiten«. Zum Theil sind sie sehr geschätzt, erfahrene Baumeister, Schmiede, Aerzte, Seher, Sänger, erfreuen sich weithin grossen Ansehens und werden von einem Ort zum andern geholt; aber social sind sie den Besitzenden nicht ebenbürtig, sie gehören nicht dem herrschenden, sondern dem

abhängigen Stande an, und Jeder, der ein Grundstück sein eigen nennt, sieht voll Selbstbewusstsein auf sie herab.

Im allgemeinen Od. ρ 382 ff. τίς γὰρ δὴ ξεῖνον καλεῖ ἄλλοθεν αὐτὸς ἐπελθὼν ἄλλον γ', εἰ μὴ τῶν, οἳ δημιοεργοὶ ἔασιν, μάντιν ἢ ἰητῆρα κακῶν ἢ τέκτονα δούρων, ἢ καὶ θέσπιν ἀοιδόν, ὅ κεν τέρπησιν ἀείδων; οὗτοι γὰρ κλητοί γε βροτῶν ἐπ' ἀπείρονα γαῖαν. Hesiod op. 25 καὶ κεραμεὺς κεραμεῖ κοτέει καὶ τέκτονι τέκτων καὶ πτωχός πτωχῷ φθονέει καὶ ἀοιδὸς ἀοιδῷ. Auch der Bettler betreibt gewissermassen ein Handwerk, vgl. Iros. — δημιοεργός heisst auch, wer ein Werk des δῆμος, d. h. eine staatliche Aufgabe, vollzieht, z. B. der im öffentlichen Auftrag entsandte Herold Od. τ 135; daher als Amtstitel §. 227. Auch ein μάντις wie Kalchas ist Il. A 80 ein ἀνὴρ χέρης, der nicht zum regierenden Stande gehört; die weitere Entwickelung der Sage hat dann seine Gestalt immer mehr zu heben gesucht. Natürlich gab es aber wie adlige Priesterfamilien auch adlige Seher, so z. B. die Iamiden in Arkadien und Elis.

Schiffahrt, Handel, Verkehr.

241. Zu diesen Berufszweigen kommt in der griechischen Welt seit Alters der Erwerb durch Seefahrt und Seehandel. Durch die Besetzung der Inseln und der kleinasiatischen Küsten ist seine Entwickelung wesentlich gesteigert. Die Inseln und Küstenplätze sind durch ihre Lage darauf angewiesen, den Absatz für überschüssige Producte über See zu suchen und, was sie brauchen, von dort zu holen; und auch für die Küstengebiete des Mutterlandes liegen die bequemsten Communicationswege vielfach auf dem Meere, nicht auf dem Festlande. So ist jeder Ort, dessen Gebiet das Meer berührt, zugleich ein Handelsplatz. Einen geschützten Hafen mit sicherem Ankergrund braucht man nicht, felsige Buchten werden gemieden; dagegen bedarf man eines flachen Strandes, auf den die Schiffe, meist grosse offene Ruderboote mit 50 oder vielmehr 52 Mann Besatzung (Od. ϑ 35), gezogen werden und gegen Wind und Wellen geschützt liegen. Da weite Seefahrten möglichst gemieden werden und der Kauffahrer, auch wenn er nicht nur Zwischenhandel betreibt, doch möglichst zahlreiche Orte anläuft, um hier seine Waaren feil zu bieten, so gelangen namentlich die verbindenden Inseln, wie Cypern,

Rhodos, Kreta, zu grosser Bedeutung (§. 142. 178). Daneben sind die Küstenplätze Kleinasiens und auf der europäischen Seite Euboea, Argos, in älterer Zeit vielleicht auch Lakonien Hauptsitze des Handels. Selbständig behaupten sich neben den Griechen die Stämme des Südwestens Kleinasiens, die Karer und Lykier, die ihre Küsten fast völlig von griechischen Niederlassungen freigehalten haben und mit ihnen in Handel und Seeraub eifrig rivalisiren. Alle diese Gebiete sind durch friedlichen und freundlichen Verkehr materiell und geistig aufs engste mit einander verbunden. Im griechischen Epos, welches Kreter und Lykier und die Helden von Rhodos und Kos bald als Freunde, bald als Feinde mit den Heroen der kleinasiatischen Griechenstädte und des Mutterlandes kämpfen lässt und ihre Stammbäume und Eponymen auf das mannigfachste mit einander verschlingt, tritt uns das rege Verkehrsleben, welches im griechischen Mittelalter namentlich den Süden des aegaeischen Meeres umfasste, anschaulich entgegen.

An der späten Stelle Il. Υ 247 kommt bereits eine νηῦς ἑκατόζυγος vor. — Die Rolle, welche die Lykier im troischen Epos spielen [sie werden mit ihrem Heros Pandaros (in Pinara, Strabo XIV, 3, 5) und ihrem Flusse Xanthos sogar direct nach Troas versetzt], ihre Verbindung mit Kreta u. ä. sind bekannt. Die Karer treten etwas mehr zurück, doch greifen die kretischen Genealogien vielfach nach der karischen Küste hinüber.

242. Die Seefahrer sind zunächst meist Leute aus den niederen Ständen, die keinen Grundbesitz haben und durch die Noth gezwungen sind, die Mühsalen und Gefahren der Seefahrt auf sich zu nehmen, um sich ihren Unterhalt zu verdienen (vgl. Hesiod op. 634. 646). Die adligen Herren fahren zwar auch über See, aber in der Regel wenigstens nur auf Kriegszügen und im öffentlichen Dienst oder in Ausübung des vornehmen Geschäfts des Seeraubs. Indessen allmählich beginnen auch sie sich am Handel zu betheiligen; verspricht derselbe doch ganz anderen Gewinn, als der Ertrag der Grundstücke zu bieten vermag. Sehr wesentlich wird auch der geringe Umfang der Feldmark in den Colonialstaaten dabei mitgewirkt haben, der sich nur ausnahmsweise durch glückliche

Kämpfe erweitern liess; das Anwachsen der Bevölkerung wie des Wohlstandes drängt zu neuen Erwerbszweigen. Freilich dass der Adlige selbst, sei es auf eigene Hand, sei es in Verbindung mit einem gewandten Geschäftsmanne, etwa einem Phoeniker (Od. ξ 288), auf Handel ausfährt, wird noch lange die Ausnahme gebildet haben; das Handeln, Feilschen und Betrügen ist eine unedle Beschäftigung (Od. ϑ 161 ff.). In der Regel haben wir uns vielmehr die Adligen als Schiffsrheder zu denken, für deren Rechnung gewandte Kapitäne die Geschäfte betreiben. Ihr grosser Besitz und die zahlreichen Hände, die ihnen zur Verfügung stehn, ermöglichen ihnen die Ausrüstung der Schiffe. Dadurch verändert sich allmählich die Gestalt des Gemeinwesens; der Besitz an Land und Vieh bildet wohl noch die Grundlage der Adelsmacht, aber er tritt in den Hintergrund gegenüber dem durch Handel erworbenen Reichthum, die commerciellen Interessen werden vorherrschend. Derartige Zustände herrschten in manchen ionischen Städten bereits im achten Jahrhundert; die Schilderung der Phaeakenstadt in der Odyssee setzt sie voraus, sie kann nur als Gegenbild realer Verhältnisse, wie sie z. B. in Milet bestehen mochten, verstanden werden. In diesen Zusammenhang gehört jedenfalls auch die in Milet wie in Chalkis vorkommende Bezeichnung einer Adelsfaction (?) als ἀειναῦται, die freilich räthselhaft genug ist — nach Plutarch hätte man in Milet die regierenden Adligen so genannt, weil sie bei wichtigen Berathungen weit aufs Meer hinausfuhren.

In den ἔργα des Boeoters Hesiod steht die Schiffahrt bereits als zweiter berechtigter, wenn auch unsicherer und daher weniger geachteter Erwerbszweig neben dem Ackerbau, die Handwerker kommen für ihn nicht in Betracht. Vgl. auch Od. ρ 288. ἀειναῦται in Milet Plut. qu. gr. 32; in Chalkis IGA. 375.

243. Bald führen die Seefahrten über die Grenzen der griechischen Welt hinaus. Der Blüthezeit des Epos, dem 9. und 8. Jahrhundert, sind nicht nur alle Küsten des aegaeischen Meers genau bekannt, sondern auch die Meerengen und der Eingang des schwarzen Meers. Alle Küstenstämme

werden im Epos genannt, im Norden die Thraker mit den Kikonen und Paeonern und hinter ihnen die Myser und die »rossemelkenden Milchesser« (Il. N 5), d. h. die Nomaden des Donautieflandes, an der kleinasiatischen Küste jenseits der Troer die Phryger von Askanien (N 793, der Ebene nördlich vom mysischen Olymp) und am Sangarios (Γ 187. Π 719) und die Myser (bei Kios), dann die Paphlagonen und die räthselhaften Alizonen. Von den langen Tagen des südlichen Russlands (Od. κ 82 ff. bei den Laestrygonen) und den hier hausenden Kimmeriern (Od. λ 14) hat man bereits Kunde. Freilich ist sie verschwommen genug. Die Kimmerier denkt man sich in ewiger Dämmerung wohnend, jenseits des Sonnenaufgangs; von einer Kenntniss der Donau (zuerst Hesiod Theog. 339, ebenso der Phasis), der südrussischen Ströme, des Phasis, der Ostküsten, findet sich keine Spur. Auch denkt man sich das schwarze Meer nicht geschlossen; eine gefahrvolle, durch bewegliche Felsen gebildete Enge (die Plankten, Od. μ 59 ff.) bildet im Norden die Verbindung mit der Westsee, so dass die Balkanhalbinsel rings vom Meer umflossen gedacht wird. — Im Südosten ist die rege Verbindung mit Cypern und der syrisch-phoenikischen Küste niemals unterbrochen worden; die Vorstellung von Seefahrten nach Sidon ist der homerischen Welt ganz geläufig. Um so stärker tritt das Dunkel hervor, in dem der ganze Westen liegt; jenseits der kephallenischen Inseln, der Thesproter und des dodonaeischen Orakels in Epirus hört jede Kunde auf, hier beginnt das unendliche Meer und die Fabelwelt. Für Ionien hat diese Unkenntniss jedenfalls noch im achten Jahrhundert bestanden; daraus folgt aber noch nicht, dass nicht weit früher schon Schiffe des Mutterlandes über Kephallenia und Ithaka hinaus nach Korkyra, ja nach Italien vorgedrungen sind.

Für die Verwerthung der Angaben der Odyssee ist zu beachten, dass Odysseus' Abenteuer durch die Schlussbearbeitung in einen ganz falschen, dem Wortlaut der Dichtung (μ 3) widersprechenden Zusammenhang gebracht sind; vgl. Wilamowitz, hom. Unters. 165 ff. Die ältere Fassung setzt die Laestrygonen nach Kyzikos (Quelle Artakia κ 108,

vgl. §. 287; vorher aber hat man sie viel weiter im Norden, im Gebiet der langen Tage [κ 82 ff.], gedacht), Aiaia und Kirke, die Kimmerier und den Hadeseingang ins schwarze Meer. Dieser Theil der Odysseuserzählungen ist der älteren Argonautensage nachgebildet, auf die fortwährend angespielt, aus der aber Wiederholungen vermieden werden (μ 70); daher fährt Odysseus nicht durch die Plankten, sondern zwischen Skylla und Charybdis (die ursprünglich wohl auch ganz anderswo gedacht waren) ins Westmeer. In Folge der Schlussredaction sind dann Kirke, Hadeseingang, Sirenen, Skylla und Charybdis sowie Thrinakia nach Italien und Sicilien versetzt worden. — Die Kimmerier sind für Homer δειλοὶ βροτοί λ 19 (bei Kallinos heissen sie ὀβριμοεργοί); also weiss der Dichter von den Kimmeriereinfällen in Kleinasien noch nichts, sondern kennt das Volk nur aus verschwommener Kunde. Die Stelle ist also beträchtlich vor 700 v. Chr. gedichtet.

244. Durch diesen Aufschwung der griechischen Seefahrt ist die Stellung der Phoeniker im aegaeischen Meer noch weiter eingeschränkt worden. Zwar an sich mag die Zahl der hier verkehrenden phoenikischen Schiffe seit der mykenischen Zeit eher zu- als abgenommen haben, aber sowenig die Phoeniker noch Stationen und politischen Einfluss besitzen, sowenig vermögen sie den Handel noch zu beherrschen. Die Waaren des Ostens sind nach wie vor ein sehr gesuchter Artikel, die Ankunft eines phoenikischen Kauffahrers wird überall mit Freuden begrüsst, wenn man ihnen auch als Betrügern und Menschenfängern misstraut. Zahlreiche Bilder derart bewahrt die homerische Dichtung. Ihre technische Ueberlegenheit haben die Phoeniker noch lange bewahrt, sowohl in der Schiffahrt wie in der Industrie. Silberne sidonische Mischkrüge, kyprische Metallpanzer mit getriebener Arbeit sind Prachtstücke, die kein Grieche schaffen könnte (Λ 24. Ψ 741. δ 618). Auch linnene Gewänder und Decken (כְּתֹנֶת griech. χιτών und κιθών, also urspr. χιθών, ὀθόνη) stammen aus Phoenikien und sind ursprünglich ein Luxusartikel vornehmer Männer und Frauen. Die gewöhnliche Tracht besteht aus Wolle oder Fellen. Die Verarbeitung des Flachses (vgl. die Fischnetze von λίνον Ε 487) so gut wie die Purpurfärberei haben die Griechen von den Phoenikern gelernt; etwa seit dem siebenten Jahrhundert

werden nach orientalischem Vorbild auch Panzerhemde von Linnen getragen. Ebenso ist der für Schiffstaue verwerthete Papyrusbast (βύβλος, φ 391) aus dem Orient eingeführt, ferner Elfenbein und Glas, sowie manche Culturpflanzen und Hausthiere, der Pfau, das heilige Thier der Hera von Samos, das Huhn, die Palme, die sich am Altar Apollos auf Delos erhebt (ζ 162. hymn. Apoll. 117). Auch mit den andern Nachbarvölkern besteht reger Verkehr. Aus Thrakien bezieht man Wein (I 72. ι 197. Archil. fr. 2), Schwerter (N 577. Ψ 808) und Trinkbecher (Ω 234). Lebhafter noch sind die Beziehungen zwischen den kleinasiatischen Griechen und ihrem Hinterlande, dem Reiche der Lyder von Sardes und der Phryger im Sangariosgebiet (Midaeion, Gordyaeion, Kotyaeion, Pessinus u. s. w. vgl. I, 251. 399), zu dem die Strasse durch das Hermosthal und über den Dindymos hinaufführt, mit den karischen Dynasten und den Phrygern von Kelaenae an den Quellen des Marsyas und Maeander. Schon um 700 weihte der Phrygerkönig Midas seinen Thron nach Delphi (Herod. I, 14); von ihm oder einem Namensvetter wird erzählt, dass er die Tochter des Königs Agamemnon von Kyme geheirathet habe (Pollux IX, 83), und in dem Inventar kleiner Gedichte, das die Sänger vererbten (§. 272), befand sich ein Epigramm auf das Grabmal eben dieses Königs. Noch deutlicher tritt die Wechselbeziehung darin hervor, dass alle Kleinasiaten die griechische Schrift angenommen haben, während die Entwickelung der griechischen Musik von Lydern und Phrygern aufs stärkste beeinflusst wurde und phrygische Sagengestalten, wie Marsyas und Midas, früh in die griechische Mythologie Eingang fanden. Auch manche Kunstfertigkeit haben die Griechen von den alten, vielleicht seit mehr als einem Jahrtausend orientalischem Einfluss unterworfenen Culturvölkern übernommen; so verstehn bei Homer maeonische (lydische) und karische Weiber (d. h. Sklavinnen), mit Purpur auf Elfenbein zu malen (Δ 141). Die Beziehungen der mykenischen Kunst zur kleinasiatischen haben wir früher kennen gelernt; dieser Zusammenhang ist auch jetzt nicht unterbrochen worden, so wenig auch

die dürftigen Denkmäler dieser Epoche ausreichen, ihn genauer zu verfolgen.

Im allgemeinen vgl. Helbig, die homer. Epen aus den Denkm. erläutert. Linnenpanzer Il. B 529. 830. 'Αργεῖοι λινοθώρηκες in dem Orakel Anthol. pal. XIV, 73 (Forsch. I, 30). Grabschrift des Midas: Plato Phaedr. 264 D. Herod. vit. Hom. 11. Ueber die alte kleinasiatische Handelsstrasse von Sardes durch das Hermosthal nach Pteria, die später durch die Maeanderroute über Kelaenae verdrängt wird, s. Ramsay, early historical relations between Phrygia and Cappadocia, J. R. Asiat. Soc. 1883.

245. Vor allem aber umschlingt ein reger Verkehr die ganze griechische Welt. Schon im achten Jahrhundert kommt es vor, dass ein Schiffer aus dem aeolischen Kyme sich mitten in Boeotien in Askra auf dem Gebiet von Thespiae niederlässt und hier Grundbesitz erwirbt (Hesiod. op. 633 ff.); und der Fall ist offenbar nichts vereinzeltes gewesen. Den homerischen Sängern ist das Bild des weitgereisten Mannes ganz geläufig (O 80 ff.). Namentlich aber zeigen die Schilderungen der Sänger eine Vertrautheit mit der Geographie sowohl des Mutterlandes wie der asiatischen Welt, die immer aufs neue Staunen erregt und nur dadurch zu erklären ist, dass sie weithin durch ganz Griechenland herumgekommen sind. Manche Sänger schildern unzweifelhaft Troja oder Ithaka aus eigener Bekanntschaft (so der Dichter von Υ—Χ und der der Telemachie), andere sind offenbar nach Cypern gekommen, von der Configuration des Peloponnes und Mittelgriechenlands haben sie alle eine klare Anschauung. Innerhalb des aegaeischen Meeres ist dann, doch wohl kaum vor dem Ende des achten Jahrhunderts, die grosse an die Amphiktionie von Delos (§. 235) anknüpfende Messe das eigentliche Centrum dieses Verkehrs geworden. Bei der kleinen Insel versammeln sich von überall her die Ionier in ihren »schleppenden Gewändern« (ἑλκεχίτωνες) mit Weib und Kind, der Hafen liegt voll schwerbeladener Schiffe, Festspiele, Gesang und Tanz verherrlichen das Fest Apollos (hymn. Apoll. 29 ff., 146 ff.). Sehr wesentlich wird dieser Jahrmarkt zur Ausgleichung der Gegensätze innerhalb der ionischen Welt und zur Assimilation der Dia-

lekte des ganzen Gebiets von Attika und Euboea über die Inseln nach dem eigentlichen Ionien hinüber beigetragen haben.

So beschwerlich die Schiffahrt im Alterthum war, so darf man doch das Bild des Seeverkehrs in der Blüthezeit des Epos durch die Schilderungen des Schiffbruchs der von Troja zurückkehrenden Flotte und der Irrfahrten des Odysseus nicht beeinflussen lassen. Diese Dinge waren von der Sage gegeben; zahlreiche Stellen zeigen, dass in Wirklichkeit eine Fahrt nach Aegypten oder Phoenikien oder gar über das aegaeische Meer nichts besonders schwieriges war. — Die lebendige Anschauung der Geographie Griechenlands tritt besonders deutlich im Hymnus auf den pythischen Apoll hervor; doch treten dem unzählige gleichartige Stellen der Epen zur Seite, bis auf den Schiffskatalog herab. Kleine Versehen dürfen nicht urgirt werden; das Auffallende ist nicht ihr Vorkommen, sondern ihre Seltenheit.

Sitten. Festspiele.

246. In Leben und Verkehr des griechischen Mittelalters herrschen die festen Formen der Convention, denen jedes naturwüchsige Volk, das sich zu einer gewissen Cultur erhoben hat, sich unterwirft und welche noch heutigen Tages den ganzen Orient beherrschen. Erwachsen sind sie aus einem Compromiss der Ansprüche, welche jede einzelne Persönlichkeit erhebt, und der mannigfachen Rücksichten, welche sie um sich im Leben zu behaupten fortwährend gegen Gleichgestellte und Höherstehende nehmen muss. Ihre geschichtliche Bedeutung aber besteht in der Zucht, welche sie dem Einzelnen auferlegen. Sie bändigen die ursprüngliche Rohheit der Sitten, sie zwingen die gewaltige Leidenschaft nieder, die unter ihrer Hülle in jedem Einzelnen tobt. Freilich nur mit Mühe gelingt es, den hochfahrenden Sinn niederzuhalten; stets ist jeder bereit, zu den Waffen zu greifen, die Verletzung seiner Interessen oder seiner Ehre durch Blut zu sühnen — denn Niemand sieht in dem Mord ein Verbrechen, nur der Blutrache muss sich der Thäter, auch wenn ein Zufall ihn zum Mörder machte, schleunigst durch die Flucht entziehen. Sind die Schranken einmal durchbrochen oder ist ein Todfeind niedergeworfen,

so bricht wohl die natürliche Wildheit mit furchtbarster Gewaltsamkeit hervor (z. B. Il. A oder N 202. X 345 ff. I 458). Durch die Herrschaft des Adels wird die Convention noch gesteigert; der Verkehr der homerischen Helden bewegt sich in den Formen einer gemessenen Höflichkeit, die an den Orient erinnert, wenn gleich auch hier schon die der geringeren Durchbildung und Uniformität der Cultur entsprechende grössere Freiheit und Beweglichkeit der europäischen Völker hervortritt: die Formen sind weder so fest noch so knechtisch wie bei den asiatischen Culturvölkern. Dem Wesen des Adels entspricht es, dass er seinen Wohlstand und seine Macht auch äusserlich zur Schau zu stellen liebt und einen reichen behaglichen Luxus entfaltet. Der Adlige erscheint in glänzenden Waffen, mit zahlreichem Gefolge, hält prächtige Rosse, Jagd- und Schosshunde (ρ 310). Wo ihn nicht der Krieg oder seine eigenen Geschäfte in Anspruch nehmen — die im realen Leben eine weit grössere Rolle gespielt haben, als im Idealbilde des Epos —, führt er zusammen mit seinen Standesgenossen vor den Augen der Menge ein behagliches Genussleben: ein Gelage folgt dem andern, gewürzt durch Gesang und Tanz, die von berufsmässigen Sängern und Tänzern vorgeführt werden. Vor allem aber beim Begräbniss entfaltet sich der volle Glanz des herrschenden Standes; da jetzt alle Schranken gefallen sind, kann dem Todten noch reicher als dem Lebenden gegeben werden, was ihm zusteht. Die Frauen und Sklavinnen, auch gemiethete Trauerweiber, erheben die Todtenklage, alle Verwandten und Genossen strömen zur Feier herbei, prächtig erhebt sich der Scheiterhaufen, reiche Gaben werden dem Todten mitgegeben; an die Bestattung schliessen sich Wettspiele in allen adligen Künsten, zu denen kostbare Preise ausgesetzt werden.

Mit den homerischen Schilderungen der Leichenbestattung (z. B. Π 456. Σ 28. Ψ. Ω 720 ff.; ferner die ἆθλα ἐπὶ Πελίᾳ Simon. fr. 53, die Leichenfeier des Amphidamas Hesiod op. 654 u. a.) sind die Darstellungen der Dipylonvasen und die solonischen und sonstigen Luxusgesetze zu vergleichen.

247. Wie im Mittelalter die Turniere, so werden in Griechenland die Wettspiele der ideale Mittelpunkt des Lebens des Adels, die Ergänzung und das Gegenstück seiner Thätigkeit im Kriege und im Staatsleben. Kraft und Ausbildung des Körpers, Uebung in den Waffen, Schönheit und Schnelligkeit der Gespanne kommen hier zur vollen Geltung; hier entscheidet nicht der Zufall des Kriegs, sondern Kraft und Tüchtigkeit. Der Wettkampf ist nicht nur das Gegenbild, sondern das verklärte Abbild des Kriegs; ständig wächst daher das Ansehen des in ihm gewonnenen Siegespreises. Die homerische Dichtung kennt Wettspiele nur bei Leichenfeiern: Wagenrennen, Faustkampf, Ringkampf, Wettlauf, Speerkampf folgen hier auf einander (Ψ 621. 634 ff.), andere Wettkämpfe, wie der Discuswurf und der Speerwurf, können hinzutreten. Frühzeitig haben sich auch Preise für Sänger und Tänzer angeschlossen (Hesiod. op. 654, vgl. hymn. Ap. 149). Seit dem achten Jahrhundert kommen dann auch Wettspiele zu Ehren der Götter auf. Das älteste uns bekannte ist der alle vier Jahre im Dienst des Zeus von Olympia von den Eliern und ihren Nachbarn begangene Wettlauf (§. 235), in dem die Sieger seit dem Jahre 776 aufgezeichnet sind — das Fest ist aber vermuthlich schon weit älter. Auch beim Apollofest auf Delos werden Wettspiele gefeiert und auch Feiern wie die Lykaeen in Arkadien und die Nemeen in Argolis mögen ziemlich hoch hinaufreichen. Daran schliessen sich dann seit dem siebenten Jahrhundert zahlreiche neue Stiftungen theils localen, theils universellen Charakters.

Strabo VIII, 3, 30 κατὰ δὲ τὰ Τρωικὰ ἢ οὐκ ἦν ἀγὼν στεφανίτης ἢ οὐκ ἔνδοξος . . . οὐδὲ μέμνηται τούτων Ὅμηρος οὐδενός, ἀλλ' ἑτέρων τινῶν ἐπιταφίων. Geschichte der olympischen Spiele: Als Begründer und Ordner ihrer Satzungen, namentlich des während derselben herrschenden Gottesfriedens (ἐκεχειρία), gilt Iphitos, König von Elis (§. 186); eine alte von Aristoteles zuerst herangezogene diskusförmige Stiftungsinschrift nannte neben ihm den Lykurgos (οἱ μὲν γὰρ Ἰφίτῳ συνακμάσαι καὶ συνδιαθεῖναι τὴν Ὀλυμπιακὴν ἐκεχειρίαν λέγουσιν τὸν Λυκοῦργον, ὧν ἐστι καὶ Ἀριστοτέλης ὁ φιλόσοφος, τεκμήριον προσφέρων τὸν Ὀλυμπίασι δίσκον, ἐν ᾧ τοὔνομα τοῦ Λυκούργου διασώζεται καταγεγραμμένον Plut. Lyk. 1).

Natürlich verstand man darunter den Spartaner und rückte daher entweder diesen bis Ol. 1 hinab oder den Iphitos in die Zeit des Lykurgos hinauf, so dass die von ihm gestiftete Olympienfeier etwa ein Jahrhundert vor die erste aufgezeichnete von 776, den Sieg des Koroibos, gesetzt wurde (s. Euseb. chron. I, 193); Timaeos half sich mit der Annahme von zwei Lykurgen (Plut. Lyk. 1). In Wirklichkeit kann der olympische Lykurg nicht der Spartaner sein, da Spartaner erst seit Ol. 15, nach der Besiegung Messeniens, unter den Siegern erscheinen. Iphitos und Lykurgos sind nicht historische Gestalten, sondern die sagenberühmten Landesheroen (Lykurgos der Arkader H 142; über Iphitos §. 186 A.), denen man die Festsatzungen zuschreibt (WILAMOWITZ, Hom. Unters. 284). Daneben wird der Agon auf den gefeierten Gott Zeus selbst (seinen Sieg über Kronos Paus. V, 7, 10) zurückgeführt. Ebenso sind die Lykaeen in Arkadien eine Stiftung des Zeus (Paus. VIII, 2, 2) oder des Lykaon (= Lykurgos); auch die Stiftung eines dritten Zeusfestes, der Nemeen, wird auf Lykurgos, den Vater des Opheltas = Archemoros, zurückgeführt (Apollodor I, 9, 14. III, 6, 4. Paus. II, 15. 3). Vgl. auch Forsch. I, 281. — Neben diesen Localtraditionen steht die dichterische Stiftungsgeschichte, nach der Oenomaos, Pelops und vor allem Herakles (so Pindar) den Agon eingesetzt haben. Um die Traditionen auszugleichen und die Stiftung durch Herakles festzuhalten, wird seit dem 4. Jahrhundert als der eigentliche Gründer der idaeische Daktyle Herakles bezeichnet (so schon Deinon fr. 4 und dann alle Späteren). Das ist vielleicht bereits eine Erfindung des Hippias von Elis, der zuerst die Olympionikenliste herausgab und commentirte (Plut. Numa 1). Die Ansätze zu weiteren Ausschmückungen gehen vielleicht auch auf ihn zurück (TRIEBER, Berichte des freien deutschen Hochstifts 1889, Heft 2, S. 133, und dazu m. Forsch. I, 241 f.). so die aller Geschichte ins Gesicht schlagende Behauptung, Elis sei als heiliges Land anerkannt und habe keine Kriege geführt (Ephoros bei Strabo VIII, 3, 33. Diod. VIII, 1). Spätere Darstellungen: Strabo VIII, 3, 30, Pausan. V, 7, 6—9, 2 (vgl. V, 4). VI, 22, Phlegon fr. 1, Euseb. I, 191 ff. mit der aus Africanus entnommenen Liste der Olympioniken. Natürlich hat jeder Chronograph über sie gehandelt. Zur Kritik s. §. 343 A. Für die Geschichte der Agonistik hat Aristoteles die Olympionikenliste bearbeitet.

Kunst.

248. Grosse Monumente nach Art der mykenischen Zeit hat das griechische Mittelalter, seiner staatlichen und socialen Zersplitterung entsprechend, nicht geschaffen. Wohl mögen einzelne Festungsmauern einfacher polygonaler Bauart ihm an-

gehören, — hier ist eine genauere Datirung meist unmöglich, nur die Verwendung von Ueberkragungen an Stelle von Gewölben, wie sie die Thore der Felsenburg Altsmyrna und das auf dem Friedhof vor derselben liegende sogenannte Tantalosgrab zeigen (§. 150 A), weisen auf höheres Alter. In der Regel aber begnügt man sich mit Erdwällen und Palissaden — auch die Phaeakenstadt scheint nicht anders befestigt (η 44); die meisten Ansiedlungen aber sind offene Orte (§. 193). Das Schema der mykenischen Paläste liegt auch den homerischen Herrscherhäusern zu Grunde. Im allgemeinen aber sterben auch in der Kunst die Formen der mykenischen Zeit ab (§. 184). In der Decoration der Gefässe, die auch hier unsere Hauptquelle bilden, wird die reiche Fülle der mykenischen Malerei durch einförmige Muster linearer Natur verdrängt, die nicht wie jene im Metallstil, sondern im Geflecht der Körbe und im Gewebe der Teppiche und Gewänder ihr Vorbild haben. Die Flächen werden schematisch eingetheilt, Maeander- und Zickzacklinien, Rauten, Hakenkreuze, concentrische Kreise (vgl. Il. Λ 33) sind seine Hauptmotive. Pflanzenornamente werden nur selten verwendet, wohl aber Wasservögel, Rehe, Pferde, Hunde u. a. Auch Darstellungen aus dem Leben sind auf den Feldern der Gefässe nicht selten: Wagenreihen, Kampfscenen, Leichenzüge, Schiffe. In ihnen zeigt sich die Nachwirkung und Weiterbildung der Darstellungen der mykenischen Zeit, aber in greisenhafter Erstarrung; die Figuren sind dem geometrischen Schema angepasst, alles ist steif und eckig und ganz conventionell behandelt, der Versuch, sie lebenswahr zu gestalten, fast absichtlich vermieden. Den gleichen Charakter tragen die Thiere, Wagen und menschlichen Figuren aus Thon und Metall, die namentlich als Weihgeschenke angefertigt wurden und zahlreich in den tiefsten Schichten von Olympia, aber auch auf Rhodos, Cypern und sonst gefunden sind. Zu fragen, wo dieser geometrische Stil entstanden ist, ist aussichtslos. Er ist die Kunstform einer Zeit, in der eine alte Cultur sich zersetzt hat und eine neue in der Bildung begriffen ist, durchaus vergleichbar der christlich-byzantinischen Kunst des ab-

gestorbenen Alterthums. Er ist mit mannigfachen localen Variationen in ganz Griechenland zur Herrschaft gelangt, in Attika und Boeotien wie in Olympia; in Tiryns und Mykene tritt er neben den Ausläufern des mykenischen Stils auf. Ebenso findet er sich auf Kreta und Rhodos, in Karien, auf Cypern, in Phoenikien und Assyrien; gleichzeitig ist er in Italien aus localen Wurzeln zu einer eigenartigen und selbständigen Weiterentwickelung erwachsen (§. 324).

Im allgemeinen vgl. Helbig, das homer. Epos aus den Denkm. erläutert. — Eine einigermassen erschöpfende und für den Historiker verwerthbare Behandlung des geometrischen Stils fehlt; zur Orientirung v. Rohden in Baumeister's Denkmälern des class. Alt. Art. Vasenkunde. Die Controverse über seinen Ursprung §. 184. Grundlegend Conze, Anfänge der griech. Kunst, Ber. Wien. Ak. 64, 1870 (§. 184). Dipylonvasen: Hirschfeld, Annali dell' Inst. 1872 u. a. Böhlau, frühattische Vasen, Arch. Jahrb. II. Für Olympia Furtwängler, Bronzen von Olympia (= Olympia Bd. IV; früher Abh. Berl. Ak. 1879). Geometrische Vasen finden sich in Tiryns vielfach, in Mykenae namentlich im Dromos der Kuppelgräber; in Thessalien MAI. IX, 116. XIV, 266; auf Kreta MAI. XI, Taf. 4 u. a., in karischen Gräbern bei Halikarnass Paton, J. Hell. Stud. VIII, 69 ff., vgl. Dümmler MAI. XIII, 273, auf Cypern in zahlreichen Exemplaren, in Phoenikien und Palaestina Perrot et Chipiez, hist. de l'art III, 669 f. IV, 456; auf Thonscherben von Ninive ib. II, 714 f. Für Cypern s. die zahlreichen Abbildungen bei Cesnola-Stern. Es ist sehr bezeichnend, wie die alten Gefässformen hier vielfach beibehalten, aber jetzt geometrisch decorirt werden; z. B. Taf. XIII. XV. Für Kameiros (§. 249) vgl. Dümmler, Arch. Jahrb. VI, 268.

249. Wenn so der geometrische Stil die eigentliche Signatur der Epoche bildet, so setzt sich daneben die ältere Kunstweise, wenn auch vielfach verändert und von ihm beeinflusst, namentlich auf den Inseln und in Kleinasien fort. Hier geht auch der Zusammenhang mit dem Orient, der die mykenische Epoche charakterisirt, niemals verloren, man bleibt in Fühlung sowohl mit der phoenikischen wie mit der kleinasiatischen Kunst und durch beide mit Aegypten und dem assyrisch-chetitischen Kunstgebiet. Daher bleiben hier die alten Motive geläufig, Pflanzenornamente, Rosetten, Greifen, wappenartig zu Seiten einer Säule aufspringende Thiere, Löwen theils in

Reihen einherschreitend, theils Rinder oder Hirsche verschlingend (vgl. Σ 579), säugende und jagende Thiere (vgl. τ 228). Auch Kampfscenen (vgl. Γ 127. E 744), Processionen, Tänze (vgl. Σ 590) werden dargestellt, ähnlich wie auf den geometrischen Gefässen. In der Plastik finden sich nach wie vor die aegyptisirenden Arbeiten in Glas und Elfenbein, das auch zum Schmuck der Waffen, Sessel, Häuser verwendet wird (vgl. Δ 142. δ 73. ϑ 404. τ 55), die Darstellungen der sitzenden wie der nackten Göttin der Zeugung, die häufig auch mit einem Kinde an der Brust gebildet wird. Auf Cypern und Rhodos entwickelt sich eine Gefässdecoration, welche diese Elemente mit den geometrischen verbindet und namentlich pflanzliche Elemente, Knospen, Lotosblüthen, Ranken mit Vorliebe verwendet; der Fuss der Vase wird hier wohl mit einem Blüthenkelche geschmückt. Neue aus dem Orient übernommene Typen treten hinzu, die dann so gut wie die bereits in der mykenischen Zeit eingeführten im Mythus untergebracht und gedeutet werden, so die Fratze des Gorgokopfes (E 741. Λ 36, vgl. Θ 349. λ 634), die aus dem von den Phoenikern adoptirten und viel verwendeten Besatypus (§. 112) umgebildet ist und an Schild und Panzer und auch sonst zur Abwendung des bösen Blicks häufig angebracht wird, die Chimaira (πρόσϑε λέων, ὄπιϑεν δὲ δράκων, μέσση δὲ χίμαιρα Z 181 [vgl. Π 328. Hesiod. theog. 319], wo deutlich hervortritt, dass der Typus übernommen, die Deutung nachträglich dazu geschaffen ist), vielleicht auch die mehrköpfige Schlange (Λ 39), der vielköpfige Hadeshund Kerberos (Hesiod. theog. 311 πεντηκοντακέφαλος; einen dreiköpfigen Hund in der Unterwelt kennen auch die Aegypter) u. a. Mit dem Emporkommen der assyrischen Macht im neunten Jahrhundert beginnt auch ein directer Einfluss der assyrischen Kunst zunächst auf Phoenikien und von da auf Griechenland sich geltend zu machen (I, 409); assyrisirende Königs- und Priestergestalten mit gedrungenen Körpern und langen stilisirten Bärten, zum Theil im Kampf mit Löwen und Ungeheuern, Einhörner u. a. treten in den Kunstwerken von Cypern und Kreta auf. Ueber-

wiegend aber ist hier noch der aegyptisirende Einfluss. Wie die phoenikische Kunst mit Vorliebe Metallschalen verfertigt und nach Ninive (I, 198) wie im Westen bis nach Italien hin vertreibt, die nach aegyptischen Mustern, freilich nicht ohne vielfache Entstellungen, gearbeitet sind, so finden sich aegyptisirende Darstellungen, Schalen, Becher, Schilde in grosser Zahl auf Cypern und Kreta, daneben aegyptische Götterfiguren in Edelmetall, Glas und Thon (namentlich in Kameiros auf Rhodos). Hier wie bei den assyrisirenden Kunstwerken ist oft schwer zu entscheiden, ob wir es mit phoenikischen oder mit griechischen Producten zu thun haben. Auch ins Mutterland dringt dieser Stil hinüber, theils in Importartikeln, theils in Nachahmungen. Die sogenannten protokorinthischen Vasen, deren Fabrikation bis ins achte Jahrhundert hinaufragt und deren Heimath vielleicht Chalkis ist, sind aus ihm erwachsen.

Vielfach hält man die hier besprochenen Werke für orientalisch (speciell phoenikisch). Das wird nur in dem Sinne richtig sein, dass hier die Verbindung mit dem Orient nicht verloren ist. — Neben den kyprischen Funden kommt vor allem die Nekropole von Kameiros auf Rhodos in Betracht: Salzmann, Nécropole de Cameiros. Löschcke MAI. V, 380. VI, 1. Dümmler, Arch. Jahrb. VI, 268 ff., mit zahlreichen aegyptisirenden Objecten in Metall und Glas und Vasen theils in dem oben bezeichneten orientalischen, theils im geometrischen Stil. Eine zusammenfassende archäologische Verarbeitung fehlt gänzlich; die z. B. von Löschcke MAI. VI, 1 ff. vertretene Annahme, hier habe eine phoenikische Ansiedlung bis ins achte Jahrhundert bestanden, scheint mir unberechtigt. — Für Kreta kommt namentlich der grosse Fund von Bronzeschildern, Schalen und kleineren Objecten aus der Grotte des idaeischen Zeus in Betracht, der dieser Zeit angehört, publicirt von Halbherr und Orsi, Museo Ital. II, vgl. Trendelenburg, Arch. Anz. 1890, 22. Daneben stehen hier wie überall Figuren des geometrischen Stils. Der orientalisirende Stil ist bis nach Olympia vorgedrungen, s. Furtwängler, Olympia IV, S. 98 ff. Taf. 37. — Wenn die von Ramsay, a study of Phrygian art, J. Hell. Stud. IX, besprochenen phrygischen Monumente wirklich dem achten Jahrhundert angehören, so zeigen sie eine der griechischen völlig parallele und mit ihr in nahem Zusammenhang stehende Entwickelung.

250. Von einem künstlerischen Fortschritt kann auch in diesen Werken nicht die Rede sein; wie es nicht anders zu erwarten war, steht in der Kunst das griechische Mittelalter

gegen die mykenische Zeit durchaus zurück. Damit verträgt sich sehr wohl, dass technische Fortschritte allerdings gemacht sind; sie treten sowohl in der Form der Vasen hervor, wie in der gesteigerten Vollkommenheit der Bewaffnung, und vor allem in der aufkommenden Verwerthung des Eisens, das im praktischen Gebrauch das Erz in den Hintergrund drängt. Auch die Technik der eingelegten Metallarbeit hat mindestens keine Rückschritte gemacht (Λ 24 ff. Σ 548 und sonst). Allmählich macht sich dann ein neuer Aufschwung bemerkbar; die mächtigen Impulse bereiten sich vor, welche seit dem siebenten Jahrhundert die griechische Kunst stetig weitergeführt haben. Man wagt sich an grössere Compositionen. So entwirft ein Dichter, der schwerlich nach dem Ende des achten Jahrhunderts gelebt haben kann, ein Bild der von Hephaestos auf dem Schilde des Achill angebrachten Darstellungen, das, wenn auch im einzelnen von der Phantasie ausgeschmückt — handelt es sich doch um ein Götterwerk —, doch in seinen Grundzügen offenbar reale Vorbilder vor Augen hat. Friedliche und Kampfscenen sind hier an einander gereiht: das Treiben in der Stadt, eine Belagerung, ein Tanz, Scenen des Landlebens; wie in den Darstellungen der aegyptischen Gräber schaut der Grundherr, auf seinen Stab gelehnt, den Erntearbeiten zu. Auch darin ist die Darstellung den orientalischen gleichartig, dass z. B. in der Belagerungsscene eine Reihe an einander anschliessender Scenen zu einem Bilde vereinigt ist; das Gemälde ist ein Ersatz der Erzählung, es schildert wie diese eine fortlaufende Handlung. Auch beginnt man bereits damit, Darstellungen aus der Sage zu entnehmen: Helena webt in ein Gewand die Kämpfe der Troer und Achaeer (Γ 126). Naturgemäss haben die praktischen Künste, Metallarbeit und Weberei, die Führung, denen die Malerei langsam folgt, während die eigentliche Plastik noch nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen ist. Der Fortschritt aber spricht sich auch darin aus, dass man beginnt, bei kostbaren Werken den Namen des Künstlers zu nennen, so Ikmalios, der den Sessel der Penelope (τ 57), Tychios, der den Schild des Aias (H 220) gearbeitet hat.

Als Erfinder der Kunst und Vorbild aller Künstler gilt neben dem Gotte Hephaestos der Heros Daedalos, d. i. der »Künstler« schlechthin, der Verfertiger der *δαίδαλα* oder *δαιδάλεα ἔργα*, den die Sage (aus welchem Grunde wissen wir nicht) auf Kreta am Hofe des Königs Minos leben lässt (Σ 592) und auf den man die Wunderwerke der Urzeit meist zurückführt.

Den späteren Partien des Epos ist das Eisen ganz geläufig, wenn auch die Dichtersprache in der Regel von ehernen Waffen redet; vgl. z. B. in der Telemachie π 294 *αὐτὸς γὰρ ἐφέλκεται ἄνδρα σίδηρος* mit Bezug auf die Waffen an den Wänden des *μέγαρον*; vgl. Helbig S. 330 f. Dazu stimmt das Vorkommen des Eisens zusammen mit geometrischen Vasen. Ueber den Schild des Achill s. u. a. Brunn, Kunst bei Homer, Abh. Bayr. Ak. ph. Cl. XI, Helbig S. 395 ff.; über den dem 7. Jahrh. angehörigen hesiodeischen Schild des Herakles Sittl, Arch. Jahrb. II [dass ihm der Schild des Achill als Vorbild diente, scheint mir aber unzweifelhaft]. — Daedalos ist seltsamer Weise von den Kunsthistorikern vielfach für einen geschichtlichen Künstler gehalten worden; dagegen Robert, archaeol. Mährchen S. 1 ff. Uebrigens hängt Daidalos ursprünglich jedenfalls mit dem Herafeste der Daidala in Plataeae zusammen; seine Gestalt wird also dem Cultus entstammen (daher auch das Geschlecht und Dorf *Δαιδαλίδαι* in Attika, als dessen Eponymos er gilt, vgl. Töpffer, Att. Geneal. 165 ff.). Für die Sage aber ist er einfach der Künstler und zunächst auf Kreta heimisch, wo er mit der Minos- und Pasiphaesage eng verknüpft ist.

Schrift.

251. Auch die wichtigste aller Culturerrungenschaften, die Schrift, haben die Griechen aus dem Orient, und zwar von den Phoenikern, übernommen. Die Reception muss ungefähr ins 10. Jahrhundert fallen; denn alle Colonien in Italien und Sicilien wie im Osten verwenden die Buchstabenformen ihrer Mutterstadt, haben also die Schrift bereits mitgenommen. Die Ausbildung der particularen Alphabete und die Anpassung der phoenikischen Schrift an die griechische Sprache muss also vor der Mitte des 8. Jahrhunderts liegen und wird geraume Zeit in Anspruch genommen haben. Dazu kommt, dass die erschliessbaren Urformen der griechischen Schrift den Zeichen der ältesten erhaltenen phoenikischen Inschriften,

der Inschrift des Königs Ḥiram von Tyros (CISem. I, 5, reg. 969—936 v. Chr., vgl. I, 286) und der Inschrift des Königs Meša' von Moab (geschrieben um 850 v. Chr., I, 324), sehr nahe stehen. Andrerseits ist die Schrift in Griechenland jünger als die mykenische Epoche, die Besiedelung Cyperns und die Festsetzung der Dorier im Peloponnes, auf Kreta und Rhodos, da die einzelnen dorischen Gebiete ganz verschiedene Buchstabenformen haben. Wie es scheint, reicht überhaupt die Erfindung der Buchstabenschrift durch die Phoeniker (oder einen anderen kana'anaeischen Volksstamm, I, 197) nicht weit über das Jahr 1000 v. Chr. hinauf; vorher haben die syrischen Staaten neben der babylonischen Sprache und Schrift die chetitischen Hieroglyphen verwerthet. Ob die Buchstabenschrift aus einem der älteren Schriftsysteme abgeleitet ist, ist bis jetzt nicht zu entscheiden und für unsere Zwecke irrelevant.

Grundlegend A. Kirchhoff, Studien zur Geschichte des griechischen Alphabets, 4. Aufl. 1887. Uebersicht auch bei Hinrichs, griech. Epigraphik [Handbuch der class. Alterthumsw. Bd. I; übrigens hat H. meine Angaben in Bd. I mehrfach falsch aufgefasst, namentlich scheint er nicht beachtet zu haben, dass ich Syrien und Syrer immer nur als geographischen, nie als ethnographischen Terminus gebrauche, obwohl ich mich darüber klar genug ausgesprochen zu haben meine; auch habe ich bei meinen Bemerkungen die Buchstabennamen sehr wohl im Auge gehabt]. Deecke, Alphabet, in Baumeister's Denkmälern ist unzureichend. Die kühnen historischen Hypothesen von Wilamowitz, hom. Unters. 288 ff., scheinen mir ganz unhaltbar zu sein. — Dass die Phantastereien der Alten über die Geschichte der griechischen Schrift (Palamedes, Simonides) werthlos sind, bedarf keiner Bemerkung mehr; nur die Thatsache des phoenikischen (kadmeischen) Ursprungs ist bewahrt oder aus der Uebereinstimmung der Zeichen, die ja in älteren Inschriften nicht zu verkennen war, richtig gefolgert. — Von sonstiger Literatur: Taylor, The Alphabet, 2 Bde. 1883. Ph. Berger, histoire de l'écriture dans l'antiquité 1891. Uebersicht der semit. Schrift von Euting, tabula scripturae hebraicae 1882. Die von Petrie, Kahun, Gurob and Hawara, Taf. 27 veröffentlichten Scherben mit Schriftzeichen aus Kahun (12. Dyn. §. 88. 129) zeigen neben cyprisch-chetitischen Zeichen auch solche, die phoen.-griechisch sein können, dann aber keineswegs ein sehr altes Stadium der Schrift repräsentiren würden. Aber sicher ist die Deutung als Schriftzeichen nirgends; ist sie richtig, so kann meines Erachtens nur gefolgert werden, dass die Scherben lange nicht so alt sind, wie Petrie annimmt. — Alle bisherigen

Annahmen über die Geschichte der semitischen Schrift würden auf den Kopf gestellt, wenn GLASER mit der Behauptung Recht hätte, dass die minaeischen Inschriften aus Südarabien dem zweiten Jahrtausend v. Chr. angehörten. Diese Annahme erscheint mir indessen höchst problematisch (vgl. MORDTMANN ZDM. XLIV, 182), und so bleibe ich auch bei der alten Ansicht, dass das südsemitische Alphabet eine zwar alte, aber secundäre Umbildung des phoenikischen ist. — Der (aus euphonischen Gründen zu erklärende) Ausgang zahlreicher griechischer Buchstabennamen auf α hat die (seltsamer Weise auch von WELLHAUSEN in BLEEK's Einleitung in das alte Test. 4. Aufl. S. 630 gebilligte; dagegen NÖLDEKE ZDM. XXXII, 592) Ansicht hervorgerufen, dieses α entspreche dem syrischen status emphaticus auf â, die Griechen hätten mithin die Schrift (auf dem Landwege) von den Aramaeern erhalten. Das ist unmöglich; denn die griechischen Buchstabennamen sind phoenikisch, nicht aramaeisch, was namentlich beim ῥῶ, phoen. rôš (Kopf), aram. rêš, klar hervortritt; und die Aramaeer verwenden für die Buchstabennamen gar nicht den status emphaticus, sondern den status absolutus, der nicht auf â ausgeht. — Für die Nichtorientalisten füge ich hier noch die Bemerkung bei, dass, der Entwickelung der semitischen Literaturen entsprechend, alle späteren semitischen Alphabete, die syrischen, das hebraeische, das arabische, aus dem aramaeischen abgeleitet sind. Das phoenikische Alphabet hat sich hier nur bei den Samaritanern erhalten. Wie wir jetzt aus der von BERGER veröffentlichten Skizze einer in Berlin verborgen gehaltenen aramaeischen Inschrift aus Sendjirli (§. 86) aus der Zeit Tiglatpileser's sehen, ist der durch Oeffnung der Kreise und Winkel an der oberen Spitze der Buchstaben entstandene Unterschied zwischen aramaeischer und phoenikischer Schrift jünger als das achte Jahrhundert.

252. Das phönikische Alphabet besteht aus 22 Consonanten; die Vocale werden in der semitischen wie in der aegyptischen Schrift ursprünglich nicht bezeichnet. Namen und Reihenfolge der Buchstaben sind willkürlich, aber fest bestimmt; die Griechen haben sie mit den Zeichen übernommen und, von kleinen Aenderungen abgesehen, nicht weiter modificirt. Wohl aber empfanden sie sofort das Bedürfniss nach Vocalzeichen. Sie haben daher den Zeichen von vier für sie werthlosen Hauchlauten ('aleph, he, jod, ʿain) die Werthe a, e, i, o gegeben und für den Vocal u ein neues Zeichen aus dem Vau differenzirt und an den Schluss der ganzen Reihe gestellt. Hierin herrscht zwischen allen griechischen Schriftarten Uebereinstimmung; um so grösser ist die Verschieden-

heit in der Bezeichnung des tonlosen s, für das drei phoenikische Buchstaben zur Verfügung standen. Auf Kreta und den benachbarten Inseln, in Argos, Korinth, Achaia, Phokis, also im Bereich des argivischen Einflusses, wählte man dafür den scharfen emphatischen Zischlaut Ṣade (Ϻ, Μ — die griechische Namensform ist nicht erhalten), in den meisten anderen Gebieten des Festlandes und — ursprünglich — Kleinasiens das Samech (⚡, abgekürzt ϟ und ≷, griech. σίγμα), in einzelnen Gebieten des Festlandes (argivische Akte, Megara, Lokris) und Theilen Ioniens (Rhodos?) das Šîn (sch Σ, griech. σάν). Frühzeitig ist dann auch das Bedürfniss erwacht, für die Lautverbindungen th, ph, kh, khs, phs besondere Zeichen zu haben. Für th stand das phoenikische Ṭêṭ (Θῆτα) zur Verfügung, für ph erfand man das Zeichen Φ. Für khs wurde in einigen Gebieten eine Variante des Sigma, Ξ, verwendet, in anderen das Zeichen X erfunden. Jene Gebiete haben dagegen dem X den Lautwerth kh gegeben und für phs das Zeichen Ψ geschaffen, während diese Ψ für kh brauchen und für phs das Zeichen Ж erfinden. Eine noch weit jüngere Stufe der Schrift wird dadurch bezeichnet, dass in Kleinasien mit dem Wegfall des h-lauts das Zeichen H seine Bedeutung verliert und für das lange offene e verwendet, daneben für das lange offene o ein neues Zeichen erfunden wird. Da ausserdem die Formen der einzelnen Zeichen sich in jeder Gemeinde anders entwickeln, herrscht auf dem Gebiete der Schrift dieselbe bunte Mannigfaltigkeit, wie in Staat und Religion. Auch hier werden die particularen Entwickelungen fortwährend durch gegenseitige Beeinflussung und allgemeine Strömungen gekreuzt, das Vorbild der grösseren politischen Centren wirkt auf die Nachbargemeinden, bis schliesslich seit dem Beginn des 5. Jahrhunderts die Schrift Ioniens zunächst in der Literatur, dann im privaten, schliesslich im officiellen Gebrauch die Alleinherrschaft gewinnt.

Die von Kirchhoff kartographisch fixirte Eintheilung des Alphabets nach den Zeichen für Xi und Chi gilt für das siebente und sechste Jahrhundert, ist aber ihrem Ursprung nach secundär. Der Unterschied in

den Zeichen für s ist weit älter und gibt ein wesentlich anderes Bild. Kirchhoff hat das griechische Material vortrefflich dargestellt, aber unterlassen, nach oben die Anknüpfung an den doch genau bekannten Ausgangspunkt aller griechischen Schrift, das phoenikische Alphabet, zu gewinnen. Auch unterlässt man gewöhnlich allzusehr, jedes Alphabet als ein Ganzes anzusehen, das dadurch weiter überliefert wird, dass es bei einem Lehrer gelernt wird. — Was ich im Text vorgetragen habe, beruht auf Untersuchungen, die noch nicht zum Abschluss gelangt sind. Dass das dreistrichige (urspr. vielstrichige) und vierstrichige Sigma verschiedenen Ursprungs sind, hat bereits G. Hirschfeld, Rhein. Mus. 44, 464 ff., erkannt, aber das dreistrichige fälschlich vom Ṣade abgeleitet, während Form und Name mit dem Samech übereinstimmen. In Ionien hat man den Namen σίγμα auf das Šin Σ (urspr. auch phoenikisch san) übertragen (Herod. I, 139), ein Beweis, dass man auch hier ursprünglich das ächte, drei- resp. vielstrichige Sigma geschrieben hat [zu beachten ist, dass die ältesten kyrenischen Vasen auch das vielstrichige Sigma zeigen]. Das wird durch das phrygische und lykische Alphabet bestätigt. — Dass die Verwerthung des Samech für Khs (x) nicht aus dem Gebiete stammen kann, wo dieser Buchstabe die Bedeutung s hatte, ist klar; von hier aus ist die Geschichte der Zusatzzeichen aufzuhellen. — Dass die Griechen wie die Phoeniker ursprünglich von rechts nach links oder bustrophedon geschrieben haben und erst allmählich zu rechtsläufiger Schrift übergegangen sind, ist bekannt. — Die Verwendung der Buchstaben als Zahlzeichen ist secundär und nicht von den Phoenikern entlehnt.

253. Die Schrift ist von den Griechen übernommen wie andere phoenikische Handelswaaren und unzweifelhaft auch zunächst für die Bedürfnisse des Geschäftsverkehrs verwendet worden. Die verschiedenen Zeichen für s machen es wahrscheinlich, dass die Reception sich an verschiedenen Stellen unabhängig vollzogen hat. Die Kaufleute sind offenbar die ältesten Träger des Schriftthums in Griechenland gewesen. Der Adel hat von der neuen Kunst lange nichts wissen wollen — im Epos ist es unerhört, dass ein Held schreiben könnte. Seit dem 8. Jahrhundert beginnt man dann allmählich die Schrift auch im öffentlichen Interesse für Aufzeichnungen aller Art zu verwenden — Beamtenlisten, Stammbäume, schliesslich officielle Urkunden, Volksbeschlüsse, Verträge u. ä. Wenn man in dem entlegenen Elis im Jahre 776 v. Chr. begonnen hat, die Sieger in den olympischen

Spielen aufzuzeichnen — es ist das erste griechische Schriftdenkmal, von dem wir Kunde haben, die zweite Stelle nimmt die 754 beginnende Liste der Ephoren in Sparta ein —, so müssen wir annehmen, dass in Ionien schon Jahrzehnte vorher die Schrift zu ähnlichen Zwecken gebraucht ist. Für literarische Zwecke hat die Schrift erst spät Bedeutung gewonnen; die Literatur lebt im mündlichen Vortrag, ob der Sänger seinen Text, wenn er ihn lernt, aufgezeichnet hat oder nicht, ist gleichgültig. Ein regerer Schriftgebrauch beginnt erst im 7. Jahrhundert; von da an erscheint die Schrift in stets wachsendem Umfang auch auf Grabdenkmälern und Weihgeschenken und als Beischrift auf Kunstdenkmälern und Thongefässen.

Einige der ältesten uns erhaltenen Inschriften, wie CIA. IV, 492a (p. 119) = MAI. VI, 107 auf einer Dipylonvase, werden bis ins achte Jahrhundert hinaufragen.

Der Heldengesang.

254. Die unvergängliche Schöpfung des griechischen Mittelalters ist das Heldenepos.

Ohne poetische Formen, ohne die gehobene Sprache der Dichtung ist kein Volk; sie ist so alt wie Musik und Tanz und wie das Ornament, der Schmuck der Waffen und des besseren Hausraths. Die gewöhnliche Rede fliesst ungeordnet und kunstlos dahin, wie der Gang des Menschen. Aber in allen gehobenen Momenten, in Freude und Schmerz, bei der Anrufung der Götter und bei Festen und Gelagen ordnen sich Schritt und Bewegung des Körpers zu kunstvollen taktmässigen Bewegungen, ordnen sich die Worte zu gleichmässigen Sätzen oder Satztheilen; die Rede wird zum Gesang, den Rhythmus bezeichnet und begleitet die Musik. Worte, Dichtform, Musik, Bewegung (Tanz) sind mit Vorbedacht gewählt als der möglichst vollkommene Ausdruck der Situation und der durch sie gegebenen Gedanken. Sie pflanzen sich fort von Generation zu Generation, mannigfach verändert, bald zu sinnlosen Litaneien herabgesunken, bald gehoben, erweitert, verbessert,

doch so, dass jedes Geschlecht sie als etwas Festes, Gegebenes übernimmt; sie haben durchaus traditionellen Charakter. Bei den Aegyptern und den semitischen Völkern ist die Dichtform die einfachste, die sich denken lässt: derselbe Gedanke wird in gleichmässig gebauten und gleichwuchtigen Sätzen zweimal ausgesprochen oder variirt — eine Form, als deren höchste Ausbildung der französische Alexandriner gelten kann. Bei den Indogermanen hat sich die Form von Anfang an selbständiger vom Inhalt gestaltet: eine gleichmässige Folge von (meistens) vier Hebungen mit dazwischen liegenden Senkungen bildet die Grundform des indogermanischen Verses. Aus ihm sind die Metra der Einzelvölker, auch die griechischen, grösstentheils erwachsen. Auch bei den Griechen gehören Musik, Gesang und Tanz zu jedem Fest, zum Gottesdienst wie zum Gastmahle, zur Hochzeitsfeier (ὑμέναιος Σ 493) wie zur Todtenklage (Ω 721). Die Hirten blasen auf der Syrinx (Σ 525), den Schnittern auf dem Felde oder im Weinberg singt ein Knabe zur Laute das Erntelied (λίνος Σ 570). Auch der Spruch, welcher einer Situation oder einer Lebenserfahrung prägnanten Ausdruck verleiht und als Sprüchwort von Mund zu Munde geht, ist ohne feste metrische Form kaum denkbar. Aber alle diese Lieder sind verschollen bis auf ganz wenige Ueberbleibsel, die sich vielleicht in Liturgien, als Volkslieder u. s. w. gerettet haben. Sie sind überwuchert und verdrängt durch die Entwickelung der epischen Erzählung und des epischen Verses.

Ueber den Ursprung der griechischen Metrik und die Ueberreste ältester Poesie s. vor allem Usener, Altgriechischer Versbau 1887 [daselbst auch die trefflichen Ausführungen über das Sprüchwort und seine Verwendung bei Hesiod und Homer S. 44 ff., älteste Lieder S. 80 ff.]. Ich bemerke, dass ich über metrische Fragen kein selbständiges Urtheil habe. Doch scheint es mir evident, dass Usener vielfach schlechte Verse der Inschriften für uralte Versformen angesehn hat. Zum Linoslied, das speciell nach Argos gehört (Pausan. I, 43, 7. II, 19, 8 u. a.), vgl. Herod. II, 79, der bemerkt, dass es sich ganz ähnlich in Aegypten, Phoenikien, Cypern wiederfinde, aber unter anderen Namen [κατὰ μέντοι ἔθνεα οὔνομα ἔχει; das hat man gewöhnlich übersehn], und es deshalb natürlich aus Aegypten ableitet.

255. Die Anfänge des Epos liegen in Griechenland durchaus im dunklen; sie können, wenn überhaupt, so nur durch eine vergleichende literarhistorische Untersuchung aufgehellt werden, die über den Rahmen unserer Darstellung weit hinausgreift. Als sicher kann betrachtet werden, dass es auch in Griechenland eine Zeit gegeben hat, wo jeder Mann und der tapfere Held voran, wie er selbst tanzt, so auch selbst zur Laute die Thaten der Helden der Vorzeit (κλέα ἀνδρῶν I 189. 524. ϑ 73. hymn. 31 u. 32) zu singen verstand: so finden wir in einem Liede der Ilias, das auch sonst eine ganz exceptionelle Stelle einnimmt, Achill und Patroklos im Heldengesang sich ablösen (I 186 ff.). Dies Zeugniss steht in unserer Ueberlieferung völlig isolirt; es zeigt einen Zustand, wie er z. B. bei den Serben bis in den Anfang unseres Jahrhunderts bestanden hat. Aber wie es hier daneben Sänger von Profession gab, die den ganzen Sagenstoff beherrschten und von ihrer Kunst lebten, so hat sich auch in Griechenland ein berufsmässiger Sängerstand entwickelt, in dessen Händen wenigstens die Ausbildung und Vollendung der epischen Dichtung ausschliesslich gelegen hat. Die gänzliche Verdrängung des nicht berufsmässigen Gesanges beruht zum Theil auf dem Fortschritt der Kunst und der Erweiterung und festeren Gestaltung des Stoffs, sehr wesentlich aber auch auf der Ausbildung des adligen Lebens. Seit die Lebensverhältnisse geordneter und wohlhabender geworden waren, seit dem Adel, wenn er nicht im Felde lag, ein behagliches, genussreiches Dasein über alles ging, war es nur natürlich, dass er nicht mehr selbst sang, sondern sich vorsingen liess. Der Sänger hat seinen Platz zunächst an der Tafel des Königs, dann bei den Gastmählern der Adligen. Auf der Wanderschaft mag er auch beim gemeinen Mann einkehren (vgl. ρ 385. 518); vor die grosse Masse des Volkes tritt er erst spät, zunächst bei den Leichenspielen, dann auch bei anderen Festen. So ist der epische Gesang mit dem herrschenden Stande aufs engste verwachsen; sein Leben, seine Anschauungen und Ideale spiegelt er wieder; die abhängige Be-

völkerung kommt für ihn nur in Betracht, soweit sie jenen interessirt.

Aus der umfangreichen Literatur über moderne Volksepik nenne ich hier: Talvj, Volkslieder der Serben, 2. Aufl. 1853. Radloff, Sprache der nördlichen türkischen Stämme I. Bd. V [über die Karakirgisen], Einleitung 1885. Wollner, Unters. über die Volksepik der Grossrussen 1879, bei der das Absterben der Volksepik und ihr Uebergang in die Mährchenerzählung sehr deutlich zu erkennen ist. — Die antike Philologie hat, auch wenn sie Ilias und Odyssee trennte, das Epos immer als die bewusste Schöpfung eines einzelnen Dichters betrachtet, der einen historischen Stoff selbständig behandelt, sei es nach rein ästhetischen Gesichtspunkten (Eratosthenes bei Strabo I, 2, 3 ποιητὴν πάντα στοχάζεσθαι ψυχαγωγίας, οὐ διδασκαλίας; ebenso Aristarch), sei es, um zu belehren und höhere Weisheit mitzutheilen (so die älteren, Krates, die Stoiker). Die zahlreichen Widersprüche im Epos wurden von den grossen Kritikern wohl bemerkt; die Alexandriner halfen sich durch Annahme umfassender Interpolationen, andere (vermuthlich die Pergamener) suchten sie durch Heranziehung der Thatsache zu erklären, dass die Gedichte lange nur mündlich überliefert und die einzelnen Rhapsodien isolirt vorgetragen wurden; erst durch eine auf Pisistratos zurückgehende Redaction seien sie wieder vereinigt worden. Diese Ansicht liegt bei Joseph. c. Ap. I, 2 und sonst in einigen Andeutungen vor; sie ist die Vorläuferin der Liedertheorie und hat denn auch zur Aussonderung der Dolonie als eines selbständigen Gedichtes geführt (schol. T und Eustath. zu K init. schol. Dion. Thrax §. 6. p. 768 Bekker [anecd. II] ποίημα . . . σύνταγμα τὸ ἐν τῷ αὐτῷ ἀρχὴν καὶ τέλος ἔχον, ὁποῖόν ἐστι τὸ Κ τῆς Ἰλιάδος, ἡ νυκτεγερσία καλουμένη). Die Erkenntniss der Entstehung der homerischen Epen aus der Aoedenpoesie und der Fortentwickelung dieser zur Rhapsodik ist das bleibende Verdienst der Wolf'schen Prolegomena (1795), durch die er dem unklaren Gerede, das bis dahin herrschte (Homer »ein Günstling der Zeit«, ein »Naturdichter« u. ä.), ein Ende machte. Eben dadurch, dass die Untersuchung streng wissenschaftlich geführt wurde — sie tritt auf als eine zu kritischen Zwecken verfasste Geschichte des Homertexts und enthält daher zugleich die erste Geschichte der antiken Philologie —, ist seit Wolf die Homerfrage der Mittelpunkt aller Untersuchungen über »Volksdichtung« geworden. Dass Wolf's Ansichten über das Alter der Schrift (aber nicht über das Alter der Buchliteratur), über die Pisistratidenredaction (aber die Schlussredaction von Ilias und Odyssee ist in der That nicht viel älter), über die Homeriden als ein Sängergeschlecht u. ä. falsch sind, thut der Bedeutung seines Werks keinen Abbruch[1])

[1]) Dieselbe ist von Wilamowitz, hom. Unters. 400, maasslos unterschätzt worden. Zoega mag die Frage tiefer erfasst haben; aber er ist

Die nothwendige Ergänzung zu WOLF bietet WELCKER (der epische Cyklus oder die homerischen Dichter 1835. 1849), indem er, an ZOEGA anknüpfend, zuerst den ganzen Homer kennen lehrte, d. h. die gesammte alte Epik, soweit sie nicht hesiodeisch ist, als eine einheitliche unter Homers Namen überlieferte Masse erkannte, und zugleich zeigte, dass die literarische Frage von der sagengeschichtlichen untrennbar ist. Während dessen war durch G. HERMANN, BEKKER, KAYSER (homer. Abh., herausg. von USENER) u. a. die Einzelanalyse begonnen, im Gegensatz dazu von G. W. NITZSCH die Einheit vertheidigt, von LEHRS die aristarchische Lehre wiederhergestellt worden. Mit kühnem Griff hat dann LACHMANN, Betrachtungen über die Ilias (1837. 1841), die Widersprüche in der Ilias unwiderleglich aufgedeckt und viele der Einzelbestandtheile mit Sicherheit ausgesondert. In seinem Sinne hat vor allem KÖCHLY weitergearbeitet. Aber indem LACHMANN sofort ans Ziel zu gelangen meinte, wenn er auf Grund seiner Analyse die Ilias in ein Conglomerat einzelner Lieder auflöste, hat er den gesicherten Boden verlassen, von dem aus allein die Untersuchung geführt werden konnte; der Liedertheorie LACHMANN's und seiner Anhänger gegenüber waren die Vertheidiger der Einheit ganz im Rechten, wenn sie auf die Unmöglichkeit einer selbständigen Existenz dieser Lieder, auf die unverkennbaren Zusammenhänge und die Einheitlichkeit der Anlage der Epen hinwiesen — so verfehlt auch der Versuch war, durch Annahme umfassender Interpolationen die Einheit herzustellen. So folgte eine lange Periode, wo die Meinungen scharf und unvermittelt gegen einander standen. Erst die eingehende Analyse der Odyssee (auf die GROTE zuerst wieder die Aufmerksamkeit gelenkt hatte) durch KIRCHHOFF [seit 1858; zusammenfassend: die hom. Odyssee 1879] brachte einen wirklichen Fortschritt und die erste tiefere Einsicht in den complicirten Entwickelungsprocess eines homerischen Epos. Hand in Hand damit gehen die Detailuntersuchungen des Dialekts, des Sprachgebrauchs, namentlich auch im Anschluss an G. HERMANN und KAYSER der Lehnverse, vor allem aber die Aufhellung der älteren griechischen Literatur- und Sagengeschichte, die Reconstruction der verlorenen Epen. Hier sind nach WELCKER namentlich C. ROBERT, Bild und Lied, und WILAMOWITZ zu nennen. Gegenüber der Unklarheit des Begriffs »Volkspoesie« und

---

nie dazu gelangt, seine Untersuchungen abzuschliessen. Dass WOLF »die esoterischen Gründe« für seine Hypothese, »die weit wichtiger sind als die exoterischen«, nie ausgeführt hat, ist nur natürlich; in der Art LACHMANN's vorzugehn hätte er nie gewagt. Und für die Wissenschaft ist es viel besser gewesen, dass die äussere, rein literarhistorische Untersuchung nicht mit einer subjectiven Analyse vermengt wurde. Hätten die folgenden Generationen nicht jene ganz vernachlässigt, so hätten sie viel mehr und viel Brauchbareres leisten können.

der lange Zeit herrschenden Neigung, jede Erzählung für einen vom Volke überlieferten, unantastbaren Mythus zu halten, kommt hier auch die dichterische Gestaltungskraft wieder zu ihrem Rechte, eine Reaction, die in extremer, aber heilsamer Weise B. NIESE, Entw. der hom. Poesie 1882, vertritt. Einen gewissen Abschluss bezeichnet, trotz mancher Bedenken im einzelnen, die Analyse der Odyssee und die erneute Untersuchung der »homerischen Vorfragen« durch WILAMOWITZ, hom. Unters. 1884. [Ueber FICK s. §. 256 A.] Gegenwärtig kann die (im wesentlichen schon in WOLF's Prolegomenen enthaltene) These, dass die Epen weder das Werk eines einzelnen sind noch ein Conglomerat von Liedern, sondern der Niederschlag einer Jahrhunderte umfassenden Dichterthätigkeit der Aoeden, die schliesslich in wiederholte Ueberarbeitungen und Gesammtredactionen ausläuft, als wissenschaftlich erwiesen gelten; auch die Schichtung innerhalb der Epen lässt sich mit genügender Sicherheit feststellen, so vielfach über Einzelheiten die Meinungen immer auseinander gehen werden. Es ist zu hoffen, dass damit auch die jedes ästhetischen Gefühls baaren »erschreckenden Urtheile« (LEHRS, Aristarch 3. Aufl., 424) über Homer, welche in Einzeluntersuchungen vielfach hervorgetreten sind (am verhängnissvollsten in I. BEKKER's Urtheil über das Prooemium der Odyssee, hom. Blätter I), allmählich verstummen werden. — Ueber die Pisistratidenredaction bemerke ich kurz, dass diese von der pergamenischen Schule geglaubte und durch sie populär gewordene Hypothese erwachsen ist 1) aus der Vorschrift der panathenaeischen Rhapsodenagone τοὺς ῥαψῳδοὺς ἐξ ὑπολήψεως ἐφεξῆς αὐτὰ διιέναι (Plato Hipparch 228 von Hipparch) oder τὰ Ὁμήρου ἐξ ὑποβολῆς ῥαψῳδεῖσθαι, οἷον ὅποο ὁ πρῶτος ἔληξεν, ἐκεῖθεν ἄρχεσθαι τὸν ἐχόμενον (Diog. Laert. I, 57 von Solon; andere führten die Maassregel auf Pisistratos zurück, daher das bekannte Epigramm Πεισ. ὃς τὸν Ὅμηρον ἤθροισα σποράδην τὸ πρὶν ἀειδόμενον); 2) aus der ganz richtigen Entdeckung, dass einzelne Stellen, namentlich im Katalog und in der Nekyia, attischen Einfluss verrathen und kaum älter sein können als Pisistratos. Daraus folgerte man, Pisistratos habe die homerischen Rhapsodien, und zwar nicht nur Ilias und Odyssee, sondern auch den Kyklos [daher Ἐπικόγκυλος bei Tzetzes], gesammelt und dabei interpolirt; die Namen der Redactoren folgerte man aus Herodots Angaben VII, 6 über Onomakritos und aus dem orphischen Charakter der Nekyiainterpolation. Die Alexandriner haben die Tradition von der pis. Sammlung gekannt, aber als werthlose Fabel verworfen [gegen WILAMOWITZ; vgl. Hermes XXVII, 371 f.]; nie wird mit ihr in der auf Aristarch zurückgehenden Ueberlieferung operirt, er hat zwar zum Theil an denselben Stellen Anstoss genommen wie jene, aber aus anderen Gründen. Wir haben ebenso zu urtheilen; denn dass die Pisistratidenredaction eine Fabel ist, ergibt sich 1) aus der panathenaeischen Vorschrift selbst, welche gerade die Einheit der Epen voraussetzt; 2) Platos Angaben über

Hipparch, ὃς ... καὶ τὰ Ὁμήρου ἔπη πρῶτος ἐκόμισεν εἰς τὴν γῆν ταυτηνί etc., schliessen sie geradezu aus, keine ältere Quelle weiss von ihr, nirgends ist im kritischen Apparat von Pisistratos' Handschrift oder einem darauf zurückgehenden Exemplar die Rede; 3) die allmähliche Entstehung der Tradition ist deutlich erkennbar; 4) es ist undenkbar, dass die übrige Griechenwelt sich einen von der attischen Regierung geschaffenen Homer hätte octroyiren lassen. [Ritschl's Ausführungen Opusc. I umgehen die Frage, statt sie zu lösen, und sind längst veraltet. Das in England aufgestellte Paradoxon (Paley), unsere Ilias und Odyssee stammten aus nachperikleischer Zeit, ist eine Absurdität.]

256. Der Sänger (ἀοιδός) gehört zu den Handwerkern (§. 240), denn er lebt von seinem Geschäft; aber er hat unter ihnen eine privilegirte Stellung, mehr noch als der Künstler. Vielfach ergreifen Blinde das Sängerhandwerk (Demodokos, Thamyris, Homer, der Aoede von Chios hymn. Apoll. 172), wie bei andern Völkern auch; die Natur hat ihnen jeden anderen Erwerb verschlossen. Der Sänger singt aus innerer Eingebung, eine Gottheit, die Muse, ist es, die sich in ihm offenbart, und mit Stolz mag mancher von sich rühmen, dass Niemand ihn in seiner Kunst unterwiesen habe, dass er nur aus sich selbst mittels göttlicher Eingebung seine Gesänge entnehme (αὐτοδίδακτος δ' εἰμί, θεὸς δέ μοι ἐν φρεσὶν οἴμας παντοίας ἐνέφυσεν χ 347; vgl. Hesiods Aussage über sich selbst, theog. 22 ff.). Aber auch der selbständigste Sänger steht bewusst und unbewusst unter dem Banne einer festen Tradition; gleich jedem Handwerker muss er die Technik seiner Kunst erlernt haben. Sein Schaffen ist nicht frei wie das des modernen Dichters; überall sind ihm feste Formen vorgeschrieben, von denen er sich nicht emancipiren kann. Die Dichtung wird gesungen und mit der Phorminx oder Kitharis, einer viersaitigen Laute, begleitet; der epische Vers ist ein Kunstvers, der Hexameter; die Sprache verwendet nicht nur wie jede Dichtersprache archaische und seltene Worte, sondern sie trägt einen durchaus conventionellen Charakter, sowohl formell, indem altes und junges Sprachgut sich zu einer nirgends gesprochenen künstlichen oder richtiger Literatursprache verbunden haben, wie inhaltlich, indem sich eine stets wach-

sende Masse traditionellen Gutes, ständiger Formeln und Beiwörter, ausgeführter Schilderungen und Gleichnisse gebildet hat, die der Sänger stets gegenwärtig haben und an geeigneter Stelle anbringen muss, so viel er sie auch im einzelnen variiren mag. Noch wichtiger aber ist, dass der Sänger den Sagenstoff beherrschen und alle seine Voraussetzungen überschauen muss. Er schöpft aus der Oime, dem »Gange« der Sage, d. h. aus der Sagentradition, die all seinen Hörern geläufig ist; durchweg setzt er, nach einer kurzen Anrufung einer Gottheit, einem Vorgesang (Prooemion, z. B. Demodokos ϑ 499 ὁρμηθεὶς θεοῦ ἤρχετο, φαῖνε δ᾽ἀοιδήν ἔνθεν ἑλὼν ὡς οἳ μέν etc., und so ständig in den sog. homerischen Hymnen), mitten in den Zusammenhang ein (Il. A. Od. α; Demodokos ϑ 75. 500, auch Phemios α 326 und Phoinix, der hier herangezogen werden darf, I 529), ohne die Situation ausführlicher zu erläutern oder die Helden, von denen er erzählt, dem Hörer vorzuführen; der Stoff ist offenbar seinem Publicum genau bekannt. Das einzelne gestaltet er nach der Eingebung der Muse, an deren Inspiration er eben so fest glaubt, wie z. B. der hebraeische Prophet an die Inspiration der Gottheit, die ihm seine Sprüche in den Mund legt (vgl. Hesiods Erzählung im Prooemion der Theogonie). Da erschaut er, wie die Dinge gewesen sind, und die Hörer glauben an die Wahrheit seiner Worte. Hier vermag er schöpferisch zu gestalten, überlieferte Situationen auszubilden, neue zu erfinden, Sagenstoffe zu verbinden, neue Figuren einzuführen — aber immer innerhalb der Grenzen der Sage; an den Glauben seiner Hörer, an das Bewusstsein vom Sageninhalt, das ihnen innewohnt, ist er gebunden. So leben Dichtung und Sage unzertrennbar mit und in einander; die Sage ist die Voraussetzung der Dichtung, aber in ihr wird sie gestaltet und umgewandelt, ja neu geschaffen.

Dass der epische Dialekt eine künstliche Mischsprache gewesen sei, hat A. Fick geläugnet; er hat das, was er für den ächten Homer hält, in reines Aeolisch zurückübersetzt und ähnlich bei Hesiod, den Hymnen u. s. w. reine Dialekte hergestellt; erst durch eine nach 540 eingetretene mechanische Umsetzung ins Ionische und eine damit ver-

bundene Erweiterung und Schlussredaction der Texte sei der Mischdialekt entstanden. Mit der Negirung einer durch die epische Dichtung geschaffenen griechischen Literatursprache, die eben deshalb so wenig wie irgend eine andere einen reinen Dialekt darstellen kann, wird die ganze ältere Literaturgeschichte auf den Kopf gestellt. Fick ist allerdings völlig consequent, indem er auch die Lyriker in reinen Dialekt umsetzt (nur bei Pindar hat er noch nicht die Epinikien jedes im Dialekt des gefeierten Siegers »hergestellt«) und behauptet, Simonides' Bedeutung bestehe vor allem darin, dass er in jedem Dialekt gleich gut habe dichten können (Fick, die homer. Ilias 1886, S. VI); aber eben dadurch führt er seine Theorie selbst ad absurdum. Sein Hauptargument, »feste Aeolismen« fänden sich nur in den alten Stücken, die jüngeren seien in reinem Ionisch herstellbar, wird dadurch widerlegt, dass in seiner kritisch unhaltbaren Analyse der Epen alte und junge Stücke auf beiden Seiten, sowohl in den angeblich aeolischen wie in den angeblich ionischen Partien, enthalten sind. Im übrigen ist Fick literarhistorisch ganz unorientirt und construirt daher mit der grössten Naivität. — Ein weiteres Eingehen auf die sprachlichen und textkritischen Fragen gehört nicht hierher; ich bemerke nur, dass die weitverbreitete Annahme einer Umschreibung des Homertextes aus einem älteren Alphabet in das spätere ionische Gemeinalphabet und dadurch herbeigeführter Corruptelen von Wilamowitz, hom. Unters. 302 ff., endgültig widerlegt ist. Staatliche Urkunden können wohl an einem bestimmten Tage ein Alphabet durch ein anderes ersetzen; aber im privaten und literarischen Schriftgebrauch sind derartige Sprünge unmöglich. Ein attisch geschriebener Homer vollends ist ein Unding; Homer ist natürlich immer ionisch geschrieben worden.

257. In dieser Gestalt lernen wir den epischen Gesang seit etwa dem zehnten Jahrhundert kennen. Sie setzt eine lange, aber für uns verschollene Vorgeschichte voraus. Bis der Hexameter sich aus dem ältesten griechischen Vers herausbildete und seine festen Gesetze erhielt, bis er das allein zulässige Versmaass der Heldendichtung wurde, bis der berufsmässige Sängerstand sich ausgebildet hatte, müssen Jahrhunderte vergangen sein. Deutlicher noch redet die Sprache. Völlig verschollene Wörter wie μέροπες, Formen wie der Genitiv auf -οιο, Wörter, die in der mykenischen Zeit geläufig waren und sich in Cypern und Pamphylien noch erhalten haben, aber am aegaeischen Meer überall abgestorben sind, wie ϝάναξ, αἶσα (Antheil), ἰδέ, αὐτάρ (§. 48), sind in ihr bewahrt. Schon die ältesten Gedichte, wie Ilias A, zeigen eine Fülle über-

kommener, stereotyper Wendungen und Epitheta, die eine lange Kunstübung beweisen. Es kann nicht bezweifelt werden, dass der Heldengesang bis in die mykenische Zeit, ja vielleicht noch weiter hinaufreicht; die Entstehungszeit der erhaltenen Epen liegt bei den Griechen von seinen Anfängen ebenso weit ab wie bei den Germanen. Die Sprache lehrt aber noch mehr. Ihr eigentlicher Grundstock ist aeolisch, auf Schritt und Tritt begegnen in ihr aeolische Formen, auch die aeolische Form des Patronymikons (Αἴας Τελαμώνιος, Νέστωρ Νηλήιος, §. 48 A.) ist ganz ihr geläufig. Ueber diese aeolische Schicht ist eine ionische gelagert, und mehr und mehr erlangt der Ionismus die Herrschaft. Daraus ergibt sich, dass es einmal eine Zeit gegeben hat, in der Aeolis der Hauptsitz des Heldengesanges gewesen ist; von hier aus ist er dann nach Ionien gedrungen, und allmählich sind ionische Sänger seine Hauptträger geworden. Die alte verschollene Führerstellung der nordgriechischen Colonisten (§. 154), die Bedeutung, welche Aeolis einmal im griechischen Leben eingenommen hat, das allmähliche Emporkommen Ioniens sind hier erkennbar. Ob unter den erhaltenen Stücken ältesten Heldengesangs irgend eins ist, das ursprünglich aeolisch gesungen war, wird sich nie entscheiden lassen. Die Blüthe der Heldendichtung im neunten und achten Jahrhundert gehört unzweifelhaft Ionien an; sie zeigt aber durch die Sprache deutlich, wie sehr die Sänger schon damals mit überkommenem Gute wirthschafteten, wie mächtig sich bei ihnen die Schulbildung geltend machte.

Dass Homer ein Aeoler sei, hat namentlich Ephoros ausgeführt; der Name bedeute in Kyme der »Blinde« (vit. Hom. 2, 2, vgl. Hermes XXV, 454); auf ihn dürften auch die aus dem Opferwesen hergenommenen Gründe (vit. 1, 37) zurückgehen. Daraus folgerten antike Vorgänger Fick's die aeolische Abfassung der Gedichte: τὴν δὲ ποίησιν ἀναγιγνώσκεσθαι ἀξιοῖ Ζώπυρος ὁ Μάγνης [unbek. Zeit] Αἰολίδι διαλέκτῳ· τὸ δὲ αὐτὸ καὶ Δικαίαρχος (Osann, anecd. Rom. = Nauck, lex. Vindobon. appendix). Die Alexandriner haben das natürlich verworfen; für Aristarch ist Homer ein Athener (d. h. Urionier), der an der κτίσις Ἰωνίας Theil nimmt. sein Dialekt daher urionisch.

258. Das gleiche lehrt der Inhalt der Gesänge. Die fruchtbarste Wurzel epischer Dichtung liegt im Mythus. Indessen wäre es falsch, ihren Ursprung auf religiöse Hymnen und Cultusgesänge zurückzuführen. Auch in diesen kann von den Thaten und Schicksalen der Götter die Rede sein, aber immer nur mit Bezug auf eine bestimmte religiöse Absicht oder Empfindung, auf eine heilige Handlung, ein Fest, ein Gebet. Die epische Dichtung dagegen ist durchaus profan; sie will ihre Hörer ergötzen, nicht die Götter gnädig stimmen. Die Erzählungen von den Göttern interessiren sie nur ihres wunderbaren und fesselnden Inhalts wegen. Daher sind ihr gerade diejenigen Erzählungen willkommen, in denen die Gottheit vermenschlicht ist, in denen ihre Thaten, ursprünglich der Ausdruck regelmässiger, im Cultus gefeierter Vorgänge, sich in Abenteuer umgesetzt haben, die vor Zeiten einmal sich ereigneten — eine Entwickelung, wie sie in einem Glauben, der überall im Leben der Natur das Leben der Gottheit sah und seine Götter kämpfen, entrückt werden, sterben liess, mit Nothwendigkeit eintreten musste. In der Dichtung löst sich der Mythus vollends von seiner natürlichen und cultischen Grundlage; er gewinnt selbständiges Leben und gestaltet sich weiter aus nicht nach religiösen Vorstellungen, sondern nach den Entwickelungsbedingungen jeder Erzählung. Seine ursprüngliche Bedeutung wird vergessen, oft genug werden ihm Motive und Episoden eingefügt, die den ihm zu Grunde liegenden Anschauungen vollständig widersprechen. So kann der Mythus weiter wandern von dem Stamm, der den Gott verehrt, zu andern, die zu ihm gar kein Verhältniss haben; und erst dadurch kommt diese Entwickelung zum Abschluss. Jetzt fällt jede religiöse Beziehung weg; der Träger der Erzählung ist nicht mehr ein Gott, sondern ein Held der Vorzeit, ja ein sterblicher Mensch. Nur in der Grossartigkeit seiner Thaten, in dem Wunderbaren, das sie umgibt, in dem engen Zusammenhang, in dem er mit der Götterwelt steht, lebt sein göttlicher Charakter fort. Eine derartige Entwickelung haben wir bei der Heraklessage genauer verfolgt; aber sie kehrt bei fast

allen Gestalten wieder, die im Mittelpunkt der griechischen Sagengeschichte stehen. Nicht die Cultuswesen der Aeoler und Ionier sind es, von denen das Epos handelt, sondern ihrer Gottheit entkleidete Helden, die fern von den Gebieten, wo sie im epischen Gesange leben, ihre Heimath und ihren Cultus haben. Manche Gestalten haben die Aeoler aus ihrer thessalischen Heimath mitgebracht, so die Argonauten, die Lapithen und Kentauren, Achilleus und Thetis; andere entstammen dem Peloponnes, so die spartanischen Götter Helena, Menelaos, Agamemnon, Kastor und Pollux, die arkadischen Odysseus und Penelope. Der prophetische Held Amphiaraos ist der Gott der Graer von Oropos, Oedipus, Trophonios, Amphion und Zethos stammen wie Herakles aus Boeotien, Theseus von der attischen und argivischen Küste, ebenso Iphigenie, u. s. w. Ebenso ist z. B. der in Thessalien, Messenien, Kos, Epidauros verehrte Gott Asklepios in das Epos nur als sterblicher Sohn Apollos und Ahnherr berühmter Aerzte gedrungen, der wegen seiner Wundercuren von Zeus getödtet wird.

259. Aber der Sänger singt nicht nur von den Wundern der Vorzeit und vielleicht auch, wie bei Germanen (Tac. Germ. 2.) und Semiten, von dem Ursprung der Menschen und der Stämme — obwohl wir bei den Griechen von alten genealogischen Dichtungen kaum eine Spur finden (§. 207) —, sondern auch von den Begebenheiten der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit. »Den Gesang preisen die Menschen am meisten, welcher für die Hörer der neueste ist,« d. h., wie der Zusammenhang lehrt, welcher die neuesten Ereignisse behandelt, sagt noch ein recht junges Odysseegedicht (α 351; vgl. ϑ 491. 496), zum Beweis, dass derartige Lieder auch damals noch gesungen wurden, wenn sie auch für uns völlig verschollen sind; es waren die Vorläufer der »Novellen« und Anekdoten des siebenten und sechsten Jahrhunderts über Tyrannen, Staatsmänner, Dichter und Weise. Derartige Lieder über Dinge und Persönlichkeiten, die noch frisch im Gedächtniss sind und eben darum allgemein interessiren, deren Helden vielleicht unter den Hörern des Sängers sitzen, finden sich

überall, wo epische Dichtung lebendig ist. Aber während an den Erzählungen von den Helden der Vorzeit das Interesse immer lebendig bleibt, werden diese Lieder meist bald durch neuere verdrängt, mit dem Absterben der Generation, die an den Ereignissen Theil genommen hat, entschwindet ihr Inhalt dem Gedächtniss. Nur in Ausnahmefällen, sei es, dass eine Begebenheit oder eine Persönlichkeit einen besonders nachhaltigen Eindruck hinterlassen hat, sei es, dass irgend ein nicht bestimmbarer Zufall einwirkt — nur als Zufall kann es z. B. bezeichnet werden, dass gerade die Vernichtung der Burgunder durch Attila in der deutschen Sage bewahrt ist —, mag sie im Gedächtniss fortleben und noch nach Jahrhunderten in Liedern gefeiert werden. Bei den Griechen sind es Begebenheiten der mykenischen Epoche, wie der Kampf gegen Troja und der Krieg um Theben, die auf diese Weise fortleben. Freilich einen wirklich geschichtlichen Charakter kann die Tradition nicht bewahren, mehr und mehr treten allgemein interessante und wunderbare Erzählungen an Stelle der historischen Ereignisse; hat doch schon das erste Lied, das den Vorgang besang, ihn in poetischer und phantastischer Ausschmückung behandelt.

Lieder historischen Inhalts bilden überall einen Hauptbestandtheil des epischen Lieds, so bei den Germanen (Tac. ann. II. 88), bei Serben, Russen, Karakirgisen; auch die altrömischen laudes clarorum virorum gehören hierher; ebenso setzt sich die iranische Sage in die geschichtlichen Zeiten fort. Den Einschnitt, den die Forschung hier überall macht und machen muss, kennt die Ueberlieferung nicht. Bei den Griechen können derartige Lieder nicht gefehlt haben.

260. Zu voller Entfaltung scheint der epische Gesang überall dadurch zu gelangen, dass beide Bestandtheile, die mythischen und die historischen, sich mit einander verbinden. Der Göttermythus ist zum geschichtlichen Ereigniss geworden, das eine feste Stelle in der Zeitfolge der überlieferten Ereignisse fordert, die geschichtliche Sage hat ihren ursprünglichen Inhalt verloren und sich mit den Wundern des Göttermythus durchsetzt. So können beide Quellen zu einem Strome zu-

sammenfliessen. Die geschichtliche Sage gibt die Form, den allgemeinen Rahmen, der Mythus den Stoff. In der germanischen Sage ermöglichen die den besungenen Ereignissen gleichzeitigen Nachrichten, die beiden Bestandtheile scharf von einander zu trennen, in der griechischen ist das wie in der iranischen nicht mit derselben Sicherheit möglich. Doch steht fest, dass in beiden mythische Gestalten weit mehr in die Sage eingedrungen sind als bei den Germanen; und grade auf diesem Gebiete fliessen in Griechenland die Quellen sehr reichlich. Es zeigt sich, dass weitaus die meisten Heldenfiguren, soweit sie nicht rein dichterische Erfindungen sind, wie z. B. Aias, Telemachos, Polyneikes, vermuthlich auch Hektor, in der Göttersage wurzeln; historisch ist wie in Iran nur der allgemeine Hintergrund. So wird der Mythus vom Raube und der Wiedergewinnung der Helena der eigentliche Inhalt der troischen Sage, so werden der aus dem arkadischen Poseidoncult stammende Odysseus in diese, Amphiaraos von Oropos in die thebische Sage eingeführt und zu Hauptfiguren der Handlung, so erhält umgekehrt die Heraklessage durch ihre Verbindung mit dem mykenischen Königthum einen geschichtlichen Rahmen. Zu diesen beiden Elementen kommen als drittes Märchenmotive und Erzählungen, welche Begebenheiten des wirklichen Lebens in typischer Form wiederspiegeln. Derartig sind die Bedrängnisse der Frau des verschollenen Helden durch ungestüme Freier und ihre Errettung durch den unerkannt heimkehrenden Gatten am Tage der Hochzeit in der Odysseussage, der Zweikampf des Vaters mit dem Sohne, der auszieht, ihn zu suchen, und ihn nicht erkennt, in der Sage von Odysseus und Telegonos, das Zerwürfniss zwischen dem Heerkönig und seinem tapfersten Helden in der Achilleussage, die Bestechung der Gattin eines Helden durch ein kostbares Geschenk, um seine Hülfe zu gewinnen, in der Amphiaraossage, der frühe Tod des jugendlichen Helden, nachdem er unsterblichen Ruhm gewonnen hat, in der Achilleussage. Wahrscheinlich sind wenn nicht alle, so die meisten dieser Züge, die mehrfach auch bei Germanen und Persern

wiederkehren, dem Ursprung nach mythisch, so gut wie der Raub der Helena (vgl. §. 32). Aber im Epos sind sie ihres mythischen Charakters völlig entkleidet und zu typischen Lebensbildern geworden. An sie reihen sich die Gestalten und Motive, welche auf freier dichterischer Erfindung beruhen — höchstens dass eine Andeutung des Vorgängers oder der Sage dabei benutzt ist — und um so mehr anwachsen, je weiter das Epos sich entwickelt.

Die Verschmelzung mythischer und historischer Sagen scheint in keiner Volksepik zu fehlen, wenn auch die Stärke beider Bestandtheile in den einzelnen Fällen verschieden ist. Im iranischen Epos scheint sich das historische Element, abgesehen von einzelnen geschichtlichen Gestalten, wie Vistaspa, die nicht einmal der eigentlichen Heldensage angehören, auf den Gegensatz und die Kämpfe zwischen den turanischen Nomaden und der sesshaften iranischen Bevölkerung zu beschränken (I, 438. 447) [ähnlich verhält es sich wohl mit den Grundlagen des indischen Epos], bei den Griechen ist das Bild der mykenischen Zeit, ihrer Reiche und Völkerverhältnisse der allgemeine Hintergrund, einzelne Ereignisse sind bewahrt; bei den Germanen sind die historischen Elemente am stärksten. Sehr bezeichnend ist, dass die russische Heldensage den historischen Rahmen, der die Erinnerung an die Glanzzeit von Nowgorod und von Kiew unter Wladimir bewahrt und auch sonst einzelne geschichtliche Namen enthält, nicht mehr mit Mythen, sondern mit Erzählungen aus dem internationalen Mährchenschatze ausfüllt, s. Wollner, Unters. über die Volksepik der Grossrussen. Auch hier leben die Lieder nicht an dem Schauplatz, auf dem die Erzählungen spielen, sondern weit davon entfernt am Onegasee; ebenso ist die germanische Sage gewandert.

261. So zeigt auch der Stoff dieselbe Jahrhunderte umfassende Entwickelung des epischen Gesangs wie die Form; auch hier reichen die Anfänge weit in die mykenische Epoche, die Zeit der besungenen Begebenheiten, hinein. Die Entwickelungsgeschichte der Sage würde, wenn es dessen noch bedürfte, den zwingendsten Beweis für das hohe Alter der mykenischen Zeit geben (§. 47). Zugleich aber tritt auch im Stoff deutlich hervor, dass Aeolis die eigentliche Heimath des Heldengesanges ist, dasjenige Gebiet, wo wie die Sprache so auch die Sage und der ganze mythische Vorstellungskreis der Dichter seine

Ausbildung erhalten hat. Aus Aeolis stammt die herrschende Stellung, welche Thessalien und der thessalische Glaube in der Sage einnehmen, der Sitz der Götter auf dem Gipfel des Olymps, die Muse — ursprünglich wohl eine Wald- oder Quellgöttin, die am Nordfuss des Olymp, in Pierien, heimisch ist —, die thessalischen Berg- und Waldriesen (Aloiden, Kentauren) und ihre Kämpfe mit Göttern und Menschen, die Fluthsage und der Urmensch Deukalion, die Argonauten, Athamas und Pelias u. s. w. Ferner Achilleus, der Sohn der grossen Meergöttin Thetis und des Peleus, des Helden vom Pelion, ursprünglich vielleicht selbst ein Meergott, den nach herrlichen Thaten, unter denen die Bekämpfung des Meerdämons Kyknos vielleicht die älteste ist, Apollo's Geschoss in früher Jugend dahinrafft. Achilleus ist dann der eigentlich aeolische Held geworden, der Träger der aeolischen Colonisation, der Lesbos (Briseis) und Tenedos (Kyknos) erobert und an der teuthrantischen Küste kämpft (Telephos); so ist er, so sind die thessalischen Stämme in den troischen Krieg eingeführt worden (§. 153). Auch andere Gestalten, wie Aias und Nestor, scheinen aeolischen Ursprungs zu sein. Die Frage, auf welchem Wege die nichtthessalischen Stoffe, wie der Raub der Helena oder die Odysseussage, nach Aeolis gelangt sind, lässt sich nicht beantworten. Aber überall tritt in ihnen der aeolische Einfluss hervor; in der Ausfahrt Agamemnons aus Aulis (§. 151), in der Anknüpfung der aeolischen Herrscherhäuser an den König von Mykene, in der secundären Ableitung der Pelopiden aus Lesbos und vom Sipylos ist er deutlich erkennbar.

262. Auf die aeolische Schicht folgt wie in der Sprache so in der Sage die ionische. In Ionien hat die Heldensage diejenige Gestalt erhalten, in der wir sie kennen lernen. Die Hineinziehung der Völker des ionischen Kreises, der Kreter, der Lykier, der Dorier von Rhodos in die troische Sage gehört den ionischen Sängern an. Manche Sagen, wie die thebanische, scheinen von Anfang an in Ionien heimisch oder wenigstens hier erst ausgebildet zu sein; darauf weist der tiefe Unterschied der Auffassung hin, welcher zwischen der troischen

und der thebanischen Sage durchweg besteht, das starke Hervortreten der religiösen und prophetischen Elemente in dieser, die Beziehung zu den ionischen Orakelstätten, in die sie ausläuft. Wichtiger noch ist aber die innere Umwandlung, welche die Sage in Ionien erfährt. Der Fortschritt der Cultur und die gesteigerte Gesittung machen sich bemerkbar; die kriegerische Leidenschaft tritt zurück, neben der ungestümen Kraft des reckenhaften Helden erobert sich geistige Einsicht und Lebenserfahrung ihren Platz. So gern sie sich von den unheimlichen, wilden Kämpfen der älteren Sage erzählen lassen, ein heiteres Geniessen behagt den Hörern selbst offenbar mehr. Der gesteigerte Seeverkehr macht sich bemerkbar, die Fahrten in die Propontis und den Pontos und die Fabeln, die man sich von fernen Landen erzählte, finden Eingang in die Gestaltung der Abenteuer der Argonauten und des Odysseus (§. 243). Die Phaeaken, im Mythus ursprünglich die Bewohner des Nebellandes (der Unterwelt), in das Odysseus entrückt ist und aus dem er unerwartet zurückkehrt, werden in ein freundliches Schiffervolk umgewandelt, das in einem aristokratischen Musterstaat herrlich und in Freuden lebt; Odysseus wird das Idealbild des vielgewandten ionischen Mannes, der weit in der Welt herumgekommen ist und in jeder Lage einen Ausweg weiss, listig und verschlagen und dabei doch voll Heldenkraft und adliger Gesinnung. Ebenso ist in Nestor der ionische Herrschertypus ausgebildet — an ihn knüpfen die ionischen Königshäuser an (§. 156 f.) —, der alte lebenserfahrene Berather, der an Einsicht allen überlegen ist, dem wie Odysseus die Rede wie Honig von den Lippen fliesst, immer bereit, zwischen den Parteien zu vermitteln und in schwierigen Lagen den erlösenden Ausweg zu finden.

Die thebanische Sage ist ursprünglich wie gewaltthätiger (Oedipus' Vatermord und Mutterehe, der Brudermord, Eriphyle, Alkmeon) so wohl auch tiefer und grossartiger als die troische; daher hat sie den Tragikern den reichsten Stoff geboten [die Ausbildung der Atridensage, die mit ihr wetteifern kann, ist dem älteren Epos noch fremd]. Die Prophetengestalten, Melampus, Amphiaraos, Tiresias, sind wohl das Vorbild des

Kalchas, der daher auch mit Recht in der Melampodie dem Mopsos, Enkel des Tiresias, erliegt.

263. Wenn ursprünglich die einzelnen Gruppen der Tradition, ja zu Anfang die einzelnen mythischen Gestalten gesondert und ohne Zusammenhang neben einander standen, so vollzieht sich im epischen Gesang eine stets zunehmende Verbindung zwischen ihnen. Die Stoffe ziehen sich gegenseitig an, Gestalten und Motive des einen dringen in den andern ein oder werden vollständig von ihm aufgenommen, Neubildungen, die dann wieder ein selbständiges Leben weiter führen, kommen hinzu. So entstehen grosse Sagenkreise. Am stärksten hat sich die Anziehungskraft der mit dem Helenamythos verbundenen troischen Sage erwiesen; sie hat, um nur das allerwichtigste zu nennen, die Achilleus- und die Odysseussage absorbirt, Gestalten aus dem thebanischen Sagenkreis in sich aufgenommen und immer aufs neue Weiterbildungen (darunter auch eine Dublette in der Heraklessage, §. 131 Anm.) gezeugt. Neben ihr steht der thebanische Sagenkreis und die Cyklen der Argonautensage und der Heraklesabenteuer; die kleineren, vielfach nur episodisch behandelten Sagen, wie die Titanen-, Kentauren- und Amazonenkämpfe, die Thaten der Meleager, der Dioskuren, des Theseus u. s. w., können hier nicht aufgezählt werden. Alle diese Kreise und Einzelgestalten stehen mit einander in Fühlung und Austausch; trotz aller Widersprüche im Einzelnen sind sie zu einer zusammenhängenden, in sich abgerundeten Sagengeschichte verwachsen. Von der Realität der Ueberlieferung ist der Hörer wie der Sänger fest überzeugt. Aber durch eine tiefe Kluft ist die Sagenzeit von den Zuständen der Gegenwart geschieden: die Anschauung, dass sie von einer anderen, untergegangenen grösseren Welt erzählt, hält jede epische Dichtung mit vollem Bewusstsein fest. Hier wirken die mythischen Bestandtheile fort. Die Helden der Sage waren ganz anderer Art als die elenden Menschen der Jetztzeit, ihre Thaten konnte Niemand mehr vollbringen; sie stehen in beständigem Verkehr mit den Göttern, ihre Nachkommen leben

zwar noch, aber ihr Geschlecht hat sein Ende gefunden durch den Heldentod oder durch Entrückung auf die Inseln der Seligen (Hesiod op. 161 ff.) — denn auch darin hat sich noch eine Spur ihrer ursprünglichen Gottheit erhalten. Das Ende der Heroenzeit fällt zusammen mit der Entstehung der gegenwärtigen Welt, mit den grossen Völkerverschiebungen, dem Einbruch der Dorier, der Besiedelung von Aeolis und Ionien. Wenn daher auch die socialen und politischen Verhältnisse der Gegenwart überall eindringen — wie konnte der Sänger andere Zustände und eine andere Lebensweise schaffen als die seiner Zeit, die er allein kennt, die ihm die einzig natürliche ist —, so wird doch diese Grenze von den Sängern immer sorgfältig innegehalten, alles, von dem man weiss oder zu wissen glaubt, dass es modern ist (so auch das Reiten und die Schrift), hat im Epos keine Stelle. Daher ist auch von den Lydern und Karern fast nirgends die Rede trotz ihres regen Verkehrs mit Ionien — diese Verbindung gilt eben als modern —, während die auf Herakles zurückgeführten Griechen von Rhodos, die Kreter, die Lykier im Epos eine grosse Rolle spielen.

Von den alten Liedern haben sich die dem troischen und dem thebanischen Sagenkreise (vgl. Δ, E, Ψ 679 und die Nekyia) angehörigen zu zahlreichen Epen condensirt [Reconstructionsversuch von Bethe, theban. Heldenlieder 1891], während über die Argonauten- und die Heraklessage später keine (homerischen) Epen vorlagen, sondern nur jüngere Bearbeitungen (doch gab es homerische ἆθλα ἐπὶ Πελίᾳ Simonides fr. 53). Dass beide Sagen mindestens so früh ausgebildet und in zahlreichen Liedern besungen sind, wie die troische und die Odysseussage, beweisen die vielfachen Anspielungen in Ilias und Odyssee. Wie alte Stücke in den thebanischen Epen enthalten waren, lehrt die von Wilamowitz, Isyllos 163, 3 erkannte Thatsache, dass Γ 179 aus einem Vers der Thebais (fr. 5. Pindar Ol. 6, 27 mit den Scholien) umgebildet ist.

264. Je mehr der Heldengesang sich ausbildet, desto mehr übernimmt der Sänger von seinem Vorgänger, desto grösser und fester wird die Masse der Tradition. Es ist begreiflich, dass allmählich auch die Lieder selbst fest zu werden beginnen. Lieder, die besonderen Beifall gefunden haben, werden wiederholt, sie pflanzen sich von Generation zu Generation

fort, sie gewinnen bestimmenden Einfluss auf die weitere Ausbildung der Sage. Natürlich erleiden sie dabei mannigfache Modificationen, sie werden erweitert und umgedichtet, neue Gedichte und Einlagen krystallisiren sich an, das Einzelgedicht erwächst zu einem grösseren, in zahlreiche Episoden zerfallenden Epos. In diesem Zustand lernen wir den griechischen Heldengesang auf der Höhe seiner Entwickelung kennen. Der epische Apparat ist voll ausgebildet: die ständigen Beiwörter, die ausgeführten Schilderungen und Gleichnisse, das ununterbrochene Eingreifen der Götter in die Handlung. Der Sänger verfügt bereits über eine beträchtliche Anzahl überkommener Lieder, die er vorträgt und an die er bei eigenem Schaffen weiterbildend und ergänzend anknüpft; aber noch vermag er über das ererbte Gut frei zu schalten und Erzählungen zu schaffen, in denen mit wenig Ausnahmen jedes Wort an seinem Platze und jede Situation innerlich wahr und warm empfunden ist. So entstehen Schöpfungen von ewiger Wahrheit und Schönheit. Dieser Zeit, im wesentlichen etwa der Epoche von 950—750 v. Chr., entstammen die meisten Gedichte der Ilias, namentlich ihres ersten Theils, und die ältesten Odysseusgedichte (Kyklopie, Kern der Nekyia, die Erkennungsscenen in τ und ψ); es sind das fast sämmtlich Gedichte, die nicht isolirt für sich stehen, sondern einem grösseren Zusammenhang angehören und anknüpfend an ältere Lieder für eine bestimmte Stelle (wenn auch nicht immer für die, an der sie jetzt stehen) gedichtet sind. Bei weitem das älteste von allen ist das Gedicht vom Zorn des Achilleus, von dem der Eingang erhalten ist, während seine Fortsetzung durch jüngere Umdichtungen und Erweiterungen verdrängt ist; es ragt jedenfalls weit ins 10. Jahrhundert hinein. An das Ende der Epoche gehören Gedichte wie die Patroklie, die Schilderungen von Odysseus' Aufenthalt bei den Phaeaken mit den zugehörigen Stücken u. ä. An sie reihen sich die zugleich eine Erweiterung des Stoffes enthaltenden Nachahmungen älterer Lieder und Motive, wie sie in den Gedichten vom Kampf Achills mit Memnon, in der Einführung seines Sohnes Neo-

ptolemos (einer rein dichterischen Gestalt) und seinem Kampf mit Eurypylos und sonst vielfach erkennbar sind. Immer neue Episoden werden in den alten Sagenstoff eingeführt, ältere Andeutungen weit ausgesponnen; die Sage schwillt zu ungeheurem Umfang an. Allmählich erliegt die Dichtung dem Schicksal jeder Kunstübung. Aeusserlich steht sie in vollem Flor, sie verbreitet sich immer weiter durch die griechische Welt, fortwährend werden neue Gedichte geschaffen und der Stoff weitergebildet. Aber innerlich ist sie entartet. Die Kraft des Sängers erlahmt. Er hat den Kopf so voll auswendig gelernter Verse und Wendungen, dass er nicht mehr im Stande ist, die Form frei zu beherrschen. Der epische Apparat wird überall in gleicher Weise in Bewegung gesetzt, das Stilgefühl, die feine Empfindung für das Wahre und Geziemende geht verloren, bis der Sänger schliesslich dazu kommt, nur mit erlerntem, stereotypem Gut zu arbeiten und keinen Vers mehr selbständig dichten kann. Diese Zeit des Sinkens umfasst die Zeit etwa von der Mitte des 8. Jahrhunderts bis zum völligen Absterben der epischen Dichtung rund um 600 v. Chr. In Gedichten wie Ilias Υ—Χ tritt uns die spätere Manier sehr anschaulich entgegen; doch hat auch diese Zeit noch so schöne Gedichte wie Ω oder die Telemachie hervorgebracht. In den letzten Rhapsodien der Odyssee, in der Dolonie u. ä. lernen wir den völlig gesunkenen Stil kennen. Den letzten Ausläufer der Dichtung bezeichnen die zahlreichen secundären Einlagen und Ueberarbeitungen, welche Ilias und Odyssee erfahren haben.

Chronologie des Epos. Die Telemachie zeigt so genaue Bekanntschaft mit Aegypten, dass sie kaum älter sein kann als rund 650. Dagegen ist das Hauptgedicht der Odyssee (Phaeaken und Apologe in ihrer jetzigen Gestalt) älter als der Kimmeriereinfall und die genauere Erforschung des schwarzen Meers, wird also bis rund 750 hinaufzurücken sein. Die ältesten Bestandtheile der Odyssee, die zum Theil einen ganz anderen Gang der Sage voraussetzen (λ 100—104. 121—224), reichen also mindestens weit ins neunte Jahrhundert hinauf. Der Haupttheil der Ilias aber, Α—Ζ, Ι und Theile von Μ—Ν (die Διὸς ἀπάτη Ξ 153 bis Ο 366 und andere Gedichte der mittleren Ilias sind etwas, die

Patroklie, Σ, Ψ, nicht unwesentlich jünger), ist sehr beträchtlich älter als der Haupttheil der Odyssee. Demnach wird man das Lied von der μῆνις unbedenklich bis gegen das Jahr 1000 v. Chr. hinaufrücken können. Ihm gehört die erste Hälfte von A und Stücke in B; alles weitere ist verloren. Doch wird man geneigt sein, Reste ächtester Poesie, wie das Bruchstück der ältesten Dichtung von Hektors Tode X 157—161. 165. 166. 208—213, mit ihm in Verbindung zu setzen. Damit vergleiche man die spätere Gestaltung des Stoffs X 167—207. 214 ff. (diese Version hat die Bruchstücke des älteren Gedichts aufgenommen), um den Abstand des Stils lebendig zu empfinden. Im übrigen ist Il. A weder das älteste Lied über die μῆνις — denn es steht schon weit von der ursprünglichen Sage ab (§. 132) — noch das einzige, welches der Ilias zu Grunde liegt; denn das keineswegs sehr alte Gedicht, dem Il. I angehört, setzt eine von A abweichende und ältere Form der Sage voraus (v. 128—132; umgedeutet T 245 f.). Uebrigens würde I, das in jeder Beziehung eine Sonderstellung einnimmt, eine Specialuntersuchung reichlich lohnen.

265. Die Kehrseite dieser absteigenden Entwickelung bildet das Streben, den Besitz zu sammeln und dadurch zu erhalten, dass man ihn zu grösserem Epen zusammenfasst. An Stelle der schöpferischen Thätigkeit des Dichters tritt die des Sammlers und Redactors, der nur noch ausnahmsweise zur Ausfüllung von Lücken und Herstellung von Uebergängen Eigenes hinzuthut. Das Resultat dieser Thätigkeit sind die grossen Epen des thebischen und troischen Kreises, an die sich noch einige isolirte anschliessen, wie die Titanomachie und die Einnahme von Oichalia (d. i. die letzten Thaten des Herakles), vielleicht auch die unter dem Namen des Peisandros von Kameiros gehende Heraklee (Strabo XV, I 9 οἱ τὴν Ἡράκλειαν ποιήσαντες, εἴτε Πείσανδρος ἦν ἤ ἄλλος τις) — die alten Argonautenlieder haben keinen Niederschlag in einem Epos gefunden. Auch diese Redaction ist (ähnlich wie z. B. bei den hebraeischen Geschichtswerken) nicht das Werk eines einzelnen, sondern die Arbeit von Generationen; sie setzt sich bis in den Anfang des 6. Jahrhunderts hinein fort (Telegonie u. ä.), ja die attischen Einlagen im Schiffskatalog (B 546—558, §. 413) und in der Nekyia (λ 566—631) sind eigentlich nichts anderes als Ausläufer dieser Redactorenthätigkeit. Am frühesten scheint die Ilias zu einem gewissen Abschlusse gekommen zu sein,

wenn wir auch nicht entscheiden können, ob nicht manche Epen, z. B. des thebanischen Kreises, auch in der Ueberarbeitung im wesentlichen der Ilias gleichalterig waren. Auf der anderen Seite setzen jüngere Partieen der Ilias, namentlich Ω und die Antilochos- und Aiasscenen in Ψ (vgl. auch P 680 ff., Σ 16 ff.), sowie der Schiffscatalog nicht nur die volle Ausbildung der nicht in die Ilias aufgenommenen Theile der Sage, sondern bereits die ausgeführten Gedichte (Kyprien und Persis) voraus, wenn auch vielleicht noch nicht in ihrer letzten Gestalt — ebenso wie die Telemachie und die Erweiterungen der Nekyia (λ 225—327; 385—565) diese Gedichte sowie die Nosten voraussetzen und benutzen. Im allgemeinen tritt bei den Redactionen überall das Bestreben hervor, möglichst viel aufzunehmen; daher sind in der Ilias wie in der Odyssee in der Regel die jüngeren, ausführlicheren Versionen den kürzeren älteren vorgezogen, zum grossen Nachtheil des poetischen Gehalts (ganz ähnlich im Alten Testament). Nicht selten sind alte Zusammenhänge zerrissen, manche Stücke, die jetzt in Ilias und Odyssee stehen, haben einmal mit Stücken, die in die Aethiopis oder kleine Ilias, resp. in die Telegonie aufgenommen wurden, eine Einheit gebildet. An vielen Stellen erkennen wir, dass die ursprünglichen Gedichte einen ganz anderen Gang der Handlung voraussetzten, als ihn gegenwärtig die Epen geben (Z 127, ff., 433 ff., Λ 608, O 63 ff., Π 70 ff., Σ 444 ff. u. a.; ähnliches vielfach in der Odyssee, vgl. die Prophezeihung des Tiresias und die Aussagen der Mutter des Odysseus über Telemach, die Erkennungsscenen, die Vorbereitungen des Freiermordes u. ä.). Das Gedicht von dem misslungenen Versuch, Achilleus durch eine Gesandtschaft zu versöhnen (§. 264 Anm.) steht mit allen übrigen im Widerspruch; nur die recht späte Darstellung der Versöhnung zwischen Agamemnon und Achill (T) hat es benutzt. Im einzelnen werden die Untersuchungen über diesen Punct nie zum Abschluss geführt werden können, da dazu unsere Kenntniss der anderen Epen nicht ausreicht. Was nicht in die Schlussredactionen aufgenommen ist, ist im all-

gemeinen zu Grunde gegangen. Doch haben in einzelnen Fällen auch mehrere parallele Epen bestanden, namentlich für die Zerstörung Trojas und die thebanische Sage. Das Resultat der ganzen Entwickelung ist die Entstehung eines grossen Kreises von Epen (ἐπικὸς κύκλος), der im wesentlichen die gesammte Sagenüberlieferung umfasst. Auch ein directer Zusammenhang zwischen den einzelnen Epen war in einer Version hergestellt, die wir in einzelnen Fällen noch erkennen können. — Im Gefolge dieser Entwickelung sind die Gedichte dann auch aufgeschrieben und aus Büchern auswendig gelernt worden. Wann das zuerst geschehen ist, ist nicht zu ermitteln und gänzlich irrelevant. Die letzten Bearbeitungen sind wohl jedenfalls bereits schriftlich vorgenommen.

Die »Spuren einer anderen Ilias« sind seit Lachmann bekannt; eine umfassende neuere Untersuchung der Composition der Ilias fehlt. Für die Odyssee s. vor allem Wilamowitz, hom. Unters. [Seeck, Quellen der Odyssee 1887, hat einzelnes weiter gefördert, aber daraus überkühne Folgerungen gezogen; ihm fehlen vor allem die literarischen Vorkenntnisse, und so ist seine Untersuchung eine Entartung der analytischen Methode. Ueberhaupt kann man das Dichtwerk noch weit weniger rein mechanisch analysiren, wie ein Geschichtswerk; was in diesem Beiwerk ist, ist in der Dichtung die Hauptsache]. — Epischer Kyklos. Den Namen als Bezeichnung der homerischen Epen kennt schon der sophistische Trugschluss bei Aristot. anal. post. I, 12. soph. el. 10 (τὰ ἔπη κύκλος oder ἡ Ὁμήρου ποίησις σχῆμα διὰ τοῦ κύκλου). Als dann Homers Name auf Ilias und Odyssee beschränkt wird, werden alle anderen homerischen Epen, die als jünger gelten, unter diesem Namen zusammengefasst. Sie sind allmählich der Vergessenheit anheimgefallen; nur ihr Inhalt war mythographisch von Wichtigkeit und wurde daher gesammelt und excerpirt. Directe Fragmente haben wir daher nur sehr wenige (gesammelt bei Welcker, ep. Cycl., Düntzer, Frte. der epischen Poesie, Kinkel, ep. gr. fragmenta). Quellen für die Reconstruction der Epen: 1) die aus ihnen entnommenen Darstellungen der Vasen, die Bearbeitung ihres Stoffs in späteren Gedichten, in der Lyrik (Stesichoros, Pindar) und namentlich im Drama u. ä. 2) Darstellung einzelner Scenen mit Beifügung literarischer Notizen auf Bechern, die auf das dritte Jahrhundert zurückgehn: Robert, homerische Becher (Berl. Winckelmannsprogr. 1890). 3) Die Zusammenstellung und Verarbeitung des Inhalts, welche von den Sagenforschern des zweiten und ersten Jahrhunderts v. Chr. vorgenommen wurde (Apollodor, Lysimachos, Dionysios der Kyklograph), liegt uns in

dreifacher Gestalt vor: a) in den mythographischen Compendien der späteren Zeit (Apollodor, Hygin), in den Scholien u. a., durchweg untermengt mit Notizen aus anderen Epen, aus Lyrikern, Drama, Historikern. Hierher gehören auch die aus kunstgeschichtlichen Werken (Polemo?) bei Pausanias erhaltenen Angaben; b) in den Auszügen aus Proklos' Chrestomathie, welche lediglich eine einheitliche, überall mit den Notizen der Ilias und Odyssee ausgeglichene (Robert, Bild und Lied) Erzählung des troischen Sagenkreises geben; c) in den nahe verwandten Angaben der aus der Kaiserzeit erhaltenen Bilderchroniken, die theils als Zimmerschmuck, theils zum Unterricht dienten. b und c zusammengestellt von O. Jahn, griech. Bilderchroniken, herausg. von Michaelis. Zu Proklos vgl. Wissowa, Hermes XIX. — Auf die zahlreichen anschliessenden Fragen und die neueren Untersuchungen (Welcker, Robert, Wilamowitz, Bethe) kann ich an dieser Stelle nicht eingehen. Die neugefundenen Excerpte aus Apollodor (Kerameus, Rh. Mus. XLVI; Wagner, epitome Vat. ex Apollodori bibl.) haben das Material vielfach erweitert. — Der Art, wie Bethe, Hermes XXVI und theban. Heldenlieder 1891, die Fragen behandelt, kann ich nicht zustimmen. Wenn Aristoteles poet. 23 die innere Einheit aller Epen ausser Ilias und Odyssee ausdrücklich läugnet, wie kann man sie behaupten? Und wenn er und Proklos ganz unabhängig von einander die kleine Ilias mit der ὅπλων κρίσις beginnen lassen [sie hat also nach Achilleus' Tod eingesetzt, wie die Aithiopis nach Hektors Tod], wie kann man ihren Anfang dennoch früher setzen? — Uebergang von der Ilias zur Aithiopis: schol. T zu Ω 704 und auf dem Becher bei Robert S. 26. Ebenso wird der in Osann's anecd. rom. erhaltene Anfang der Ilias ἔσπετε νῦν μοι Μοῦσαι, den Aristoxenos anführte, die Ilias an die Kyprien anknüpfen. Gleichartig muss die in den Scholien erwähnte κυκλικὴ ἔκδοσις der Odyssee gewesen sein. Danach ist die Existenz eines bis ins vierte Jahrhundert hinaufreichenden und dann wohl noch weit älteren kyklischen Gesammtepos nicht wohl zu bestreiten. — Dass die »kyklischen« Epen im allgemeinen inhaltlich wie sprachlich jünger und daher auch trotz des umfangreicheren Stoffs meist beträchtlich kürzer gewesen sind als Ilias und Odyssee [daher kann die unendlich lange Thebais des Antimachos Cic. Brut. 191, Porphyrio zu Horat. art. poet. 146 nicht das kyklische Epos sein, wie Bethe meint], ist ebenso sicher wie das hohe Alter einzelner ihrer Theile; hier werden immer manche Räthsel bleiben. — Die Frage nach der schriftlichen Aufzeichnung der Epen, die für Wolf den Ausgangs- und Brennpunkt der homerischen Probleme bildete, hat in Wirklichkeit für dieselben keine Bedeutung. Die Sachlage bleibt ganz dieselbe, ob wir annehmen, dass der Dichter von Il. A bereits sein Gedicht aufgezeichnet hat, oder ob wir die rein mündliche Entstehung und Ueberlieferung bis ans letzte Ende der Entwickelung der Epen ausdehnen.

Aoeden und Rhapsoden. Zersetzung des Epos. Hesiod.

266. In der Blüthezeit des Heldengesangs waren die Sänger die Hauptträger des geistigen Lebens in Griechenland. Sie allein waren im Besitz ausgedehnter, das ganze Leben umfassender Kenntnisse; sie hüteten und verbreiteten die Tradition von der Vergangenheit, den Anfängen des Volkes, dem Wesen der Götter; in ihren Liedern schlugen sich alle Gedanken nieder, welche das Volk bewegten, seine Ideale, seine Lebenserfahrungen, die ersten Speculationen über das Wesen der Götter und den Ursprung der Dinge, über Menschenschicksal und Leben. Noch wichtiger ist vielleicht die Bedeutung, die ihnen als Vermittlern zwischen den Stämmen zukommt. Wenn der Heldengesang ursprünglich in Aeolis und Ionien seine Heimath hat, so sind doch die Sänger schon früh auch auf die Inseln und ins Mutterland gezogen, und bald findet das Epos überall eine Stätte, in Boeotien und Korinth, auf Euboea und in Sparta, auf Cypern und Rhodos. Wie weit die Sänger in der Griechenwelt herumgekommen sind, wie ausgedehnt ihre geographischen Kenntnisse waren, haben wir schon gesehen, (§. 245); manche, wie der Dichter der Patroklie, suchen offenbar einen Stolz darin, ihr Wissen vorzuführen. Durch die epische Dichtung ist den Griechen eine Literatursprache, ein gemeinsames Pantheon, eine gemeinsame Sage, später auch eine allgemeine Genealogie, in der alle Stämme und hervorragenden Geschlechter ihren Platz fanden, geschaffen worden, und so bildet sie ein wesentliches Ferment des sich entwickelnden Nationalgefühls, der über den Stämmen sich erhebenden Einheit.

267. Aus der Entstehungsweise der Gesänge ergibt sich, dass von einem Eigenthum eines einzelnen Dichters an ihnen nicht die Rede sein kann. Sie sind weniger individuelle Schöpfungen eines Einzelnen, als vielmehr eines ganzen Standes. Unterschiede der Begabung sind vorhanden; aber sie treten zurück gegenüber der Uebereinstimmung. Es ist wie im Kunsthandwerk, wo der Künstler einen überkommenen Typus ver-

werthet und weitergibt und vielleicht dabei einiges von dem Seinen hinzuthut. Als Vorbilder der Dichter gelten mythische Sänger, welche in der Heroenzeit gelebt und zum Theil auch an ihren Kämpfen Theil genommen haben, wie Orpheus, Musaeos, Thamyris. Sie stammen aus Thrakien, der Heimath der Musen (vgl. §. 44 A. 261), und stehen zu den historischen Sängern wie Daedalos zu den Künstlern. Die Gedichte aber, von deren Vortrag sie leben, führen die Sänger auf einen Standesgenossen zurück, Homeros von Smyrna, den Sohn des Flusses Melas und der Nymphe Kretheis. Seine Gestalt hat sich, wenn nicht früher, so jedenfalls um die Zeit gebildet, als aus den Einzelgesängen grössere zusammenhängende Epen entstanden; schon um 650 ist er dem Archilochos (fr. 153, als Verfasser des Margites, vgl. Usener, Altgriech. Versbau 112) und Kallinos bekannt (Paus. IX, 9, 5, als Dichter der Thebais). Vermuthlich ist Homeros eine historische Persönlichkeit, ein berühmter Aoede gewesen; aber was er gedichtet und wann er gelebt hat, wird sich niemals ermitteln lassen. Unter seinem Namen gehen die meisten der Epen, die bisher besprochen sind, und überhaupt das ganze Inventar der Aoeden, auch die Prooemien, die Anrufungen der Götter, welche die Sänger bei den Agonen ihrem Vortrag voranschickten (§. 258). Frühzeitig hat sich die Legende an seinen Namen geheftet und allerlei von seinen Schicksalen erzählt. Er ist der Typus des fahrenden Sängers, blind und arm, viel vom Schicksal herumgetrieben. In seiner Heimath fand er keine Stätte, in allen Städten von Aeolis und Ionien versuchte er seine Kunst. Um seinen Gastfreund zu belohnen oder seine Töchter auszustatten, verschenkte er manche seiner Gedichte, die Einnahme von Oichalia an Kreophylos von Samos, die Kyprien an Stasinos; die kleine Ilias und die Phokais stahl ihm Thestorides an Phokaea — in diesen Erzählungen dürfen wir wohl die ersten Ansätze einer Kritik erkennen. Auch beim Wettkampf hat er Unglück; obwohl er seinem Rivalen Hesiod weitaus überlegen ist, wird dennoch diesem der Sieg zugesprochen. Schliesslich ereilt ihn der Tod auf der Insel Ios aus Gram darüber, dass

er ein derbes Fischerräthsel nicht lösen kann. Neben ihm werden seit Alexanders Zeit eine ganze Anzahl anderer Namen genannt, denen einzelne Gedichte zugeschrieben werden: die Aithiopis dem Arktinos von Milet, die kleine Ilias dem Lesches von Pyrrha oder von anderen dem Kinaethon von Sparta oder dem Diodoros von Erythrae u. s. w. Einige dieser Namen mögen historisch sein, wie etwa der Eugammon's von Kyrene als Verfasser der recht jungen Telegonie; andere mögen sich in Chroniken oder sonst als Rhapsoden gefunden haben und von den nach Namen suchenden Literarhistorikern aufgegriffen sein, wie Kynaithos von Chios, der Ol. 69 (504) in Syrakus auftrat und den einige zum Verfasser des Apolloprooemions machten (schol. Pind. Nem. II, 1). Aber daran kann kein Zweifel sein, dass bis weit ins fünfte Jahrhundert hinein die Masse der Epen als homerisch oder, was genau dasselbe ist, anonym überliefert wurde. Mit dem Beginn historischer und literarischer Forschung erwacht der Zweifel; man nimmt zunächst inhaltlich, dann auch ästhetisch an zahlreichen Gedichten Anstoss, mehr und mehr wird Homers Name auf Ilias und Odyssee (und Margites, Arist. poet. 4) beschränkt, alle anderen Gedichte ihm abgesprochen; in einer allerdings nicht zur Herrschaft gelangten Gelehrtenschule (die Chorizonten, Xenon und Hellanikos) wurde auch die Odyssee für nicht homerisch erklärt.

Dass die traditionelle Homerbiographie recht alt ist, wird oft, aber mit Unrecht übersehn, vgl. Hermes XXVII, 377 ff. [wo Kirchhoff's Ansicht (der Roman eines Sophisten Ber. Berl. Ak. 1892) im voraus widerlegt ist]; Pindar fr. 264. 265, Heraklit fr. 96 Mullach, Plato rep. X, 600 setzen sie voraus, Verse des ἀγών werden von den Kindern bei Aristoph. pac. 1281 recitirt, andere sind von einem alten Elegiker (Theognis 425) erweitert [vgl. Bergk zu der Stelle], ebenso von Sophokles Oed. Col. 1225. Die Homerbiographie gehört zum Inventar der Rhapsoden. Der ἀγών knüpft natürlich an die zweifellos ächte Angabe Hesiods op. 650 an, nicht umgekehrt. Ein Wettkampf zwischen beiden auf Delos: schol. Pind. Nem. 2, 1. — Von einem Aufenthalt Homers auf Chios weiss die alte Homerbiographie nichts; er ist aber früh daraus gefolgert, dass man den blinden Sänger von Chios im Apollohymnus mit Homer identificirte; so schon Simonides fr. 85, 2 (die Ueberweisung des Gedichts an Semonides von Amorgos ist sehr problematisch), Pindar fr. 264, und viele spätere. Eine

weitere Stütze dafür glaubten Akusilaos und Hellanikos der Logograph darin zu finden, dass es auf Chios ein Geschlecht der Homeriden gab; aber dies hatte nach Seleukos' Zeugniss weder mit Homer noch mit der Pflege epischen Gesanges etwas zu thun (Harpokration s. v. Ὁμηρίδαι); die Homonymie ist rein zufällig. — In älterer Zeit brauchte man Ὁμηρίδαι, d. i. Homeriker, im Sinne von Rhapsoden, z. B. Pindar Nem. 2, 1. Plato Ion. Pol. X, 599 e. Phaedr. 252, Isokr. Helena 65. Auch das ist von späteren missverstanden und auf das Geschlecht bezogen worden, so Strabo XIV, 1, 35. — Im allgem. vgl. E. Rohde, Studien zur Chronol. der griech. Literaturgesch. Rh. Mus. XXXVI. Die Phantasien von Sengebusch können wohl als abgethan gelten. Homer's Epoche wird von der naiven Auffassung, aber vielfach auch von der späteren Literaturgeschichte, gleichzeitig oder kurz nach den besungenen Ereignissen gesetzt (nach Aristarch in die Zeit der ionischen Wanderung 1044). Um so auffallender ist Herodots bestimmte Aussage II, 53 Ἡσίοδον καὶ Ὅμηρον ἡλικίην τετρακοσίοισι ἔτεσι δοκέω μευ πρεσβυτέρους γενέσθαι καὶ οὐ πλέοσι (also um 830), die zugleich auf eingehende Discussion über diese Frage hinweist; ebenso Ephoros, nach dem Homer und Lykurg im elften Gliede Nachkommen der Zeitgenossen Orpheus und Herakles sind (Rohde l. c. 398 ff.) und andere. Sollte dieser Ansatz auf dem Stammbaum beruhn, so bleibt die ungelöste Frage, wie der Ansatz des Stammbaums entstanden ist. — Dass die kyklischen Epen ursprünglich unter Homers Namen gehen (ausser den im Text angeführten Stellen Simonides fr. 53. Pindar Pyth. 4, 493 (schwerlich = O 207), Isthm. 4, 57 ff. Herod. II, 117. IV, 33. Thuk. III, 104. Aeschines 1, 128; vita Procli οἱ μέντοι γ' ἀρχαῖοι καὶ τὸν κύκλον ἀναφέρουσιν εἰς αὐτόν, ebenso die anderen viten), hat Wilamowitz, hom. Unters., erwiesen [der Widerlegungsversuch von Hiller, Rh. Mus. XLII, ist misslungen], ebenso die Werthlosigkeit der literarhistorischen Notizen der Späteren über die Verfasser (zu Arktinos und Lesches vgl. Robert, Bild und Lied 222 ff.; hom. Becher 64 ff.; Phanias fr. 18), wenn auch einzelne Ansätze älter sein sollten, als er annimmt. Für die antiken Gelehrten sind die kyklischen Epen durchweg anonym. — Die Prooemien, später fälschlich Hymnen genannt, gelten mit vollem Recht als homerisch, da sie ein integrirender Bestandtheil der epischen Vorträge sind. Sie scheinen meist dem siebenten Jahrhundert anzugehören, einige mögen auch noch älter, manche beträchtlich jünger sein. Doch ist zu beachten, dass zu Pindars Zeit die »Homeriden« meist mit der Anrufung des Zeus begannen (Nem. 2, 1; daher z. B. Alkman fr. 2, Ion fr. 2, 6, Arat phaen. 1 u. a.), während dieser in den Hymnen kaum berücksichtigt wird. Mit einem gründlichen Studium dieser Prooemien und des zugehörigen Prooemions der Theogonie sollte jeder beginnen, der sich mit den homerischen Fragen beschäftigen will; wie denn auch G. Hermann hier zuerst eingesetzt hat.

268. Mit dem Sinken und schliesslichen Aufhören der Dichterthätigkeit der Aoeden geht eine Verschiebung ihrer Stellung Hand in Hand. Zunächst äusserlich, indem der musikalische Vortrag und die Begleitung auf der Phorminx wegfällt, offenbar, weil die Musik sich fortentwickelt hat und der verfeinerte Geschmack die alten monotonen und formlosen Melodien nicht mehr ertragen kann. An ihre Stelle tritt die Declamation, statt der Leier nehmen die Sänger einen Zweig oder Stab in die Hand, die Aoeden werden zu Rhapsoden (»Stabsängern«). In den Prooemien ist überall nur vom Gesang die Rede, der Aoede hat die Phorminx in der Hand (21, 3) — vielfach mag das allerdings nur noch Phrase sein —; in der späteren Zeit dagegen werden die Epen wie die Prooemien nicht mehr gesungen, sondern declamirt, und man denkt sich auch Homer durchweg nicht als wandernden Sänger, sondern als wandernden Rhapsoden, nur dass er die Gedichte selbst verfasst hat, die seine Zunftgenossen auswendig lernen. Dass auch die beginnende Rhapsodik noch schöpferisch gewesen ist, lehrt das Beispiel Hesiods; der Dichter der Theogonie erhält von den Musen bei der Dichterweihe ein Lorbeerreis, nicht eine Leier (30 ff.). Der Uebergang mag sich allmählich und an verschiedenen Orten zu verschiedener Zeit vollzogen haben; Hesiod wird man nicht über das Jahr 700 hinabrücken können. So vielfach aber die folgende Zeit, das siebente Jahrhundert, noch Epen und Gedichte im alten Stil producirt hat, so wenig besitzen diese die frühere Bedeutung für das geistige Leben der Nation. Das alte Geleise ist ausgefahren, neue Strömungen und Forderungen machen sich geltend. Nicht mehr die Unterhaltung und Schilderung ist die Hauptsache, sondern die Belehrung, das Streben nach Erweiterung und Vertiefung des Wissens. Die kosmische und ethische Speculation, die im alten Epos wie in jeder echten erzählenden Dichtung nur das Beiwerk bildet, tritt in den Vordergrund, die subjective Empfindung verlangt unmittelbaren Ausdruck. So entsteht eine Uebergangsepoche, in der die alten Formen mit neuem Inhalt gefüllt werden, bis es

schliesslich gelingt, sie zu zersprengen und in der Lyrik der neuen geistigen Bewegung auch eine neue adäquatere Form zu schaffen.

Der Uebergang vom Aoeden zum Rhapsoden ist mittelst der Prooemien genau zu verfolgen; denn die Rhapsoden recitiren diese Prooemien, die von Aoeden für den Gesang verfasst sind; und diese Aoeden der Prooemien sind die Nachfolger des Sängers Demodokos, der wie sie dem Heldengedicht eine Anrufung der Gottheit vorausschickt (ϑ 499). — Homer als Rhapsode: Pindar Isthm. 4, 65, vgl. Nem. 2, 2. Plato rep. X, 600 D. u. a. In der gelehrten Literatur ist er dann wieder der Sänger im Gegensatz zum Rhapsoden Hesiod (vgl. z. B. Paus. IX, 30, 3). — Die Ableitung des Wortes ῥαψῳδός von ῥάβδος, die schon Pindar andeutet, halte ich für richtig; es ist dann eine incorrecte Bildung anzunehmen. Jedenfalls entspricht sie allein dem Sinn, während ῥάπτειν ἀοιδήν gar keinen Sinn ergibt.

269. Der Hauptvertreter der neuen Wendung ist Hesiod. Er war der Sohn eines aus Kyme nach Boeotien gewanderten Bauern; beim Weiden der Schafe am Abhang des Helikon erschienen ihm die Musen und verliehen ihm die Dichtergabe. Seitdem ist er als Rhapsode thätig gewesen. Aber er wandelt nicht den Pfad der conventionellen Epik; nicht »Lügen, die der Wahrheit gleichen« (entlehnt aus τ 203), d. h. die phantastischen Erfindungen der Aoeden, sondern die Wahrheit selbst haben die Musen ihm offenbart (Theog. 26 ff.; vgl. op. 658), und so verkündet er den Ursprung der Götter. Was er vorträgt, basirt natürlich grösstentheils auf der Tradition, die im Epos und im Volksglauben vorlag; aber überall ist es durchsetzt mit eigenen Speculationen, und es ist vom Dichter in ein zusammenhängendes System gebracht. Zahlreiche abstracte Gestalten sowohl physischen wie ethischen Inhalts sind von ihm zuerst geschaffen oder, wenn sie vielleicht vorher schon einmal von einem Dichter oder vom Volksglauben als göttliche Mächte aufgefasst waren, von ihm zuerst fixirt und in die Götterwelt eingereiht worden, so gleich zu Anfang die »Kluft« (Chaos), d. h. der allumfassende Raum als Ursprung aller Dinge, dann der Eros als kosmische Potenz, als das Urprincip, dem die Welt und alle Wesen ihren

Ursprung verdanken, weiter das ganze Geschlecht der Nacht, Schicksal, Schlaf, Tod, Träume, Hohn (μῶμος) und Elend (ὀιζύς; — daneben finden die dem Mythos entstammenden Hesperiden ihren Platz), Rache (vielmehr Nemesis), Trug, Freundschaft, Hader (Eris), und all die Wesen, die aus ihm erwachsen. Auch in die Traditionen über Ursprung und Wesen der Götter hat er durchweg umgestaltend eingegriffen; hier bietet sich der Forschung noch ein weites Feld, welches der Aufhellung bedarf. Was Hesiod durch eigenes Denken gefunden hat, erscheint ihm als untrügliche Gewissheit, als Offenbarung der allwissenden Musen; mit ihm beginnt im Gegensatz zur unbewussten Weiterbildung die bewusste Umgestaltung und Systematisirung der Ueberlieferung, mit anderen Worten die Theologie. — Nicht minder bedeutend ist Hesiods zweites Werk, das Gedicht über die Arbeit (ἔργα — die ἡμέραι bilden einen späteren Anhang so gut wie die ὀρνιθομάντεια). In einem Rechtsstreit mit seinem Bruder Perses wendet sich der Rhapsode gegen die ungerechten und bestechlichen »Könige« an die Menge und trägt ihr seine Sache vor, um durch die Volksstimme für sie zu wirken. Daran reiht er Ermahnungen an seinen Bruder; nicht durch Processe und Betrug, sondern durch ernsthafte geregelte Arbeit solle er seinen Lebenserwerb verdienen. Er schildert die beiden Haupterwerbzweige, den Ackerbau und die Seefahrt. Vielfach hat er allgemeine Betrachtungen eingelegt, Sprichworte und moralische Sentenzen aufgenommen und neue geschaffen. Auch sein System hat er weitergebildet. So stellt er hier neben die schlimme Eris eine gute, den Wetteifer, die Haupttriebfeder jeder erfolgreichen und ehrenhaften Arbeit. So entwirft er ein Bild von der Entwickelung des Menschengeschlechts und seinem stufenweisen Herabsinken von dem Ideal des goldenen Zeitalters bis zu dem elenden eisernen Geschlecht der Gegenwart, wo Unrecht, Trug und Gewaltthat herrschen. Bald wird das Elend noch ärger werden, nur der Schlimme und Frevler wird Ansehn gewinnen; dann werden (v. 199 ist ἴτον die richtige Lesart) Scham und Strafe (Unwille über den Frevel, Nemesis) die

Erde verlassen, schliesslich, wenn erst die Kinder mit grauen Haaren zur Welt kommen, wird Zeus auch dies Geschlecht vertilgen.

Es liegt im Charakter der hesiodeischen Gedichte, dass sowohl ihr ethischer und praktischer wie ihr mythologischer Theil Einlagen und Weiterbildungen in Fülle erfahren konnte und erfahren hat. Daher ist die Ueberlieferung viel schlechter und die Kritik im einzelnen viel schwieriger als bei Homer. — Ueber die ἔργα Kirchhoff, Hesiodos' Mahnlieder an Perses 1889, dem ich in vielen Fällen zustimmen kann. Doch streicht er z. B. mit Unrecht das vierte Geschlecht, die Heroen, aus der Folge der Geschlechter. Das ist eine der Concessionen, welche die Speculation immer der Ueberlieferung machen muss. Wie hätte ein Rhapsode, der die Entwickelung der Menschheit darstellen will, die Heroen übergehen können? Vgl. Rohde, Psyche 85 ff. [dessen Behauptung S. 92: »die boeotische Dichterschule erfindet selbst im Gebiete des rein Mythischen nichts« indessen keineswegs richtig ist]. Ebenso wenig kann ich die Streichung von 182—201 billigen. An dem hesiodeischen Ursprung der Stelle sollte nicht gezweifelt werden. Die Moral, die sich Perses daraus ziehen soll (v. 106 f.), liegt ja auf der Hand.

270. Im Gegensatz zu der heiteren Welt der Phantasie, die das homerische Epos entrollt, tritt uns bei Hesiod das reale Leben mit seiner Noth und seinen Mühen entgegen. Durchaus weht ein trüber, pessimistischer Zug durch seine Dichtung. Die Ideale Homers kennt auch er; aber sie befriedigen ihn nicht mehr, da ihnen die Wirklichkeit so gar nicht entspricht. Dazu stimmt der oppositionelle, revolutionäre Charakter seines Auftretens im Leben; auch hier merkt man die neue Zeit, die sich ankündigt. Hesiod ist sich, wie wir sahen, dieses Gegensatzes gegen die bisherige Tradition voll bewusst; er ist die erste selbständige Persönlichkeit der griechischen Geschichte; im Eingang seines Hauptwerks nennt er seinen Namen. Bei keinem Volk ist es uns vergönnt, den Moment des Eintritts in das im engeren Sinne historische Leben, das Erwachen der Individualität so genau zu bestimmen, wie bei den Griechen: er wird durch Hesiods Auftreten bezeichnet. Der Gegensatz tritt dadurch nur um so schärfer hervor, dass er äusserlich noch ganz im Banne der homerischen Tradition steht. Hesiods Gedichte sind

nicht mehr das Werk eines Sängerstands, sondern die durchaus subjective Schöpfung einer Einzelpersönlichkeit; er gehört in eine Linie mit Archilochos. Aber er dichtet als Rhapsode, er behält den homerischen Vers bei, er übernimmt die Sprache und zahlreiche einzelne Ausdrücke und Wendungen aus der homerischen Poesie. Und wie diese werden auch seine Gedichte durch recitirende Rhapsoden fortgepflanzt.

Hesiods Zeit wird man mit Rücksicht auf die politischen Verhältnisse (βασιλῆες), auf den geographischen Horizont seines Flusskatalogs und auf seine literarhistorische Stellung und Wirkung keinenfalls unter 700 hinabrücken dürfen. Auch an Hesiod hat früh die novellistische Legende angeknüpft; vgl. Thuk. III, 96.

271. Auch an Hesiod knüpft eine Dichterschule an, die ihn fortsetzt und unter seinem Namen weiter dichtet. Dieselbe Behandlung, welche er der Göttergeschichte hat zu Theil werden lassen, erforderte die gesammte Sagengeschichte. Es galt auch hier die Wahrheit festzustellen, die Traditionen zu ordnen und zu sichten, die Widersprüche auszugleichen, Anstösse, welche die veränderten Anschauungen ergaben, zu beseitigen. So entstanden zahlreiche Gedichte, welche inhaltlich den homerischen vollständig parallel laufen und wie jene die ganze Sagengeschichte umfassen, der Form und Tendenz nach aber durchaus von ihnen verschieden sind. Jene sind Dichtwerke, diese wollen nur berichten, was wahr ist. Sie sind die Vorläufer der gelehrten Arbeit, der Geschichtsforschung. Auch wo der Verfasser noch so kühn mit der Tradition umspringt, wo er Eponymen der einzelnen Völker erfindet und in Verwandtschaftsbeziehungen setzt, wo er Stammbäume ausfüllt, verfährt er nach den Grundsätzen, die er für methodisch richtig hält, und glaubt die wirklichen Thatsachen ermittelt zu haben — so gut wie seine Nachfolger Hekataeos und Hellanikos. Er will die Geschichte der Heroen, den Ursprung der griechischen Stämme und Geschlechter darlegen; zugleich macht sich das Bedürfniss geltend, den erweiterten geographi-

schen Anschauungen Rechnung zu tragen, die Völker, die man neu kennen gelernt hat, in das Welt- und Geschichtsbild einzufügen. Daraus ergibt sich auch die genealogische Form aller dieser Dichtungen: die Stammbäume der Ahnherrn aufzustellen ist die wichtigste Aufgabe der Forschung. Die Genealogien knüpfen an an die Theogonie, sie laufen aus in die dorische Wanderung und die Colonisation, in die Ereignisse, welche die gegenwärtige Ordnung der Stämme geschaffen haben; dazwischen liegt die ganze Heroenzeit. Bis ins sechste Jahrhundert hinein ist an diesen Epen geschaffen worden, nicht wenige sind sehr jungen Ursprungs. Wie es scheint, hat diese genealogische Dichtung zunächst in Boeotien und dessen Nachbargebieten geblüht, dann aber sich über ganz Griechenland in Concurrenz mit der homerischen (kyklischen) verbreitet. Die wichtigsten Gedichte gehen unter Hesiods Namen, so die Kataloge der Stammmütter und ihrer Nachkommen, die direct mit der Theogonie verbunden sind, und die grossen Eoien, die Melampodie, der Aigimios, die Sternenkunde (Astronomia), die gleichfalls hierher gehört; andere sind anonym, wie das Naupaktische Epos (Argonautengeschichte), die Phoronis, die Europia. Andere tragen Verfassernamen, die im Gegensatz zu den schattenhaften Dichtern der kyklischen Epen geschichtlich zu sein scheinen; so die Korinthiaka des Eumelos (Argonautengeschichte), die Genealogien des Asios von Samos und des Kinaithon von Lakedaimon. — Andere Dichtungen können als Fortsetzung der Hesiodeischen Erga betrachtet werden, so die ἔργα μεγάλα, die Unterweisungen des Chiron und manche theologisch-mantische Dichtungen.

Sammlung der Fragmente von Markscheffel, Hesiodi cet. frta. 1840. und in den Hesiodausgaben von Goettling und Rzach, ferner bei Kinkel. Eine umfassende Bearbeitung der hesiodeischen Literatur ist dringend erforderlich. Ueber das Verhältniss des κατάλογος γυναικῶν zu den μεγάλαι ἠοῖαι (zu denen die ἀσπὶς Ἡρακλέοος gehört) wage ich kein Urtheil. Im allgemeinen ist man geneigt, diesen Gedichten ein viel zu hohes Alter zuzuschreiben. — Eumelos gilt auch als Verfasser der Titanomachie und der Europia, Kinaithon als der der Telegonie, Oedipodie, kleinen Ilias;

die Grenzen zwischen genealogischer und kyklischer Poesie sind eben keine absoluten.

272. Es ist natürlich, dass auch die homerische Poesie sich der Einwirkung der neuen Richtung nicht entziehen konnte. In jüngeren Partien der Ilias und Odyssee tritt die Neigung zur Einflechtung von Sentenzen und Genealogien deutlich hervor, selbst ein Frauenkatalog hat in die Nekyia Aufnahme gefunden. Bei manchen späteren Epen, wie den Danaiden und dem naupaktischen Gedicht, kann man schwanken, ob man sie zu Homer oder zu Hesiod stellen soll. Auch unter Homers Namen gibt es Gedichte, welche ihren Stoff aus dem täglichen Leben schöpfen. Aber die Auffassung ist der hesiodeischen diametral entgegengesetzt; wenn der echt epische Stil in gemeine Verhältnisse hinabsteigt, kann er sie nur parodistisch von der komischen Seite fassen. So schildert der Margites, das gefeiertste dieser Gedichte, die Streiche eines tölpelhaften Hanswursts, der »viele Dinge konnte, aber alles konnte er schlecht«. Weitere komische Epen sind die Kerkopen, die Gedichte von Thierkämpfen u. ä. Andere Gedichte, die frühzeitig in die Homerbiographie Aufnahme gefunden haben, sind rein lyrisch in epischer Form: der Abschied eines Sängers von Kyme, das Epigramm auf Midas' Grab, Bettel- und Kinderlieder, ein Ofensegen für die Töpfer u. ä. Wie sich hier inhaltlich die neue Dichtgattung vorbereitet, so auch formell. Der Margites durchbricht zum ersten Mal die traditionelle epische Form, indem er zwischen die Hexameter Iamben einstreut — ein Versmaass, das offenbar populären, nicht zunftmässigen Liedern entnommen ist.

Ueber das Alter der kleineren Gedichte vgl. m. Bemerkung Hermes XXVII, 379. Den Margites kennt schon Archilochos fr. 153; er gehört also ins achte Jahrhundert. Die Angabe, dass der Margites von Pigres verfasst sei (Suidas), ist absurd und wohl ein Missverständniss.

Die Religion.

273. Der bestimmende Einfluss, den die Heldendichtung auf das ganze geistige Leben Griechenlands geübt hat, ist nirgends

tiefer gewesen, als auf religiösem Gebiet. Die Götter sind untrennbar mit Mythus und Sage verwachsen; so theilen sie ihr Schicksal. Die nächste Wirkung der Heldendichtung ist die völlige Vermenschlichung der Götter. Dadurch, dass sie überall in das Leben der Heroen eingreifen, an ihren Kämpfen Theil nehmen, mit der stärksten Leidenschaft für und wider streiten, erscheinen sie im Epos nicht viel anders als die Heroen, nur mit gesteigerten Machtmitteln und mit dem Privileg der Unsterblichkeit versehen; können sie doch sogar im Kampfe von sterblichen Helden bezwungen werden. Abgesehen von Zeus bleibt nur einzelnen Gestalten, wie Apollo, die unnahbare Göttlichkeit stets gewahrt. Die Umwandlung, welche alle Mythen erfahren, wirkt auch auf die Auffassung der Götter ein: Zeus' Stellung wird die eines Königs an der Spitze seines Raths, die Kämpfe, welche er mit anderen Göttern zu bestehen hat, erscheinen wie die Kämpfe des Herrschers mit rebellischen Magnaten, sein Hader mit Hera wie ein ehelicher Zwist. Die Erzählungen von der Verbindung der Götter mit irdischen Mädchen werden zu Liebesabenteuern. Zugleich bedingt die Ausmalung des Lebens und Treibens der Götter eine genauere Bestimmung ihres Wesens, einen Ausgleich ihrer Functionen, wie sie sich im Cultus, wo der Gott, den man verehrt, immer innerhalb seines Kreises allseitig wirkend gedacht wird, niemals hätte vollziehen können. Jeder Gott erhält feste Attribute und einen bestimmten abgegrenzten Wirkungskreis; Zeus' Bereich ist der Himmel, Poseidons das Meer, Athene ist die kriegerische Göttin, die immer in Waffen einherschreitet, Hermes der Götterbote, Apollon und Artemis die göttlichen Schützen, die Krankheit und raschen Tod senden, aber jener zugleich der göttliche Musiker, der Vorsteher der Musen, Dionysos der Spender des Weins, Demeter die des Getreides. Hera, die Götterkönigin, ist die Schirmerin der Ehe, Aphrodite die Göttin alles Liebesgenusses, Athene und Artemis sind die jungfräulichen Göttinnen. So erhält jeder Gott einen bestimmten Typus, eine fest ausgeprägte Gestalt, die immer rein menschlich gedacht ist. Ein-

zelne übermenschliche Züge, die gelegentlich erwähnt werden, wie die gewaltige Gestalt und Stimme, erscheinen fast als Anomalien; dass die Götter andere Speisen geniessen als die Sterblichen und anderes Blut in ihren Adern rinnt, wird zur reinen Aeusserlichkeit.

274. Die Grundlage des epischen Pantheons bilden die Götter, an welche die Colonisten in Aeolis und Ionien glaubten; die homerische Götterwelt würde eine wesentlich andere sein, wenn der Heldengesang sich im Mutterlande entwickelt hätte. Aber wie die Sage aus ganz Griechenland Elemente aufgenommen und verarbeitet hat, so auch die Religion des Epos. Das Epos hat seine Stoffe losgelöst von den localen Grundlagen, aus denen sie erwachsen sind, es hat sich eine Welt für sich geschaffen. Daher sind ihm auch die Götter nicht mehr Potenzen, die an eine Cultusgemeinde gebunden sind und in ihr wirken, sondern universelle Mächte. Gestalt und Wirksamkeit der einzelnen Götter ist die gleiche, mögen sie nun in die Kämpfe um Theben oder in die um Troja, in die Abenteuer des Herakles oder des Odysseus eingreifen. Es versteht sich ja von selbst, dass derselbe Gott für den Dichter überall als derselbe erscheint. Eben darum kann das homerische Pantheon auch allgemein werden; es ist etwas Höheres als der locale Götterkreis der einzelnen Stämme und Cultusstätten. Dass die Götter an bestimmten Stätten ihren Lieblingssitz haben, Apollon als Smintheus (§. 74) an der Südküste von Troas, Poseidon in Aegae, Athene im Haus des Erechtheus zu Athen, weiss das Epos wohl; aber die localen Anschauungen von den Göttern mit all ihren Widersprüchen haben in ihm keinen Platz, über ihnen erhebt sich das allgemein gültige, scharf umrissene Bild des Gottes; die locale Form, ursprünglich die Wurzel des Gottesbegriffs, erscheint jetzt als Varietät, die sich dem Typus wohl oder übel unterordnen muss. Wie für die Sagenüberlieferung wird das Epos auch für die Gottesanschauung überall maassgebend, wo es hindringt; jeder Grieche denkt sich die Götter nach dem Bilde des Epos. »Hesiod und Homer sind es gewesen,

die den Griechen ihre Theogonie gemacht haben und den Göttern die Beinamen gegeben und Aemter und Fertigkeiten unter sie vertheilt und ihre Gestalt bezeichnet haben.« Diese Aeusserung Herodots (II, 53) ist vollkommen zutreffend: die Anschauungen des Epos von der Götterwelt haben bis zu ihrem Untergang die gesammte griechische Welt beherrscht.

275. Auch die Anfänge religiös-theologischer Speculation vollziehn sich im Epos; wird doch der Sänger immer wieder darauf gedrängt, ein abgerundetes Weltbild vorzuführen. Die allgemeine Tendenz der indogermanischen Religionen, in allen Dingen und Vorgängen die Manifestation göttlicher Wesen zu sehen, kommt in der Dichtung zur vollen Ausbildung. Weder in der Natur, noch im Reiche der Gedanken gibt es eine Erscheinung, die nicht als göttlich, als Sitz oder Werk eines göttlichen Wesens gedacht würde, Schlaf und Traum, Schlacht, Mord, Unglück, Bethörung und alle menschlichen Leidenschaften und Empfindungen so gut wie Meer und Flüsse, Berg und Wald. Es sind das alles freilich für die Religion abstracte Wesen, die im Cultus keine Stelle haben; auch hier zeigt sich, wie die Religion sich von ihrer realen Grundlage losgelöst hat. Für das Weltbild der hesiodeischen Theogonie existirt Unbelebtes überhaupt nicht; die Welt besteht aus lauter göttlichen Einzelwesen, die in concreten Dingen (z. B. Erde, Himmel u. s. w.) in die Erscheinung treten; sogar das, was übrig bleibt, wenn wir uns alle Dinge wegdenken, das Chaos, d. h. der später von der Welt ausgefüllte Raum, wird persönlich gedacht. Daher entwickelt sich die Welt auf dem Wege der Zeugung (über Eros §. 269). Daher ist für die griechische Speculation die Entstehung der Götter zugleich die Entstehung der Welt; beides ist identisch und wird gar nicht als etwas Gesondertes empfunden — im schärfsten Gegensatz zu der semitischen und speciell der alttestamentlichen Auffassung, für die die Gottheit durchaus ausserweltlich ist. — Im Gegensatz zu dieser stets wachsenden Zahl göttlicher Gestalten wird die überragende Stellung, welche Zeus von Anfang an einnahm, noch wesentlich gesteigert. In einem System, wo jeder Gott seinen

begrenzten Machtbereich hat, concentrirt sich gewissermassen der alte volle Gottesbegriff auf den Götterkönig, von dem alle anderen abhängig sind, der allein das Recht und die Macht hat, überall einzugreifen und seinen Willen durchzusetzen. Ob seine Macht eine absolute ist, darüber schwankt natürlich die Auffassung. Denn auch Zeus ist geboren, er hat seine Vorgänger vom Thron gestossen, und auch über ihm schwebt, wenigstens nach einigen Sagen, das Verhängniss. Wenn also auch die Götter dem Werden und Vergehn unterliegen, so steht das Schicksal über ihnen, und auch Zeus kann nichts anderes thun, als seine Fügung erfüllen. Diese Anschauung tritt im Epos vielfach hervor — z. B. wenn Zeus für die Entscheidung des Kampfes die Schicksalswage befragt (X 209. Π 658. T 223), und in den zahlreichen Erzählungen, wo ein festes, auch den Göttern bekanntes Schicksal über den Helden, z. B. über Odysseus oder Achill, schwebt. Daneben aber herrscht, namentlich im gewöhnlichen Sprachgebrauch, der Glaube, dass Zeus' Wille das Schicksal bestimmt, sei es in Uebereinstimmung mit den übrigen Göttern, sei es auch gegen ihre Wünsche.

276. Die Weltanschauung des Epos ist durchaus dem realen, irdischen Leben zugewandt. Wenn es auch noch so viel Noth und Mühsal bringt, so gibt es doch nur in ihm ein lebenswarmes, wirkliches Dasein und Geniessen. Zwar existirt auch eine Welt des Todes, und die Dichtung hat sich, anknüpfend an die Sage, welche die Heroen oder ursprünglich die Göttergestalten zeitweilig in die Unterwelt entrückt sein lässt (Odysseus, Herakles, Theseus, Orpheus), vielfach mit ihr beschäftigt. Aber das Reich des Hades ist vom Diesseits scharf geschieden, inhaltsleer und kalt, ohne Licht und Kraft; es ist eben das Reich des Todes. Allerdings hat sich die prunkvolle Bestattung der mykenischen Epoche auch in der homerischen Welt bei Fürsten und Helden erhalten (§. 118); aber zugleich ist die alte Vorstellung von der Wesenlosigkeit des Daseins der Psyche nach dem Tode womöglich noch gesteigert. Nur verwischte Spuren deuten darauf hin, dass man

mit den Todten durch Blutzauber in Verbindung treten kann — dadurch verleiht ihnen Odysseus, als er in die Unterwelt steigt, momentan das Bewusstsein; mit der Verbrennung der Leiche und der Errichtung des Grabmals ist der Zusammenhang der Seele mit der irdischen Welt gelöst, sie findet Ruhe im Reiche des Hades — daher gilt es als Pflicht der Ueberlebenden, für die Bestattung zu sorgen und dem Verschollenen wenigstens ein Kenotaph zu errichten. Die Existenz der Seelen im Hades ist traumhaft; ohne Bewusstsein schwirren sie wie Schatten dahin, in dem Zustand, wie sie in den Hades hinabgefahren sind (λ 38 ff.). Lebend unter sie treten zu müssen, ist das Furchtbarste, was der homerische Mensch kennt (Herakles, Odysseus; ebenso im alten Testament). Nicht die Furcht vor irgendwelcher gespenstischen Macht der Verstorbenen — die kennt man nicht —, sondern das Wesen des Todtseins an sich ist es, was das Grauen erregt. Die Freude am Leben und am Geniessen, wie sie die ionische Welt beherrscht, hat eine entgegengesetzte Entwickelung, wie sie von den Verhältnissen der mykenischen Zeit aus möglich gewesen wäre, nicht aufkommen lassen. Darauf wird es auch beruhen, dass in ihr die Sitte der Verbrennung allgemein herrschend geworden ist — man will mit dem Todten so wenig wie möglich zu thun haben. Diese Anschauungen sind freilich nicht überall in der Griechenwelt zur Herrschaft gelangt. Namentlich im Mutterlande erhält sich wohl überwiegend die Bestattung, und überall werden dem Verstorbenen von den Nachkommen regelmässig wiederkehrende Todtenopfer dargebracht — die übrigens auch der homerischen Welt nicht gefehlt haben werden, wenn auch das Epos sie nicht erwähnt (vgl. λ 29 ff.).

Ueber die hier und im folgenden berührten Fragen vgl. E. Rohde, Psyche, dem ich freilich auch hier (wie §. 76 A.) trotz mancher treffender Bemerkungen nur in wenigen Fällen unbedingt beistimmen kann. Durch die völlige Isolirung Homers und die Ablehnung gesicherter Ergebnisse der Homeranalyse (z. B. S. 46 ff.) hat sich Rohde den Weg selbst versperrt.

277. Wenn die Volksanschauung überall durch die Vorstellungen des Epos bestimmt wird, so kann sich die Volks-

religion mit ihnen nicht begnügen. Dem Epos ist der Cultus gleichgültig; dieser aber ist für die Religion die Hauptsache. Das Epos spielt mit den von ihm geschaffenen Göttergestalten so sehr, dass es sie schliesslich sogar parodistisch behandelt; der Religion sind die Götter heilig und unverletzlich. Das Epos bewegt sich in den Kreisen und Vorstellungen des Adels, seine Götterwelt ist wie dieser heiter, glänzend und kriegerisch; für die Religion kommen die Vorstellungen der Masse und die Bedürfnisse des täglichen Lebens mindestens eben so sehr in Betracht. Endlich und vor allem: das Epos kennt nur ein universelles Pantheon, die Religion glaubt an die localen, an einen bestimmten Wirkungskreis gebundenen Gottheiten. Daher erhalten wir ein wesentlich verändertes Bild, wenn wir uns vom Epos zur Volksreligion irgend eines Gemeinwesens wenden. All die Gottheiten und die Varietäten der Olympier, welche das Epos ignorirt, treten uns hier in vollem Leben entgegen, vor allem die zahlreichen im Epos kaum beachteten chthonischen Gottheiten, wie die Erde (Gaea), Demeter, Persephone, Dionysos, Pluton und ihr Kreis; ferner die grossentheils namenlosen Götter und Dämonen, welche in bestimmten Localitäten, in Höhlen und Erdspalten hausen und daher, wie Persephone und Pluto, zugleich mit den Todten in Verbindung stehen. Hierher gehört auch der Glaube an einen Verkehr der Todten mit den Lebenden, theils als Gespenster (κῆρες u. ä.), theils als verklärter Verstorbener (ἥρωες), die auf ihre Nachkommen und Stammgenossen segensreich einwirken und von ihnen die Todtenopfer entgegennehmen. Daraus ist die Angabe Hesiods (op. 121 ff.) entsprungen, dass die Menschen des goldenen Zeitalters als auf Erden wirkende Dämonen und Wächter der Menschen, die des silbernen Geschlechts als selige Todte, die unter der Erde leben, verehrt werden. So beruht die Religion der Folgezeit auf einem Compromiss zwischen den epischen Anschauungen und dem alten Volksglauben. An einem Puncte hat derselbe zu einer tief einschneidenden Neuerung geführt. Das Epos hat zahlreiche göttliche Wesen

in sterbliche Menschen der Vorzeit umgewandelt, die nach grossen Thaten der Tod ereilt hat, wenn sie nicht wie die peloponnesischen Götter Helena und Menelaos, wie Penelope und Telegonos, Rhadamanthys von Kreta u. a. auf den Inseln der Seligen fern im Okeanos (§. 75) der Welt entrückt ein ewiges Genussleben führen — eine Anschauung, die mehr und mehr auch auf andere Heroen übertragen (Kadmos, Achilleus, Diomedes u. a., vgl. §. 291) und als Lohn höchsten Heldenthums betrachtet wird (z. B. skol. 10. Bergk III, 646). Vorwiegend sind es theils chthonische Gestalten wie Amphiaraos, Trophonios, Asklepios, theils Mächte des Naturlebens wie Herakles, Theseus, Odysseus, die diese Umwandlung getroffen hat; doch sind auch Götter, die an ihrem Heimathsort an allererster Stelle stehen, wie die Dioskuren und Helena in Sparta, denen sich (Zeus) Agamemnon und (Zeus) Lykurgos, Alexandra (Kassandra) und Aeneas anschliessen, diesem Schicksal nicht entgangen. Da, wo sie heimisch sind, haben sie ihren göttlichen Charakter fast immer bewahrt; aber für die allgemeingriechische Vorstellung sind sie keine Götter, sondern nur Wesen, die über das gewöhnliche menschliche Maass hinausragen und daher auch nach dem Tode Verehrung verdienen. Man weiht ihnen daher einen Cultus, wie er sonst den Verstorbenen zu Theil wird; das ihnen dargebrachte Opfer ist ein Todtenopfer, das Blut wird auf die Erde gegossen, das Opferthier verbrannt, ohne dass die Opfernden davon geniessen. Derselbe Cult kommt allen in der Erde hausenden, chthonischen Gottheiten zu, darunter auch den mancherlei Gestalten, die man oft in sehr unbestimmter Form aus irgendwelchen heiligen Stätten, Gräbern u. s. w. wirkend denkt. Häufig haben sie nicht einmal einen bestimmten Namen; es sind verklärte Verstorbene, Heroen, die hier hausen. Jetzt wird dieser Kreis gewaltig vermehrt; alle im Cultus wurzelnden Helden des Epos gelten als Heroen und werden als solche verehrt, und von ihnen wird der Heroencultus auch auf diejenigen Helden übertragen, welche rein dichterischen Ursprungs sind. Zwischen Götter und Menschen tritt so eine dritte Classe gewissermassen

als Verehrungswesen zweiter Ordnung (ἡμίθεοι Hesiod op. 160). Die griechischen Heroen entsprechen genau den Heiligen des Christenthums und des Islams, auch darin, dass sie eigentlich degradirte Götter der alten Volksreligion sind. Die Blüthezeit des Epos kann den Heroencult noch nicht kennen, denn dieser ist erst durch das Epos entstanden; in ihm erscheinen die Heroen als die Menschen der Sagenzeit; dass an sie ein Cult knüpft, dass sie eigentlich Götter sind, schimmert nur noch in halbverblassten Zügen durch. Aber die Folgezeit hat den Heroencult im weitesten Umfang entwickelt. Wieder zu den Göttern aufgestiegen ist von allen Heroen nur einer, Asklepios, weil an ihn als Heilsgott, nicht als Heros, in der Folgezeit eine ausgedehnte Propaganda anknüpft; selbst Herakles ist trotz seiner göttlichen Verehrung in Mittelgriechenland für die gemeingriechische Anschauung immer nur das Ideal des Heros geblieben. Umgekehrt wäre Dionysos später noch beinahe vom Gott zum Heros herabgesunken.

Im Epos bezeichnet ἥρως die gesammte Heldengeneration, von der die Sage erzählt [nicht nur die hervorragendsten Krieger; Hesiod op. 156 ff. gibt nur die Auffassung des gesammten Epos wieder, was öfter übersehen wird]. Dagegen im gewöhnlichen Sprachgebrauch ist ἥρως der verklärte und eines Cultus theilhaftig gewordene Verstorbene; in manchen Gegenden, wie Boeotien, wird schon früh (Plato com. fr. 75. Kock bei Zenob. VI, 17) jeder Todte als ἥρως bezeichnet, was in der späteren hellenistisch-römischen Zeit ganz allgemein wird. Dieser Sinn des Wortes lässt sich aus dem Sprachgebrauch des Epos nicht ableiten; weit eher wird umgekehrt letzterer aus der religiösen Bedeutung des Worts hervorgegangen sein: im Epos sind die Heroen noch am Leben. Leider ist die Etymologie völlig dunkel. — Von einem Ahnencultus, aus dem Rohde den Heroendienst ableitet [ebenso Furtwängler, die Sammlung Sabouroff, Einleitung], finde ich auch hier keine Spur. Dass an heroische Gräber ein Cult anknüpft, ist nichts anderes, als wenn heute überall in der Türkei, meist auf Höhen und unter dem Schatten von Bäumen, Gräber von Heiligen [die fast immer namenlos sind] verehrt werden: ihr Cult gewährt namentlich gegen Krankheiten Schutz. In beiden Fällen liegt nur der allgemeine Glaube zu Grunde, dass an der betreffenden Stelle eine unterirdische Macht haust, die segenbringend (und auch verderblich) wirken kann. — Die Heroen des Epos sind natürlich nicht alle eines Ursprungs. Viele haben sich aus Beinamen der

Götter entwickelt und sind dann gewöhnlich Stifter ihres Cults, so Odysseus (Poseidon), Aineias (Aphrodite), Lykaon (Zeus), Iphigenia (Artemis), Io (Hera), Erechtheus (Poseidon oder Zeus, später ist er mit Athene in Verbindung getreten). Auch Kallisto (Artemis), Aigeus (Poseidon), Penelope (Artemis?) u. a. gehören hierher. Andere sind rein localen Ursprungs, wie z. B. die Quellheroen Perseus, Niobe, Amymone u. ä., und daher nicht als eigentliche Götter zu betrachten. Aber die mächtigsten Heroen des Epos waren ursprünglich Götter: viele sind in ihrer Heimath immer Götter geblieben, bei anderen ist der göttliche Charakter in der Sage noch deutlich erkennbar. Den umgekehrten Fall, dass ein ursprünglicher Heros, d. h. ein sterbliches Wesen, zum Gott geworden wäre, kenne ich weder in Griechenland noch sonst irgendwo (denn die Vergötterung der Könige ist etwas wesentlich anderes). Die Sagen von der Entrückung der Heroen sind ein Nachklang der alten Göttlichkeit, nicht dichterische Erfindung. All diese Zusammenhänge hat Rohde verkannt.

278. In der Gestaltung des Gottesdienstes ist bereits ein Fortschritt über die mykenische Zeit hinaus erkennbar. Der Altar, auf dem die Gottheit ihre Opfer erhält, liegt immer unter freiem Himmel in dem ihr geweihten Bezirk (τέμενος). Dazu ist aber nicht selten ein Tempel getreten, der der mykenischen Epoche noch völlig fremd zu sein scheint. Die Anschauung, dass die Gottheit ein Wohnhaus (ναός, doch wohl von ναίω) braucht, scheint zunächst bei den Schirmgottheiten der Städte und Burgen aufgekommen zu sein, die in oder neben dem Königspalast ihre feste Stätte haben, ursprünglich wohl im Gegensatz zu den frei in der Natur waltenden Gottheiten; so die Athene im Hause des Erechtheus auf der Burg von Athen (η 81), ebenso die Hera in Olympia und offenbar auch in den argivischen Städten, Athene in Ilion u. a. Aber auch andere Götter haben ein Wohnhaus, so Poseidon in Helike und Aegae (Θ 203); ebenso wird der Artemistempel in Ephesos sehr alt sein. Der Tempel wird Bedürfniss, wenn die Gottheit ein Cultbild hat, das mit Gewändern, Bändern (Α 14) und anderem Schmuck bekleidet wird. Auch bei den Hebraeern ist für das Götterbild ein Haus unentbehrlich. In ihm werden auch die Weihgaben und Einkünfte der Gottheit bewahrt. Ebenso wird an Orakelstätten früh ein Tempel nothwendig; daher die Heiligthümer Apollos in Ilion, Chryse, Delphi

(Α 39. Ι 404. ϑ 79. Ε 415.). Wie die Beschreibung der Phäakenstadt lehrt, haben die ionischen Städte in der homerischen Zeit bereits zahlreiche Tempel gehabt (ζ 10). Meist sind es Bauten von Ziegeln und Fachwerk mit hölzernen Säulen (§. 381); auf Delos dagegen hat man etwa im 10. oder 9. Jahrhundert die Schlucht am Abhange des Kynthos, in der Leto den Apollo gebar, neben der heiligen Palme (Hymn. hom. 1, 17. 117), mit gewaltigen Steinplatten überdacht und durch eine Wand mit einer Thür abgeschlossen. Darin stand auf steinerner Basis das hölzerne Götterbild, davor auf einer Terrasse liegt der Altar. Von Götterbildern wird bei Homer nur das der Athene von Ilion erwähnt, das auffallender Weise als Sitzbild beschrieben wird (Ζ 303 [1]). Aus den Funden und aus späteren Abbildungen und Beschreibungen der ältesten Cultbilder wissen wir, dass der homerischen Zeit die beginnende Umwandlung der alten Fetische, der Steinkegel und der hölzernen Bretter und Pfähle in menschenähnliche Gestalten durch Anfügung des Kopfes — bei Göttinnen mit langen Zöpfen — und der Geschlechtstheile, gelegentlich auch der Arme und der Füsse angehört. Thönerne Nachbildungen dieser halbmenschlichen Brettidole mit ihren Gewändern und dem sonstigen ihnen aufgesetzten und umgehängten Schmuck sind uns namentlich in Boeotien und auf Cypern vielfach erhalten; es sind Weihgeschenke an die Gottheit. Auch sonst werden den Göttern mannichfache bildliche Gaben dargebracht, wie sie sich namentlich in Olympia (aber auch auf Cypern und sonst) in ungeheuren Massen gefunden haben, bronzene und thönerne Figuren von Thieren, namentlich Pferden, Gespannen mit den Wagenlenkern (wohl mit Beziehung auf die Wettkämpfe), Menschen — vermuthtich symbolische Darstellungen der Weihenden

[1]) Wenn ϑῆκεν Ἀϑηναίης ἐπὶ γούνασιν ἠυκόμοιο nicht nur poetischer Ausdruck ist, muss der Dichter an ein Götterbild nach Art der Sitzbilder der Kybele gedacht haben. Derartiges findet sich auf Cypern, Rhodos u. a. nicht selten, ist aber in der rein griechischen Welt in der älteren Zeit meines Wissens nirgends nachzuweisen. Daher denken sich auch die Späteren das troische Palladion immer stehend.

selbst, die sich so der Gottheit zu eigen geben —, dazu Nachbildungen des Schmucks und Hausraths.

Aeltester Tempel auf Delos beschrieben bei Lebègue, recherches sur Délos 1876.

279. Als Hüter des Heiligthums (z. B. Z 297) und Leiter des öffentlichen Cults setzt die Gemeinde Beamte ein, Priester, die auch die Opfer der Privaten gegen bestimmte Abgaben vollziehen können; in sehr vielen Fällen aber sind die Heiligthümer Privatbesitz einer Familie oder einer Genossenschaft. Von einem besonderen religiösen Charakter des Priesterthums, wie er sich in den orientalischen Religionen herausgebildet hat, findet sich in Griechenland keine Spur; auch die Fortentwickelung der religiösen Ideen vollzieht sich hier nicht in den Kreisen der Priester. Den Willen der Götter sucht man eifrig zu erforschen, die Zeichen, welche Zeus sendet (§. 62), werden sorgfältig beachtet, die Seher (μάντεις, §. 240), welche sie zu deuten vermögen, geniessen grosses Ansehen. Auch Orakelstätten, an denen die Gottheit ständig jedem Fragenden Rath ertheilt, haben zur Zeit des Epos längst bestanden, vor allem das Zeusorakel von Dodona, das denn auch in der Patroklie genannt wird und mit alten Odysseussagen eng verknüpft ist (Π 234. τ 296). Auch in Elis zu Olympia hat Zeus ein altes Orakel. An anderen Stätten, namentlich in Boeotien, offenbaren unterirdische Gottheiten den Besuchern in Träumen die Zukunft, so Trophonios in Lebadea, Amphiaraos in Oropos (gleichartig sind die Heilorakel des Asklepios); die Gestalt des Propheten Amphiaraos bildet eine Hauptwurzel der thebischen Sage, ein deutlicher Beweis, wie alt dies Orakel ist. Auch die Gestalt des Teiresias von Theben, der allein in der Unterwelt sein Bewusstsein bewahrt hat und auch hier noch Orakel ertheilt, ist gleichen Ursprungs. Der eigentliche Orakelgott aber wird Apollo; ihm hat Zeus die Gabe der Weissagung verliehen, durch die er und er allein dem Rathschluss des Zeus zu erkennen im Stande ist (hymn. Herm. 533 ff.). Vielleicht hat er diese Function zuerst in Kleinasien durch Gleichsetzung mit einem einheimischen Gotte

gewonnen (§. 160). Ebenso finden wir Apollo als Orakelgott auf Delos und Kreta (Πύθιος, Δελφίνιος). Von hier aus mögen die Apollinischen Orakel ins Mutterland, namentlich nach Mittelgriechenland, gedrungen sein. In Pytho (später Delphi) im Gebiet der Phokerstadt Krisa, in einer engen Thalschlucht zwischen Parnass und Kirphis mitten zwischen unzugänglichen Felsen, soll er Kreter als Diener seines Heiligthums eingesetzt haben (hymn. Apoll.), sein Orakel soll an die Stelle eines älteren Orakels der Erdgöttin oder der Themis getreten sein. Vielleicht ist das allerdings nur ein Versuch, den Ursprung des Orakels bis in die Weltanfänge hinaufzurücken, ehe Apollo geboren war. Jedenfalls kennt schon ein der Blüthezeit des Epos entstammendes Gedicht die Schätze, »welche die steinerne Schwelle des Verkünders (? ἀφήτωρ) Phoibos Apollo im felsigen Pytho umschliesst« (Il. I 404). Für das siebente Jahrhundert bezeugt dann der Hymnus auf den pythischen Apollo die Autorität des Orakels in der ganzen griechischen Welt. Es wird immer mehr Brauch, vor jedem grösseren Unternehmen und in jeder zweifelhaften Lage das Orakel zu befragen; auch in die epischen Schilderungen dringt diese Sitte in stets wachsendem Umfang ein (ϑ 79, in der Oedipussage u. s. w.; später ist die Motivirung durch ein Orakel ganz gewöhnlich). Das Weihgeschenk des Midas nach Delphi (§. 244) ist das erste sichere Datum für den beherrschenden Einfluss, den das Orakel über die griechische Welt hinaus gewinnt. Auch die kleinasiatischen Orakelstätten erscheinen im jüngeren Epos (Melampodie) und werden hier an Kalchas und die Nachkommen des Teiresias und Amphiaraos angeknüpft.

Die Rückführung des delphischen Orakels auf Gaea (Themis) ist vielleicht lediglich aus dem Bestreben hervorgegangen, den Ursprung des Orakels über seine Besitzergreifung durch Apollo im Kampfe mit dem Drachen Pytho bis in die Weltanfänge hinaufzurücken. Aus demselben Grunde soll Gaea ursprünglich die Orakelgöttin von Olympia gewesen sein (Pausan. V, 14, 10). — Ueber die Schwierigkeiten, welche I 404 der Geschichtsforschung bot, s. Strabo IX, 3, 8.

IV. Die Colonisation.

Die griechischen Staaten im achten Jahrhundert.

280. Durch die wachsende Bedeutung des Handels haben sich die Machtverhältnisse der griechischen Welt verschoben: die Ackerbaugemeinden treten zurück, die Handelsstädte gewinnen die Führung. Im wesentlichen hat sich diese Verschiebung bereits vor der Mitte des achten Jahrhunderts vollzogen. Bei den kleinasiatischen Griechen geht die Führerschaft von den Aeolern auf die Ionier über; dass die Pflege der Heldendichtung aus Aeolis an die ionischen Fürsten- und Adelshöfe wandert und ihre Sprache ionisch wird, ist ein Symptom dafür. Nur Mitylene auf Lesbos, auf einer durch einen schmalen Sund (Euripos) vom Hauptlande getrennten Felseninsel gelegen, mit zwei trefflichen Häfen, nimmt an dem maritimen Aufschwung Theil und überflügelt daher alle anderen aeolischen Städte. Von Kyme dagegen behaupteten die Griechen, erst nach dreihundert Jahren hätten die Einwohner gemerkt, dass die Stadt am Meere liege, und hätten Hafenzölle erhoben (Strabo XIII, 3, 6). Es ist immer eine Landstadt geblieben, in deren Recht sich lange sehr primitive Institutionen hielten (Arist. pol. II, 5, 12), und daher auch von Verfassungskämpfen wenig heimgesucht worden; und in noch höherem Grade gilt dasselbe von den übrigen Aeolerstädten. Dagegen sind die Ionierstädte die Hauptsitze des Handels mit dem Orient, zu Lande wie zur See. Sie ziehen den Handel mit der reichen lydischen Königsstadt Sardes an sich, dem Endpunkt der Hauptstrasse nach dem inneren Asien, sie stehen mit den Phoenikern und den übrigen Küsten des Orients im regsten Verkehr. Daher wird der Ioniername bei den Orientalen der Volksname für alle Griechen (Iawan — die Erhaltung des vau beweist, wie alt diese Stellung der Ionier ist). Die ionischen Städte waren die reichsten und mächtigsten der griechischen Welt, nirgends entwickelt sich das adlige Leben

zu solcher Ueppigkeit und solchem Glanz. An Zahl der Schiffe und der Rosse kann es ihnen Niemand zuvorthun. Auf der Messe zu Delos (§. 245) stellen sie ihre Waaren zur Schau und entfalten ihre ganze Pracht. Auch im geistigen Leben übernehmen sie die Führung, weithin erstreckt sich ihr Einfluss. Der ionische Dialekt reicht über die Kykladen nach Euboea und Attika hinüber, er dringt in Halikarnass ein, er wird durch das Epos die älteste Literatursprache Griechenlands.

281. Die erste Stelle unter den Ionierstädten nimmt Milet ein, das durch seine treffliche (jetzt versandete) Hafenbucht und seine Lage gegenüber der Maeandermündung vor allen andern begünstigt war. Es ist der Haupthafen für das karische Binnenland. An der Propontis und dem Pontos gewinnt es sich ein weites ertragreiches Handelsgebiet. In der Besiedelungssage erscheint es daher als der Vorort Ioniens (§. 157). Doch konnten Städte wie Ephesos an der Kaystermündung, blühend durch die Fruchtbarkeit seines Gebiets und das wachsende Ansehen seines Artemisheiligthums, Kolophon mit seinem Ritteradel (§. 232), Magnesia am Maeander, Teos, die fruchtbaren Inseln Samos und Chios wohl mit ihm rivalisiren. An Kämpfen zwischen den einzelnen Städten fehlte es nicht, der ionische Bund verlor dem Streit der Interessen und dem Streben nach Gebietserweiterung gegenüber alle Bedeutung. Die Insel Samos, der Oeffnung des milesischen Golfes vorgelagert, war mit Milet tief verfeindet und lag überdies mit dem kleinen Priene, das sich an Milet anlehnte, über seine festländischen Besitzungen in fortwährendem Hader. Dagegen war Milet mit Chios befreundet und unterstützte es im Kampf gegen Erythrae, den festländischen Gegner von Chios (Herod. I, 18, vgl. dazu Plut. virt. mul. 3. Hippias bei Athen. VI, 259), Magnesia kämpfte erfolgreich gegen Ephesos (Kallinos bei Strabo XIV, 1, 40). Nicht anders wird es im übrigen Ionien ausgesehen haben. Auch gegen die Nachbarn haben die Ionier ihr Gebiet erweitert. Phokaea, inmitten der aeolischen Küste gelegen, kann nicht ohne Kampf gewonnen und behauptet sein. Die Kolophonier drangen durch das Binnenland ins Gebiet

des Meles vor, einer bei Parteikämpfen aus Kolophon vertriebenen Schaar gelang es, sich in Smyrna festzusetzen und die alte Aeolerstadt, den Hafen für die Strasse nach Sardes, dauernd zu behaupten. Sie ist in den ionischen Bund aufgenommen worden. Im Süden rivalisiren die Dorier der Hexapolis, namentlich die rhodischen Städte, und die Karer mit den Ioniern. Von ihren Küstenburgen, wie Iassos, Bargylia, Karyanda, Keramos, ziehen die Karer auf Seeraub aus, als Reisläufer treten sie in den Sold eines jeden, der sie anwirbt (Archilochos fr. 24); zugleich aber macht sich bei ihnen der stärkste Einfluss des Griechenthums geltend, sie werden früh halb hellenisirt.

Die uralte Fehde zwischen Samos und Priene hat sich bis in die Römerzeit fortgesetzt. Plut. qu. gr. 20. Aristot. fr. 179. Thuk. I, 115. CIG. 2254. 2905, Lebas, inscr. III, 189 ff. — Eroberung von Smyrna: Herod. I, 150, vgl. 143. Mimnermos fr. 9 bei Strabo XIV, 1, 4, wohl mit Recht von Pausan. V, 8, 7 vor Ol. 23 gesetzt. Bei den Späteren tritt vielfach die Tendenz hervor, Smyrna schon für die Urzeit für die Ionier zu annectiren und zu einer Colonie Athens [aus der Zeit des Theseus] zu machen, so in dem bekannten Epigramm auf Pisistratos; vgl. Rohde, Rhein. Mus. XXXVI, 391. In ähnlicher Weise wird Smyrna bei Strabo l. c. zu einer ephesischen Gründung gemacht. Dass Ephesos oder ein Theil der Stadt bei Kallinos und Hipponax den Namen Smyrna geführt hat (Strabo l. c.), ist allerdings nicht zu bestreiten.

282. In Europa nimmt Euboea dieselbe Stellung ein. Die beiden Nachbarstädte Chalkis und Eretria sind im achten und in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts die bedeutendsten Handelsstädte des europäischen Griechenlands. Weithin über die Insel und ihre Nachbargebiete erstreckt sich ihre Macht. Andros, Tenos, Keos waren von Eretria abhängig (Strabo X, 1, 10, vgl. §. 299), Naxos und die Graer der Asoposlandschaft von Chalkis (§. 302). Mit 3000 Hopliten, 600 Reitern, 60 Wagen konnten die Eretrier beim Fest der amarynthischen Artemis aufziehen (Strabo X, 1, 10); die Macht von Chalkis war schwerlich geringer. Lange scheinen beide Städte befreundet gewesen zu sein; an der thrakischen Küste wie im Westen besiedelten sie dieselben Ge-

biete, wie es scheint nicht als Rivalen, sondern als Brüder. Dann bricht um so heftiger der Kampf aus; lange Jahre hat er getobt und die ganze griechische Welt in seine Kreise gezogen (§. 342). — Neben Euboea tritt das Isthmosgebiet hervor. Die Gemeinde Megara, ursprüglich ein vorgeschobener Posten der Dorier, die hier an der Grenze ihre Eigenart nur um so schärfer behaupteten, hat sich früh von Korinth losgerissen (§. 174). Die kleine Landschaft bot nur geringen Ertrag und konnte keine grosse Bevölkerung ernähren. Aber zwischen den Burgen Nisaea und Minoa besass sie einen geschützten Hafenstrand; die vorliegende Insel Salamis war in ihrem Besitz. So war sie für das südliche Boeotien, für Eleusis und den Westen Attikas der natürliche Hafen. Bereits im achten Jahrhundert beginnt der Adel der Hauptstadt Seefahrten zu unternehmen und Colonien zu gründen. Aber bald erstand ihm im Süden ein Rivale, der es überflügeln sollte. Die Stadt Ephyra (Il. Z 152. 210) oder Korinth, welche die Einsenkung des Isthmos beherrscht, hat in alter Zeit keine grössere Rolle gespielt (§. 97). Erst als der Handel mit dem Westen begann und die Küsten Italiens und Siciliens erschlossen wurden, trat die Gunst ihrer Lage hervor. Wie es scheint, haben die Chalkidier der gefährlichen und langwierigen Fahrt um den Peloponnes den Uebergang über den Isthmos vorgezogen; denn zwischen Chalkis und Korinth bestehen fortdauernd nahe und freundschaftliche Beziehungen. So ist Korinth unter der Herrschaft des bakchiadischen Adels (§. 227) zu einer blühenden Handels- und Industriestadt erwachsen; »das reiche Korinth«, ἀφνειὸς Κόρινθος, nennt es der Schiffskatalog, von hier ist der Trierenbau ausgegangen (§. 341). Ueberall folgten die Korinther den Spuren der Euboeer, vielfach haben sie die von diesen zuerst entdeckten Gebiete besiedelt. Im euboeischen Krieg trat Korinth auf die Seite von Chalkis. Ausserdem stand es in engem Bunde mit Samos, während Megara bei Milet Anlehnung gesucht zu haben scheint.

Zur Topographie von Megara Lolling MAI. V. Ἐφ. ἀρχ. 1887. Ueber Korinth Curtius, Hermes X. Der Name Κόρινθος scheint ursprünglich

dem Burgfelsen zuzugehören, während Ephyra die πόλις μυχῷ Ἄργεος ἱπποβότοιο ist, Z 152.

283. Den Seestaaten gegenüber treten die festländischen Gebiete zurück. Argos, die Mutterstadt der dorischen Ansiedlungen auf Kreta und in Kleinasien, bleibt zwar eine volkreiche Stadt, die noch lange den Vorrang unter den peloponnesischen Staaten behauptet und offenbar auch commerciell die kleineren Gemeinwesen beherrscht, aber an der maritimen Entwickelung Griechenlands nimmt es kaum noch Antheil. Auf Kreta bleibt der Ackerbau die Grundlage des Lebens; die Gestaltung der kretischen Gemeinden gestattete wohl Piraterie und kühne Seezüge, aber keinen organisirten Handel. So versinkt die ehemals so seemächtige Insel allmählich in volle Isolirung; bezeichnend dafür ist, dass allein Kreta von der weiteren Entwickelung der griechischen Schrift ganz unberührt geblieben ist. Auch die anderen griechischen Staaten können sich zwar der Einwirkung der commerciellen Entwickelung nicht entziehen; sie suchen ihre Producte abzusetzen, gar mancher, der als Bauer nicht vorwärts kommt, sucht, wie Hesiods Angaben lehren, sein Heil in Schiffahrt und Handel: auch von den Achaeern, Lokrern, Spartanern sind Colonien ausgegangen. Aber in all diesen Staaten, im Peloponnes wie in Attika, Boeotien, Thessalien, bleibt das Antlitz dem Festlande, nicht der See zugewandt. Ihr politisches Leben erschöpft sich in Fehden mit den Nachbarn, neben denen vielleicht jetzt schon gelegentlich innere Kämpfe zwischen den Adelsfactionen einhergehen. Nur in Sparta haben diese Kriege zu einem bedeutenden Resultat geführt. Die Bürger von Sparta hatten sich zu Herren des ganzen Eurotasthales und der Abhänge des Taygetos und Parnon gemacht, zum Theil gewiss nicht ohne harten Kampf. Die Angabe, dass die widerspänstige Stadt Helos nahe der Eurotasmündung von den Spartanern zerstört sei und von ihr die Leibeigenen den Namen Heloten erhalten hätten, wird wahrscheinlich richtig sein. Die Küstenorte der gebirgigen Landzungen, welche bei Taenaron und Malea auslaufen, verloren

ihre politischen Rechte und wurden zu Perioekengemeinden. Nach allen Seiten beginnen die Spartaner jetzt erobernd um sich zu greifen, vor allem in dem Streben, neues Land zur Ausstattung der Bürgerschaft zu gewinnen. Im oberen Eurotasthale unterwerfen sie die arkadischen Gaue Aigytis und Skiritis und dringen auf den Rand der ostarkadischen Hochebene vor; das führt zu langwierigen Kämpfen mit Tegea. Den Argivern suchen sie die kynurische Küste, den steilen Abhang des Parnon, und die Insel Kythera zu entreissen. Nach Westen überschreiten sie den Taygetos und dringen in die fruchtbare messenische Ebene ein. Gegen Ende des achten Jahrhunderts hat sich ein langer erbitterter Kampf zwischen den beiden dorischen Brudervölkern entsponnen; endlich im zwanzigsten Jahre gelingt unter Führung des Königs Theopomp die Eroberung der Bergfeste des Ithome (Tyrt. fr. 5). Damit war der Krieg zu Ende. Die Küstenorte scheinen meist die Stellung von Perioeken erhalten zu haben, einige wie Korone mögen sich auch noch eine Zeit lang selbständig behauptet haben. In dem Gau Hyameia wurden die Messenier angesiedelt, welche auf spartanischer Seite gestanden hatten (Paus. IV, 14, 3). Das übrige Land, vor allem die grosse Pamisosebene wurde unter die Spartiaten vertheilt. Die messenischen Bauern wurden zu Heloten; sie mussten »wie Esel das schwere Joch der Knechtschaft tragen« und ihren neuen Herrn die Hälfte des Bodenertrags zinsen (Tyrt. fr. 6. 7). So kam Sparta in den Besitz der fruchtbarsten Landschaft des Peloponnes und wurde Herr eines Landgebiets, das an Umfang und Werth den jedes anderen griechischen Staats (abgesehen von Thessalien) weitaus überragte. Zugleich wurden die Spartaner dadurch Nachbarn der Elier, die in gleicher Weise gegen die Pisaten und Triphylier vorgingen (§. 186). Zwischen beiden Staaten bildete sich fortan eine enge Interessengemeinschaft; wie früher die Messenier nahmen seit 720 die Spartaner eifrig Theil an den Spielen von Olympia, deren Ansehen sich in dieser Zeit auch schon über den Norden des Peloponnes verbreitete; in den Jahren 728 und 724

finden wir Korinther, 720 und 704 Megarer, 712 und 708 Epidaurier und Sikyonier als Sieger verzeichnet.

Die Ableitung der Heloten von Helos ist seit Ephoros geläufig (Strabo VIII, 5, 4. Paus. III, 2, 7. 20, 6); anders Antiochos von Syrakus bei Strabo VI, 3, 2 (vgl. §. 176). Nach Ephoros ist Helos von Agis, nach Pausanias erst von Alkamenes zerstört. Bei Homer Il. B 584, hymn. Apoll. 410 erscheint Ἕλος ἔφαλον πτολίεθρον noch als existirende Stadt. Die ältere lakonische Geschichte bei Pausan. lb. III. Polyaen II, 13. Plut. Lyc. 2 ist, wo wir sie controlliren können, unhistorisch; also dürfen wir auch ihre sonstigen Angaben nicht verwerthen. Eroberung von Aigys Paus. III, 2, 5, angeblich unter Charilaos und Archelaos; ein Theil der Aigytis ist immer arkadisch geblieben: Pausan. VIII, 27, 4. 34, 5. Ebenso ist die Skiritis erobertes arkadisches Gebiet (Hesych.); daher nimmt der skiritische λόχος eine Sonderstellung im Heer ein (Thuk. V, 67. 68. Xen. rep. Lac. 12, 3. 13, 6. Cyrop. IV, 2, 1. Hell. V, 2, 24), sei es, dass die einheimische Bevölkerung mit minderem Recht in die Bürgerschaft eintrat, sei es, dass die dort angesiedelten Spartaner nicht als vollberechtigt galten. Ueber die Kriege mit Argos s. §. 344. — Die historische Kunde der Alten vom ersten messenischen Krieg beruhte ausschliesslich auf den Angaben des Tyrtaeos, die Pausan. IV, 6, 2. 13, 6. 14, 3, Strabo VI, 3, 3. VIII, 4, 10, schol. Plato leg. I, 629 bewahren. Weiteres lehrten die Resultate der Kämpfe. Ausserdem lebte die Erinnerung an die beiden grossen Kriege bei den Messeniern fort und gewann durch die Wiederherstellung Messeniens 370 neue Nahrung. Als Nationalhelden, die nach den tapfersten Thaten schliesslich erliegen, werden der König Aristodemos und vor allem Aristomenes ausgebildet (nach Myron tödtet er den Theopomp im ersten Krieg, nach Rhianos und den meisten andern gehört er in den zweiten Krieg Pausan. IV, 6; vgl. Diod. XV, 66). Diese Traditionen hat Ephoros für eine mit Orakeln ausgeschmückte Geschichte der Kriege benutzt (theilweise erhalten bei Diodor und Justin, sowie Strabo VI, 3, 3), Myron von Priene zu einem Roman, Rhianos zu einem Epos verarbeitet; beide sind bei Pausan. lb. IV benutzt. Historische Nachrichten sind aus ihnen nicht zu gewinnen. Vgl. §. 343 und Niese, die ältere Geschichte Messeniens, Hermes XXVI. Isokrates' Erzählung 6, 17 ff. (vgl. Plato leg. III, 683) ist tendenziös und geht auf die Geschichte des Kriegs nicht ein. — Die Zeit des Kriegs ergibt sich daraus, dass die Messenier zuletzt Ol. 11 (Ol. 12 siegt ein Koronaeer), die Lakonen zuerst Ol. 15 unter den Olympioniken erscheinen. Dass Messenien von König Theopompos (aus dem Eurypontidenhause) erobert wurde, sagt Tyrtaeos. Daraus ergibt sich, dass der von den Chronographen gegebene Ansatz von Theopomp um Ol. 1 viel zu hoch ist. Ueber seinen Ursprung vgl. Forsch. I, 179 ff.. Theopomp's Zeitgenosse ist nach älteren

Angaben der Agiade Polydoros (Plut. Lyc. 6). Dazu stimmt der Stammbaum, s. die Beilage zu S. 252; auf Theopomp folgte sein Enkel, da sein Sohn Archidamos vor ihm starb (Paus. III, 7, 5). Durch die Einschiebung des Soos zwischen Prokles und Eurypon ist der Stammbaum der beiden Königshäuser künstlich gleich lang gemacht worden; daher betrachten die Chronographen den Alkamenes, Polydor's Vater, als Theopomp's Zeitgenossen. Historische Daten über die Regierung der spartanischen Könige reichen nicht über das fünfte Jahrhundert hinauf; alle früheren Zahlen beruhen auf Combinationen. — Perioeken in Messenien: Thuk. I, 101. III, 16. Pausan. III, 3. 4.

Die Colonisation.

284. Die fortschreitende maritime Entwickelung führt zu einer neuen Colonisation. Wie die Entdeckung Amerikas eine Jahrhunderte andauernde Emigration zur Folge hatte, so in der griechischen Welt die Entdeckung neuer, von uncultivirten und wenig widerstandsfähigen Stämmen bewohnter Küsten. Auch jetzt, wie in der mykenischen Zeit, ist es die überschüssige Bevölkerung, die sich einen Abfluss über See sucht. Auch unter den neuen Colonien sind viele reine Ackerbaucolonien, so die in Troas, auf der Chalkidike, in Unteritalien; andere, wie die sicilischen Städte, Kyme, Kyrene, haben starken Zuzug von Bauern aus der Heimath erhalten. Aber in der Regel haben, wie bei der Besiedlung der Neuen Welt, die maritimen Interessen der Auswanderung die Wege gewiesen; zahlreiche neue Ansiedlungen sind ihrem Ursprung nach Handelscolonien, die erst allmählich ein grösseres Landgebiet erwerben. Bei dem damaligen Stand der Schiffahrt waren Küstenpunkte als Handelsplätze verwerthbar, die nach späteren Begriffen jedes Hafens entbehrten, so die Ansiedlungen am schwarzen Meer. Dicht neben einander entstehen Colonien der concurrirenden seefahrenden Städte. Mehrfach werden die wichtigsten Stationen, die Endpunkte, vorweg genommen, die zwischenliegenden Küsten erst allmählich occupirt. Manche Colonien sind offenbar erst langsam zu selbständigen Gemeinden erwachsen, aus Handelsfactoreien nach Art der Phoeniker oder aus Niederlassungen einzelner

Bauern. In der Regel aber verfuhr man systematisch. An die Spitze der Auswanderer wird ein Oekist gestellt, der das neue Gemeinwesen selbständig organisirt und nach seinem Tode heroische Ehren erhält. Der Grundplan der neuen Stadt wird abgesteckt, am liebsten in Form eines Rechtecks, das von zwei geraden, in der Mitte sich kreuzenden Hauptstrassen durchschnitten wird; wo es die Bodenverhältnisse gestatten, sind sie nach den Himmelsrichtungen orientirt (vgl. §. 332 A.). Das Land wird aufgetheilt und durch das Loos assignirt, den Göttern ihre Bezirke überwiesen. Die Mutterstädte wahren sich die Hoheit über die Colonien. Nicht selten erhalten sie Tribut (Xen. Anab. V, 5, 10); nach Potidaea sendet Korinth jährlich Aufsichtsbeamte (ἐπιδημιουργοί Thuk. I, 56). Neben den politischen wirken die religiösen Bande; ein Krieg der Colonie gegen die Mutterstadt gilt für einen Frevel, wie die Empörung des Sohns gegen den Vater. So lange man der Nachzüge aus der Muttergemeinde bedurfte, ergab sich dieses Verhältniss von selbst; daher ist es auch allgemeiner Brauch, dass die Tochterstadt, wenn sie neue Colonien gründet, sich den Oekisten aus der Heimath holt. Meist freilich war eine Herrschaft, wie sie die Phoeniker über ihre Colonien Jahrhunderte lang ausgeübt haben, bei der Kleinheit und Zerrissenheit der Mutterstädte auf die Dauer nicht durchführbar, namentlich wenn die Colonie zu selbständiger Bedeutung erblühte. Nicht selten sind Colonien auch dadurch entstanden, dass eine unterliegende Partei aus der Mutterstadt auswanderte und sich eine neue Heimath suchte. — Das Verhältniss zu den Ureinwohnern gestaltete sich verschieden je nach ihrem Culturzustande und nach der Stärke, in der die Colonisation auftrat. Anfangs herrschten in der Regel freundliche Beziehungen (vgl. §. 140); waren die Colonisten stark genug, so haben sich mehrfach Verhältnisse entwickelt, wie in den Colonien in Amerika und der Südsee: die Eingeborenen werden zu Leibeigenen oder doch zu rechtlosen Unterthanen gemacht und bestellen den Fremden ihre Felder, so in Syrakus und Unteritalien, in Byzanz und Heraklea. Mehrfach wird auch er-

zählt, dass die Griechen durch Treubruch die Eingebornen, die ihnen die Ansiedlung gestattet hatten, überwältigen und vernichten (z. B. in Leontini und Lokri).

Ausser den beiden erhaltenen Urkunden über Coloniegründungen (CIA. I, 31 Col. nach Brea, IGA. 321 Col. nach Naupaktos, s. Forsch. I, 291 ff.) müssen die zerstreuten historischen Nachrichten über die einzelnen Colonien benutzt werden; auf viele Fragen lässt sich nur unzureichende Antwort geben. Ueber Thuk. I, 25 s. Dittenberger, ind. lect. Halle W. S. 1889. — Die Namen der Oekisten hält man durchweg für historisch, ob immer mit Recht, ist wohl fraglich.

285. Die Colonisation beginnt etwa um die Mitte des achten Jahrhunderts. Ihre Blüthezeit umfasst rund ein Jahrhundert, ihre Ausläufer reichen bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts. Historische Nachrichten freilich haben wir über die Colonisation nicht; was darüber berichtet wird, sind theils Rückschlüsse aus ihrer Existenz und Lage, theils Sagen und Legenden, die zur Erklärung von Institutionen, Culten, Namen dienen sollen. Daher sind wir auch über die älteren Zustände der Colonien ohne jede Nachricht; ob zunächst noch ein Königthum bestand, ob gleich eine aristokratische Verfassung eingerichtet wurde, wissen wir nirgends ausser bei Kyrene, da sich hier allein das Königthum erhalten hat. In späterer Zeit war es allgemeiner Brauch, wie bei jedem wichtigen Unternehmen, so auch bei Gründung einer Colonie vorher in Delphi anzufragen (vgl. die Ausnahme bei Herod. V, 42), und sehr möglich ist es, dass das auch schon im siebenten und achten Jahrhundert geschah (§. 279). Jedenfalls war Apollo namentlich für die Ionier und Chalkidier der Gott, in dessen Schutz man die neuen Gemeinwesen an den fremden Küsten stellte. Früh sind daher Orakelsprüche in Umlauf gekommen, welche den Oekisten gegeben sein sollen; Herodot und Antiochos von Syrakus haben viele von ihnen bewahrt, ihnen folgt namentlich Timaeos (bei Diodor zum Theil erhalten), während Ephoros mit besserem geschichtlichen Verständniss sie meist bei Seite liess. Historisch ist keins dieser Orakel; vielfach sind sie aus den späteren Schicksalen der Colonie zurecht

gemacht. Früh ist auch der Versuch gemacht worden, den Zeitpunkt der Gründung zu bestimmen; so hat schon Antiochos von Syrakus, dem Thukydides folgt, bestimmte Daten für den Ursprung der sicilischen Städte gegeben. In einzelnen Fällen, namentlich bei den jüngeren Colonien, mögen dieselben richtig sein und auf Beamtenlisten u. ä. zurückgehen. Aber die meisten Daten sind unhistorisch; sie beruhen auf allgemeiner Abschätzung und nicht selten auf falschen Combinationen, häufig sind sie ganz allgemein auf die Epochendaten der alexandrinischen Chronographen gestellt. Daher sind auch Doppeldaten sehr häufig. Ephoros hat daher principiell auf jedes feste Datum verzichtet und sich mit ganz allgemeinen Ansätzen begnügt; es ist ein Rückschritt, wenn die Neueren ihm darin nicht gefolgt sind, sondern die alexandrinischen Ansätze als streng geschichtlich betrachten. Nicht selten ist die Colonie überhaupt nicht in einem bestimmten Jahre entstanden, sondern allmählich aus kleinen Anfängen erwachsen.

An der Glaubwürdigkeit der bei Thukydides bewahrten Daten über die Colonisation Siciliens hat zuerst Busolt, Rh. Mus. 40, 466, Griech. Gesch. I, 241, 4 berechtigte Zweifel erhoben. Zahlreiche Epochendaten sind in der Geographie des sog. Skymnos erhalten (meist aus Apollodor); sie zeigen, wie die approximativen Ansätze allmählich in feste übergehn. Sehr instructiv ist, dass man die Gründung von Thasos nur nach Archilochos bestimmen konnte. Mehrfach finden sich sehr bezeichnende Combinationen; so werden Syrakus (par. Chron.), Kyzikos und Trapezus (Hieron.) in das Jahr 757 [Syrakus ausserdem 734, Kyzikos 676, Sinope, die Mutterstadt von Trapezus, 657 und 631], Sinope und Kyrene 631, die beiden rhodischen Colonien Gela und Phaselis 690 gesetzt. Die weiteren Belege und die zahlreichen Widersprüche in den Daten s. bei den einzelnen Colonien. — Für die Mache der Orakel sind die aus Antiochos bewahrten über Syrakus, Kroton und Sybaris, und die über Thasos, Gela, Phaselis bei Steph. Byz. besonders charakteristisch. Alle Orakel sind von der sehr begreiflichen, aber historisch absurden Anschauung beherrscht, dass der Gott dem ahnungslosen Oekisten befiehlt, nach der Stelle zu ziehn, wo er und seine Nachkommen prosperiren werden. — Sehr verbreitet ist der Glaube, dass schon die Heroen die Stätten besucht haben, wo später die Colonien enstanden sind. Ihre erste Gründung oder auch der Ursprung der einheimischen Bevölkerung wird daher an

diese angeknüpft, namentlich an Herakles, die Argonauten und die Helden des troischen Kriegs. Gelegentlich haben neuere und neueste Gelehrte es fertig gebracht, auch diese Legenden in Geschichte umzusetzen.

Hellespont und Pontos.

286. Das wichtigste Colonisationsgebiet der Ionier liegt am schwarzen Meer und der zu ihm führenden Meerstrasse, die im Alterthum in ihrer ganzen Ausdehnung von Sigeon bis zum Bosporos als Hellespont bezeichnet wird. Die einheimische Bevölkerung war in kleine Stämme zerrissen und, mit Ausnahme der Phryger am Hellespont, durchweg ohne irgend welche höhere Cultur: dem einzelnen Seefahrer, der an ihre Küsten verschlagen wurde, mochten sie wohl den Untergang bereiten — ob wir irgend einem von ihnen den Brauch zuschreiben dürfen, die Fremden zu opfern oder gar zu verzehren, ist allerdings recht fraglich, denn die Laestrygonengeschichte ist ein griechisches Märchen wie die von den Kyklopen, und die auf die Taurer übertragene Sage von den Menschenopfern an Artemis ist aus dem in Attika heimischen Cultus der Artemis Tauropolos (Iphigenia) erwachsen. Daran freilich ist nicht zu zweifeln, dass die Stämme der Nordküste, die Kimmerier (zu denen wahrscheinlich die Taurer auf der Krim gehörten) und ihre Nachfolger, die Skythen und Sarmaten, in äusserst rohem Zustande lebten. Aber die Händler, die fremde Waaren brachten und dafür die eigenen Rohproducte eintauschten, waren meist willkommen, auch dass sie an der Küste eine Niederlassung gründeten, sah man oft nicht ungern. Der Strand war ja werthlos, im südlichen Russland eine kahle Steppe, an den kleinasiatischen Küsten hoch hinauf mit Fichten bewachsen (vgl. z. B. den Namen Pityeia [B 829] oder Pityussa für Lampsakos, das benachbarte Pityus u. ä.). Für die Griechen bot das Land reichen Gewinn. Vor allem lockte der Fischfang, der dem hellespontischen Gebiet im Alterthum eine ähnliche Bedeutung verlieh, wie sie im Mittelalter der Heringsfang der Ostsee, in der Neuzeit Neufundland

und die Strassen zum Eismeer besitzen, daneben das Bauholz, die üppige Fruchtbarkeit der weinreichen asiatischen Küste der Dardanellenstrasse, des Getreidelandes in Südrussland und vor allem auf der Krim, der Flachs von Kolchis, das in den pontischen Gebirgen von den Chalybern und Tibarenern gewonnene Eisen (chalybischer Stahl) und Silber (Ἀργύρια bei Tripolis Arr. peripl. 24, daher B 857 Ἀλύβη, s. Hamilton, travels I, 258), ferner der Sklavenhandel, endlich die Möglichkeit zur Anknüpfung weiterer continentaler Handelsverbindungen, die namentlich die südrussischen Ströme und der Phasis boten. So entwickelt sich aus dem Handelsverkehr eine stets wachsende Colonisation, deren Ergebniss ist, dass der Πόντος Ἄξενος, »das ungastliche Meer« — der Name bedeutete ursprünglich wahrscheinlich askanisches (phrygisches, I, 251) Meer — im siebenten und sechsten Jahrhundert von einem Kranz blühender griechischer Ansiedlungen umgeben und in das »gastliche Meer«, den Πόντος Εὔξεινος, verwandelt ist.

Im allgemeinen Neumann, Hellenen im Skythenlande 1855. Πόντος Ἄξενος: Pindar Pyth. IV, 362. Eurip. Iphig. Taur. 253 u. a. Eratosth. bei Strabo VII, 3, 6. Ap. Rhod. III, 984. Scymn. 735. Plin. VI, 1. — Ueber die Nationalität der Kimmerier, Skythen und Sarmaten s. I, 424. Schilderung bei Herodot IV. Das Opfer der Schiffbrüchigen durch die Taurer wird von Herod. IV, 103 als noch bestehender Brauch ausführlich geschildert, vgl. Eurip. Iphig. Taur. 1429.

287. Die Hauptträger der Colonisation in diesen Gebieten waren die Milesier. Inmitten der Propontis am Südrande der Insel Arktonnesos, da, wo sie nur ein schmaler, später überbrückter Meerarm vom Festlande trennt, gründeten sie die Stadt Kyzikos, in der Mitte des schwarzen Meers auf einer aus der paphlagonischen Küste vorspringenden Landzunge Sinope. Erst nach manchen Kämpfen scheinen beide Ansiedlungen zu sicherem Bestande gelangt zu sein. Die spätere Fassung der Argonautensage erzählt, die Seefahrer seien von Kyzikos, dem König der Dolionen, eines phrygischen Stammes, der zwischen den Flüssen Aisepos und Rhyndakos sass, freundlich auf-

genommen, dann aber, als ein Sturm sie nach der Abfahrt aufs neue des Nachts an die Küste verschlug, mit ihm in Kampf gerathen und hätten ihn wider ihren Willen erschlagen. Hierin wie in den Kämpfen mit den erdgeborenen Riesen von Arktonnesos, welche von den Argonauten vernichtet werden, spiegelt sich die in die Heroenzeit zurückversetzte älteste Geschichte der Ansiedlung wieder. Die Riesen von Arktonnesos kennt auch die Version der Odysseusabenteuer, welche in umgestalteter Schlussredaction in unsere Odyssee aufgenommen ist (§. 243 A.): sie versetzt die ursprünglich im äussersten Norden hausenden Laestrygonen (»Räubersöhne«), menschenfressende Riesen, an die Quelle Artakia bei Kyzikos. Dies Gedicht wird um 750 v. Chr., die Zeit der ersten Ansiedlungsversuche bei Kyzikos, entstanden sein (§. 264 A.), als die Schiffer abenteuerliche Berichte von der Wildheit der dortigen Einwohner zurückbrachten. In Sinope soll die älteste Ansiedlung unter Abrondas den Kimmeriern erlegen, dann um die Mitte des siebenten Jahrhunderts eine neue Ansiedlung von milesischen Verbannten unter Koos und Kretines gegründet sein. Von da an sind beide Städte rasch aufgeblüht und haben sich die benachbarte Küste unterworfen; Sinope hat ausserdem eine ganze Reihe von Colonien im Bereich der wilden pontischen Stämme (Kotyora, Kerasus, Trapezus mit seiner Colonie Hermonassa, Hekat. fr. 197) angelegt, die der mächtigen Mutterstadt noch im Jahre 400 Tribut zahlten (Xen. anab. V, 5, 7. 10). Sinope wurde der Endpunkt für die Handelsstrasse nach Kappadokien (von wo z. B. der Röthel über Sinope in den Handel kam, Strabo XII, 2, 10) und zum Euphrat; auch für die grosse kappadokische Stadt Pteria war es der Hafen.

Gründungsdaten von Kyzikos bei Euseb. 757 (Hieron. cod. R) und 680, von Sinope 631/29, dagegen für Trapezus 756, s. §. 285. Skymnos 946 ff. berichtet die Doppelgründung Sinopes und setzt die zweite in die Zeit des Kimmerierzuges, d. i. 657 (I, 452 A.). Ueber Kyzikos: Marquardt, K. und sein Gebiet 1835. Ich bemerke noch, dass Miletupolis keine griechische Stadt war: Strabo XIII, 1, 58. Für Sinopes Bedeutung sind Herod. I, 76. II, 34 bezeichnend. Die lange erhaltene Meinung, von Sinope nach Kilikien seien für einen Courier nur fünf Tagereisen (auch

Herod. I, 72. Skylax 102, bei Skymnos 921 ff. d. i. Ephoros in 7 Tage corrigirt), Kleinasien sei hier durch einen Isthmos vom Continent getrennt, erklärt sich nur aus einer alten directen Verbindungsstrasse quer über das innere Hochland. Noch Apollodor bei Strabo XIV, 5, 22 statuirt den Isthmos von Sinope nach Issos. Die Späteren, so auch Skymnos, setzen richtiger Amisos an die Stelle von Sinope, schätzen aber immer die Entfernung noch viel zu gering (Plin. VI, 7, Strabo XII, 1, 3. 2, 7. XIV, 5, 22).

288. An Kyzikos reihen sich zahlreiche andere ionische Ansiedlungen im Bereich des Hellespont. An der weinreichen Küste der Dardanellenstrasse gründeten die Milesier Abydos, ferner Arisbe, Perkote, Paisos, Parion, letzteres zusammen mit Erythraeern (Strabo XIII, 1, 14. Pausan. IX, 27, 1), während die Gründung des weiter östlich gelegenen Priapos auch auf Kyzikos zurückgeführt wird (Strabo XIII, 1, 12). Auch ins Innere der Landschaft, nach Skepsis an den Aiseposquellen, sind die Milesier vorgedrungen (Strabo XIII, 1, 52). Dazwischen setzten sich in Lampsakos die Phokaeer fest (653 Hieron.), nach der Legende zuerst von dem Bebrykerkönig selbst zur Gründung einer Colonie aufgefordert, bis sie der einheimischen Bevölkerung zu mächtig wurden und diese den vergeblichen Versuch machte, die Ansiedler zu überwältigen (Charon fr. 6). Weithin gegen Parion dehnte sich ihr Gebiet aus, auch Paisos war ihnen unterthan (Polyaen. VI, 24. Strabo XIII, 1, 19). Auch auf der thrakischen Chersones haben sie, wie es scheint, Fuss zu fassen gesucht (Herod. VI, 37). Inmitten der Propontis besetzten die Milesier die Marmorinsel Prokonnesos, in der Bucht südlich von dem von Mysern bewohnten Arganthoniosgebirge gründeten sie Kios (Aristot. fr. 187), das benachbarte Myrlea soll von Kolophon gegründet sein (Plin. V, 143), im Norden dieses Landvorsprungs, im innersten Winkel des Golfs von Nikomedien, im Gebiet der Bebryker, ist Olbia wahrscheinlich eine milesische Gründung. Die meisten dieser Colonien scheinen der Mitte des siebenten Jahrhunderts anzugehören, als das Lyderreich unter Gyges die Herrschaft über das westliche Kleinasien erlangte und sich der Kimmerier erwehrte, als Tyrannen, wie Thrasybulos, in Milet geboten. Abydos soll mit Gyges' Einwilligung gegründet sein (Strabo XIII, 1, 22);

damit hängt vielleicht zusammen, dass hier damals Thraker gesessen haben sollen und die Kimmerier mit den Treren, gleichfalls einem thrakischen Stamm, auch Troas durchzogen haben (ib. 8. 22). In dieselbe Zeit wird auch die Gründung der anderen Städte gesetzt (ib. 12, vgl. Anaximenes bei Strabo XIV, 1, 6); für die Gründung von Lampsakos gibt Hieronymus das Jahr 653, für die von Kios (mit seinem späteren Namen Prusias bezeichnet) das Jahr 627.

Anaximenes von Lamps. bei Strabo XIV, 1, 6 καὶ Ἴκαρον τὴν νῆσον καὶ Λέρον Μιλήσιοι συνῴκισαν καὶ περὶ Ἑλλήσποντον ἐν μὲν τῇ Χερρονήσῳ Λίμνας, ἐν δὲ τῇ Ἀσίᾳ Ἄβυδον, Ἄρισβαν, Παισὸν, ἐν δὲ τῇ Κυζικηνῶν νήσῳ Ἀρτάκην, Κύζικον, ἐν δὲ τῇ μεσογαίᾳ τῆς Τρῳάδος Σκῆψιν. Bei Strabo werden mehrere Städte fälschlich als milesische Gründungen bezeichnet, so Lampsakos (XIII, 1, 19), Heraklea (XII, 3, 4), Amisos (XII, 3, 14). — Die Existenz der von den Neueren meist ignorirten Stadt Olbia wird dadurch erwiesen, dass der später als astakenisch, dann als nikomedisch bezeichnete Meerbusen bei Skylax und Mela I, 19 Ὀλβιανὸς κόλπος heisst; daraus ergibt sich die alte Bedeutung der Stadt, die später von Astakos überflügelt wurde (daher Ἀστακός ἀπὸ Ἀστακοῦ τοῦ Ποσειδῶνος καὶ νύμφης Ὀλβίας Arrian fr. 29 bei Steph. Byz.; vgl. Ὀλβία . . . τρίτη Βιθυνίας, ἀπὸ Ὀλβίας νύμφης Steph. Byz.). Auf ionische Ansiedlungen in diesem Gebiet weist auch die Sage vom Kampf der Argonauten mit dem Bebrykerkönig Amykos hin, die älter ist als der Uebergang der Bithyner nach Asien. Skylax nennt nur Olbia, bei Plin. V, 148 (dein Nicaea in ultimo Ascanio sinu, quae prius Olbia) ist das später in Nikomedien aufgegangene Olbia am astakenischen Mb. mit Nikaia am askanischen See, das früher Ankyra hiess, verschmolzen. Auf späteren Münzen heisst die Stadt Olbiopolis.

289. Die weit weniger anlockenden und von kriegerischen Stämmen bewohnten thrakischen Küsten der Propontis blieben zunächst vernachlässigt. Erst um 601 (Hieron.) gründeten die Samier hier Perinthos. Dagegen ist das Bosporosgebiet von Megarern besetzt. Ihre älteste Niederlassung war Kalchedon an der asiatischen Seite (Kadikiöi bei Skutari); siebzehn Jahre später (Herod. IV, 144) gründeten sie ihm gegenüber Byzanz auf der Landzunge, welche den herrlichen Meerbusen des Goldenen Horns auf der Südseite umschliesst. Durch seine feste Lage und durch die reichen Erträgnisse des Thunfischfangs überflügelte die Stadt früh alle Nachbarn mit Aus-

nahme von Kyzikos. Auch die asiatische Küste des Bosporos gehörte ihr; hier lag auf dem letzten Höhenvorsprunge das Heiligthum des Zeus Urios (ἱερόν), von den Schiffern bei der Ausfahrt in den Pontos eifrig verehrt. Die umwohnenden Bithyner waren zum Theil zu Leibeigenen der Byzantier geworden (Phylarch fr. 10a). Von Kalchedon aus wurde nahe bei Olbia im innersten Winkel des nikomedischen Golfs Astakos gegründet, an der thrakischen Küste angeblich schon vor Byzanz Selymbria. So haben die Megarer den Milesiern ein werthvolles Gebiet vorweggenommen. Offenbar sind diese Colonien vor dem grossen Aufschwung der milesischen Colonisation um die Mitte des siebenten Jahrhunderts entstanden. Dazu stimmen die antiken Daten. Noch früher über die ersten Ansiedlungen der Ionier hinaufzugehen liegt keine Veranlassung vor — nach einem festen Plan sind die griechischen Colonien so wenig entstanden wie die amerikanischen. Wie Kalchedon mit seinem guten Ackerland und einem flachen, für die Schiffer bequemen Strand die ersten Ansiedler mehr reizte als der fischreiche Busen von Byzanz, wo die wilde Strömung und der steinige Boden zunächst wenig Anziehung bot, so wird auch Kyzikos, Abydos, Sinope den Milesiern verlockender erschienen sein als das Bosporosgebiet — bis es dann zu spät war. Ausserdem sind die für uns verschollenen Beziehungen zu der einheimischen Bevölkerung für die Colonisation von entscheidender Bedeutung gewesen; und hier zeugt wenigstens die Sage von dem Kampf der Argonauten mit dem wilden Faustkämpfer Amykos, dem König der Bebryken, die im späteren Bithynien zwischen Bosporos und Sangarios sassen, sowohl für das Alter wie für die unfreundliche Art der Beziehungen der Ionier zum Bosporosgebiet. — Von Kämpfen zwischen Milesiern und Megarern um den Besitz der Meerstrasse weiss unsere freilich ganz trümmerhafte Ueberlieferung nichts, vielleicht waren beide vielmehr befreundet; dagegen erfahren wir von einem vereitelten Versuch der Megarer, die samische Ansiedlung in Perinthos zu zerstören.

Perinthos samisch: Strabo VII, fr. 56. Scymn. 714. Plut. qu. gr. 57, wie das benachbarte Heraion (Herod. IV, 90) Dionysios κτίσεις bei Harpokr. s. v. Hieronymus gibt für Kalchedon 685 (684 R), für Byzanz 658 (Eus. arm. 659), im Widerspruch mit Herod. IV, 144. Astakos war nach Charon bei Photios s. v. Ὀστακός Colonie Kalchedons (dass andere es megarisch nennen, ist kaum ein Widerspruch); dadurch wird das von Memnon 20 und Hieron. gegebene Gründungsdatum Ol. 17, 711 v. Chr. (Eus. arm. 705) unhaltbar.

290. Die Küsten des schwarzen Meers dagegen sind bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts ausschliesslich von Milesiern besiedelt worden. An der waldigen paphlagonischen Küste liegt fast an jeder Giessbachmündung eine milesische Colonie (Tieion, Sesamos, Kromne, Kytoros [Hafenstation Sinopes, Strabo XII, 3, 10], Abonuteichos, Kinolis u. a., vgl. Il. B 853 ff.). Die Niederlassungen Sinope's an der pontischen Küste sind schon erwähnt; daneben standen zahlreiche milesische (Themiskyra, Iasonion, Choirades u. a.), an die sich im Ostwinkel des Meeres an der kolchischen Küste Phasis und Dioskurias anreihen. Nicht weniger bedeutend waren die Colonien im Skythengebiet, vor allem Olbia (Borysthenes) am Bug in der Nähe der grossen Mündungsbucht des Dniepr, um die Mitte des siebenten Jahrhunderts gegründet und rasch zu einem Haupthafen des schwarzen Meeres und zum Ausgangspunkt der Handelsverbindungen ins Innere des Continents erwachsen, daneben Tyras an der Dniestrmündung und die Städte am kimmerischen Bosporos, Theodosia, Pantikapaion, Phanagoreia — letzteres eine Gründung der Teier um 545 — u. a. Von hier drangen die Kaufleute über die Maiotis zur Mündung des Tanais und diesen hinauf vor. Der Getreidereichthum der Krim verlieh den bosporanischen Städten früh eine massgebende Bedeutung für die griechische Welt. Durch ihre exponirte Lage inmitten wilder Barbaren blieben sie immer zu einem Staate verbunden, der zunächst, wie es scheint, unter Königen stand (bis 480 ?, Diod. XII, 31). — Auch südlich von der Donau im Gebiet der Geten haben die Milesier mehrere Städte gegründet, wie Istria (angebl. um 657), Tomoi, Odessos (um 585), ferner südlich vom Balkan um 610 Apollonia.

Sonst dagegen haben die Milesier das Gebiet der eigentlichen Thraker zwischen Haemos und Bosporos wie das der Bithyner, die um die Mitte des siebenten Jahrhunderts nach Asien ins alte Bebrykerland hinübergingen (§. 293), und ihrer Nachbarn, der Mariandyner, durchaus und offenbar absichtlich vermieden; hier schreckte die Wildheit der kriegerischen Stämme, wie am Kaukasus zwischen Kolchis und Bosporos die Wildheit des Landes. — Zu diesen Städten kommen zahlreiche kleinere Ansiedlungen; von den über neunzig milesischen Colonien, die es gegeben haben soll (Plin. V, 112), sind weitaus die meisten am schwarzen Meer zu suchen. Viele sind offenbar nur Factoreien oder Küstenforts gewesen. Ihre Entstehung setzt überall voraus, dass die einheimische Bevölkerung der griechischen Bewaffnung und Festungsanlage gegenüber ohnmächtig und mit den Fremden zu verkehren geneigt war.

Für die Colonien am Pontos s. ausser Strabo, Skymnos, Plinius u. a. vor allem Skylax und Arrian's periplus. Olbia gegr. 645 (647 R) nach Hieron., κατὰ τὴν Μήδων ἐπαρχίαν Scymn. 809; Istros 656 (657 R) Eus. Hier., zur Zeit des Einbruchs der Skythen in Asien bei Verfolgung der Kimmerier Skymn. 770 (vgl. Bd. I, 452 A. und die Angabe über Sinope), Apollonia ca. 50 Jahre vor Kyros Skymn. 731, nach Aelian v. h. III, 17 von Anaximander gegründet, also wesentlich jünger; Odessos Ἀστυάγης ὅτ' ἦρχε Μηδίας Skymn. 749, d. i. wahrsch. 585/4, s. I, 486 A. — 75 milesische Colonien nach Seneca cons. ad Helv. 6. Phanagoria von dem Teier Phanagoras (vgl. Skylax) zur Zeit der persischen Eroberung Kleinasiens (teisch auch Scymn. 887), Hermonassa von einem Mytilenaeer Semandros begründet, nach dessen Tode von seiner Frau beherrscht und benannt: Arrian fr. 60. — Die Karer im schwarzen Meer (schol. Ap. Rhod. I, 1177 in Kios, II, 941 in Sesamos, Plin. VI, 20 am Tanais, Arrian peripl. 35 bei Tomi) sind wohl mythisch.

291. Bei ihren Fahrten in den Osten wanderten die Milesier auf den Spuren der Argonauten; überall längs der Küste Kleinasiens ist von ihnen die Argonautensage localisirt. In Kyzikos verehrte man die iasonische Athene und den iasonischen Apollon, ein Vorgebirge (und Ort?) der pontischen Küste erhielt den Namen Iasonion. Am Eingang des schwarzen Meers werden die Plankten oder Symplegaden gesucht, zwei harmlose Riffe an der europäischen Seite, die sog.

Kyaneen, wurden mit den furchtbaren Felsen der Sage identificirt. Hierher versetzte man auch den unglücklichen König Phineus mit den stymphalischen Vögeln. Im fernsten Osten, in Kolchis, erkannte man das Fabelland Aia, das Ziel der Fahrt. Von hier liess man sie durch den Phasis in den Ocean gelangen oder durch den fabelhaften Strom Eridanos, den man in Donau, Po und Rhone zu erkennen glaubte — alle drei dachte man sich in Zusammenhang —, ins Mittelmeer zurückkehren. Kyzikos, die Myser von Kios mit dem schönen, von den Nymphen geraubten Götterknaben Hylas, dessen Verschwinden die Myser alljährlich betrauern (I, 253), die Bebryker, Sinope wurden in die Sage und ihre poetischen Bearbeitungen aufgenommen. Bei den Tibarenern an der pontischen Küste, am Flusse Thermodon, fand man die Heimath der Amazonen — aus welchen Gründen, wissen wir nicht — hierher werden ihre Kämpfe mit Herakles und Theseus versetzt (vgl. § 283). Im Norden des Pontos, der Donaumündung gegenüber, erkannte man in der Insel Leuke (jetzt Schlangeninsel) die Insel der Seligen, wo Achilleus' Leichnam von Thetis geborgen wird und er selbst mit Helena das Beilager feiert. Die Entrückung nach Leuke kennt schon die Aethiopis, ein Beweis, dass die milesischen Ansiedlungen in diesen Gebieten keinenfalls über die Mitte des siebenten Jahrhunderts hinabgerückt werden dürfen. Für die Milesier im Pontos wird Achill ein die Schiffahrt beschirmender Dämon, wie die Dioskuren im Westmeer; auch die langgestreckte Nehrung vor der Borysthenesmündung ist ihm heilig (Ἀχίλλειος δρόμος). Dass Iphigenia zu den Taurern gebracht wurde, ward schon erwähnt; auch die Io lässt der Dichter des Danaidenepos und die ihm folgen auf ihrer Wanderung das schwarze Meer umkreisen und dem (thrakischen oder kimmerischen ?) Bosporos ihren Namen geben. Die Stätte, wo Prometheus gefesselt lag, wird am Kaukasus gesucht. — Von den einheimischen Völkern hat man mancherlei Anschauungen übernommen, namentlich auf religiösem Gebiet. Ueberall an der Küste der Propontis verehrt man die kleinasiatische Göttermutter, vor allem aber in Kyzikos auf dem Gipfel

des Dindymos, des Berges von Arktonnesos (vgl. die Argonautensage und Herod. IV, 76); auch als Schicksalsgöttin Adrasteia wird sie hier verehrt. In Lampsakos und den benachbarten Städten verehrte man den bebrykischen Gott der Fruchtbarkeit und Zeugung Priapos — den Bebrykern war er zugleich der Sonnengott —; ihm zu Ehren haben die Kyzikener die an der Granikosmündung gegründete Colonie benannt. Auch der Zeus Hades von Sinope ist wohl ein einheimischer Gott. Auf die einheimische Bevölkerung dagegen haben die Griechen zunächst keine tiefere Einwirkung ausgeübt, es sei denn, dass die Phryger die Schrift von den hellespontischen Griechen übernommen haben. Die Volksstämme am schwarzen Meer waren durchweg zu roh, um unter ihrem Einfluss zu höherer Cultur zu gelangen; nur Waaren übernahmen sie von den Fremden, die Ansätze zu einer geistigen Einwirkung auf die Skythen gehören erst der folgenden Epoche an.

Die Einwirkung Herakleas auf die Argonautensage ist weit jünger als die der milesischen Colonien und hat nicht mehr ihre epische Gestalt (vor Apollonios), sondern nur noch ihre Ueberarbeitung bei den älteren Historikern betroffen. Uebrigens ist es fraglich, ob von Kyzikos in den älteren Epen die Rede war, s. die Scholien zu Apollonios. Dagegen erzählte schon Eumelos von dem Raube der Sinope, T. d. Asopos, durch Apollo (schol. Ap. Rhod. II, 946). Ueberhaupt erscheint Apollo vielfach als Gott der ionischen Colonisation, vgl. Ap. ἀρχηγέτης in Kyzikos (wie in Naxos in Sicilien). — Achill auf Leuke: Aethiopis bei Proklos, vgl. die Apollodorexcerpte, Pindar Nem. 4, 80, Skylax 68, Pausan. III, 19, 11 ff. (in die Stesichorosfabel verflochten), Arrian peripl. 32 u. s. w.; in Skythien: Alkaeos fr. 48 b. Die Späteren lassen ihn hier auch Medea oder Iphigenie heirathen, die ja beide auch in den Pontos versetzt sind.

Kilikien.

292. Nicht minder rege war die Verbindung Ioniens mit dem südöstlichen Becken des Mittelmeers und der phoenikisch-aegyptischen Welt. Die mykenische Epoche hatte durch die Besiedelung Pamphyliens und Cyperns einen energischen Vorstoss in diese Gebiete unternommen, weiter vorzudringen war

nicht möglich. Nur im Osten der lykischen Küste, in Phaselis, setzten sich Dorier von Rhodos fest. Auf Cypern hielten sich Griechen und Phoeniker das Gleichgewicht; Pamphylien, wo Side als Gründung der Kymaeer bezeichnet wird (§. 148), also wohl dieser Zeit angehört, tritt ganz zurück. Dagegen sind an der Küste des rauhen Kilikiens eine ganze Anzahl von Ansiedlungen — zum Theil wohl nur Factoreien — entstanden: Nagidos und Kelenderis sind samische, Soli eine rhodische Colonie. Auch Holmi wird als griechisch bezeichnet. Diese Ansiedlungen führten die Griechen zum ersten Male wieder in directe Beziehungen mit einer asiatischen Grossmacht. »Als in Kilikien Griechen gelandet waren«, berichtet Berossos, »und Krieg erregten, trat der Assyrerkönig Sanherib (705—681) ihnen entgegen, besiegte sie und errichtete zum Andenken daran sein Bild mit einer Inschrift« (Euseb. I, 27, vgl. Abydenos ib. 35). Seit Sargon ist das Land Qui, das spätere ebene Kilikien, assyrische Provinz (I, 375. 377), in Tarsos und Anchiale haben die Könige (nach Berossos Sanherib, nach alten griechischen Nachrichten Sardanapel, vgl. Forsch. I, 203) Festungsbauten und Denkmäler aufgeführt, über die Kiliker in dem rauhen Berglande des Tauros dehnten, wie früher schon Salmanassar II., so jetzt Sargon und seine Nachfolger ihre Oberhoheit aus. Dass sie da den Versuchen der Griechen, sich hier festzusetzen, entgegentraten, ist begreiflich genug. Auch die griechischen und phoenikischen Stadtkönige auf Cypern mussten die assyrische Oberhoheit anerkennen.

Phaselis dorisch Herod. II, 178. Die Sage bei Athen. VII, 297 f., vgl. Steph. Byz. Γέλα, combinirt seine Gründung mit der von Gela; dem entspricht das Datum 690 bei Eusebius. Celenderis et Nagidus Samiorum coloniae Mela I, 13. Soli nach Angabe des rhodischen Gesandten bei Polyb. XXI, 24, 11 argivisch, nach Strabo XIV, 5, 8 Gründung der Achaeer und der Lindier von Rhodos (Mela I, 13 olim a Rhodiis Argivisque possessa), bestätigt durch die Inschrift von Soli im dorischen Dialekte BCH. XIV, 587. Die Neigung, die kilikischen Städte (auch Mallos und Tarsos) von Argos abzuleiten, beruht auf dem Ehrgeiz dieser früh hellenisirten Städte, der in den Sagen von Amphilochos und Mopsos (§. 148) und

Triptolemos und Io eine Stütze fand; s. Strabo XIV, 5, 12. 16. Dio Chrys. or. 33. Arrian II, 5, 9. Ueber die einheimische Sage, welche Tarsos und Kelenderis auf den kilikischen Gott Sandon zurückführt, s. ZDMG. XXXI, 737. — Skylax nennt als griech. Städte in Kilikien Holmoi und Soloi.

Die Invasion der Kimmerier. Lydien und Aegypten.

293. Der Gang der Entwickelung Asiens führt seit Anfang des siebenten Jahrhunderts nicht nur in den Colonien, sondern auch im ionischen Mutterlande aufs neue zu engerer politischer Verbindung mit dem Orient. Immer weiter griff das von Tiglatpileser und Sargon wiederhergestellte Assyrerreich, wie in Syrien und im Osten, so auch in Kleinasien um sich. Wie die Kiliker wurden nördlich vom Tauros die Fürsten der Tibarener (Tabal) und Moscher (Muski) im späteren Kappadokien wenigstens vorübergehend Vasallen der Assyrer (vgl. I, 375. 386. 393). Wenn bei den älteren Griechen das Gebiet von Sinope durchweg Assyria heisst und der Assyrername auch auf die Kappadoker (weise Syrer) übertragen wird (I, 398), so kann das trotz des Schweigens der Denkmäler wohl nur dadurch erklärt werden, dass die Ionier an den Küsten des Pontos mit den Assyrern in nahe, wie es scheint, friedliche Berührung getreten sind. Auch das westliche Kleinasien musste die Rückwirkung der asiatischen Grossmacht verspüren. Dazu kam dann die tiefgreifende Erschütterung, welche die grosse Völkerschiebung in der russisch-kaspischen Steppe und das Vordringen der skolotischen Skythen ans schwarze Meer hervorrief. Etwa zu Anfang des siebenten Jahrhunderts brachen die Kimmerier aus ihrer Heimath am kimmerischen Bosporos, von diesen verdrängt, in Kleinasien ein, vielleicht auf dem Wege über die Donau. Jedenfalls haben auch mehrere thrakische Volksstämme an der Bewegung theilgenommen, die Treren, die Edoner; auch Thyner und Bithyner sollen damals über den Bosporos gegangen sein. Weithin wurde das Land von den Kimmeriern überrannt. Das phrygische Reich im Sangariosgebiet erlag ihrem Ansturm; der letzte Midas, Gordios' Sohn, gab sich der Sage nach den Tod durch Trinken von

Stierblut (Strabo I, 3, 21; 696 oder 676 nach den Chronogr.). Auf der Landzunge von Sinope haben sich die Kimmerier lange Zeit festgesetzt (Her. IV, 12) — Abrondas, der Gründer der milesischen Colonie, soll im Kampf gegen sie gefallen sein (Scymn. 948) — und von hier aus auch das Land östlich vom Halys durchzogen. Vielleicht geht der Niedergang des alten, uns nur durch seine Monumente bekannten Königsitzes Pteria (Uejük, §. 37), die Zurückdrängung der Tibarener und Moscher an die Küsten des Pontos, die Entstehung der kappadokischen Nation — ihr Name ist der Geographie der Assyrerzeit noch unbekannt und den Griechen zur Zeit Herodots (I, 72. V, 49. VII, 72) und auch später noch fremd — auf ihre Züge zurück. Auch wäre es nicht unmöglich, dass die Ansetzung der in der Ueberlieferung vielfach mit den Kimmeriern verbundenen Amazonen am Thermodon bei Themiskyra und ihre spätere Verbindung mit den Skythen eine Wirkung der Kimmerierzüge ist; gewiss waren die Kimmerier bei ihren Zügen von Weibern und Kindern begleitet, die Frauen mögen vielfach am Kampfe theilgenommen haben. Auch gegen Assyrien selbst sind sie vorgedrungen und haben eine nicht ungefährliche Erhebung gegen die Könige von Ninive hervorgerufen; ein assyrischer Präfekt Kastarit empörte sich, offenbar in den armenischen Gebirgen, und griff mit Kimmeriern, Mannaeern und Medern die benachbarten Orte an. Assarhaddon hat im Jahre 679 die Gefahr bewältigt. »Den Kimmerier Teuspa, einem Manda (d. i. wahrscheinlich einem Skythen), dessen Wohnsitz fern ist, warf ich mit all seinen Truppen im Lande Chubusna mit Waffengewalt nieder«, sagt der König; »die Kimmerier kamen nach Assyrien und wurden in Assyrien geschlagen«, berichtet eine babylonische Chronik unter dem zweiten Jahre Assarhaddons (679). Damals wird wohl auch Kastarits Rebellion bewältigt sein.

Das Material s. I, 452 ff.; erweitert ist es durch die Angabe der babylonischen Chronik (Winckler in Z. f. Assyriologie II, S. 159 und 305, col. 4, 2 = Schrader's Keilinschr. Bibliothek II, 283), weiter aufgehellt durch Winckler, Unters. zur oriental. Gesch. 112. 120 ff., der namentlich Manda (I, 453. 463 falsch ṣab manda statt ummân Manda) richtig als

»Skythe« (= pers. Sake) deutet. Dass Kastarit (I, 463) in diese Zeit gehört, ist nicht mehr zweifelhaft. — Dagegen möchte ich die Behauptung, dass die Kimmerier über Thrakien gekommen seien, nicht mehr so entschieden wie früher vertreten. Sie treten, wie es scheint, im östlichen Kleinasien früher auf als im Westen. Vielleicht ist also Herodots Auffassung doch richtig und die Verbindung mit den thrakischen Stämmen secundär. Dann haben sie nicht nur in Südrussland, sondern auch zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer gesessen und sind von hier über den Kaukasus gedrängt worden. — Die Angabe über die bithynische Wanderung unter Führung des Pataros ὅτε οἱ Κιμμέριοι τὴν Ἀσίαν κατέτρεχον Arrian fr. 37 ist zwar Combination, Herodot VII, 75 lässt sie von den Teukrern und Mysern bei ihrem sagenhaften Zuge nach Europa (VII, 20. V, 13) von Strymon verdrängt werden (daher Hieron. a. Abr. 1045, 972 v. Chr.), aber sie ist wahrscheinlich richtig, da die ältere Ueberlieferung in dem Lande nur Bebryker kennt.

294. Auch ins westliche Kleinasien sind die Kimmerier vorgedrungen. In Antandros sollen sie nach den Edonern hundert Jahre lang gesessen haben. Um die Mitte des Jahrhunderts führten sie einen gewaltigen Stoss gegen Lydien und die ionischen Städte. Hier hatte sich inzwischen eine tiefgreifende Umwälzung vollzogen. Der letzte König aus dem alten, von den Griechen auf Herakles zurückgeführten Herrscherhause war durch eine Palastintrigue gestürzt worden (um 675), sein Mörder Gyges aus dem Hause der Mermnaden wurde von den Lydern anerkannt, als das delphische Orakel, an das man sich wandte, sich für ihn erklärte. Der Wechsel der Dynastie bezeichnete zugleich den Beginn einer neuen Politik. Wenn bisher, soviel wir wissen, die Macht der Könige von Sardes sich über das eigentliche Lyderland, die Ebenen des Hermos und Kayster, nicht wesentlich hinaus erstreckte, so begann Gyges erobernd vorzugehen. Karien, Teuthramien, Troas scheinen ihm unterthan gewesen zu sein; vor allem aber versuchte er die Küste zu gewinnen; mit ihm beginnen die Angriffe der Lyder gegen die griechischen Städte. Smyrna erwehrte sich der Feinde; in der Hermosebene erfochten seine Lanzenkämpfer einen glänzenden Sieg über die lydische Reiterei (Mimnermos fr. 13. 14, vgl. Pausan. IV, 21, 5). Aber Smyrna's Mutterstadt Kolophon wurde erobert — auch Theognis v. 1103

erwähnt den Fall der reichen Stadt — ebenso Magnesia (am Maeander ? Nic. Dam. fr. 62), während Milet sich siegreich vertheidigte (Herod. I, 15). Mitten in diese Unternehmungen fielen die Kimmerierzüge. Sich ihrer zu erwehren, suchte Gyges an den Assyrern einen Anhalt und huldigte dem Assurbanipal (um 660). Sich dauernd zum Vasallen des Grosskönigs zu machen, war Gyges freilich nicht gewillt. Nachdem er die Kimmerier geschlagen und zwei gefangene Häuptlinge nach Ninive eingeschickt hatte, kündigte er Assurbanipal den Gehorsam auf. Eben in dieser Zeit versuchten die Elamiten wieder einmal, den Assyrern entgegen zu treten und in Babylonien einen Aufstand zu erregen (I, 456); in Aegypten aber begann Psammetich von Sais (reg. seit 663), der mächtigste der assyrischen Vasallen, dessen Vater Necho I. von den Aethiopen als assyrischer Parteigänger getödtet war (I, 392), erobernd gegen die übrigen dem Grosskönig unterthänigen Stadtkönige und damit zugleich gegen die assyrische Herrschaft vorzugehn (I, 467). Es war natürlich, dass die Herrscher von Sais und Sardes in Verbindung traten; Gyges entsandte an Psammetich ionische und karische Söldner. Mit ihrer Hülfe hat Psammetich die Kleinfürsten im Nilthal überwältigt und die Einheit des Pharaonenreichs wiederhergestellt. Die Kenntniss des politischen Zusammenhangs verdanken wir den Inschriften Assurbanipals (I, 454 f.). Die Tradition der in Aegypten angesiedelten Griechen hat nur die Kunde bewahrt, dass Psammetich gelandete Ionier und Karer in seine Dienste nahm — sie seien auf einer Raubfahrt nach Aegypten gekommen, der vor seinen Mitkönigen in die Sümpfe geflüchtete Psammetich habe in Folge eines Orakelspruchs die »ehernen Männer aus dem Meer« angeworben — und mit ihrer Hülfe die »Dodekarchie« stürzte; die Herrschaft der Assyrer über Aegypten verschweigt diese Tradition absichtlich (Her. II, 152).

Ueber die Quellen s. I, 454, wo ich verkannt habe, dass Herodots Erzählung von Gyges und Kandaules nur die Rationalisirung der Sage vom Ringe des Gyges ist. Karische Söldner unter Pigres bei Psammetich im Kampf gegen Tementhes von Memphis: Polyaen VII, 3. Ueber Kallinos' Zeit §. 372 A.

295. Wenige Jahre später erfolgte der grosse Zug der Kimmerier gegen Lydien (nach den Chronographen 657 v. Chr.). Gyges selbst fiel im Kampf, ganz Lydien wurde von den Kimmeriern überschwemmt (nach Assurbanipals Angaben, I, 455), Sardes selbst mit Ausnahme der festen Burg erobert (Her. I, 15). Dann wandten sich die Horden gegen Ionien. Die blühende Stadt Magnesia am Maeander wurde »in Folge ihrer Ueberhebung« (ὕβρις), wie Theognis sagt (603. 1103), von den Treren zerstört (vgl. Archilochos fr. 20), der Tempel der ephesischen Artemis von Lygdamis niedergebrannt. In der Stadt selbst feuerte Kallinos die Bürger durch seine Gedichte zu mannhaftem Widerstand an, und es gelang, den Angriff abzuwehren. Auch die übrigen Griechenstädte kamen mit der Verwüstung ihres Gebiets davon. Es war »ein Raubzug, nicht eine Unterwerfung der Städte« (Herod. I, 6). Allmählich gelang es dem Ardys, dem Sohn des Gyges, die Kräfte des Reichs wieder zu sammeln; eben im Kampfe gegen die Kimmerier ist den Lydern, da sie allein den Stoss überstanden, die Herrschaft über Kleinasien bis zum Halys zugefallen. Sogar die Angriffe auf Ionien konnte Ardys erneuern; er hat Priene erobert und Milet bekriegt (Herod. I, 15) — damals musste er also den Rücken gegen die Kimmerier schon wieder frei haben. Als der grosse Aufstand gegen die Assyrer, den Assurbanipals Bruder Samassumukin von Babylon im Bündniss mit dem König von Susa erregt hatte, niedergeworfen, Babylon erobert (648) und Elam bezwungen war (645), hat Ardys noch einmal dem Assyrerkönig gehuldigt (nach 646, s. I, 455. 457 ff.). Doch war die Anerkennung der fremden Oberhoheit nur vorübergehend; wenige Jahre später begannen die grossen Bewegungen, in denen das Assyrerreich zusammengebrochen ist.

296. Auch Aegypten ist von den Assyrern nicht wieder erobert worden; wie es scheint, musste Assurbanipal die einheimischen Dynasten ihrem Schicksal überlassen. Sogar nach Asien konnte Psammetich hinübergreifen; 29 Jahre soll er die Philisterstadt Asdod belagert haben, bis er sie eroberte (Her.

II, 157, vgl. I, 468). Vor allem aber hat Psammetich das Reich im Innern noch einmal wiederhergestellt. Die Auflösung in zahlreiche Kleinstaaten, in welche die Herrschaft der Söldner ausgelaufen war, die Wirren der aethiopischen und assyrischen Invasionen machten einen vollständigen Neubau erforderlich. Aus eigener Kraft konnte Aegypten nicht mehr bestehen. Die Aegypter selbst waren des Kriegs entwöhnt, auch die zu Herren des Landes gewordenen Nachkommen der alten Söldner, die Kriegerkaste (μάχιμοι), hatten sich unfähig erwiesen, die Unabhängigkeit des Nilthals zu wahren, ihre unabhängige, selbstherrliche Stellung war in einem geordneten Staatswesen unerträglich; überdies betrachteten sie den aus einem libyschen Geschlecht stammenden Dynasten von Sais als Usurpator. Wenn schon unter der neunzehnten und zwanzigsten Dynastie die Söldner aus Sardinien und Libyen den Kern der aegyptischen Armee gebildet hatten, so musste Psammetich sich vollends ganz auf die Fremden stützen. Die Corps der ionischen und karischen Söldner, die sich durch Zuzug aus der Heimath fortwährend vermehrten — unter Apries belief sich ihre Zahl auf 30,000 (Her. II, 163) —, bildeten den Kern seines Heers. Daneben standen syrische und phoenikische Söldner und natürlich zahlreiche Libyer; das Aufgebot der Kriegerkaste trat dagegen ganz zurück, ein Theil derselben ist deshalb nach Aethiopien ausgewandert (Her. II, 30). In den »Lagern« zwischen Bubastis und Pelusion an der am meisten gefährdeten Ostgrenze hatten die Ionier und Karer ihr Standquartier, durch einen Nilarm von einander getrennt (Her. II, 154). Auch zu den Garnisonen der drei Grenzfestungen, Daphne im Osten, Marea im Westen gegen die Libyer, Elephantine im Süden gegen die Aethiopen, werden sie herangezogen sein (Her. II, 30). Im Innern lies Psammetich der Priesterschaft freie Hand zur Durchführung einer umfassenden Restauration; sie konnte ihre Ideen, soweit sie nicht politischer Natur waren, völlig durchführen und so den Schein erwecken, als sei die Zeit der alten Pyramidenerbauer wieder zum Leben erwacht. Dafür nahmen die Könige nach

aussen hin eine weit freiere und exponirtere Stellung ein als die alten Pharaonen. Specifisch aegyptische Politik zu treiben war nicht mehr möglich; durch geschickte Ausnutzung der Weltlage, durch Entwickelung des Handels und Wohlstands, durch eine Politik, die mit allen Staaten und Städten Beziehungen anknüpfte, suchten sie die militärischen Schwächen ihres Staats den grossen Weltmächten gegenüber zu decken. Die Pharaonen der sechsundzwanzigsten Dynastie sind die Vorgänger der Ptolemaeer. Nicht mehr im Centrum des Landes, sondern an seiner Grenze residiren sie in einer halblibyschen Stadt, sie selbst libyschen Ursprungs, wenn auch aegyptisirt; die Soldtruppen aus der griechischen Welt, die Kriegsflotte, der Handel, der Reichthum bilden die Grundlagen ihrer Macht, die Aegypter kommen nur als steuerzahlende Unterthanen in Betracht, nicht mehr als Träger des Staatslebens.

Ueber die 26 Dyn. s. m. Gesch. Aegyptens 360 ff.; die Ausführungen in Bd. I sind unzureichend. — Die Söldner heissen aegyptisch pdti, im Alten Test. Pûṭ פוט. In der Söldnerinschrift von Abusimbel IGA. 482 — ich muss nach wie vor mit Entschiedenheit daran festhalten, dass dieselbe aus dem aethiopischen Krieg Psammetichs II. (594—589), nicht aus der Zeit Psammetichs I. stammt — steht neben dem Corps der Griechen unter Psammetich, S. d. Theokles, ein Corps der ἀλλόγλωσσοι, d. i. der nichtgriechischen, vor allem karischen Söldner (zur Bezeichnung vgl. Herod. II, 154; von ihnen stammen die karischen und phoenikischen Inschriften in Abusimbel) unter dem Aegypter Potasimto und ein aegyptisches Corps unter Amasis.

297. Auf diese Weise sind die Griechen mit Aegypten in dauernde Verbindung getreten. Wie in der mykenischen Zeit von den Inseln, so strömte jetzt die junge Mannschaft aus Ionien und Rhodos in aegyptische Dienste — Söldner aus Teos, Kolophon, Ialysos haben bei einem Kriegszuge Psammetichs II. um 590 ihre Namen an den Colossen des Tempels von Abusimbel eingekratzt. Die meisten blieben dauernd im Lande, es entstand eine starke griechische Colonie in Unteraegypten. Den Söldnern folgten die Kaufleute, die griechischen so gut wie die aramaeischen und phoenikischen. Am Eingang des bolbinitischen Arms, an dem Sais liegt, gründeten die

Milesier eine befestigte Factorei, in Memphis finden wir neben dem tyrischen ein karisches und ein griechisches Quartier. Ein Stand der Dolmetscher und Fremdenführer bildete sich. Daheim erzählten die Zurückkehrenden von dem Wunderlande am Nil, seiner Cultur und seinen Producten, seinen wunderbaren Göttern und Bauten. Schon die Telemachie weiss, dass in Aegypten »jedermann ein Arzt ist, der mehr weiss als andere Menschen«, und dass »das Land viele Kräuter trägt, heilsame und schädliche« (δ 229); die Vorstellung, dass ein Kaufmann um zu handeln und gelegentlich zu plündern nach Aegypten fährt, ist ihr geläufig (δ 125. 351. ξ 246 ff. ρ 427). Auch die aegyptische Götterwelt wurde den Griechen bekannt. In der Isis erkannten sie die argivische Io wieder, die Hera in eine Kuh verwandelt hatte; den Apisstier machten sie unter dem Namen Epaphos zu ihrem Sohn und fanden in diesen Gestalten den Beweis für die uralte, schon halb der Religion entschwundene Tradition, die dem Thierdienst entstammte, dass Zeus in Stiergestalt die Io begattet habe. So entstand der Glaube, Io sei nach Aegypten gewandert, die beiden Völker der Aegypter und Danaer seien aus ihren Nachkommen hervorgegangen. Auch in anderen aegyptischen Göttern fand man die heimischen Gestalten wieder, und gern liess man sich von dem Alter und den Wundergeschichten der aegyptischen Traditionen erzählen — die Geschichte vom Schatz des Rhampsinit z. B. wurde auf die boeotischen Baumeister Trophonios und Agamedes übertragen — und suchte Aufklärung über die eigene Religion und Urgeschichte. In die genealogische Dichtung fanden die Eponymen der Aegypter und Libyer Aufnahme wie die der Kiliker und Phoeniker; neben ihnen steht Belos, der aus B'el, dem Gott der aramaeischen Händler in Aegypten, hervorgegangen ist. Vor allem aber beginnt mit der Erschliessung Aegyptens und den Kämpfen mit Lydern und Kimmeriern die historische Ueberlieferung der Griechen; es sind die Ereignisse, durch die die Nation, zunächst ihr kleinasiatischer Zweig, aufs neue in den politischen Zusammenhang der Weltgeschichte eingetreten ist.

τὸ Μιλησίων τεῖχος am bolbinitischen Arm, von den Milesiern mit 30 Schiffen unter Psammetich (κατὰ Κυαξάρη δ' οὗτος ἦν τὸν Μῆδον steht als Epochendatum dabei) gegründet: Strabo XVII, 1, 18. — Ἑλληνικόν und Καρικόν in Memphis Steph. Byz., vgl. Polyaen VII, 7. Tyrerquartier Herod. II. 162. Dass die grosse Oase von Samiern bewohnt sei (Her. III, 26), gehört wohl auch hierher. — Im allgemeinen vgl. G. Hirschfeld, Rh. Mus. XLII, 209 und über die Legenden über Naukratis §. 417. Ueber die Iosage Forsch. I, 77 ff. Die Stelle über das hundertthorige Theben Il. I 387, entlehnt Od. δ 126, ist weit älter als Psammetich, die Telemachie dagegen jünger (§. 264). — Dass Aegypten erst durch Psammetich den Fremden geöffnet sei, ist eine Fabel; im Gegentheil hat damals bei den Aegyptern die Abneigung gegen die Fremden weit eher zu- als abgenommen.

Die Nordküsten des aegaeischen Meers. Kyrene.

298. Innerhalb des aegaeischen Meers wird die bisher abseits liegende Nordküste mit den vorliegenden Inseln in den Bereich der griechischen Ansiedlungen gezogen. Etwa im siebenten Jahrhundert occupirten die Aeoler von Lesbos die gegenüberliegende troische Küste und gründeten namentlich an der Westseite zahlreiche kleine Ackerstädte, wie Polymedion (Palamedion), Lamponeia, Hamaxitos, Tragasae, Sigia u. a., ferner im Binnenlande Kolonai und Neandria. Diese Ansiedlungen unterscheiden sich von den ionischen dadurch, dass sie nicht Handels-, sondern Ackerbaucolonien sind; die Bauern von Lesbos gehen auf das gegenüberliegende Festland hinüber. Daher tritt hier auch die Colonisation viel intensiver auf als in den Seestädten und Factoreien am Pontos; die einheimische troische oder teukrische Bevölkerung wird durch sie völlig aufgesogen, selbst im obern Skamanderthal in Kebren setzten sich Kymaeer fest (an sie grenzten östlich am obern Aisepos die Milesier in Skepsis, §. 288). Nur in Gergis an der Skamanderenge (Balydagh) haben sich die Teukrer noch im fünften Jahrhundert behauptet (Herod. V, 122. VII, 43). Die meisten dieser Colonien (ausser Kebren) sind von Mitylene ausgegangen und blieben zum Theil unter seiner Oberhoheit. Nur die Südküste von Troas, das alte Lelegergebiet, wurde seit dem Ende des siebenten Jahrhunderts von dem gegenüberliegenden Me-

thymna occupirt, das hier Assos und Gargara gründete (Strabo XIII, 1. 58); dagegen scheint Antandros nach der Kimmerierzeit von Mitylene besetzt zu sein. Auch an der Mündung des Hellespont und in der Skamanderebene haben sich, doch schwerlich viel vor 600 v. Chr., die Aeoler in Orten wie Ophrynion, Dardanos, Skamandria festgesetzt, ebenso an der gegenüberliegenden Küste der thrakischen Chersones in Madytos und Sestos am Hellespont, in Alopekonnesos am »schwarzen« Meerbusen. Hier trafen sie aber auf eine starke Concurrenz der Handelsstädte. Wie in Abydos liessen sich die Milesier auch in Limnaì und (mit Klazomeniern zusammen) in Kardia nieder. Rhoeteon am Hellespont soll von Astypalaeern, das benachbarte Aianteon von Rhodiern gegründet sein (Strabo XIII, 1, 42. Plin. V, 124). Zu Anfang des sechsten Jahrhunderts hat dann Athen den Versuch gemacht, die hellespontische Handelsstrasse in seine Gewalt zu bringen, und mit den Mitylenaeern einen langwierigen Krieg um Sigeon geführt (§. 402). — Den Abschluss der aeolischen Ansiedlungen bildet Ainos in dem Ackerland an der Hebrosmündung. Zuerst gingen Ansiedler von Alopekonnesos auf der Chersones nach dem thrakischen Festland hinüber — ebenso setzten sich die Kardianer in Kobrys fest (ἐμπόριον Καρδιανῶν Skylax) — dann erhielten sie Verstärkung aus Mitylene und Kyme. Man erkennt deutlich die langsam fortschreitende Art der aeolischen, von Handelsinteressen kaum beeinflussten Colonisation.

Im allgemeinen s. m. Gesch. von Troas 80 ff. Die Belege bei Skylax, Skymnos, Strabo, Plinius. Dass die troischen Ansiedlungen nicht zum eigentlichen Aeolis gehörten, sagt Herod. I, 151. Die Herrschaft der Mitylenaeer über die ἐν τῇ ἠπείρῳ πολίσματα oder die πόλεις αἱ Ἀκταῖαι καλουμέναι, darunter Antandros, bezeugt Thuk. III, 50. IV, 52, vgl. Strabo XIII, 1. 38. Im J. 427 wurden sie ihnen von den Athenern abgenommen. Als diese Ἀκταῖαι πόλεις werden in dem Tributdecret CIA. I, 37 z'' Antandros, Rhoiteion und Nesos (d. i. Hekatonnesos oder Νᾶσος) genannt. Die meisten anderen Aeolerstädte (auch Assos und Gargara) erscheinen dagegen von Anfang an in den Tributlisten, waren also selbständig. — Ueber Neandria auf dem Tschighridagh s. Koldewey, Neandria 1891 (Berl. Winckelmannsprogramm). Weil Gergis die letzte erhaltene Troerstadt war, benutzte Hegesianax von Alexandria Troas die Maske eines uralten

Gergithiers Kephalon für seine bald nach 190 verfasste und für die Römer berechnete (fr. 7. 8. 9) Urgeschichte der Troer, s. die Belege bei Müller FHG. III, 68 ff. — Ainos: Ephoros fr. 73. Strabo VII, fr. 52. Scymn. 697.

299. Denselben Charakter wie die aeolischen Ansiedlungen tragen an der Westseite des thrakischen Meeres, auf der dreizackigen Halbinsel, die sich zwischen Axios und Strymon weithin in's Meer vorstreckt, die der Euboeer. Auch hier geht die Bevölkerung von der Insel auf die benachbarten Küsten hinüber. Die zahlreichen Colonien — zweiunddreissig Städte zählte man in der Zeit Philipps (Demosth. Phil. 3, 26) — sind auch hier Ackerbaustädte. Die beiden Landzungen Pallene und Sithonia wurden gänzlich hellenisirt, während sich auf dem Athos die einheimische Bevölkerung zum Theil bis ins fünfte Jahrhundert hielt, wenn auch vielfach mit Griechen untermischt (Thuk. IV, 109). Auch der Rumpf der Halbinsel wurde von Griechen umsiedelt; im Innern hielten sich die einheimischen Stämme der Bottiaeer, Bisalten, Krestonaeer. In der Anlage der Städte rivalisirten Chalkis und Eretria mit einander. Die Städte auf Pallene werden als eretrisch bezeichnet, die auf der Athoshalbinsel sind von Andros, das ja von Eretria abhängig war (§. 282), gegründet, ebenso jenseits des Isthmos und am strymonischen Meerbusen Sane, Akanthos, Stageiros (nach Euseb. 655 gegr.), Argilos. Dagegen heissen z. B. Olynthos, Torone, Kleonai am Athos chalkidisch. Allmählich haben wie im Mutterlande so auch hier die Chalkidier das Uebergewicht erhalten; nach ihnen wird die ganze Halbinsel benannt. — Auch an der makedonisch-pierischen Küste, in Ainea in der Landschaft Anthemus, vielleicht auch in Therme, nach dem der Golf benannt wird, der Vorgängerin von Thessalonike, ferner in Pydna und Methone setzten sich die Euboeer fest; letzteres gilt als eretrisch (Plut. qu. gr. 11). Mitten zwischen den euboeischen Städten an dem günstigsten und am leichtesten zu vertheidigenden Punkt, auf dem Isthmos, der die Halbinsel Pallene vom Festland trennt, haben die Korinther die Stadt Potidaea gegründet (Thuk. I, 56).

Pallene eretrisch: Strabo X, 1, 8, ebenso Mende Thuk. IV, 123; andrische Colonien Diod. XII, 68, Thuk. IV, 84. 88. 103. 109. Nach Plut. qu. gr. 30 sind Sane und Akanthos von Andriern und Chalkidiern gegründet, letzteres wird durch ein Schiedsgericht von Erythrae und Samos den Andriern, von Paros den Chalkidiern zugesprochen. — Olynth ist nach Herod. VIII, 127 erst 479 (dagegen VII, 122) griechisch geworden. An der makedonischen Küste nennt Skylax Pydna, Methone und dann Aineia griechisch. — Auf Pallene wurde (wegen Pallas) die Gigantensage localisirt, wegen des Gleichklangs mit der achaeischen Stadt Pellene sollten die Skionaeer aus dieser stammen (Thuk. IV, 120); die gefangenen Troerinnen, die sie hierher bringen, verbrennen die Schiffe (davon wird der Name Phlegra für die Landschaft abgeleitet) — eine später auf Rom übertragene Erzählung (Strabo VII, fr. 25. Steph. Byz. Σκιώνη. Conon narr. 13. Polyaen VII, 47).

300. Eine weit grössere Bedeutung als alle diese Ansiedlungen gewann die Niederlassung der Parier auf Thasos. Die Insel ist in der Zeit des Gyges, etwa um 660, besetzt worden. Aus den Gedichten des Archilochos, der an der Colonisation Theil nahm, erfahren wir von den argen Wirren, welche die Stadt heimsuchten. »Thasos Leiden beweine ich, nicht die von Magnesia (§. 295)«; Thasos ist die »dreimal unglückselige Stadt«, »alles Elend von ganz Hellas ist hierher zusammengeströmt«, »Tantalos' Stein hängt über der Insel«. Ueberdies ist sie ein umwaldeter Fels, kein schönes Fruchtland wie Unteritalien. Auch mit den Saiern (Sapaeern), dem thrakischen Stamme an der gegenüberliegenden Küste, wo die Thasier sich festzusetzen suchten, gab es harte und nicht immer glückliche Kämpfe. Allmählich aber wurde die erste Noth überwunden; die grossen schon von den Phoenikern ausgebeuteten Goldminen der Insel und des gegenüberliegenden Pangaiongebirges, dazu die Zölle, die in den hier gegründeten Hafenorten, wie Galepsos und Oisyme (Thuk. IV, 107 u. a.), erhoben wurden, gaben jährlich einen Ertrag von 200, ja gelegentlich von 300 Talenten, so dass von den Thasiern selbst keine Abgaben erhoben zu werden brauchten (Herod. VI, 46). — Sonst weist die thrakische Küste zwischen Strymon und Hebros nur vereinzelte Colonien auf; auch hier bildete der wilde und kriegerische Charakter der Thraker das Hinderniss. In Abdera unweit der Nestosmündung versuchten die

Klazomenier unter Timesios sich festzusetzen, wurden aber von den Thrakern verjagt (angeblich 653). In dem Weinlande der Kikonen gründeten die Chier Maronea, das in der Zeit des Archilochos mit den Thasiern um den Besitz des weiter östlich gelegenen Stryme Krieg führte; der Ort ging an die Thasier verloren. Von den thrakischen Inseln soll Samothrake von Samiern besetzt sein. Dagegen sind Imbros und Lemnos nicht griechisch geworden. Hier finden wir vielmehr im siebenten und sechsten Jahrhundert Etrusker (Tyrrhener), die weithin das Meer unsicher machen und als Seeräuber an den Küsten Attikas wie Kleinasiens verrufen sind. Wie der italische Stamm hierher in das thrakische Meer gekommen ist, ist zur Zeit noch völlig räthselhaft (vgl. §. 320 A.). — Die kleinen Inseln nördlich von Euboea, Skiathos, Peparethos, Ikos, haben die Chalkidier besetzt (Scymn. 586); auf Skyros dagegen behaupteten sich die Doloper.

Die Alten setzten die Zeit der Gründung von Thasos ins erste Jahr des Gyges, weil Archilochos diesen (fr. 25) und die Katastrophe Magnesia's (fr. 20) erwähnte, setzten sie aber ebenso wie Gyges beträchtlich zu früh (Clem. Al. Strom. I, 131); vgl. auch §. 372 A. Die von Archilochos fr. 74 erwähnte Sonnenfinsterniss ist die vom 6. April 648: Oppolzer, Ber. Wien. Ak. math. Cl. 86, II, 790, Schwarz ib. 87, II, 763. Ein absurdes Orakel macht im Widerspruch mit Archilochos' Angaben seinen Vater Telesikles zum Gründer der Colonie (Steph. Byz. Θάσος. Oinomaos bei Euseb. praep. ev. VI, 7, 8, vgl. V, 31). — Abdera: Herod. I, 168; Gründungsdatum Ol. 31, 4: Hieron. und Solin p. 76, 15. Maronea: Scymn. 678 (vgl. Od. ι 197). Stryme: Archilochos fr. 146 bei Harpokr. s. v. Herod. VII, 108. — Samothrake samisch: Heraclid. pol. 21. Scymn. 693. Da die Insel schon bei Homer Samos heisst (N 12. Ω 78. 753), ist die Angabe schwerlich historisch (vgl. Strabo X, 2, 17); daher auch das Gründungsdatum 975 Apollod. fr. 180. Nach Herodot II, 51 ist die Insel pelasgisch, d. i. tyrsenisch. — Dass die Tyrsener von Lemnos (und Imbros) Etrusker waren, ist durch die Inschrift in einheimischer Sprache BCH. X, 1 erwiesen. Hekataeos machte diese Tyrsener zu aus Attika vertriebenen Pelasgern (Herod. VI, 137); die Athener, welche ihren wahren Namen kannten, nannten sie tyrsenische Pelasger (Thuk. IV, 109 u. a.); Sophokles übertrug diesen Namen sogar auf die Pelasger von Argos (fr. 248 bei Dion. Hal. I, 25). Andrerseits sind dadurch auch die Etrusker Italiens zu Pelasgern geworden (seit Hellanikos, Dion. Hal. I, 28). Tyrsenische Seeräuber im aegaeischen Meer erscheinen zuerst im homeri-

schen Dionysoshymnus, ferner in kleinasiatischen Traditionen (Forsch. I, 23, 1) und am Vorgebirge Malea (Forsch. I, 11, 3). Weiteres s. Forsch. I, 6 ff.

301. Auch andere abgelegene Punkte des aegaeischen Meers sind erst in dieser Zeit besetzt worden; so die Insel Amorgos, wo sich bis dahin die primitive Inselcultur der Urzeit ziemlich unbeeinflusst erhalten hatte (§. 79). Sie wurde von Samiern colonisirt, die hier die drei Städte Aigiale, Arkesine und Minoa gründeten; in dieser liess sich der samische Dichter Semonides, ein jüngerer Zeitgenosse des Archilochos, nieder. Aehnlich soll Astypalaea, in der Mitte zwischen den Kykladen und Kleinasien gelegen, von Megara besetzt sein (Scymn. 551). — Ausserdem dürfen wir hier wohl die an das Ende dieser Periode fallende Festsetzung in Kyrene anreihen; das Plateau von Barka bildet ja den südlichen Abschluss des aegaeisch-kretischen Meers. Die Legenden über die Gründung der Colonie beweisen, dass die Griechen an der fernen Küste nur sehr allmählich festen Fuss zu fassen wagten. Zuerst sollen Samier diese Gebiete aufgesucht haben, die Gründung der Colonie aber ist von der kleinen dorischen Insel Thera ausgegangen; auch Kreter scheinen von Anfang an an der Ansiedlung betheiligt gewesen zu sein. Zuerst setzten sie sich auf der kleinen Insel Platea fest und knüpften Handelsbeziehungen mit den Libyern an, dann stiegen sie im Einverständniss mit diesen in das Hochland hinauf und gründeten hier, zwei Meilen vom Meer, an einem fruchtbaren Quellthal die Stadt Kyrene (um 630 v. Chr.). In Uebereinstimmung mit der Tradition zeigt die weitere Entwickelung, dass freundliche Beziehungen zu den Libyern bestanden, die eine starke Mischung der Bevölkerung zur Folge hatten. Daneben ergaben sich Verbindungen mit Aegypten und mit dem grossen Karawanencentrum in der Amonsoase, von der aus der Cult des mit Zeus identificirten Amon und das Ansehn seines Orakels früh nach Kyrene gelangte. Von Kyrene aus ist der Libyername auf alle Stämme Nordafrikas ausgedehnt und Libyen der Name des dritten Erdtheils geworden. Kyrene ist, abgesehen vielleicht vom Bosporos (§. 290), die einzige griechische Colonie, in der

sich das Königthum erhalten hat. Sein Begründer ist Battos I., dem sein Sohn Arkesilaos I. folgte. Das wichtigste Product des Landes war das Silphion, eine heilkräftige Pflanze, die in Massen exportirt wurde und königliches Regal war (Aristot. fr. 206, vgl. §. 345). Auch sonst waren die Abhänge des Plateaus fruchtbar und ertragreich, namentlich aber durch ihre trefflichen Schafheerden (Od. δ 85) und ihre Rossezucht (Pindar) berühmt. Doch gehört der Aufschwung der Stadt und die Anlage weiterer Colonien erst dem Anfang des sechsten Jahrhunderts an, als sie aus ganz Griechenland starken Zuzug erhalten hatte (§. 418). Auch hier wird die Colonisation in der Argonautensage reflectirt. Schon Hesiod hat erzählt, dass die Argonauten auf der Fahrt durch den Ocean nach Libyen gelangten und hier ihr Schiff über Land ins Mittelmeer trugen. Hier am Tritonsee überreichte Eurypylos dem Poseidonsohn Euphemos, einem Minyer aus Hyria, als Gastgeschenk eine Erdscholle, das Vorzeichen, dass seine Nachkommen über das Land herrschen würden. Dadurch sind die Könige Kyrenes zu Minyern geworden. Daneben erzählte Hesiod, dass Apollo das Lapithenmädchen Kyrene aus Thessalien [um der Minyer willen] entführte und in Libyen mit ihr den Hirtengott Aristaios zeugte. Auch andere Sagen sind hier localisirt; so erzeugte die üppige Fruchtbarkeit einzelner Thäler des Plateaurandes den Glauben, hier lägen die Gärten der Hesperiden, aus denen Herakles sich die Aepfel der Unsterblichkeit geholt hatte.

Amorgos: Steph. Byz. s. v. Suidas Σιμωνίδης. — Gründungslegende von Kyrene Herod. IV, 150 ff. in zwei Versionen; die kyrenische Legende und die hesiodeischen Sagen (darüber Kirchhoff, Odyssee 321 ff.) setzt Pindar Pyth. IV. V. IX voraus. Der Name Battos ist nach Herodot IV, 155 das libysche Wort für König; wie Battos früher hiess, weiss er nicht. Pindar Pyth. 5, 116 und die ihm folgen, nennen ihn Aristoteles. Der Behandlung der Sagen bei Studniczka, Kyrene 1890, kann ich fast nirgends zustimmen. — Ueber die Topographie und die Ruinen Barth, Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeers I, 1849. Smith and Porcher, discoveries at Cyrene 1864. — Gründungsdatum: Eusebius gibt 762 (u. var.) und 631 (Ol. 37, 2), Solin p. 140, 11 Ol. 45, 586 J. nach Troja, d. i. 598 (vielleicht mit Schäfer, Rh. Mus. XX, 293 nach der troischen Aera 1209 auf 623 v. Chr. zu berechnen), Theophrast hist. pl. VI, 3, 3

und Plin. 19, 41 geben 611. Man sieht, wie wenig Gewähr diese Daten haben. Sehr bezeichnend dafür ist auch, dass Herodot die Regierungszeit der beiden ersten Könige (40 und 16 J.) angibt, die der folgenden nicht. Ungefähr wird das zweite Datum des Eusebius, 631, richtig sein. — Libyen ist der Telemachie bereits bekannt (δ 85, ξ 295), während die älteste Odyssee hier nur die unbestimmte Vorstellung von den Lotophagen hat (ι 84); die Eponyme Libye ist im Danaidenepos Tochter des Epaphos, Enkelin der Io, Mutter des Belos (Forsch. I, 81). — Silphion Regal: Aristot. fr. 206, vgl. die Darstellung der Arkesilaosschale bei Studniczka Kyrene S. 2, vgl. §. 344.

Sicilien und Italien.

302. Nach Westen sind zuerst die Euboeer über die Grenzen der griechischen Welt, die Inseln Kephallenia und Ithaka und die akarnanische Küste, hinausgedrungen. Auf Korkyra treffen wir Spuren der Eretrier, in Sicilien und Italien haben sich die Chalkidier zuerst niedergelassen. An der Ostküste Siciliens, auf einer flachen Landzunge unweit des Aetna, errichteten um die Mitte des achten Jahrhunderts die Chalkidier unter Führung des Theokles dem Apollon archegetes, dem Schutzgott der ionischen Ansiedlungen, einen Altar, und gründeten daneben die Stadt Naxos — der Name scheint zu beweisen, dass auch die Insel Naxos an der Anlage betheiligt war (so schon Hellanikos fr. 50 bei Steph. Byz. Χαλκίς); vielleicht war diese damals von Chalkis abhängig. Von hier aus drang man in das Land südlich vom Aetna vor, hier in der grössten und fruchtbarsten Ebene Siciliens wurde Katana und an einem kleinen See im Binnenlande als richtige Ackerbaustadt Leontini angelegt, dieses von Theokles, jenes von Euarchos. Auch auf der Insel Ortygia, dem späteren Syrakus, scheinen sich Chalkidier niedergelassen zu haben: die gewaltige Quelle, welche hier unmittelbar am Meere entspringt, erhielt den Namen Arethusa wie der Quell bei Chalkis. — Noch früher als auf Sicilien sollen die Chalkidier sich in Mitten der Westküste Italiens niedergelassen haben. Unwahrscheinlich ist diese Angabe keineswegs. An eine vollständige Besetzung der neuentdeckten Küsten konnten die Chalkidier nicht denken;

sie wählten sich die besten Punkte aus, das übrige den Nachfolgern überlassend. Keine Landschaft des Westens aber bot so viel Anreiz zur Colonisation wie Campanien. Der campanischen Ebene ist im Südwesten unmittelbar am Meer ein vulkanisches Hügelland vorgelagert, das den Golf von Neapel im Norden begrenzt und in die vielfach zerrissene, hafenreiche Halbinsel von Misenum ausläuft; Ischia und die kleineren zugehörigen Inseln setzen es ins Meer hinaus fort. Hier im Lande der Opiker haben sich die Chalkidier festgesetzt, zuerst auf den Inseln (den Pithekusen), dann auf dem Festlande in Kyme. Die Lage Kyme's ist für die Art der Colonisation im höchsten Grade bezeichnend. Der Schwerpunkt der Landschaft lag im früheren Alterthum nicht am Golf von Neapel, sondern in der grossen campanischen Ebene südlich vom Volturnus. Nahe derselben auf einer steil nach allen Seiten abfallenden Höhe ist Kyme gegründet. Eine Hafenbucht brauchte man nicht; der flache sandige Strand am Fuss der Burg war vorzüglich geeignet, die Schiffe aufzunehmen. So hatte man einen leicht zu vertheidigenden Küstenplatz gewonnen, der für den Verkehr mit dem Hinterlande vortrefflich gelegen war. Der Gründer von Kyme ist der Chalkidier Hippokles; daneben aber waren nicht nur Eretria und das übrige Euboea an der Ansiedlung betheiligt — der Name Kyme kehrt an der Ostküste der Insel wieder —, sondern auch Graer aus der gegenüberliegenden Landschaft von Tanagra, ja diese scheinen einen Hauptbestandtheil der Colonisten gebildet zu haben. Daher ist der Graername (mit italischer Weiterbildung Graicus) bei den italischen Stämmen die allgemeine Bezeichnung der Hellenen geworden.

Im allgemeinen Holm, Geschichte Siciliens im Alterthum, 2 Bde. 1870 ff. Freeman, History of Sicily, 3 Bde. 1890 ff., und für Kyme Beloch, Campanien 1879, mit Nachträgen 1890. v. Duhn, Grundzüge einer Geschichte Campaniens, in Verh. der Trierer Philologenvers. 1879. Diels, Sibyll. Blätter 98. — Eretrier auf Korkyra Plut. qu. gr. 11. Ort Euboia daselbst Strabo X, 1, 16; vgl. Wilamowitz, hom. Unters. 171 f. — Gründungsdaten der sicilischen Städte: Thukydides VI, 3 ff., der wohl zweifellos aus Antiochos von Syrakus schöpft (Wölflin, Ant. v. Syr. und Coelius

Antipater), gibt für die wichtigsten sicilischen Städte Daten, die auf die Gründung von Syrakus gestellt sind, und zwar, wie Busolt, Rh. Mus. XL, 466 bemerkt, durchweg in runden durch 5 oder 10 theilbaren Zahlen. Das Gründungsdatum von Syrakus selbst bestimmt er nicht, doch ist es aus der Angabe über Megara VI, 4, 2 wahrscheinlich, dass er dasselbe Datum gemeint hat, welches Eusebius gibt, nämlich 734 v. Chr. (Euseb. arm. Ol. 11, 3, bei Hieron. Ol. 10, 4 = 737 [R] und var.). Dasselbe Datum gab Timaeos für die mit Syrakus gleichgesetzte Besiedlung Korkyras durch die Korinther (fr. 53 bei Schol. Ap. Rhod. IV, 1216, 600 J. nach der auf 1334 gesetzten Zerstörung Trojas, s. Forsch. I, 317). Ein höheres Datum, 757 v. Chr. (759 Gutschmid bei Flach, chron. par., vgl. §. 285 A.), gibt die parische Chronik. Ephoros verzichtete auf ein bestimmtes Datum und begnügte sich mit der Angabe, Naxos und Megara seien δεκάτῃ γενεᾷ μετὰ τὰ Τρωικά gegründet (Strabo VI, 2, 2. Scymn. 272), d. i. zu Anfang des achten Jahrhunderts (er setzte Trojas Fall um 1134, Forsch. I, 178 f.; dazu dass nach der par. Chronik Archias δέκατος ἀπὸ Τημένου war, stimmt diese Angabe nicht). Bei Thukydides wird die Gründung von Naxos ein Jahr vor die von Syrakus gesetzt (Euseb. 2 Jahre 736, Hieron. 741). Das ist schwerlich richtig; offenbar haben die sicilischen Dorier versucht, die Priorität der Chalkidier, die sie nicht bestreiten konnten, möglichst herabzudrücken. Thukydides setzt die Gründung von Leontini, Katana, Megara 5 J. nach Syrakus (729?), Euseb. Katana ins selbe Jahr mit Syrakus, Hieron. (cod. R) ein Jahr später. Ephoros begnügte sich mit der Angabe, Naxos, Megara, Syrakus und Kroton seien περὶ τοὺς αὐτοὺς χρόνους gegründet (Strabo VI, 2, 2. 4). Warum Ephoros den Theokles zu einem nach Chalkis gegangenen Athener machte (Strabo l. c. Scymn., gegen Thuk. und Hellanikos fr. 50), wissen wir nicht. — Dass Kyme πασῶν ἐστι πρεσβυτάτη τῶν τε Σικελικῶν καὶ τῶν Ἰταλιωτίδων, sagt (Ephoros bei) Strabo V, 4, 4, vgl. Thuk. VI, 4, 5; auf ein bestimmtes Datum verzichtete er auch hier. Der Ansatz des Eusebius 1049, vgl. Velleius I, 4, beruht auf Verwechselung mit dem aeolischen Kyme, wie Duncker erkannt hat (vgl. Rühl, Fl. Jahrb. 1888, 340; gegen das hohe Alter auch Helbig, homer. Epos[2] 430). Aus Localpatriotismus liess Ephoros um des Namens willen Aeoler aus Kyme an der Gründung Theil nehmen (Strabo l. c. Scymn. 239), wovon die anderen Berichte nichts wissen; der Name stammt eher von Kyme auf Euboea (Steph. Byz.). Eretrier und Chalkidier in Kyme: Dion. Hal. VII, 3, auf den Pithekusen Strabo V, 4, 9. Die Angabe Liv. VIII, 22, dass die Pithekusen (der Name scheint die ganze Gruppe, nicht nur Aenaria [Ischia] zu bezeichnen) zuerst besetzt seien (ebenso in dem Sibyllinenorakel bei Phlegon v. 53, s. Diels, sibyll. Blätter 98), wird richtig sein. Die richtige Erklärung des Namens Graeci hat Busolt gegeben; Theilnahme der Tanagraeer beweist auch die Phratrie der Eunostiden in Kymes Tochterstadt Neapel,

die nach dem Heros Eunostos von Tanagra (Plut. qu. gr. 40) benannt ist. — Auf die Teleboer auf Capri, das niemals einen griechischen Namen gehabt hat (bei Hekataeos fr. 29 Καπριήνη; so ist die Angabe zu deuten), aber später den Neapolitanern gehörte, Strabo V, 4, 9, sowie auf die angebliche Besiedelung Neapels von hier aus (Virg. Aen. VII, 733 und Servius dazu. Tac. Ann. IV, 67) einzugehn ist überflüssig; alle glaubwürdigen Nachrichten lassen Neapel weit später von Kyme aus gegründet werden. Timaeos (Scymn. 205) hat eine alte Seeherrschaft der Rhodier erfunden (daher auch bei Diod. VII, 11), die er Rhode an den Pyrenaeen (vgl. Strabo III, 4. 8) und Parthenope oder Neapel gründen und unter Tlepolemos ins Gebiet von Sybaris kommen lässt (Strabo XIV, 2, 10. VI, 1, 14, vgl. Timaeos p. 139 Geffcken, aus mirab. ausc. 107). Auch Elpiae in Daunien soll von ihnen gegründet sein (s. Strabo XIV, 2. 10).

303. Den Euboeern folgten auch hier die Dorier vom Isthmos, Megarer und Korinther. »Um die Zeit der Gründung von Leontini und Katana, fünf Jahre nach der von Syrakus,« berichtet Thukydides, »kam Lamis mit Colonisten aus Megara nach Sicilien, setzte sich zuerst in Trotilos oberhalb des Flusses Pantakyes fest, verband sich dann mit den Chalkidiern in Leontini zu einem Gemeinwesen, wurde von ihnen wieder verjagt und gründete Thapsos. Hier starb Lamis, die Megarer aber konnten sich in Thapsos nicht behaupten und gründeten unter Beihülfe des Sikelerkönigs Hyblon, der ihnen das Land überliess und sie selbst führte, die Stadt Megara Hyblaea.« Nach Ephoros dagegen hätten sich die Megarer gleich beim Auszuge aus Chalkis dem Theokles angeschlossen, Naxos und Megara Hyblaea wären gleich alt, Syrakus jünger als dieses (Strabo VI, 2, 2. 4). Dass sichere Nachrichten aus so früher Zeit nicht vorliegen konnten, ist klar; wo an der buchtenreichen Ostküste die Megarer versucht hatten sich festzusetzen, ehe sie auf dem Fels von Hybla eine dauernde Heimath gewannen, mochte sich in der Erinnerung bewahren, ebenso der Widerstand, den sie bei den weit mächtigeren Chalkidiern gefunden hatten. Die Sage von Hyblon scheint auf friedliche Verbindung mit den Eingeborenen zu weisen, bei denen der Orts- und Bergname Hybla mehrfach vorkommt. — Grössere Bedeutung gewannen die korinthischen Colonien. Die aufblühende Handelsstadt am Isthmos griff hier wie auf der Chal-

kidike mitten in das euboeische Gebiet hinein. Es gelang ihnen, die Insel Korkyra den Eretriern zu entreissen (Plut. qu. gr. 11), auf Sicilien gründeten sie auf der Insel Ortygia die Stadt Syrakus und setzten dadurch dem weiteren Vordringen der Chalkidier nach Süden eine Grenze. Doch scheint auch hier das Verhältniss zunächst wenigstens ein freundliches geblieben zu sein. Die Oekisten, in Syrakus Archias, in Korkyra Chersikrates, gehörten dem herrschenden Adel der Bakchiaden an; die Sage führt ihre Auswanderung auf Parteikämpfe zurück und setzt, schwerlich mit Recht, die Gründung beider Colonien in dasselbe Jahr.

Ephoros über Megara: Strabo VI, 2, 2. 4. Scymn. 274 ff. Die bei Thukydides angedeutete Erzählung von dem Verhältniss zwischen Megara und Leontini liegt ausgeführt bei Polyaen V, 5 vor. Gründungssagen von Korkyra und Syrakus: Ephoros l. c. Timaeos bei Schol. Ap. Rhod. IV, 1216 = fr. 53 Müller mit verbessertem Text. Diod. VIII, 10 (Timaeos), und in noch späterer Fassung Plut. amat. narr. 2, Schol. Apoll. Rhod. IV, 1212. Gründungsorakel von Syrakus Paus. V, 7, 3. Zahlreiche Teneaten in der Colonie Strabo VIII, 6, 22 (secundär). Hieronymus gibt für Korkyra das Datum 705.

304. Auf die ersten Ansiedlungen auf Sicilien folgten im Lauf des Jahrhunderts zahlreiche weitere. Zunächst behaupteten die Chalkidier durchaus das Uebergewicht, das ihnen die Priorität und vor allem das grössere Hinterland in der Heimath gab. Kleinere Ansiedlungen, wie Kallipolis und Euboia, erstanden in der Nähe der grösseren Städte. Auch die Meerenge behaupteten sie, die die Strasse nach Westen, nach dem Opikerlande, beherrschte. Auf dem flachen sichelförmigen Vorsprung (Zankle), der hier bei Messina ins Meer hinausragt, setzten sich zuerst Piraten aus Kyme fest, dann sandten die Euboeer Verstärkung. So entstand die Stadt Zankle, von dem Kymaeer Perieres und dem Chalkidier Krataimenes gegründet. Von hier aus wurde dann der gegenüberliegende fruchtbare Küstensaum am Südabhang des Apennin besetzt; hier im Lande Italien gründete auf Ersuchen der Zanklaeer der Chalkidier Antimnestos die Stadt Rhegion. Das Gebiet der Zanklaeer reichte auch auf die Nordküste Siciliens

hinüber; auf einer weit vorspringenden Landzunge legten sie das Castell Mylai an. Um die Mitte des siebenten Jahrhunderts endlich wurde von den Zanklaeern in Mitten der Nordküste, an der Mündung des gleichnamigen Flusses, Himera gegründet, die einzige griechische Stadt an der Nordküste. Die Chalkidier fanden hier Verstärkung durch flüchtige Syrakusaner, die Myletiden. — Viel langsamer gelang es den Doriern, sich im Süden der Insel auszubreiten. Allmählich besetzten die Syrakuser von der Insel aus die gegenüberliegenden Küsten bis in die inneren Hügel; hier legten sie um 664 (Thuk.) Akrai, um 644 Kasmenai an, denen um 599 Kamarina an der Südküste folgte (vgl. §. 421). Weiter westlich setzten sich zu Anfang des siebenten Jahrhunderts in der fruchtbaren Landschaft am Flusse Gela auf einem Hügelrücken die Rhodier unter Antiphemos aus Lindos fest — die einzigen Kleinasiaten, die in dieser Zeit energisch in die Colonisation des Westens eingegriffen haben. Sie fanden Zuzug durch kretische Auswanderer unter Entimos; so wurde Gela eine volkreiche Stadt, in die die dorischen Phylen und die Culte der Heimath, namentlich des Zeus vom Atabyrion, hinübergenommen wurden. Etwa ein halbes Jahrhundert später endlich besetzten die Megarer weit im Westen den steil zur Küste abfallenden, von zwei Bachthälern eingeschlossenen Hügel von Selinus, den vorgeschobensten Posten der griechischen Colonisation.

Kallipolis und Euboia: Herod. VII, 154. 156. Strabo VI, 2, 6. X, 1, 15. Steph. Byz. Die Angabe über Enna bei Steph. Byz. beruht auf Verwechselung mit Akrai. Zankle: Thuk. VI, 4; nach Ephoros wäre es von Naxos gegründet (Strabo VI, 2, 3. Scymn. 283 ff.). Rhegion: Antiochos bei Strabo VI, 1, 6; Timaeos ib. und bei Diod. VIII, 23, 2. Antig. Kar. 9 erzählt statt dessen von einem Orakel; vgl. Herakl. pol. 25. Dion. Hal. XVII, 3. Die Zuwanderung der Messenier nach Rhegion und Zankle, die wahrscheinlich erst weit später erfolgte (vgl. §. 343 A.), wird in manchen Berichten bereits in die Gründungszeit versetzt; ganz verwirrt Pausan. IV, 23, 5 ff. Mylai (Thuk. III, 90 messenisch) ist wahrscheinlich unter dem angebl. 717 gegründeten Chersonesus des Eusebius zu verstehen. — Himera: Thuk. VI, 5, nach Diod. XIII, 62 im J. 649 gegründet. — Thukydides' Ansatz für Kamarina 599 findet sich auch schol. Pind. Ol. 5, 16 und bei Hieronymus, daneben in R und Eus arm. 601. Für Selinus gibt Thuk.

VI, 4 das J. 629, Diodor XIII, 59 651, Eusebius 651 resp. 649. Gela nach Thuk. VI, 4 gegr. 689, nach Eus. 691 oder 690. Combination mit Phaselis §. 292 A. Ausgemalte Gründungsgeschichte schol. Pind. Ol. 2, 16. Paus. VIII, 46, 2. Orakel Diod. VIII, 23, vgl. auch Herod. VIII, 153.

305. So wird die Nordostecke Siciliens chalkidisches, der Süden dorisches Gebiet. Die Phoeniker, welche sich vorher an verschiedenen Küstenpunkten niedergelassen hatten, leisteten dem intensiven Einströmen der griechischen Bevölkerung nirgends Widerstand. Wie früher in den griechischen Meeren, so verschwanden jetzt in Sicilien ihre Factoreien ohne Kampf; die Kaufleute zogen sich in den Westen der Insel zurück. Die Felsburg Soloeis (Selaʿ »Fels«) und der benachbarte grosse Hafen von Panormos (ציץ?) mit seinem fruchtbaren Hinterland an der Nordküste, die Insel Motye in dem Lagunenmeer an der Westspitze — eine typische phoenikische Ansiedlung — waren die Punkte, an denen allein sie sich dauernd behaupteten, wo allein phoenikische Städte entstanden. Dazu kommen vielleicht noch Mazara und Heraklea Minoa (auf Münzen רש מלקרה, d. i. Vorgebirge des Melqart, daher auch Makara genannt, Heracl. pol. 29) an der Südseite. Eng an die Phoeniker schloss sich der Volksstamm der Elymer an, der hier im äussersten Westen sass und in Segesta und der Felsburg des Eryx mit dem grossen Heiligthum einer Naturgöttin (griech. Aphrodite, lat. Venus, jetzt eine Madonna am Fuss des Berges) seine Mittelpunkte hatte, und früh auch mit den Griechen in Handelsverkehr trat. — Die beiden anderen Stämme der Insel, die Sikeler im Osten und die Sikaner im Westen hatten den Griechen die Besetzung der Küsten nicht wehren können. Aber sie behaupteten sich in ihren Bergstädten. Zu einem Eindringen ins Binnenland, zu einer vollen Hellenisirung oder auch nur Unterwerfung der Insel reichten die Zuzüge aus dem Mutterlande bei weitem nicht aus, dazu ist die Insel zu gross und von zu continentalem Charakter. Ueberdies war das Gebiet der Chalkidier im Norden durch die steil aus dem Meer aufsteigenden, nur von kurzen Giessbächen durchzogenen Gebirge von Natur auf einen schmalen, freilich

äusserst fruchtbaren Küstensaum beschränkt. Nur in der Simaethosebene haben sie sich weiter ausgebreitet. Freieren Spielraum hatten die Dorier im Süden, wo die Insel flach abfällt und weites Ackerland bietet. Die weitere Entwickelung der Insel (§. 421) ist wesentlich durch diese Verhältnisse bedingt. Zu einem umfangreichen Gebiet ist wie wir sahen zuerst Syrakus gelangt. Hier gab es daher einen grossen grundbesitzenden Adel (γαμόροι), in weitem Umfang wurden die Sikeler unter dem Namen Killyrier oder Killikyrier zu Leibeigenen gemacht (Herod. VII, 155. Suidas u. a.).

Das Suchen nach alten Phoenikerstädten auf Sicilien hat zu keinem Ergebniss geführt; über Thuk. VI, 2 wird man nicht wesentlich hinauskommen. Ueber die einheimischen Stämme s. §. 316.

306 An den italischen Küsten, an denen sie entlang fuhren, haben, abgesehn von Rhegion und Kyme, weder die Euboeer noch die Korinther und Megarer sich festgesetzt; die hafenreiche und fruchtbare Insel bot grösseren Reiz. Dagegen ergiesst sich nach Unteritalien ein mächtiger Strom von Auswanderern aus dem westlichen Griechenland. Die Mehrzahl der italischen Colonien trägt einen wesentlich anderen Charakter als die der Euboeer und Korinther; jenen wies der Handel die Wege, die Gründung ackerbauender Gemeinden war wie bei den spanischen, portugiesischen, holländischen Colonien nur die Folge der Entdeckung ferner Küsten. Nach Italien dagegen strömte die Bauernschaft hinüber, der die Heimath zu eng war, die nichts suchte als neues Ackerland; die Besiedlung Unteritaliens ist der Nordamerikas und Australiens gleichartig. Das Hauptcontingent stellten die Achaeer; doch ist anzunehmen, dass auch aus dem übrigen Peloponnes, vielleicht auch aus Mittelgriechenland zahlreiche Auswanderer in den achaeischen Küstenorten die Schiffe bestiegen. Die Insel Zakynthos wurde von den Achaeern occupirt (Thuk. II, 66). An der Küste Unteritaliens gründeten sie auf einem ins Meer vorspringenden Hügel unweit des lakinischen Vorgebirges die Stadt Kroton, in der üppigen Ebene am Zusammenfluss des Sybaris und Krathis die Stadt Sybaris, weiter nördlich im

Winkel des tarentinischen Golfs am Bradanus Metapont — nach Ephoros' Erzählung soll der Gründer der Tyrann Daulios von Krisa gewesen sein, was vielleicht auf Theilnahme der Phoker weist, andere nannten als Oekisten den Achaeer Leukippos. Auch der Cult der Acheloos (auf Münzen) weist auf Beziehungen zum nordwestlichen Griechenland. Südlich von ihnen an dem Küstensaum, der das steile Waldgebirge Sila umzieht, liessen sich Lokrer nieder, zuerst am zephyrischen Vorgebirge, dann weiter im Norden. Die Alten schwanken, ob die Colonie von den ozolischen oder den opuntischen Lokrern ausging; vermuthlich wird die Gesammtheit der Lokrer an ihr betheiligt gewesen sein. Wir wissen nur, dass auch der lokrische Adel der »hundert Häuser« an der Gründung Theil nahm. Am weitesten im Norden endlich auf einer Landzunge, die einen herrlichen Binnenhafen vom Meer abtrennt, gründeten die Spartaner die Stadt Tarent, die rasch zu einer blühenden Handelsstadt erwuchs, ursprünglich aber doch wohl auch nur eine Ackerbaucolonie gewesen ist.

Im allgemeinen Lenormant, la grande Grèce, 2 Bde. Gründungsgeschichte der italischen Colonien bei Strabo VI, 1 und 3 nach Antiochos von Syrakus und Ephoros mit Einlagen aus Späteren, namentlich Timaeos. Ausserdem bewahrt Skymnos Angaben des Ephoros, während uns Timaeos' Bericht über Kroton, Sybaris, Tarent, Lokri in den Fragmenten Diodors zum Theil erhalten ist. Daraus ergibt sich, dass Timaeos den Antiochos stark benutzt hat. [Dass Geffcken, Timaios' Geographie des Westens, Philol. Unters. XIII, sich auf die vorhistorische Zeit beschränkt und diese Angaben nicht mit behandelt hat, hat ihm manche Erkenntniss verschlossen, vgl. §. 312.] Einzelne Notizen bei Solin 2, 10 u. a. Bestimmte Daten kannte die Ueberlieferung nirgends. Die Gründung von Kroton wurde von Antiochos und Ephoros mit der von Syrakus verbunden (Strabo VI, 1, 12. 2, 4); Lokri soll μικρὸν ὕστερον gegründet sein (Strabo VI, 1, 7), ebenso Sybaris, Metapont nach Sybaris und Tarent (Strabo VI, 1, 15). Die Gründer von Tarent hiessen Parthenier. Weshalb, wussten die Alten so wenig wie wir; sie suchten es dadurch zu erklären, dass sie die »Jungfernsöhne« irgendwie aus dem messenischen Krieg ableiteten (Antiochos bei Strabo VI, 3, 2 und in Ueberarbeitung durch Timaeos bei Diod. VIII, 21; Ephoros bei Strabo VI, 3, 3. Aen. tact. 11, 11, Polyaen I, 14, 2, Justin III, 4; Aristoteles pol. VIII, 6, 1 und Heraklid. pol. 26. Timaeos zieht den Namen ἐπευνάκται [freigelassene Heloten] hinzu, die

bei Justin III, 5 und Theopomp fr. 190 in den zweiten messen. Krieg gesetzt werden). Dadurch wurde zugleich die Gründungszeit bestimmt; Ephoros liess die Parthenier zunächst an den Kämpfen der Achaeer gegen die Barbaren Theil nehmen. Diese Combinationen sind sehr naiv ausgefallen; für die Geschichte ist aus ihnen gar nichts zu lernen, weder für Sparta noch für Tarent. — Bei Pausan. III, 3, 1 werden auch Kroton und Lokri zu spartanischen Gründungen gemacht. — Dass diesen Angaben gegenüber die Daten der Chronographen: Kroton 710 (Dion. Hal. II, 59, 709 oder 708 Eus.), Sybaris ebenso 708 (Euseb., nach Scymn. 360, d. i. Ephoros, der ja Krotons Gründung früher setzte, um 720), Tarent 705 (Hieron.), Lokri 680 (Hieron.) oder 673 (Eus. arm.), Metapont und Pandosia dagegen schon 773 (Eus.), gar keinen Werth haben, ist klar. — Neben den historischen Gründungssagen stehen Anknüpfungen an die Helden des troischen Kriegs, an Herakles (z. B. in Kroton) u. a., die namentlich Timaeos (vgl. Justin XX, 1) breit ausgeführt hat; Geffcken, Timaios' Geogr. 187, sucht darin in üblicher Weise geschichtliche Reminiscenzen, ebenso wie Studniczka, Kyrene 175 ff., die Phalanthossage in Urgeschichte verwandelt und allen Ernstes Brundisium zu einer griechischen Colonie machen will. — Mehrere Gründungssagen suchen die eigenthümliche Lage einzelner Städte zu erklären: warum Kroton nicht in dem weit fruchtbareren Gebiet von Sybaris gegründet ist (auch in dem schon von Hippys fr. 4 angeführten Orakel), warum Metapont dicht bei Tarent und die tarentinische Colonie Heraklea zwischen den Achaeerstädten Sybaris und Metapont liegt. — An der Gründung von Sybaris sollen sich nach Arist. pol. VIII, 3, 10 Troezenier betheiligt haben, die später verjagt wurden. Die Geschichte von der Gründung Metaponts durch Leukippos (Strabo VI, 1, 15, auch auf Münzen des 4. Jahrh.) wird bei Dion. Hal. XVII, 4 von der tarentinischen Colonie Kallipolis in Calabrien erzählt. — Auf Lokri's Gründung bezog sich die grosse Controverse des Timaeos gegen Aristoteles, zu der Polybios XII, 5 ff. Stellung nimmt; vgl. Strabo VI, 1, 7. Scymn. 316 f. Polyaen VI, 22

307. Die unteritalischen Colonien tragen einen ganz anderen Charakter als die sicilischen. Auf der Insel werden lediglich die Küsten besiedelt, vorwiegend an geeigneten Hafenorten. Die Halbinsel aber, in die Italien ausläuft, ist trotz der Abgeschlossenheit der steil abfallenden Waldgebirge viel zu schmal, als dass sich die Eingeborenen, im Süden und Westen die oenotrisch-sikelischen Stämme, in den Ebenen und Hügeln am tarentinischen Golf bis nach Kroton (Ephoros bei Strabo VI, 1, 12) die japygischen Choner, gegen die militärisch und politisch überlegenen Einwanderer selbständig hätten be-

haupten können. So unterwerfen die in Massen eindringenden Ansiedler das Binnenland und dringen ans Westmeer vor; in jeder Küstenebene, die dem Ackerbau Raum bietet, entsteht eine Stadtgemeinde. Die meisten Ansiedlungen sind ächte Landstädte, inmitten des Flachlands gelegen, vielfach ohne jeden natürlichen Schutz, so Metapont, Sybaris, Lokri, Posidonia. Die Eingeborenen werden vielfach leibeigen, wie die Killyrier in Syrakus. Dieser Entwickelung entspricht es, dass überall aristokratische Ordnungen herrschen; nur in besonders reichen oder günstig gelegenen Städten wie Sybaris und Tarent gewinnt das commercielle Interesse die Oberhand. Die Unterwerfung des Binnenlandes und die Anlage neuer Gemeinden geht meist von den schon genannten ältesten Colonien aus; doch wird es an Nachschub aus der Heimath nicht gefehlt haben. Kroton unterwirft das bergige Hinterland und gewinnt das ganze Gebiet bis zu dem schmalen Isthmus, der die Landzunge des Silawaldes, das älteste Italien, von der Halbinsel trennt. In den Bergen gründen die Krotoniaten Pandosia, am Westmeer Terina, im Ostmeer auf steilem Felsen Skylletion und Kaulonia — letzteres wird auch als directe Gründung der Achaeer bezeichnet und scheint immer selbständig gewesen zu sein. In ähnlicher Weise breiteten sich im Süden die Lokrer aus. Sie gründen am Westmeer Medma und Hipponion (Thuk. V, 5) und gewinnen nördlich von Terina die Kupfergruben von Temesa (vgl. Od. α 184). Dass es dabei zu erbitterten Kämpfen mit den Krotoniaten kam, dürfen wir der Ueberlieferung wohl glauben. — Noch bedeutender wuchs die Macht von Sybaris; die Stadt besass den fruchtbarsten Theil Unteritaliens. Sie gebot über vier Völkerschaften und 25 Städte, und konnte 300,000 Mann ins Feld stellen, sagt ein freilich sehr übertreibender Bericht (Strabo VI, 1, 13, nach Timaeos ?). Der Umkreis der Stadt betrug 50 Stadien (1 ¼ Ml.). Am Westmeer gründeten die Sybariten Laos und Skidros (Her. VI, 21), und weit nach Norden vorgeschoben die früh zu grosser Bedeutung erblühte Stadt Posidonia. Als in der Zeit des Gyges Ionier von Kolophon sich am Siris festsetzten — das einzige

Mal, dass die Ionier in dieser Zeit den Versuch machen, an der Colonisation des Westens Theil zu nehmen — traten ihnen die Sybariten verbündet mit Metapont und Kroton entgegen und vernichteten die neugegründete Stadt (Polieion). Die Thatsächlichkeit der sehr verworrenen Ueberlieferung scheint dadurch eine Bestätigung zu finden, dass Archilochos, ehe er nach Thasos ging, wahrscheinlich in den Fruchtgefilden des Siris gewesen ist (fr. 21); offenbar hat er an dem gescheiterten Colonisationsversuch Theil genommen. Wie es scheint, war die Stadt Siris seitdem achaeisch; Münzen des sechsten Jahrhunderts zeigen, dass ihre Macht sich durch das Binnenland bis nach Pyxus am Westmeer ausdehnte. — So haben trotz der Dorier im Norden, der Lokrer und der Chalkidier von Rhegion im Süden die Achaeer in Unteritalien durchaus das Uebergewicht; in Erinnerung an die alten Wohnsitze in Thessalien gaben sie der neuen Heimath den Namen Grosshellas.

Die Belege meist bei Strabo VI, 1, 3, einzelnes bei Scymnus, Solin II, 10 u. a., ferner die Münzen. Ueber Terina Pais, Atakta S. 13 (Annali delle Università Toscane vol. XIX). Die Pelasger, d. i. die Oenotrer (Forsch. I, 120, 2), Leibeigene der Italioten: Steph. Byz. Χῖος. Für Kaulonia auch Pausan. VI, 3, 12. Ueber den Krieg zwischen Lokri und Kroton §. 420. — Ueber die Rhodier am Siris und in Sybaris am Traeis s. §. 302 A.; ebenso sollen z. B. die Athener sich unter Menestheus in Skyletion, die Aetoler unter Thoas in Temesa niedergelassen haben (Strabo VI, 1, 5. 10), von den Ansiedlungen des Philoktetes, Minos, Diomedes ganz zu schweigen. — Die auf Timaeos (Geffcken p. 14 ff. 138) zurückgehende Ueberlieferung über Siris ist sehr verworren (mirab. ausc. 106. Lycophron 978 ff. mit den schol., Athen. XII, 523 c. d., der Aristoteles und Timaeos citirt, Justin. XX, 2; Strabo VI, 1, 14, wo der nach Timaeos von den Krotoniaten und Metapontinern an den Ioniern begangene Frevel auf diese übertragen wird. Die Gründung wird hier in die Zeit des Vordringens der Lyder gegen die Ionier [Einnahme von Kolophon, §. 294] gesetzt, was zu Archilochos stimmen würde). Mit der ionischen Ansiedlung hängen gewiss die λόγια zusammen, welche Siris den Athenern zuweisen, Herod. VIII, 62. Im sechsten Jahrhundert, wo Siris nicht unbedeutend gewesen sein kann (vgl. Herod. VI, 127), scheint es nach dem Charakter der Münzen achaeisch gewesen zu sein (Head, hist. numm. 69). Die Fest-

setzung der Tarentiner in Heraklea, von dem dann Siris abhängig wird, fällt erst 433 (Diod. XII, 36, vgl. Antiochos bei Strabo VI, 1, 14).

308. Jenseits des Bradanus und des Silarus hinderte die Ausdehnung des italischen Festlands ein weiteres Vordringen der Griechen. Weiter östlich haben wie es scheint die Tarentiner wiederholt versucht, ihr Gebiet gegen das innere Apulien zu erweitern, aber vergeblich; die Japyger leisteten ihnen mannhaft Widerstand. Dagegen gelang an der calabrischen Küste die Gründung von Kallipolis. Um so grösser war der civilisatorische Einfluss, der von hier auf die italischen Stämme ausgeübt wurde. Noch weiter vorgeschoben war die Lage von Kyme. An der Küste des Golfs von Neapel hat dasselbe sein Gebiet erweitert und die Hafenstädte Dikaiarchia (Puteoli) und, vielleicht erst beträchtlich später, die »Neustadt« Neapolis, endlich am Vesuv Herakleion (Herculanum) gegründet. Aber weiter südlich auf der sorrentinischen Halbinsel und am Golf von Salerno fehlt jede griechische Ansiedlung; und ein Vordringen ins Binnenland war hier noch weit weniger möglich als von Tarent aus. Die geschichtliche Bedeutung Kymes ist dadurch nur gesteigert worden, dass hier jeder Versuch einer Unterjochung der Einheimischen ausgeschlossen war. Kyme war die einzige Griechenstadt im Centrum Italiens, der einzige Marktplatz, in dem die Stämme Mittelitaliens ihre Producte gegen die Waaren des Ostens umtauschen konnten; seine Verbindungen erstreckten sich weit aufwärts an die Küsten der Ausoner, Latiner, Etrusker. So hat Kyme für den Gang der Culturgeschichte eine Bedeutung gewonnen, wie keine andere Griechenstadt im Westen.

Die Erzählung von Phalanthos' Beziehungen zu Brundisium (Justin. III, 4. Strabo VI, 3, 6) ist wohl aus alten Versuchen der Tarentiner, sich hier festzusetzen, erwachsen. — Neapel von Kyme gegründet, Strabo V, 4, 7, κατὰ χρησμὸν Scymn. 243, magno post intervallo Vell. I, 4 (wegen des hohen Kyme zugeschriebenen Alters). Nach der Legende bei Lutatius (Peter, hist. rom. fr. p. 126) hätten die Kymaeer zuerst Parthenope gegründet und nach einer Sirene benannt (ihr μνῆμα bei Strabo), dann dies zerstört und nach einem Orakelspruch die »Neustadt« erbaut [vgl.

auch §. 302 A.]. Ueber Palaeopolis bei Liv. VIII, 22 s. Mommsen im CIL. X, p. 170, Beloch, Campanien S. 60 und 441.

309. »Kirke«, heisst es in den Katalogpartien, die an Hesiods Theogonie anschliessen, »zeugte von Odysseus den Agrios und den Latinos, die in weiter Ferne im Winkel der heiligen Inseln über alle Tyrrhener herrschen.« Das ist die älteste Erwähnung Italiens in der Literatur. Sie zeigt, wie die erste unbestimmte Kunde des neuentdeckten Landes, das den ersten Seefahrern als eine Inselgruppe erschien, in die Heimath dringt, zugleich aber, wie die Entdecker auch hier sofort beginnen, die neuen Länder und Völker an die heimischen Traditionen anzuknüpfen. Namentlich die Euboeer sind überall auf den Spuren des Epos gewandelt. In Korkyra erkennen sie die Insel Scheria, das Land der Phaeaken; neben ihnen werden, vielleicht durch die Korinther, die Kolcher der Argonautensage hierher versetzt. In Sicilien fand man die Insel Thrinakia und die Heimath der Kyklopen wieder, in der Strasse von Messina die Scylla und Charybdis, in den liparischen Inseln den Sitz des Aeolos, in dem vulkanischen Lande bei Kyme, den phlegraeischen Hügeln mit ihren Seen, den Eingang in die Unterwelt, auf dem steilen Berge, der inselgleich der Latinerküste vorliegt, die Zauberinsel der Kirke, auf kleinen Felsriffen am Vorgebirge der sorrentinischen Halbinsel die Inseln der Sirenen, bei Kroton die Insel der Kalypso (Skylax). Auch die anderen Helden der troischen Sage werden in den Westen geführt, so von Griechen Diomedes, Philoktetes, Podaleirios, Epeios, Tlepolemos, Menestheus u. a., von den Trojanern vor allem Aeneas (nachweisbar zuerst bei Stesichoros, doch in den Traditionen vermuthlich schon weit früher), dessen Spuren man namentlich überall da entdeckte, wo eine mächtige, von den Griechen mit Aphrodite identificirte, Göttin verehrt wurde, wie bei den Elymern auf dem Eryx und an manchen Stellen des ionischen Meers. Die Kreter von Gela brachten den Minos und Daedalos nach Sicilien, die dann hier weiter gewuchert haben. An zahlreichen Stellen Unteritaliens und Siciliens fand man die Spuren des Herakles wieder, der in den

Achaeerstädten, in Kyme und bei den Chalkidiern Siciliens eifrig verehrt wurde — auf seinem Zug in den Westen, um Geryoneus' Rinder zu holen, musste er ja diese Gebiete durchwandert haben. So boten sich Gestalten in Fülle, an welche die fortschreitende genealogische Dichtung und ihre Tochter, die historische Forschung, die Völker und Ortschaften Italiens und Siciliens anknüpfen konnte.

Dass die Schlussredaction der Odyssee Unteritalien (Temesa α 184; Alybas, d. i. Metapont, ω 304, vgl. Wilamowitz, Hom. Unters. 70), Sikanien (ω 307, vgl. §. 316) und die Sikeler (υ 383. ω 211. 366. 389) kennt, kommt bei der Jugend des Gedichts hier nicht in Betracht.

V. Anfänge der Geschichte Italiens.

Die italische Halbinsel. Quellen der Ethnographie.

310. Wie die Balkanhalbinsel ragt auch die italische weit ins Mittelmeer hinein; wie jener ist auch dieser eine Inselwelt vorgelagert. Sonst aber ist die Bildung beider Länder eine ganz verschiedene. Dort ein einförmiger Rumpf, an den ein aufs mannigfachste gegliederter, von zahlreichen Buchten durchschnittener Ausläufer ansetzt, hier ein gleichförmiger Verlauf der langgestreckten, ziemlich schmalen Halbinsel, keine tiefer einschneidenden Buchten, wenige gute Häfen, sonst nur offene Rheden; dort eine zerrissene Gebirgswelt, ein beständiger Wechsel von Berg und Thal, hier ein einfacher Gebirgsbau von parallelen Ketten, die der Richtung der Halbinsel folgen; dort in Ost und West eine Fülle kleinerer und grösserer Inseln, hier drei grosse Inseln von nahezu festländischem Charakter, neben denen die kleineren Felseilande kaum in Betracht kommen. Griechenland steht in engster Verbindung mit dem Osten, Italiens Antlitz ist nach Westen gerichtet. Nur die Poebene, die im Alterthum mehr dem Continent als der Halbinsel zugehört, öffnet sich nach Osten. Dann aber treten die Ketten des Apennin

nahe ans adriatische Meer heran, zu dem zahlreiche kurze unentwickelte Flussthäler abstürzen, durch hohe Bergrücken von einander getrennt; die im Südosten dem Apennin vorgelagerte apulische Halbinsel ist ein steiniges, ganz ungegliedertes Flachland. Reicher ist der Westen gestaltet. Die Parallelketten des Apennin und die vulkanischen Bergmassen an der Westküste lassen Raum für grössere Flussläufe, selbständige Thäler, fruchtbare Ebenen; die Küstenlinie vermeidet die Einförmigkeit des adriatischen Ufers; zahlreiche Inselchen sind ihr vorgelagert, die drei grossen Inseln schliessen die Westseite Italiens ab. Einen gesonderten Charakter trägt der äusserste Süden, den wir bereits kennen gelernt haben. Hier bildet der Kalkapennin und weiter südlich das bruttische Granitgebirge eine langgestreckte Halbinsel, mit abgeschlossenen Waldgebirgen im Innern und einem schmalen, fruchtbaren Küstensaum.

311. Weniger wie irgend ein anderes Land Europas ist Italien gegen feindliche Angriffe geschützt. Zwar bilden im Norden die Alpen einen festen Wall; doch hat gegen die Invasionen der Nordvölker auf die Dauer hier so wenig wie sonst irgendwo das langgestreckte Gebirge eine feste Schutzwehr geboten, und nie ist es eine wirkliche Völkerscheide gewesen. Der schmale Leib Italiens aber mit seiner langen Küstenlinie und seinen durchweg am Meere gelegenen Communicationswegen kann gegen überseeische Angriffe kaum vertheidigt werden; eine durch Organisation, Bewaffnung oder Zahl überlegene feindliche Macht lässt sich nur mit äusserster Anstrengung abwehren, in der Regel wird es ihr gelingen, sich im Lande festzusetzen. Hier liegt das fundamentale Problem aller Geschichte Italiens. In der trefflichen Schilderung Italiens bei Strabo ist unter dem Eindruck der weltbeherrschenden Stellung Roms das Problem in sein Gegentheil umgekehrt, die exponirte und centrale Lage als Hauptanlass des Erfolges gepriesen. Dabei ist übersehen, dass Rom den verhängnissvollen Weg, die Nachbarn unschädlich zu machen und damit die Weltherrschaft zu gewinnen, nur betreten hat, um sich dauernde

Sicherheit zu verschaffen. Kein Land der Welt hat so oft den Herrn gewechselt wie Italien. Von Nord und Süd dringen die Fremden ein, Kelten und Griechen, Gothen und Byzantiner, Langobarden und Araber, Deutsche und Normannen, Franzosen und Spanier. Die Aufgabe, die Vertheidigung Italiens zu sichern, bildet die schwerste Sorge des modernen Nationalstaats.

Im allgemeinen s. das treffliche Werk von Nissen, italische Landeskunde I, 1883.

312. Wie die griechische Geschichte mit der Entdeckung Griechenlands durch die Phoeniker, so beginnt die italische mit der Entdeckung Italiens durch die Griechen. Aber was wir dort durch Schlüsse aus unvollständigem Material nur mühselig erkennen können, liegt hier klar vor Augen; wir sehen, wie Schritt für Schritt die italischen Stämme in den Bereich der Cultur und damit ins historische Leben eintreten. Von Süden nach Norden und von Westen nach Osten schreitet die Entwickelung vor; wie der Name der Halbinsel vom äussersten Süden seinen Ausgang nimmt, so verschiebt sich auch der Schwerpunkt ihrer Geschichte von hier aus nach der Mitte und nach dem Binnenlande, bis seit dem ersten Jahrhundert v. Chr. der Norden, der continentale Theil Italiens der massgebende Factor seiner Entwickelung wird. Durch die Griechen erhalten wir die erste Kunde von dem Lande und seiner Bevölkerung. Auch hier stehen diese durchweg unter dem Banne der genealogischen Auffassung. Wie man in den Colonien die Spuren griechischer Götter und Heroen fand, so hat man auch die einheimischen Stämme an diese angeknüpft; man liess sie von ihnen beherrscht werden oder leitete sie von ihren Nachkommen ab. Auch sonst suchte man in Ost und West Anknüpfungen für die italischen Völker. Die Anfänge dieser Verknüpfungen reichen in die epische und lyrische Dichtung (Stesichoros) hinauf; die gelehrte Forschung hat sie eifrig weiter ausgesponnen. In schlichter Weise hat Hekataeos die Geographie Italiens geschildert und zu Ende des fünften Jahrhunderts Antiochos von Syrakus die griechischen und ein-

heimischen Traditionen erzählt. Ihm folgen Thukydides, Philistos, Ephoros, daneben stehen einzelne Erzählungen bei Herodot, Pherekydes und namentlich Hellanikos, der durch die Gleichstellung der Pelasger und Etrusker namenlose Verwirrung in die italische Ethnographie gebracht hat. Eingehender haben die Geschichtsschreiber des Agathokles und Pyrrhos (Kallias, Hieronymos, Duris) sich mit der Geschichte Italiens beschäftigt. In der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts hat dann Timaeos die Geschichte des Westens in wissenschaftlicher Weise zu behandeln gesucht. Indessen ist er wie kein anderer ein Typus der auf falschen Bahnen wandelnden Quasihistorie der hellenistischen Zeit; sein Werk ist das Resultat mühseliger Forschung und doch für uns fast ohne Werth. Secundäre und tertiäre Mythen und Sagen werden zusammengestellt, in Geschichte umgedeutet, durch angebliche Urkunden belegt und durch Combinationen erweitert; naive griechische Etymologien und ein verbohrter Wunder- und Aberglaube sind die Leitsterne des Forschers. Als dann seit dem Anfang des zweiten Jahrhunderts die Römer begannen, sich mit der Geschichte ihres Landes zu beschäftigen, haben sie die Angaben der Griechen gläubig übernommen und mit ihnen weiter operirt, zugleich aber sie durch treffliche, den realen Verhältnissen entnommene Nachrichten bereichert. Mustergültig waren Cato's Origines; die kurzen aus seinem Werke erhaltenen Notizen gehören zu dem Werthvollsten, was wir über die älteren Zustände Italiens besitzen. Aehnlich sind die einsichtigen griechischen Historiker der Römer, wie Polybios und Posidonios, verfahren. Seit der durch die Revolution herbeigeführten Verschiebung der politischen Auffassung und dem Schwinden des wahren politischen Lebens beschränkt sich auch das Interesse der Römer immer mehr auf die Hauptstadt. Für diesen engeren Kreis bieten die Angaben des Varro und Verrius Flaccus viel Werthvolles. Von grösster Bedeutung sind auch hier die besonnenen und sorgfältigen Schilderungen und Excerpte, die Strabo in seine Geographie aufgenommen hat. Neben ihm steht als grosses Repertorium der gelehrten

Forschung über Italien das erste Buch der römischen Urgeschichte des Dionysios von Halikarnass. Der Verfasser will in die Ethnographie Italiens Ordnung bringen und zugleich erweisen, dass die Römer griechischen Ursprungs sind. Ganz so unkritisch wie Timaeos verfährt er nicht, aber dass all die Probleme gegenstandslos sind, mit denen er sich herumschlägt, ahnt er nicht. Zunächst an ihn hat die neuere Forschung angeknüpft; Erlösung aus dem Chaos der antiken Ueberlieferung hat erst die Erforschung der einheimischen Sprachen und Denkmäler gebracht.

Der Zweifel an der Aechtheit der Fragmente des Hekataeos, den auch Nissen theilt, ist unbegründet. Von Timaeos' Werk sind reiche Ueberreste theils in directen Citaten, theils in abgeleiteten Darstellungen erhalten; zum Theil gesammelt von Geffcken, Timaios' Geographie des Westens (Philol. Unters. XIII) 1892. Abschliessend ist seine Arbeit freilich nicht, da er, abgesehen von manchen unkritischen Ansichten, die Zeit der Colonisation von seiner Arbeit ausgeschlossen (§. 306) und überdies versäumt hat, den zahlreichen aus Timaeos stammenden Angaben namentlich bei Strabo nachzugehn. — Ueber die Ethnographie Italiens hatten trotz vieler trefflicher Untersuchungen noch Niebuhr und O. Müller ganz unklare Anschauungen; Licht hat erst Mommsen geschaffen. Daneben sind Nissen's Templum und Ital. Landeskunde zu nennen. — Repertorien der einheimischen Inschriften: Fabretti, Corpus inscr. italicarum 1867, mit 3 suppl. Zvetajeff, inscr. Italiae inferioris dialecticae 1886. Weiteres bei den einzelnen Völkern.

Die Volksstämme Italiens.

313. Die Ethnographie Italiens bietet ein buntes Bild, ein Beweis, dass die Vorgänge der geschichtlichen Zeit sich auch schon vorher hier immer aufs neue wiederholt haben. Vorindogermanisch scheinen die Stämme der Ligurer im Nordosten zu sein, deren Wohnsitze ehemals nach Westen bis an die Rhone, ja bis an die Pyrenaeen (§. 425), im Osten weit in die Poebene hinein sich erstreckten; der Po trug bei ihnen den Namen Bodencus. Zu geschichtlichem Leben sind die Ligurer nie gelangt; die vordringenden Kelten haben ihnen seit dem Anfang des vierten Jahrhunderts die Ebenen entrissen und sie in die Seealpen

und den oberen Apennin zusammengedrängt, wo sie sich bis in die römische Zeit behauptet haben. Schon manche alte Gelehrte haben in ihnen die Urbevölkerung Italiens gesehen; so erklärte Philistos (Dion. Hal. I, 22) die Sikeler für Ligurer, die von den Umbrern aus ihrer Heimath vertrieben seien, andere machten die Urbewohner von Latium zu Ligurern. Aehnliche Hypothesen haben neuere Gelehrte aufgestellt und durch Anklänge von Namen zu stützen gesucht; zu erweisen ist auf diesen für die Geschichte ziemlich irrelevanten Gebieten garnichts. Nicht mehr wissen wir über die Bewohner der westlichen Inseln, die Corsen — denen auch der Norden Sardiniens gehörte — und die Sarden. Die Alten haben sie bald für Ligurer, bald für Iberer oder Libyer erklärt. Mehr vermögen auch wir nicht zu sagen; die Verwandtschaft der Corsen mit den Iberern kann darin eine Stütze finden, dass bei beiden Völkern die Sitte des Männerkindbettes vorkommt — ein Aberglaube, der bei primitiven Völkern vielfach zu finden ist, so auch bei den Tibarenern im östlichen Kleinasien.

Im allgem. s. namentlich Nissen's italische Landeskunde S. 465 ff. Ueber die Ligurer (Stamm Ligus-) Cuno, Rh. Mus. XXVIII. 1873. Helbig, Italiker in der Poebene S. 30 ff. u. a. Müllenhof, Deutsche Alterthumskunde III. Verschieden von den Kelten: Strabo II, 5, 28. Ethnogr. Schilderung Diod. V, 39 (Posidonios). Ueber die Abstammung Cato orig. fr. 31: sed ipsi unde oriundi sunt exacta memoria, inliterati mendacesque sunt et vera minus meminere; vgl. Dion. Hal. I. 10: die Ligurer sind in Italien und Gallien weit verbreitet, ὁποτέρα δ' αὐτοῖς ἐστι γῆ πατρίς, ἄδηλον· οὐ γὰρ ἔτι λέγεται περὶ αὐτῶν προσωτέρω σαφὲς οὐδέν. Bodencus als Name des Po Polyb. II, 16, 12. Plin. III, 122. Die Behauptung, welche die Urbewohner Latiums zu Ligurern und Sikelern macht (Festus p. 321 sacrani) und in den Aboriginern Ligurer sieht (Dion. Hal. I, 10), ist aus der Ableitung der Sikeler aus Rom bei Antiochos (§. 316) und der Ansicht des Philistos combinirt. — Ueber Sardinien und Corsica sind wir wesentlich auf die bei [Arist.] mir. ausc. 104. Diod. IV, 29. V, 13 ff. Strabo V, 2, 7. Pausan. X, 17 vorliegenden Combinationen des Timaeos angewiesen. Die Griechen haben den Volksstamm der Ilienser oder Iolaer im O. der Insel von Iolaos [auch von den Troern] abgeleitet, der von Thespiae hierher wandert; auch die Nuraghen werden auf ihn und Daedalos zurückgeführt (§. 104). Er ist später mit einem karthagischen Gott identificirt

(Polyb. VII, 9. 2). Daneben steht die Ableitung von Sardos, dem Sohn des Makar (Melqart, Herakles), der aus Africa kommt, Paus. X, 17, 2, Sallust. hist. II fr. 4, auf Münzen Sardus pater; sie spiegelt die phoenikisch-karthagische Herrschaft wieder. Couvade auf Corsica Diod. V, 14, in Spanien Strabo III, 4, 17, bei den Tibarenern Apoll. Rhod. II, 1011. Plut. de prov. Alex. 10 Crusius (Zenob. V, 25). Seneca's Angabe cons. ad Helv. 8, dass manche corsische und iberische Wörter übereinstimmten, wird Glauben verdienen. — Für Sardinien Pais, la Sardegna prima del dominio Romano, Ac. dei Lincei vol. 278, 1881.

314. Die indogermanischen Völker in Italien zerfallen in zwei Hauptgruppen: illyrische Stämme im Nordosten und im Südosten, die Italiker im Haupttheil der Halbinsel. Von Illyrien aus sind die Veneter bereits in ziemlich früher Zeit gegen das italische Tiefland bis an die Etsch und die Pomündung vorgedrungen. Angeblich hat dies Gebiet vor ihnen den Euganeern gehört, deren Stämme später in den Alpenthälern von Verona bis zum Oglio sassen; wie es scheint, waren sie Verwandte der Rhaeter. Die Veneter haben zahlreiche Denkmäler ihrer Sprache und Cultur namentlich im Gebiet von Este (Ateste) hinterlassen, die an ihrer illyrischen Abstammung keinen Zweifel lassen. — Das gleiche lehren die Inschriften von den Japygern. Mit diesem Namen werden die nahe verwandten Stämme bezeichnet, welche das im Osten dem Apennin vorgelagerte apulisch-kalabrische Hügel- und Flachland bewohnen, die Messapier, Sallentiner und Calabrer auf der ins Meer vorspringenden Landzunge, die Peuketier (Poediculer), Daunier, Apuler im Norden bis zum Frento. Die Römer haben den Namen des nördlichsten Stammes auf seine südlichen Nachbarn ausgedehnt. Wir haben die japygischen Stämme schon als kriegerische Nachbarn Tarents kennen gelernt, die ihr Gebiet von griechischen Ansiedlungen freigehalten haben; um so stärker hat später die griechische Cultur bei ihnen Wurzel geschlagen. Vielleicht dürfen wir zu den japygischen Stämmen auch die Choner rechnen, die in dem Küstengebiet von Metapont bis Sybaris und Kroton sassen; ihr Name ist mit dem der Chaoner in Epirus identisch. Allerdings rechnete Antiochos sie zu den Oenotrern; dagegen war nach Ephoros Kroton ursprünglich

japygisch (Strabo VI, I, 12), und das südliche Vorgebirge der krotoniatischen Halbinsel heisst das japygische. Das wahrscheinlichste ist wohl, dass diese Stämme in früher Zeit über das Meer aus Illyrien herübergekommen sind. Auch an der picentischen Küste in Truentum sassen nach Plinius Liburner von der gegenüberliegenden illyrischen Küste (III, 110). Unmöglich ist es freilich auch nicht, dass die ältesten indogermanischen Bewohner Italiens illyrischen Ursprungs gewesen und später in den Südosten der Halbinsel zurückgedrängt sind. Doch lassen sich sichere Spuren der Illyrier an anderen Stellen Italiens nicht nachweisen: diesen Fragen gegenüber versagt die historische Erkenntniss.

Ueber die Veneter und die venet. Inschriften (im sog. »nordetruskischen« Alphabet) Pauli, Altital. Forschungen III, 1891 (von früheren Mommsen, Mitth. antiquar. Ges. Zürich VII, 1853. Pauli, Altital. Forsch. I; die Funde von Este: Ghirardini, Notizie degli scavi 1888). — Die venet. Sprache von der keltischen verschieden Polyb. II, 17; die Veneter Illyrier Herod. I, 196. Euganeer als älteste Bewohner Liv. I, 1; über ihre historischen Sitze Plin. III, 130. 133 f. (nach Cato), vgl. Nissen, ital. Landeskunde I, 486. Das Hügelland von Este (jetzt colli Euganei genannt) gilt mit Unrecht für euganeisch. — Messapische Inschriften (nur in Calabrien, während man in Apulien griechisch schrieb): Mommsen, unterital. Dial. Fabretti, corpus inscr. ital. suppl. 1. Deecke, Rhein. Mus. 36. 37. 40 (viele verdächtig: Bühl, Bezzenb. Beitr. XIV, 307); vgl. Helbig, Hermes XI, Nissen und Pauli l. c. — Bei Paulus ep. Festi p. 69 ist Daunus ein Illyrier. Plin. III, 102 sagt von den Poediculern: novem adulescentes totidemque virgines ab Illyria duodecim populos genuere. Nach Pherekydes dagegen waren Oenotros und Peuketios Söhne des Lykaon (Dion. Hal. I, 13. Plin. III, 99; erweitert und mit der Ableitung aus Illyrien verbunden von Nikander bei Antonin. Liberalis 31). Ueber die japygischen Stämme Strabo VI, 3, 1. 8. 11. Ἰήπυγες Μεσσάπιοι Her. VII, 170 (vgl. IV, 99). Die Peuketier erscheinen bei Hekataeos als Πευκετιάντες fr. 57, daneben vielleicht als Πευκαῖοι fr. 56. Choner: Antiochos bei Strabo VI, 1, 4 (fr. 6) und Aristot. pol. IV, 9, 3. Apollodor bei Strabo VI, 1, 3. — Die Griechen lassen wie überall am adriatischen Meer so speciell bei den Venetern und Dauniern (in Arpi) den Diomedes sich ansiedeln, was Timaeos durch Culte und Weihgeschenke mit Inschriften belegte (mir. ausc. 116—120. Strabo V, 1, 8 f. VI, 1, 9 u. s. w., s. die Zusammenstellung bei Geffcken, Tim. Geographie 133 ff., der aber hier wie sonst die Spuren des Timaeos bei Strabo vernachlässigt hat) Ausser-

dem werden die Veneter mit den räthselhaften Enetern Il. B 582 identificirt und auf eine Auswanderung des Antenor zurückgeführt (Liv. I, 1. Strabo V, 1, 4. XII, 3, 8 u. s. w.), die Japyger für Kreter des Minos erklärt [nach Herodot VII, 170 f. natürlich für vorgriechische Kreter], daneben werden zahlreiche andere griechische und troische Heroen eingeführt, vgl. §. 309. Bei den Römern hat das noch weiter gewuchert; so wird Diomedes der Gründer Benevents, die Epeer kommen mit Herakles nach Latium (Dion. Hal. II, 1), Virgil gibt dem von Danae aus Argos abgeleiteten Rutuler Turnus den Daunus zum Vater. Darin sollte man doch keine Spuren japygischer Ansiedlungen suchen. Die Daunier in Campanien Pol. III, 91 halte ich trotz Dion. Hal. VII, 3 und der campanischen Stadt Hyria lediglich für einen Schreibfehler.

315. Den Hauptttheil der Halbinsel nehmen die indogermanischen Stämme ein, welche wir unter dem Namen der Italiker zusammenfassen. Sie zerfallen sprachlich in zwei grosse Gruppen, die Stämme des Westens und Südens, und die umbrisch-sabellischen Stämme im Nordosten und im Apennin. Von jenen haben nur die Latiner ihre Nationalität bis in die historische Zeit bewahrt und ihr alsdann die Herrschaft über ganz Italien errungen. Ursprünglich aber war die ganze Westküste Italiens von der Etruskergrenze abwärts von nahen Verwandten der Latiner besiedelt. Die Latiner selbst sind die Bewohner des vulkanischen Flachlandes Latium, in dessen Mitte sich der Albanerberg erhebt. Die Berge ringsum sind von sabellischen Stämmen besetzt; aber die Küste von der Tibermündung bis Circei und Terracina ist altes Latinerland. Das beweist nicht nur der zu Ende des sechsten Jahrhunderts zwischen Karthago und Rom geschlossene Vertrag, sondern sicherer noch die Thatsache, dass die Latiner zu den italischen Stämmen gehören, die am frühesten mit den Griechen (von Kyme) in nähere Berührung gekommen sind: bereits der Schluss der hesiodoischen Theogonie (§. 309) kennt ihren Eponymos Latinos, den Sohn des Odysseus und der Kirke im »Winkel der heiligen Inseln« — dabei ist wohl zunächst an Circei gedacht. Nördlich von den Latinern sitzen im Tiberthal versprengt am Fuss des Sorakte die Falisker (Falerii, Stamm Fales-), nach Ausweis der Inschriften ihre nächsten Verwandten, offenbar ein Rest einer alten latinischen Bevöl-

kerung Südetruriens, im Süden in den kleinen vom Volskergebirge umschlossenen Küstenebenen und in Campanien die Ausoner (Ausunker), auch sie ausschliesslich ein Küstenstamm und fortwährend von den Gebirgsbewohnern bedrängt. Dass die Ausoner den Latinern verwandt sind, beweisen Namen wie Volturnus und Nola (»Neustadt«); auch der Faliskername kehrt hier im ager Falernus (zwischen Massicus und Volturnus) wieder. Die Ausoner Campaniens führen den Namen Opici (»die Reichen«?, lat. verkürzt Opsci, Osci); die Griechen haben denselben gelegentlich auf ganz Mittelitalien ausgedehnt, während die Römer ihn später auf die samnitischen Eroberer Campaniens und ihre Stammesgenossen im Hinterlande übertragen haben.

Meine Darstellung der Verwandtschaftsverhältnisse der Italiker schliesst sich in allen Hauptpunkten an Mommsen (Römische Geschichte) an. Seine Ergebnisse sind von Nissen (das Templum, 1868, und Ital. Landeskunde I, 502 ff.) bekämpft worden; derselbe verwirft jede Eintheilung der Italiker und hält die älteren Bewohner des Südens mit den späteren oskischen Lucanern und Bruttiern für identisch. Aber dass Oskisch und Umbrisch dem Lateinischen gegenüber eine Einheit bilden, wird durch die Sprache (vor allem indog. q = osk. und umbr. p, lat. q) erwiesen, die nahe Verwandtschaft der älteren unteritalisch-sicilischen Stämme mit dem Lateinischen durch die siciliotischen Glossen, der Wechsel der unteritalischen Bevölkerung sowohl durch die Namen wie durch ausdrückliche Zeugnisse (Strabo VI, 1, 2). — Bildung der italischen Volksnamen. Zur Bildung der Ethnika treten namentlich die italischen Suffixe -ulus, -anus, -icus (-cus) nicht nur an die Landes- und Städtenamen, sondern auch beliebig an die ursprünglichen Stammnamen, so dass uns diese meist in mehrfacher Gestalt vorliegen. Nur ein Suffix zeigen Hernici, Opici; Rutuli, Poediculi; Frentani, Campani; der einfache Stamm und die Erweiterung mit -(i)cus liegt vor in Umbri Ὀμβρικοί, Volsi (Ὄλσοι Scyl., ferner im cognomen Volso und vielleicht in Voluso, Volero) Volsci, Ausones Aurunci, Grai Graici und Graiculi, Afer Africus (Africanus), Falerii (epon. Halesus, Serv. ad Aen. VII, 695 u. a., aus Falesus) Falisci, vgl. Falernus; das Suff. -ulus in Poenus Poenulus, Sabinus Sabellus und mit anderen Suffix Samnis (aus Sabnis), Fregenae Fregellae u. ä., das Suff. -anus in Lucus (bos Luca) Lucanus. Mehrere Suffixe neben einander in Romulus Romanus, Siculus Sicanus (zu zwei Stammnamen differenzirt), Aequi (Αἶκοι Diod. XIII, 6. 42 u. a.), Aecli (Αἴκλοι Diod. XII, 64. XX, 101), Aequicoli (Αἰκίκλοι Diod. XIV, 98),

Aequicolani (Plin. III, 106, Αἰκολανοί Diod. XI, 40), wo sogar vier oder fünf Namen gleichbedeutend neben einander stehen. Ebenso erklären sich die Namen der Etrusker, §. 320. Die gleiche Erscheinung findet sich mehrfach in Spanien, zum Theil mit Differenzirung der parallelen Formen zu Namen verschiedener Zweige desselben Stammes, so Turti, Turtitani, Turduli (die alten Tartessier, §. 425), Bastitani und Bastuli (die alten Mastiener), vgl. Lusitani und Lusus. — Ueber die Falisker (ἔνιοι δ' οὐ Τυρρηνούς φασι τοὺς Φαλερίους, ἀλλὰ Φαλίσκους, ἴδιον ἔθνος· τινὲς δὲ καὶ τοὺς Φαλίσκους πόλιν ἰδιόγλωσσον Strabo V, 2, 9; Cato leitete die Falisker aus Argos ab, Plin. III, 51) s. jetzt DEECKE, die Falisker 1888. Ob die Rutuler von Ardea ein eigenes (sabellisches?) Volk oder ein Stamm der Latiner sind, ist nicht zu entscheiden. — Ausoner und Opiker: Νῶλα πόλις Αὐσόνων Hekat. fr. 28. Ἀντίοχος (fr. 8) φησὶ τὴν χώραν ταύτην (Campanien) Ὀπικοὺς οἰκῆσαι, τούτους δὲ καὶ Αὔσονας καλεῖσθαι Strabo V, 4, 3, ebenso Arist. pol. IV, 9, 3. Κύμη ἡ ἐν τῇ Ὀπικίᾳ Thuk. VI, 4. Scymn. 236. 245. Auson S. d. Odysseus und der Kalypso, Paul. ep. Festi p. 18, vgl. Scymn. 228. Nach dem Verlust Campaniens behauptete sich die Bevölkerung, von Liv. VIII, 16. IX, 25 Ausones, sonst Aurunci genannt, in Fundi Formiae Minturnae Suessa Sinuessa. (Ausdehnung bis Circei Strabo V, 3, 6. Ebenso setzt sie die Erzählung Liv. II, 16. 17 nach Pometia; die Parallelversion II, 22. 25 nennt statt ihrer die Volsker.) Münze mit der Legende Aurunkud ZVETAJEFF, inscr. Ital. inf. 172. Der Rotacismus ist nicht oskisch, sondern lateinisch: v. PLANTA, Gramm. der oskisch-umbrischen Dial. I, 519. — Aristoteles bei Dion. Hal. I, 72 dehnt den Namen Ὀπική auf Latium aus, vgl. Plato epist. 8, p. 353, und noch zu Catos Zeiten wurden die Römer von den Griechen Opiker genannt (JORDAN p. 77, bei Plin. XXIX, 14); ebenso wird der Name Ausonien auf ganz Italien übertragen, beides durch den Einfluss von Kyme. — Die Uebertragung des Oskernamens (zur Form vgl. Festus p. 189. 198) auf die samnitischen Campaner (seit 423 v. Chr.) im Gegensatz zu den Ausonern liegt bei Polyb. 34, 11, 6 (Strabo V, 4, 3) vor und ist bei den Römern allein gebräuchlich. Daher werden die Osker auch zu Urbewohnern Samniums (Strabo V, 4, 12. Festus p. 18 [in Benevent]).

316. Gleichen Stamms sind die alten Bewohner der unteritalischen Halbinsel, die Oenotrer, die von den Griechen unterworfenen Eingeborenen von Grosshellas. Von ihnen ist der Name Italien (Vitalia) ausgegangen; er bezeichnete zunächst die Südspitze des Landes, die Halbinsel des Silawaldes, ist dann auf das Gebiet der compakten griechischen Ansiedlungen bis zum Laos und Siris, und schliesslich zunächst von den Sikelioten auf die ganze Halbinsel ausgedehnt worden. In

Italien haben die Oenotrer sich nicht selbständig behauptet; sie wurden zunächst den Griechen unterthan, dann durch die vordringenden samnitischen Stämme absorbirt. Länger hat der Zweig des Volkes, welcher nach Sicilien hinüberging, sein Volksthum bewahrt. Die Griechen unterscheiden auf der Insel zwei Hauptstämme, im Osten die Sikeler, im Westen jenseits der Himera die Sikaner. Die Alten schieden scharf zwischen beiden: die Sikaner waren nach ihrer eigenen Meinung Autochthonen, während Antiochos von Syrakus, dem Thukydides und Philistos folgen, aus dem Namen des Flusses Sikanos in Spanien (später Sucro, jetzt Xucar) für sie iberischen Ursprung erschloss. Die Sikeler dagegen erklärte Antiochos für einen Zweig der Oenotrer, Hellanikos für Ausoner, Philistos für Ligurer; in alter Zeit hätten sie, von feindlichen Nachbarn gedrängt, die Meerenge überschritten. Dem gegenüber ist es wohl kaum zweifelhaft, dass die Namen Sikeler und Sikaner Bildungen aus derselben Grundform sind, die gleichbedeutend neben einander standen und sich später — die Odyssee nennt ω 307 die Insel Sikanien, damals also war dieser Name auch im Osten noch gebräuchlich — auf den östlichen und westlichen Zweig desselben Volkes vertheilt haben. Antiochos' Angabe über den oenotrischen Ursprung der Sikeler wird dadurch bestätigt, dass noch um 400 v. Chr. Sikeler in Unteritalien sassen. Dass sie den Latinern aufs nächste verwandt waren, lehren zahlreiche Ueberreste ihrer Sprache, die zum Theil ins siciliotische Griechisch übergegangen sind. In der Sprache der genealogischen Anschauungsweise sagt Antiochos von Syrakus ganz dasselbe: »Zu dem Oenotrerkönig Morges, dem Nachfolger des Italos, kam ein Flüchtling aus Rom namens Sikelos. Morges nahm ihn auf und gab ihm die Herrschaft über einen Theil des Volkes«. Das ist natürlich nicht Ueberlieferung, sondern gelehrte Combination und besagt, in unsere Auffassung übersetzt: »die Sikeler sind ein den Latinern verwandter oenotrischer Stamm«. — Welcher Nationalität die Elymer in äussersten Westen Siciliens (§. 305) angehören, lässt sich nicht ermitteln. Die Alten leiten sie meist von Troern und Phokern

ab, Hellanikos liess sie aus Italien kommen; ihre Ortsnamen kehren bei den Ligurern wieder, ihre Beschränkung auf ein enges Küstengebiet legt den Gedanken an überseeische Einwanderung nahe.

Ueber die Bewohner Unteritaliens und die Ausbreitung des Namens Italia s. Antiochos bei Dion. Hal. I, 12 + 73 (fr. 3. 7) und bei Strabo VI, 1, 4 = Dion. Hal. I, 35. Arist. pol. IV, 9. 2 f. (fr. 4. 6). Bei Hekataeos fr. 30—42. 51—53. 57 ist der Name Ἰταλία noch auf die Silahalbinsel beschränkt (denn in fr. 27. 29 beruht der Name auf Flüchtigkeit des Steph. Byz.), während Herodot ihn sogar auf Tarent ausdehnt. Ein Volk der Italer, das Nissen annimmt, wird in den Berichten nie genannt, nur ein Land Italia (die Bewohner nennt Antiochos Ἰταλίητες), s. Heisterbergk über den Namen Italiens 1881, der die Ansichten von Niebuhr und Nissen widerlegt. Von vitulus abgeleitet und auf die Rinder des Herakles bezogen wird der Name schon von Hellanikos (Dion. Hal. I, 35, vgl. Apollod. II, 5, 10), Timaeos erfand ein griechisches Wort ἰταλος für Rind (Varro r. r. II, 5, ling. lat. V, 96, antiqu. bei Gellius XI, 1). Die Bundesgenossen nannten im J. 90 ihr Gegenrom Italia (Viteliu auf Münzen), nicht weil der Name von Anfang an bei ihnen heimisch war, sondern weil die Römer den griechischen Sprachgebrauch adoptirt und ihm allgemeine Anerkennung verschafft haben. — Oenotrer bei Velia Her. I, 167. Pherekydes bei Dion. Hal. I, 13 macht die Oenotrer zu Pelasgern, vgl. §. 314 A. und Forsch. I, 54. 120. Den oenotrischen Stamm der Morgeten (daher Morgantia auf Sicilien), den Antiochos nennt, kennen wir sonst nicht. Ueber König Italos §. 326. — Dass Antiochos bereits Βρεττία als ältesten Namen Oenotriens kannte (fr. 5, Steph. Byz. Βρέττος), ist nicht unmöglich, aber unwahrscheinlich. — Sikaner: nach eigener Meinung Autochthonen, ὡς δὲ ἡ ἀλήθεια εὑρίσκεται (offenbar von Antiochos), Ἴβηρες ὄντες καὶ ἀπὸ τοῦ Σικανοῦ ποταμοῦ τοῦ ἐν Ἰβηρίᾳ (Avien or. mar. 479. Hekat. fr. 15) ὑπὸ Λιγύων ἀναστάντες Thuk. VI, 2. Ebenso Philistos (Diod. V, 6) und Ephoros (Strabo VI, 2, 4), dagegen Timaeos (Diod. V, 6, vgl. V, 2), der sie wieder für Autochthonen erklärt. Mit ihrem Urkönig Kokalos von Kamikos (zur Zeit des Minos und Daedalos) begann Antiochos (Diod. XII, 71). Die Sikeler unter Kg. Straton ein oenotrischer Stamm, aber von den Oenotrern und Opikern aus Italien verjagt: Antiochos bei Strabo VI, 1, 6 und Dion. Hal. I, 22 (Thuk. VI, 2 nennt nur die Opiker), nach dem troischen Krieg (wegen ω 307), 300 Jahre vor der griech. Colonisation; nach Hellanikos dagegen Ausoner unter Kg. Sikelos, 3 Gen. vor den Τρωικά von den Iapygern verjagt (Dion. Hal. l. c.), nach Philistos von den Umbrern und Pelasgern verjagte Ligurer, 80 J. vor Troja (ib., vgl. Steph. Byz. Σικελία und §. 313). Das ist nicht Ueberlieferung, wie man mehrfach annimmt, sondern Combination. Sikeler

in Italien: Thuk. VI, 2 εἰσὶ δὲ καὶ νῦν ἔτι ἐν τῇ Ἰταλίᾳ Σικελοί. Polyb. XII, 5. — Die Elymer aus Troja und Phokis (Phokaeer?) Thuk. VI, 2, dagegen nach Hellanikos (Dion. Hal. I, 22) von den Oenotrern aus Italien verjagt, 5 Jahre vor den Sikelern. Beziehungen zu Ligurien: Nissen, ital. Landeskunde I, 469. Die (elymischen?) Legenden auf Münzen von Segesta und Eryx (wahrsch. Σεγεσταζιη εμι, Ερυκαζιη u. ä.) in griech. Schrift erklärt Kirch, Z. f. Num. XVI, 187 für »barbarisch-ionisch«. Weiteres Meister, Philol. N. F. III, 607. Im allgemeinen Heisterbergk, Fragen der ältesten Gesch. Siciliens 1889, dem ich allerdings nicht immer beistimmen kann.

317. Das mittelitalische Gebirge besteht aus mehreren parallelen Ketten, die einzelne grössere Hochebenen umschliessen und von zahlreichen Flussthälern durchzogen oder durchbrochen werden. Im Centrum dieses Gebiets, in den Abruzzen am Fuss der Sibylla und im Thal des Avens bis zum Tiber sitzen die Sabiner, eine in offenen Dörfern wohnende kriegerische Bauernbevölkerung; an sie reihen sich zahlreiche nahe verwandte Stämme, in den Parallelthälern am adriatischen Meer die Picenter, Praetuttier, Vestiner, Marruciner, im Binnenlande die Paeligner, Marser, Aequer, Herniker, im Küstengebirge im Rücken der Ausoner und Latiner die Volser oder Volsker. Weiter südlich, wo das Gebirge den Kettencharakter verliert und weitere Thäler mit niedrigen Bergen wechseln, folgen im Quellgebiet des Volturnus und seiner Zuflüsse die Sidiciner, Caudiner, Hirpiner, dahinter die Caracener und Pentrer, am adriatischen Meer die Frentaner. Alle diese Stämme sind sprachlich kaum von einander unterschieden. Sie gelten als Abkömmlinge der Sabiner und werden unter dem Namen der Sabiner oder Sabeller zusammengefasst. Die Stämme im Hinterlande Campaniens, die einen politischen Verband bildeten, werden von den Römern mit einer anderen Weiterbildung des Sabinernamens als Samniten (aus Sabnites, griech. Σαυνῖται) bezeichnet. Ausserdem ist später der Name der Opiker oder Osker auf sie übertragen worden (§. 315). Aber sie selbst haben sich Sabiner genannt: die Münzen, die sie im Kriege gegen Rom 87—84 geprägt haben, tragen die Aufschrift Safinim (gen. plur.). Diese Gebirgsstämme bilden das eigentlich treibende Element in der Geschichte Italiens; immer aufs neue wird der heranwachsenden

Bauernschaft das heimathliche Bergthal zu eng, rohe tapfere Schaaren lösen sich los und suchen sich neue weitere Wohnsitze zu gewinnen. In dieser Weise werden alle alten sabellischen Stämme von den Sabinern abgeleitet. Seit dem fünften Jahrhundert beginnen die Gebirgsstämme dann gegen die Ebenen vorzudringen, die Volsker gegen Latiner und Ausoner, die Samniten gegen Campanien; die Campaner, Lucaner, Bruttier, Mamertiner sind aus den Samniten hervorgegangen. Der grosse Kampf zwischen dem Culturstaate der Ebene und den Bauernschaften des Gebirgs, der in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts ausbricht, ist zugleich der Entscheidungskampf über die Herrschaft in Italien — sein Ausgang hat in seinen weiteren Folgen das Schicksal der antiken Welt entschieden.

Für die sabellisch-oskischen Stämme grundlegend: Mommsen, unterital. Dialekte 1850. Inschriftensammlungen von Zvetajeff §. 312 A. Grammatik der oskisch-umbrischen Dialekte von R. v. Planta I, 1893. — Ueber die Sabiner Cato orig. fr. 50 (Dion. Hal. II, 49). 51. Neben der einheimischen Ableitung von dem Eponym Sabus, S. d. Gottes Sancus, steht die (wohl aus den Beziehungen der Samniten zu Tarent erwachsene) Ableitung von Sparta, welche die rauhe Tugend der Sabiner erklären soll. Sie hat zur Folge, dass man dann nach den älteren Bewohnern des Landes sucht (§. 315 A.). — Ueber das ver sacrum s. §. 333.

318. Nördlich von den Sabinern wohnen die ihnen nahe verwandten Umbrer. In geschichtlicher Zeit sind sie auf das Bergland beschränkt, welches von der Tiber, dem Nar und der adriatischen Küste von Ariminum bis Ancona (vgl. Skylax) umschlossen wird. Ehemals aber hat sich ihr Gebiet viel weiter ausgedehnt. Herodot lässt zwei Donauzuflüsse, den Karpis und Alpis, »oberhalb des Umbrerlandes« entspringen; dem liegt die Anschauung zu Grunde, dass Oberitalien etwa bis an die damals den Griechen noch nicht bekannten Alpen umbrisch ist. Bononia ist bis ins fünfte Jahrhundert eine umbrische Stadt gewesen, die Etruskerstädte Hatria und Spina an den Pomündungen tragen italische Namen, in Etrurien weist der Stadtname Camers (Clusium), der in Umbrien wiederkehrt, und der Flussname Umbro auf ältere umbrische Bevölkerung; die Tibergrenze zwischen Etruskern und Umbrern war stets

umstritten (Strabo V, 1, 10). Die Alten, welche die Etrusker einwandern lassen, machen daher die Umbrer zur Urbevölkerung Oberitaliens. Schwerlich aber enthält die Angabe, dass die Umbrer die Urbewohner Etruriens seien und die Etrusker ihnen 300 Städte entrissen hätten (Plin. III, 50. 112), irgend welche geschichtliche Ueberlieferung: sie ist nur eine vielleicht richtige Hypothese.

Umbrer als Vorgänger der Etrusker schon Herod. I, 94; Ableitung von den imbres der Sündfluth Plin. III, 112. Umbrer als Urvolk auch Dion. Hal. I, 19. II, 49. Catos Angabe fr. 94, Ameria sei 963 Jahre vor dem Perseuskrieg, also 1133 v. Chr., gegründet, beruht wohl auf der Anknüpfung an eine griechische Sagengestalt. Umbro navigiorum capax et ab eo tractus Umbriae Plin. III, 51. Clusium, quod Camars olim appellabant Liv. X, 25. Livius hat daher die Schlacht des J. 295 bei dem umbrischen Camerinum (Camertes) fälschlich nach Clusium verlegt. — Hängen Volci und Volsinii mit dem Volskernamen zusammen? Die spätere umbrische Bevölkerung in der Polandschaft wird von Strabo V, 1. 10. 11. 2, 1. 10 ausdrücklich durch Einwanderung unter der römischen Herrschaft erklärt. — Ueberreste der Sprache, vor allem die sieben Ritualtafeln von Iguvium: Bréal, les tables eugubines 1875. Bücheler, Umbrica 1883.

319. Wann und auf welchem Wege die Stämme der Italiker in ihre Wohnsitze gelangt sind, ist nicht zu erkennen. Dass sie über die Alpen, nicht über die See, gekommen sind, ist wohl weitaus das wahrscheinlichste, dass sie vor Alters einmal ungetheilt in der Poebene gesessen haben, ist möglich. Aber der Versuch, die Ueberreste alter Pfahldörfer in den Flussthälern, die zum Po führen, für sie in Anspruch zu nehmen, beruht auf der unhistorischen Vermengung von Culturepochen mit ethnographischen Verschiebungen. Beim Beginn der Geschichte Italiens sitzen die Italiker bereits, vielleicht schon seit langem, in ihren geschichtlichen Wohnsitzen, nur hat sich ihr Gebiet damals in Etrurien und im Poland noch weiter nach Norden ausgedehnt als später. Die einzelnen Stämme haben sich ursprünglich sehr nahe gestanden; begännen unsere Urkunden so früh wie in Griechenland, so würden die dialektischen Unterschiede wahrscheinlich geringer erscheinen als bei den griechischen Stämmen. Aber mit dem Einrücken in

das Gebirgsland hat wie in Griechenland die Zerrissenheit der Landschaft auch die Stämme differenzirt; die vorrückenden latinischen Völker scheiden sich von den zurückgebliebenen und allmählich nachdringenden Gebirgsstämmen, hier sondern sich wieder Umbrer und Sabeller scharf von einander ab. Wenn in Griechenland das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit vielleicht nie völlig geschwunden war und dann durch Geschichte und Epos neu und unzerstörbar belebt worden ist, so ist den Italikern jedes Bewusstsein nationaler Zusammengehörigkeit verloren gegangen: die Sprachen haben sich so differenzirt, dass eine Verständigung und nun gar eine gemeinsame Literatur unmöglich war. Latiner, Umbrer, Sabeller betrachten sich durchaus als stammfremd, sie stehen zu einander nicht anders wie zu den Etruskern oder Apulern. Die Schöpfung der italischen Einheit durch Rom führt allerdings zugleich auch eine Vereinigung der Italiker herbei, und es mag dem Umbrer und Sabiner leichter gewesen sein, sich das Latinische anzueignen, als den Etruskern oder Venetern. Aber die im dritten Jahrhundert entstehende Nation der Italiker ist eine neue Nation, die lediglich auf politischer Grundlage erwächst, vergleichbar etwa den Engländern. Sie umfasst viel mehr als die stammverwandten Völker, und gerade die Stammfremden sind bereitwilliger in sie aufgegangen als der Kern der nahe verwandten Sabeller: die Samniten sind grösstentheils von Rom nicht assimilirt, sondern in verzweifeltem Ringen vernichtet worden.

320. Das schwierigste Problem der italischen Ethnographie bilden die Etrusker. Sie sitzen zwischen den Italikern und den Ligurern im Gebirgslande und an den Küsten Toscanas und in der Poebene bis an die Alpen. Tausende von Inschriften haben sie uns hinterlassen; aber obwohl wir die Bedeutung einzelner Wörter kennen, ist es bis jetzt nicht gelungen, zu einem wirklichen Verständniss der Sprache zu gelangen, geschweige denn, sie mit irgend einem anderen Volksstamm in Verbindung zu setzen. An sich wäre es nicht wunderbar, wenn sie sprachlich ebenso isolirt daständen, wie

die Iberer oder die kaukasischen Stämme. Die Angaben der Alten über die Herkunft der Etrusker haben gar keinen Werth. Herodot lässt sie aus Lydien auswandern, weil er sie mit dem lydischen Volksstamm der Torrheber (I, 252) verwechselt, die Späteren machen sie in Ausspinnung einer Combination des Hekataeos, der die Tyrsener auf Lemnos für Pelasger erklärte (§. 36), zu aus Thessalien eingewanderten Pelasgern. Das Hauptproblem liegt darin, dass sie in ihren geschichtlichen Wohnsitzen nirgends ursprünglich heimisch zu sein scheinen. Toscana hat in älterer Zeit wahrscheinlich theils umbrische, theils latinische Bevölkerung gehabt, von der sich in den Faliskern ein Rest erhalten hat. Vielfach betrachtet man daher die Poebene als ältesten Sitz der Etrusker in Italien und nimmt an, sie seien über die Alpen gekommen. So erkläre es sich, dass der in den Alpen an den italischen Seen und im Quellgebiet der Etsch und des Inn sitzende Stamm der Raeter den Etruskern zugehört — vielleicht ist selbst der Name nur eine Variante des Etruskernamens. Zu ihnen gehören vermuthlich auch die Euganeer (§. 314). Nach Ansicht der Alten freilich sind die Raeter erst durch die Kelten ins Gebirge gedrängt, ebenso betrachtet nicht nur die griechische und römische Ueberlieferung, sondern auch die einheimische etruskische Sage oder wenigstens das, was uns als solche mitgetheilt wird, die Etrusker am Po als Colonisten der toscanischen Zwölfstädte; und diese Angabe wird wenigstens für das Gebiet um Bononia und an den Pomündungen durch die Denkmäler wie durch die Ortsnamen bestätigt. Als die Griechen nach Italien kamen, lernten sie die Etrusker sofort kennen und betrachteten sie als Hauptvolk Mittelitaliens; vermuthlich hatten sie gleich damals von ihren Piraterien nicht wenig zu leiden. Daher sind bei Hesiod Agrios »der Wilde« und Latinos die Könige der Tyrsener. Ja die Etrusker kamen ins aegaeische Meer und setzten sich auf Lemnos und Imbros fest (§. 300). Aber schon im zwölften Jahrhundert erscheinen die Etrusker unter den Seevölkern, welche den Raubzug gegen Aegypten ausführen (§. 325). Sie müssen also schon damals am Meer gesessen haben. In den aegyptischen Denkmälern

heissen sie Turscha (Turuscha), und das ist die Grundform, aus der ihre späteren Namen mittels der italischen Suffixe -cus (Tu[r]scus, Etruscus) und -ânus (ionisch-ênos, Tursanos, Tyrsenos) weitergebildet sind. Dadurch wird die Identität des von den Aegyptern genannten Volkes mit den Etruskern nur um so wahrscheinlicher. Die Etrusker selbst haben sich nach Dion. Hal. I, 30 Rasenna genannt. Dieser Name ist mit dem gewöhnlichen etruskischen Suffix ĕna aus der Stammsilbe Ras- gebildet, die vielleicht mit dem Raeternamen identisch ist; in Turs- oder Trus- dürfen wir wohl eine Erweiterung mittels eines Präfixes sehen.

Grundlegend: O. Müller, die Etrusker 1828. 2. Aufl. von Deecke 1877. Die Untersuchungen über die Sprache der Etrusker, von denen hier Corssen, über die Sprache der Etrusker, 2 Bde. 1874 ff., und die zahlreichen Arbeiten von Deecke (Etrusk. Forschungen, 7 Bde.) und Pauli (Altital. Studien) genannt seien (Sammlung der Inschriften ausserdem bei Fabretti), haben wohl eine Reihe sicherer Einzelresultate ergeben, gehen aber sonst in der Auffassung und Deutung der Sprache weit auseinander. Die Analyse des neugefundenen grossen etruskischen Ritualtextes, mit dem eine Mumie aus Aegypten umwickelt war (Krall, die etrusk. Mumienbinden des Agramer Nationalmuseums, Denkschr. der Wiener Ak. phil. Cl. XLI, 1892), wird hoffentlich zu definitiven Resultaten führen. — Die gangbaren Namensformen gehen auf die beiden Grundformen Turs und mit Metathesis und vorgeschlagenem Vocal Etrus zurück; daher a) Tursani, ion. Τυρσ-ηνοί, Τυρρηνοί; Turs-ci (umbr. Turskum numen = nomen Etruscum), Tus-ci, Tus-culum; b) Etrus-ci, Etrur-ia. Daraus folgt, dass die Griechen den Namen durch Vermittelung der Italiker, zuerst also wohl in Kyme, kennen gelernt haben; das spricht nicht für das Alter der Tyrsener auf Lemnos. Absurde griechische Etymologien bei Dion. Hal. I, 26. 30. Plin. III, 50. Die Richtigkeit der Lesung Ῥασέννα bei Dion. Hal. ist von Lepsius mit Unrecht bezweifelt. — Die Ableitung der Etrusker aus Lydien geht überall, wo sie vorkommt, direct oder indirect auf Herodot I, 94 zurück; schon Dionys von Halikarnass hat sie unter Heranziehung der Angaben des Xanthos mit Recht verworfen. Herodot scheidet die Etrusker von den Pelasgern in Cortona (I, 57, der richtige Text bei Dion. Hal. I, 29, s. Forsch. I, 24). Hellanikos hat dann alle Etrusker zu Pelasgern gemacht (Dion. Hal. I, 28), und ihm sind die Späteren meist gefolgt. Die späteren, wohl meist auf Timaeos zurückgehenden Fabeleien bedürfen keiner Besprechung (z. B. Cato fr. 45. Justin. 20, 1. Virg. Aen. X, 179). Die Einwanderung über die Alpen vertreten namentlich Helbig, Annali dell' inst. 1884 und Nissen, während sie von

Brizio energisch bekämpft wird. Ueber die Verwerthung der archäologischen Daten s. §. 324. — Ueber die Raeter Liv. V, 33 Alpinis quoque ea gentibus haud dubia origo est (von den Etruskern), maxima Raetis; quos loca ipsa efferarunt, ne quid ex antiquo praeter sonum linguae, nec eum incorruptum, retinerent. Justin. 20, 5 Tusci duce Raeto avitis sedibus amissis (durch die Gallier) Alpes occupavere, ebenso Plin. III, 133. Das Etruskerthum der Raeter wird durch die Inschriften des Gebiets von Bozen und Sondrio [im Gegensatz zu den keltischen Inschriften der Lepontier und Salasser] bestätigt, vgl. Nissen, ital. Landeskunde I, 485 ff. Pauli, altital. Forsch. I, 96—111. — Die Etrusker im Polande Colonisten aus dem eigentlichen Etrurien: Liv. V, 33. Diod. XIV, 113, wo sie daneben auf Pelasger, die direct ins Poland gewandert seien, zurückgeführt werden. Hellanikos' Ansicht ist das nicht gewesen; bei ihm gehen die Pelasger über das ionische Meer, verbrennen ἐπὶ Σπινῆτι ποταμῷ (ionisch für Σπινᾶτι, d. i. das italische Adjectiv zu Spina), wandern nach Cortona und besiedeln von hier aus Tyrsenien. Also kennt er noch keine Etrusker im Poland. Dazu stimmen die späteren, angeblich etruskischen, in Wirklichkeit von Timaeos stark beeinflussten Sagen (vgl. Geffcken, Timaeos p. 147 f.), welche Tarchon, S. d. Tyrsenos, S. d. Lyders Atys, den Eponymos von Tarquinii, zum Oekisten des Volkes machen (Strabo V, 2, 2. Cato fr. 45. Lycophron 1248 [vgl. Steph. Byz. Ταρκωνία und Ταρχώνιον]. Virg. Aen. VIII, 603). Auf Tarchon oder auf Ocnus, den Sohn der Manto (die aus der Tiresiassage nach Mantua versetzt wird) und des Tiber, der also gleichfalls aus Südetrurien stammt, werden dann die nordetruskischen Städte zurückgeführt, s. Virg. Aen. X, 198 mit den schol. Mit diesen Erzählungen stimmt überein, dass die Etrusker in der Nekropole von Bologna erst im fünften Jahrhundert erscheinen, räumlich und in der Cultur scharf von der einheimischen umbrischen Bevölkerung geschieden, und dass erst damals die Etruskerstadt im Renusthal, deren Ruinen bei Marzabotto liegen, zur Deckung der rückwärtigen Verbindungen gegründet ist.

321. Angesichts dieser Zeugnisse dürfte bei dem jetzigen Stande unseres Wissens die Annahme am wahrscheinlichsten sein, dass die Etrusker einen Bestandtheil der ältesten Bevölkerung Norditaliens bildeten, welcher, den Ligurern benachbart und vielleicht auch verwandt, zu beiden Seiten des Apennin sass und sich nach Norden bis an die Alpen, nach Süden ursprünglich etwa bis Clusium und an der Küste bis Elba ausgedehnt haben mag. Von hier aus haben sie ihr Gebiet gegen Süden erweitert und die Umbrer und Latiner mit Ausnahme der Falisker aus dem Lande bis zur Tiber verdrängt; die Ge-

winnung der Oberherrschaft über Latium und Campanien seit dem Ende des siebenten Jahrhunderts ist nur die Fortsetzung dieser vorschreitenden Bewegung. Seit dem fünften Jahrhundert gehen sie dann auch über den Apennin und dringen gegen die Umbrer bis ans adriatische Meer vor, gestützt vielleicht auf eine stammverwandte, aber in der Cultur zurückgebliebene Bevölkerung im inneren Polande; an der Pomündung mögen sie sich schon früher festgesetzt haben (§. 424). Mit Sicherheit erweisbar ist freilich keiner dieser Sätze; doch dürfte es gerathner sein, sich mit ihnen zu begnügen, bis einmal die Deutung der Sprache weitere Aufschlüsse bringt, als durch kühne und zuverlässigen Zeugnissen widersprechende Hypothesen die Grenzen des historischen Erkennens zu überschreiten.

Aelteste einheimische Culturentwickelung.

322. Viel grösser als in Griechenland der Einfluss des Orients ist in Italien der der Griechen, weit geringer die Selbständigkeit der Entwickelung der einheimischen Stämme. Mit dem Eintritt in die Geschichte erfahren sie zugleich die Einwirkung einer immer reicher sich ausbildenden Cultur, die von Jahrhundert zu Jahrhundert nachhaltiger wird. Wohl haben auch sie eigenes bewahrt und hinzugefügt, aber nie hat sich ihre Cultur so wie die griechische von der Fremde emancipirt und unabhängig ihr gegenübergestellt. Die Ansätze einheimischer Entwickelung, die wir auch in Italien in Institutionen und Culten und in den monumentalen Ueberresten der älteren Cultur erkennen, sind nicht zu voller Entfaltung gelangt. Es kommt hinzu, dass eine einheimische Literatur und einheimische Geschichtsüberlieferung sich in Italien erst sehr spät und durchweg nur in Nachahmung der griechischen Vorbilder entwickelt hat, und dass sie uns nur für eine einzige Gemeinde, Rom, erhalten sind. Daher lässt sich ein ausreichendes Bild des älteren und besonders des vorgriechischen Italiens nicht gewinnen; nur die allgemeinsten Umrisse vermögen wir aus unserem trümmerhaften Material zu erkennen.

Im allgemeinen Abeken, Mittelitalien vor den Zeiten der römischen Herrschaft 1843. O. Müller, Etrusker. Nissen's Templum und Landeskunde. Daneben die zahlreichen Arbeiten der italienischen Archäologen, Helbig's, Undset's u. a. in den Schriften des Instituts, den notizie degli scavi di antichità u. a. In den Fundschichten treten ethnographische Unterschiede zwischen den einzelnen Stämmen so wenig hervor wie z. B. auf Cypern.

323. Auch auf italischem Boden sind von der Entwickelungsreihe, welche jeder zu höherer Civilisation gelangte Volksstamm durchgemacht hat, von den rohesten unpolirten Steinwaffen und Werkzeugen bis zum ausgebildeten Kupfer- und Eisengeräth, von den unbeholfenen, mit der Hand geformten Thongefässen bis zu sorgfältig auf der Drehscheibe gearbeiteten Vasen mit reicher Ornamentation, zahlreiche Ueberreste bewahrt, in der Poebene und im Gebiet von Bologna, in Etrurien und Latium, im Praetuttiergebiet (Valle della Vibrata bei Teramo), in Apulien und wenigstens in den späteren Schichten auch auf Sicilien. Aus der im allgemeinen überall gleichförmigen Masse sondern sich einzelne locale Gruppen ab. So haben sich in den Flussthälern und an den Seen der Poebene zahlreiche Ueberreste alter Pfahldörfer erhalten, die von Wall und Graben umgeben und nach den Himmelsrichtungen orientirt waren. In einem ebenen, von Wald und Sumpf bedeckten Gebiet, das Schritt für Schritt, zunächst dem Lauf der Flüsse folgend, der Cultur erobert werden musste, bedurfte die menschliche Ansiedelung eines künstlichen Schutzes gegen die ungeregelten, oft stark anschwellenden Wassermassen, den in gebirgigen Gegenden die Natur selbst durch Hügel und Felskuppen gewährt. Die Civilisation, die wir hier kennen lernen, unterscheidet sich in nichts von den gleichzeitigen Ansiedlungen in Latium oder in Apulien. Sie entspricht etwa der trojanischen Culturschicht im Bereich des aegaeischen Meers. Die Verwendung der Metalle beginnt, die Arbeiten aus Knochen und Thon zeigen die ersten Ansätze zu einer Decoration mit Strichen und Kreisen, zahlreich finden sich auch hier die sog. Spinnwirtel (§. 78), kleine durchbohrte Kegel und Kugeln, zuweilen mit linearer Decoration. Auch sonst ist diese

Cultur trotz der allgemeinen Uebereinstimmung roher und weit weniger individuell gestaltet als die trojanische. Sie mag etwa der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr. angehören. Irgend welchen Anhalt, ihre Träger ethnographisch zu bestimmen, haben wir nicht; die Annahme, damals hätten die Italiker noch ungetheilt in den Pfahldörfern des Polandes gesessen, ist völlig unbeweisbar.

Helbig, die Italiker in der Poebene 1879 (Beitr. zur altital. Cultur- und Kunstgeschichte I), gibt eine treffliche Uebersicht der namentlich durch Pigorini. Strobel, Chierici erforschten Funde der Terramare (Pfahldörfer) der Poebene. Die Ansiedlung auf Pfählen freilich ist nichts für dies Culturstadium Charakteristisches, sondern local bedingt; später sind Adria und Ravenna, jetzt Venedig, die holländischen Städte, Hamburg ebenso gebaut. Es ist jedoch begreiflich, dass diese Form der Siedlung den Bewohnern naturnothwendig erschien und daher auch an Stellen angewandt wurde, wo sie überflüssig ist, so in der Terramare von Imola bei Bologna auf einem Hügel (Flaminj, stazione preistorica sul monte del Castellaccio presso Imola 1887). Der halbmondförmige Griff der Thongefässe ist ein locales Characteristicum der Manufactur in den Terramaren; er kommt aber auch in Latium vor. Die ethnographischen Folgerungen Helbig's und anderer sind verfehlt, die Cultur, die er den Italikern in der Poebene zuschreibt, hat jedes andere Volk im gleichen Entwickelungsstadium auch gehabt, und wenn die Ligurer in den Bergen roher waren, so steht das der freilich eben so wenig erweisbaren Annahme, dass sie in der Ebene zu höherer Cultur gelangt seien, nicht im Wege. An sich ist es aber eben so gut möglich, dass die Pfahldörfer den Etruskern angehören. Das Studium der prähistorischen Sammlungen Italiens, namentlich des von Pigorini trefflich geordneten Museo Kircheriano, hat mich von der Unmöglichkeit ethnographischer Schlüsse auf diesem Gebiete und ebenso auf dem der folgenden Culturschicht überzeugt.

324. Während die Bewohner der Poebene vielleicht bis ins sechste Jahrhundert hinab auf dieser Culturstufe stehen blieben, sind die Länder zu beiden Seiten des umbrischen Apennin weiter vorgeschritten. Wie die mykenische steht auch ihre Cultur unter der Herrschaft der Metalltechnik. Die reichen Kupferschätze Etruriens liefern ein Metall, dessen Bearbeitung eine volle und vielseitige Ausbildung der Formensprache schafft; daneben sind auch die Eisengruben von Elba

frühzeitig bearbeitet worden. Wie in Griechenland werden auch in Italien die Formen des Kupfers auf den Thon übertragen, und hier wie dort liegen uns die Thonwaaren früher und zahlreicher vor als ihre Muster in dem kostbaren, als Werthstück lange bewahrten Metall. Hierher gehören vor allem die etruskischen Kannen und Krüge aus schwarzem Thon (vasi di bucchero), die sich von den griechischen scharf durch ihren plastischen Schmuck unterscheiden, eben dadurch aber zugleich als Nachahmung getriebener Bronzegefässe verrathen. Ferner die grossen Urnen aus den Grabschächten (tombe a pozzo), welche die Asche und Gebeine der Todten aufnahmen und mit unförmigen Schalen zugedeckt wurden; ihre phantastischen Formen stehen vielfach mit dem Wesen des Thons in scharfem Widerspruch — es ist bezeichnend, dass man sich auch hier für das Grab an der billigeren Waare genügen liess. In südetruskischen und latinischen Gräbern vertreten ihre Stelle mehrfach Hausurnen, Nachahmungen der ovalen, aus Balken und Lehm aufgeführten runden oder ovalen Hütten — das älteste italische Haus ist ein Rundbau (vgl. §. 51); daher haben die ältesten Heiligthümer, so das der Vesta, immer diese Form bewahrt. Auf diesen Gefässen entwickelt sich eine reiche geometrische Decoration, nahe verwandt, doch nicht identisch mit der, welche in der griechischen Welt nach der mykenischen Zeit zur Herrschaft kommt — ein Gegenstück zu dem reichen Leben der mykenischen Decoration fehlt dagegen in Italien vollständig. Ihre Anfänge sind bereits in den Terramaren erkennbar; schrittweise hat sie sich aus dürftigen Ansätzen zu einem durchgebildeten System linearer Ornamentik entwickelt. Das Metall ist vor allem durch zahlreiche Heftnadeln (Fibeln), zum Theil in den seltsamsten phantastischen Formen, vertreten, ferner durch Aexte, Schwerter, Lanzenspitzen, Messer, Pferdegebisse, Gürtel u. a., die man dem Todten mit ins Grab gab; auch hier findet sich theilweise dieselbe Ornamentik. Daneben lebt die ältere Weise in den bizarren Formen mancher Thongefässe der ältesten Gräber Etruriens fort, die mehrfach so auffallend mit troja-

nischen und cyprischen Gefässen übereinstimmen, dass die Annahme einer commerziellen Verbindung kaum zu umgehen ist (§. 80). Die Anfänge dieser Cultur reichen weit über das Jahr 1000 v. Chr. hinauf, östlich vom Apennin hat sie sich bis ins fünfte Jahrhundert erhalten. Locale Variationen, z. B. in den Motiven der Decoration, finden sich vielfach; aber im wesentlichen bietet die äussere Gestalt der Civilisation Italiens von Bologna bis ans Volskergebirge und vermuthlich noch weiter abwärts bis auf den Beginn des griechischen Einflusses einen einheitlichen Anblick, so verschiedenartig auch ethnographisch ihre Träger gewesen sind.

Die wichtigsten Fundstätten der hier geschilderten Cultur sind Bologna und seine Umgebung (Typus Villanova), Clusium, Vetulonia (Falchi, not. degli scavi 1887), Tarquinii in Etrurien, die alten Nekropolen auf dem Esquilin und dem Albanerberge in Latium. Uebersicht mit Literaturangabe bei Undset, annali dell' inst. 1885, und Helbig, das homer. Epos aus den Denkmälern erläutert, 2. Aufl. S. 82 ff.; ferner Martha, l'art étrusque 1889. Gewöhnlich hält man diese Monumente für voretruskisch, weil in ihnen scheinbar die Thontechnik vorherrscht, und lässt das Hervortreten der Etrusker mit dem Auftreten zahlreicher Metallfunde und grösserer Baudenkmäler und dem gleichzeitigen Anfang des griechisch-orientalischen Einflusses beginnen. Aber in Wirklichkeit sind die Thongefässe dieser Schicht deutliche Nachahmungen von Metallwaaren, diese Cultur (nach einer wichtigen Fundstätte für ihre jüngste Gestalt bei Bologna auch als »Villanovacultur« bezeichnet) ist wie die spätere etruskische eine Bronzecultur. — Der Wechsel zwischen Verbrennung und dem später das Uebergewicht erlangenden Begraben der Leichen, den v. Duhn, Bem. zur Etruskerfrage, in den Bonner Studien für Kekulé 1890, zum Ausgangspunkt einer ethnographischen Scheidung nimmt, hat für dieselbe in Italien eben so wenig Bedeutung wie in Griechenland, wo überall Verbrennung und Bestattung neben einander gebräuchlich sind, doch so, dass, wie in Italien, die Bestattung weitaus überwiegt (z. B. in Myrina BCH. VI, 403. Aegae BCH. XV, 216. Megara Hyblaea Cavallari und Orsi in den Mon. dei Lincei I, 769 ff.).

325. Spätestens etwa im fünfzehnten Jahrhundert sind die Phoeniker nach Italien gelangt. Bereits in sehr alten Gräbern von Tarquinii finden sich vereinzelt aegyptische Objecte, darunter ein Skarabaeus Sebakhotep's V. (§. 91 A.), die nur durch phoenikische Händler hierher gekommen sein können. Ob sie

wie an den Küsten Siciliens und Sardiniens so auch an denen Italiens Factoreien angelegt haben, ist nicht zu ermitteln; einen tiefergehenden Einfluss haben sie hier so wenig wie in Spanien oder wie die Portugiesen in Africa ausgeübt. Dagegen sind durch sie auch die Stämme des italischen Westmeers vorübergehend in einen grösseren historischen Zusammenhang hineingeführt worden. Wenn Verbindungen zwischen Etrurien und der Welt des aegaeischen Meeres vielleicht schon vorher bestanden — die den trojanischen gleichenden Gefässe weisen darauf hin —, so zieht im vierzehnten Jahrhundert die Jugend Sardiniens in die Dienste des Pharao (§. 134). Den Einfluss der mykenischen Cultur auf Sardinien haben wir bereits kennen gelernt. So fällt zu Anfang der Geschichte ein helles Licht auf die sonst so abgelegene Insel — es ist das einzige Mal, dass die Sarden activ in die Geschichte eingreifen —: ein deutlicher Beleg der centralen Stellung, welche die Insel inmitten der Küsten Africas, Italiens und Spaniens für die Phoeniker einnahm. Unter Merneptah und Ramses III. bilden dann die Schardana und Turscha, die Sarden und Tyrsener, einen Hauptbestandtheil der gegen den Osten und das Pharaonenreich ziehenden Raubschaaren (§. 135); die neben ihnen genannten Schakarscha können die Sikeler Unteritaliens sein, erweisbar ist das nicht. Dann tritt auf's neue völliges Dunkel ein: bis nach Italien hat der Fall der aegyptischen Grossmacht zurückgewirkt, die vorübergehende Verbindung der einheimischen Stämme mit der Culturwelt des Orients ist hier noch vollständiger unterbrochen worden wie in Griechenland. Phoenikische Kaufleute freilich sind nach wie vor an den Küsten der Halbinsel gelandet, phoenikisch-aegyptische Objecte finden sich gelegentlich nicht nur in Etrurien, sondern auch in den Gräbern von Bologna. Auch werden die Etrusker immer Seeraub und Seeverkehr getrieben haben; etruskische Vasen finden sich nicht selten in den altsicilischen Nekropolen und sind früh auch in die östliche Welt, so nach Rhodos und Cypern, gelangt. Der innere Tauschverkehr umfasst ganz Italien. Sehr früh wird neben dem Vieh (pecunia)

das Kupfer, das eigentlich nationale Metall, der allgemeine Werthmesser (aestimare, Bezahlung per aes et libram; das Kupferpfund lat. libra, sic. λίτρα, mit der Unze als Unterabtheilung, §. 340). Die Eintheilung des Pfundes in Zwölftel ist specifisch italisch, ebenso sind die Zahlzeichen I V X wahrscheinlich bereits vor dem Eindringen der griechischen Schrift im italischen Handelsverkehr erfunden; sie sind von den in Griechenland und im Orient gebräuchlichen Zifferzeichen dem Princip wie der Gestalt nach charakteristisch verschieden (Mommsen, Hermes XXII. XXIII).

Staatliche Entwickelung.

326. Die Entwickelung von den Anfängen sesshaften Lebens bis zu ausgebildeten staatlichen Formen, dem Stadtstaat im Westen, den freien Bauerngemeinden bei den Sabellern, ist bei den italischen Stämmen in denselben Formen verlaufen, wie in Griechenland. Aber im Gegensatz zu dem reichhaltigen Material, welches hier der Forschung zu Gebote steht, versagt in Italien die Ueberlieferung, da sie so viel später einsetzt, so gut wie vollständig. Wir sind fast allein auf die Trümmer älterer Zustände angewiesen, welche sich rudimentär, häufig unverstanden und umgedeutet, in den Institutionen der späteren Zeit erhalten haben; und auch diese lernen wir nur in Rom genauer kennen.

In Rom zerfällt die Gesammtheit der Bevölkerung in die drei Stämme (tribus) der Tities, Ramnes und Luceres. Nach ihnen wird das Aufgebot geordnet, sie haben eigene Priesterthümer und eigene Beamten (tribuni), welche unter dem Oberbefehl des Königs den Heerbann der Tribus führen. Es sind nicht etwa Kasten oder ursprünglich selbständige Gemeinden, die sich zu einem Staate geeinigt hätten — sogar nationale Unterschiede hat man zwischen ihnen angenommen —, sondern die grossen, auf Blutsverwandtschaft beruhenden politischen Abtheilungen, in welche die einheitliche Gemeinde zerfällt, genau entsprechend den griechischen Phylen. Jede Tribus

besteht aus zehn »Opferhäusern« (curiae), dem Gegenbild der Phratrien. Auch hier finden wir die schematische Durchführung der Institution, die auf einen bestimmten gesetzgeberischen Akt zurückgehn muss. Die Curien haben meist locale Namen, die Hufen ihrer Angehörigen liegen, was nach griechischer Analogie für die erste Siedelung kaum angenommen werden kann (§. 192), bei einander — das ist ja das Wesen dieser Ordnung, dass die Verbrüderung der Nachbarn immer in der Form des Blutsverbandes, der gemeinsamen Abstammung, gedacht wird und daher auch eine Neueintheilung der Bevölkerung nur in den alten Formen möglich ist. Die Curien stehen unter dem Schutze der Juno curis, sie haben Vorsteher (curiones) und eigenes Vermögen: in den Speisungen an den Curientischen, in den Versammlungen der Curiengenossen in den 30 Speisehäusern zum Genuss gerösteten Spelts beim »Ofenfest« (Fornacalia, 17. Februar) und beim Opfer trächtiger Kühe an die Mutter Erde an den Fordicidien (15. April) lebt die alte Speisegemeinschaft als religiöser Brauch bis in die späteste Zeit fort. Anders als bei den Griechen sind in Rom die Curien auch die Stimmabtheilungen der Volksversammlung; daher werden die Bürger als »Curiengenossen« (Quirites, auch im Sing. quiris = Bürger) angeredet, die Bürgerschaft officiell als populus Romanus Quiritium, d. h. etwa »Gesammtheit der Curiengenossen von Rom« bezeichnet. Bis in späte Zeiten hat sich die Volksversammlung nach Curien für formelle Akte erhalten, so früh sie auch praktisch obsolet geworden ist. Die Bedeutung der Curien für das Erbrecht lebt darin weiter, dass die formelle Adoption (adrogatio) und das Testament der Zustimmung der Curienversammlung bedürfen. Das alte Blutrecht dagegen ist, als unsere Kunde beginnt, längst geschwunden; die Einsetzung des Mordgerichts vor der Volksversammlung an Stelle der Blutrache hat sie beseitigt. Aber in der Satzung, welche das Blutrecht begründet, dem auf Numa zurückgeführten Satze si qui hominem liberum dolo sciens morti duit, paricidas esto (Paulus ep. Festi 221), hat sich ein Rest der älteren Zustände bewahrt. Die von da an gültige

Bestimmung, dass jeder Mörder (homicida, ebenso bei Solon ἀνδροφόνος Lysias 10, 6) als paricida behandelt werden soll, setzt voraus, dass bis dahin zwischen beiden ein Unterschied bestand. Der gewöhnliche Mörder fällt der Blutrache anheim; paricida kann nur sein, wer seine pares, seine Blutsbrüder tödtet. Ihn trifft die Blutrache nicht; aber sein Haupt ist verflucht (sacer), wie das des Knaben, der den Vater schlägt (si parentem puer verberit, ast olle plorassit, puer Divis parentum [den griech. Erinnyen] sacer esto, Fest. 230). Daher schreitet bei fortgeschrittener Cultur die Gemeinde gegen ihn ein, indem sie Beamte einsetzt, die ihn zur Rechenschaft ziehn und dem Tode überliefern (quaestores paricidii). Dies Verfahren ist dann in Rom, gerade umgekehrt wie in Griechenland, auf alle Mörder ausgedehnt, und damit die Blutrache durch ein staatliches Gericht beseitigt worden. — Aehnliche Zustände wie in Rom werden ursprünglich überall in Italien bestanden haben, so wenig wir auch davon wissen. Speisegenossenschaften, die offenbar zugleich Kampfgenossenschaften waren, wie die kretischen und spartanischen Syssitien, bestanden in Unteritalien im fünften Jahrhundert noch in vollem Leben; sie werden auf den Urkönig Italos zurückgeführt.

Von der römischen Entwickelung kann hier nur aufgenommen werden, was als typisch gelten kann. Die römische Ueberlieferung, wie sie in den Ueberresten der älteren Annalisten (Polybios, Diodor) und bei Cicero de rep. und Livius, und durch reiches antiquarisches Material namentlich aus Varro vermehrt, aber zugleich durch Hypothesen und Pragmatisirung entstellt bei Dionys vorliegt, ist völlig klar und in sich zusammenhängend. Freilich enthält sie keine »verfassungsgeschichtliche Ueberlieferung« — die hat überhaupt nie existirt —, sondern eine Construction auf Grund der im dritten und zweiten Jahrhundert bestehenden Ordnungen, bei der im allgemeinen das ältere ganz richtig vom jüngeren gesondert und die grundlegenden Institutionen auf Willensakte der einzelnen Könige zurückgeführt sind. Die Modernen dagegen haben unendliche Verwirrung angerichtet. Niebuhr hat in dem Streben, zu lebendiger Anschauung zu gelangen und die schematischen Berichte der Alten in wirkliche Geschichte umzusetzen, nicht wenige Missgriffe begangen, und gerade diese haben am meisten Beifall gefunden, ja sie sind von den Gelehrten, die sich conservativ nannten und vor aller histori-

schen Kritik ein Kreuz schlugen (z. B. L. Lange), an Stelle der wahren Ueberlieferung zum Dogma erhoben worden. Am verhängnissvollsten war, dass Niebuhr den Charakter des Patriciats verkannte und aus dem Adel, der ohne den Gegensatz nichtadliger Bauern gar nicht existiren kann, nach spartanischer Analogie eine über stammfremde Unterthanen herrschende Altbürgerschaft machte. Diese Auffassung hat selbst Mommsen beibehalten und dadurch seine Darstellung der römischen Bürgerschaft (Staatsrecht III, 1) schwer geschädigt, obwohl doch er selbst durch den Nachweis, dass die Curien Patricier wie Plebejer umfassten und dass die lex curiata mit der patrum auctoritas nichts zu thun hat (röm. Forschungen I; ebenso Bröcker, Unters. über die Glaubwürdigkeit der altröm. Verfassungsgeschichte 1858), ihr das Fundament entzogen hat. Darlegung und Kritik der verschiedenen Ansichten bei Soltau, Entstehung und Zusammensetzung der altröm. Volksvers. 1880. — Die Frage nach dem Wesen der drei Tribus ist noch weiter dadurch verwirrt, dass man sie im Anschluss an die etymologischen Spielereien der Alten von verschiedenen Nationalitäten (Latinern, Sabinern, Etruskern) herleitete und nach rechtlichen Unterschieden zwischen ihnen suchte, vor allem aber dadurch, dass man hier wie sonst die Frage nach den ältesten Zuständen Roms mit der theoretischen Frage nach dem Ursprunge des Staats überhaupt verquickte. In Wirklichkeit sind die tribus (umbr. trefo, trifu, Bezeichnung der Landdistricte) ihrem Wesen nach Unterabtheilungen einer politischen Einheit so gut wie die Phylen. — Wenn die römische Ueberlieferung in der Zeit der Adelsherrschaft entstanden wäre, so würden uns die Eponymen der drei Tribus als Söhne des Romulus entgegentreten. Da aber im dritten Jahrhundert diese Auffassung längst überwunden war (§. 333), erscheinen die Tribus in unserer Ueberlieferung als die grundlegenden Abtheilungen, in die Romulus seine Unterthanen vertheilt, und denen er von irgend einem äusseren Anlass ihre Namen gibt, den Tities nach Titus Tatius, den Ramnes nach sich, den Luceres nach einem Etrusker Lucumo (Cicero rep. II, 14, Varro ling. lat. V, 55) oder einem Könige Lucerus von Ardea (Festus 119; nach Plut. Rom. 20 von lucus). Den Späteren waren sie nur durch die doppelten Reitercenturien (die daher bei Livius I, 13. 36 allein genannt werden) bekannt; ausserdem werden die 6 Vestapriesterinnen auf sie zurückgeführt (Festus 344). Im Cult sind nur die Titier durch sodales Titii vertreten (Varro ling. lat. V, 85. Tac. ann. I, 54. hist. II, 95, vgl. Dion. Hal. II, 52), von denen übrigens nicht einmal sicher ist, dass sie mit diesen etwas zu thun haben. Auch die Ableitung der Tribuni militum von den Commandanten der Aufgebote der Tribus (φύλαρχοι, entspr. den attischen Phylenkönigen und den späteren Strategen) wird richtig sein (Varro ling. lat. V, 81. Dion. Hal. II, 7, vgl. Plut. Rom. 20); ihnen entspricht der alte Reiteroberst tribunus celerum. Mit Recht werden die Tribus als Eintheilung der Bürgerschaft, φυλαὶ γενικαί, bezeichnet (Cic.

rep. II, 14 Romulus populum [nicht nur die patres] et suo et Tatii nomine et Lucumonis . . . in tribus tris curiasque triginta discripserat). Dass damit zugleich eine Eintheilung des Bodens gegeben war, ist richtig, ebenso dass in der Regel die zugehörigen Geschlechter bei einander wohnten — daher auch die localen Namen einzelner Curien, wie Vellensis, Foriensis; aber Varro's Ansicht, dass mit der Eintheilung in die Tribus und Curien zugleich eine Landauftheilung vorgenommen sei (ling. lat. V, 55 ager Romanus primum divisus in partis tris, a quo tribus appellata Titiensium, Ramnium, Lucerum, und ausführlicher Dion. Hal. II, 7), ist von den späteren localen Tribus auf sie übertragen. Ueber diese Dinge konnte man zu Varro's Zeit nichts mehr wissen. — Die Curien erscheinen durchweg als Unterabtheilungen der Tribus und sind die höhere Einheit der Geschlechter (§. 327); daher die richtige Definition des Laelius Felix bei Gellius XV, 27 cum ex generibus hominum (nach Geschlechtern oder nach der Abstammung) suffragium feratur, curiata comitia esse. Curiencult Dion. II, 23: Romulus διῄρει κατ' ἐπιτηδειότητα ταῖς φράτραις τὰ ἱερά, θεοὺς ἀποδεικνὺς ἑκάστοις καὶ δαίμονας, οὓς ἔμελλον ἀεὶ σέβειν. Cultlocale: Dion. II, 23. Festus p. 174 novae curiae, Tac. Ann. XII, 24 (curia ist immer zunächst das Versammlungshaus, daher auch das des Senats; vgl. Varro ling. lat. V, 155. VI, 46 mit falscher Etymologie und die verwirrte Angabe des Paulus ep. Festi 49). Speisegenossenschaft Dion. II, 23, wo das Curienhaus ganz richtig als ἑστιατόριον oder ἑστία κοινὴ τῶν φρατριῶν bezeichnet und mit den Prytaneen verglichen wird. Juno Curis als Schutzgöttin, der die Curientische heilig sind: Dion. II, 50. Paul. epit. Festi p. 64, auch in Falerii (Tertullian Apol. 24. CIL. XI, 3100. 3125. 3126) und sonst, gelegentlich auch Quiritis geschrieben, und fälschlich von currus oder quiris (Lanze) abgeleitet. Die Kosten werden aus der Gemeindecasse bestritten (Dion. II, 23. Fest. p. 49 curionium aes). Curienfeste: Ovid. fast. II, 511 ff. IV, 629 ff. u. a. — Die militärische Bedeutung der Curien wird überall betont; Decurien als Unterabtheilungen Dion. II, 7. 14. Die Namen der Curien (die erhaltenen bei Mommsen, Staatsrecht III, 94, 2) sind theils local (πολλαὶ γὰρ ἔχουσιν ἀπὸ χωρίων τὰς ἐπωνυμίας, Plut. Rom. 20), theils gentilicisch, wie bei den Griechen. Die Alten leiten sie (zunächst wohl durch den Namen Rapta veranlasst) von den geraubten Sabinerinnen ab, was den Späteren viel Kopfzerbrechen verursacht hat. — Syssitien des Italos: Aristoteles pol. IV, 9, 3 aus Antiochos (vgl. fr. 4 bei Dion. Hal. I. 35); gegen die Glaubwürdigkeit Pais Atakta (annali delle università Toscane XIX), 45. — Meine Deutung des paricidium (vgl. Plut. Rom. 22 ἴδιον δὲ [unter Romulus' Gesetzen] τὸ μηδεμίαν δίκην κατὰ πατροκτόνων ὁρίσαντα πᾶσαν ἀνδροφονίαν πατροκτονίαν προσειπεῖν) berührt sich mit der Brunnenmeister's, das Tödtungsverbrechen im altröm. Recht 1887; an die dort vorgetragene Etymologie (par = πηός Schwager im Sinne von Verwandter)

kann ich freilich nicht glauben, und in der Auffassung der Entwickelung des Begriffs weiche ich von ihm ab. [Eine ganz andere Auffassung, das Gesetz erweitere den Begriff des Mordes auf den, der durch andere Mittel als directen Todtschlag den Tod eines Freien herbeiführe, trägt R. Loening in der Z. f. die gesammte Strafrechtswiss. VII, 1887, 657 ff. vor.] Die Unhaltbarkeit der Deutung »Vatermörder« ist wohl allgemein anerkannt. — Die richtige Erklärung von Quirites stammt von L. Lange.

327. Innerhalb dieser Verbände steht der einzelne Mann mit seinem »Gesinde« (familia), d. i. den freien und unfreien Leuten (liberi und servi, den Kindern und den Knechten), die in der Gewalt des Hausherrn (paterfamilias) stehen. Alle Angehörigen des Haushalts sind seinem Rechtsspruch unterthan, auch den Sohn darf er, wenn er widerspänstig ist, tödten oder verkaufen; ebenso tritt die Gattin, die ursprünglich durch Raub oder Kauf gewonnen wurde (darauf beruhen die Formen der römischen Eheschliessung), in die volle Gewalt des Gatten ein. Doch fällt, wer seine Frau verkauft, der Rache der unterirdischen Götter anheim (Plut. Rom. 22). Nur über die Aussetzung neugeborener Kinder kann der Vater nicht allein, sondern, ähnlich wie in Sparta, nur nach dem Urtheil von fünf Nachbarn (Curiengenossen) entscheiden (Dion. Hal. II, 15). Von dem »Hausgesinde« ist der Name der Familie auf die nächsten Verwandten ausgedehnt, welche vom Familienhaupt abhängig sind oder gewesen sind. Die consolidirten Zustände dauernder Sesshaftigkeit haben dann überall die Familie zum Geschlecht erweitert. Die Geschlechtsidee ist in Italien noch vollständiger zur Herrschaft gelangt als in Griechenland: bei den Etruskern und Latinern wie bei den Umbrern und Sabellern führt Jedermann ausser dem Eigennamen und der alten, bei den Griechen allein gebräuchlichen Benennung nach dem Vater einen erblichen Geschlechtsnamen. Wie bei den Griechen sind diese durchweg Adjectiva und grossentheils von Personennamen (z. B. Quinctii, Quinctilii, Marcii, Sestii, Sergii, Servilii, Tullii), zum Theil vielleicht auch von Oertlichkeiten oder, bei zugezogenen Geschlechtern, von der Heimath (z. B. Norbani, ebenso vielleicht Volumnii von Voluso = Volscus) abgeleitet; die Geschlechts-

genossen betrachten sich als Nachkommen eines eponymen Ahnherrn. Im sechsten Jahrhundert ist in Latium, wenigstens in Praeneste, die alleinige Anwendung des Individualnamens noch das gewöhnliche gewesen; doch kann es nicht zweifelhaft sein, dass damals die Gentilnamen schon allgemein bestanden. Die Urzeit dagegen hat sie noch nicht gekannt, wie die verschiedene Folge der Namen bei Römern und Samniten einerseits, Umbrern und Volskern andererseits beweist. In Gebrauch gekommen sind sie durch die immer grössere Beschränkung der Individualnamen — in Rom gibt es in historischer Zeit nicht mehr als 18 Vornamen —, welche jede Unterscheidung der Personen unmöglich machte. Aber ihre Wurzel liegt in der Geschlechtsidee. Sie muss daher einer Zeit entstammen, als der Grossgrundbesitz sich ausgebildet und die leitende Stellung im Staate gewonnen hatte, denn nur dieser bietet die Grundlage für die Ausbildung des Geschlechts; bei der ärmeren Bevölkerung schwindet der Zusammenhang der Familien, auch wenn sie denselben Namen tragen. Ist somit der Geschlechtsname ein Beweis, dass sich überall in Italien die Anfänge einer Adelsherrschaft entwickelt haben, so ist er doch in Rom wenigstens älter als der Abschluss des Adelsstandes: denn nicht wenige Geschlechter umfassen sowohl Patricier wie Plebejer (z. B. Claudii, Cornelii, Servilii; vgl. Cic. de orat. I, 176). Einige zum Geschlecht gehörige Familien haben also den Adel erworben, andere nicht[1]). In Rom ist das Geschlecht vollständig organisirt; die Geschlechtsgenossen haben nicht nur gemeinsame Culte und gemeinsames Erbrecht, sondern sie treten auch zu Beschlussfassungen zusammen und verhängen Strafen über die Angehörigen. Eine derartige Organisation ist natürlich nur bei begüterten Geschlechtern praktisch durchführbar; zugleich aber zeigt sich auch hier, dass das Geschlecht die älteren Blutsverbände und die ursprüngliche staatliche Ordnung durchbricht.

---

[1]) Die gangbare Ableitung der plebeischen Zweige des Geschlechts von Freigelassenen ist wenig wahrscheinlich.

Ueber die römischen und italischen Namen Mommsen, röm. Forsch. I. Staatsrecht III, 1. Deecke, Falisker 275 ff. (vgl. denselben über die etruskischen Namen in O. Müller's Etruskern. 2. Aufl. I, 442 ff.). Die nach Patriciergeschlechtern benannten römischen Landtribus werfen auf den Ursprung der Gentilnamen kein Licht; die Tribus sind nach den hier ansässigen Geschlechtern benannt, nicht umgekehrt (vgl. § 328 A.). Auch hier hat die Ansicht, welche in den Geschlechtsverbänden die älteste Wurzel der staatlichen Organisation sucht, viel Unheil angerichtet. — Die Behauptung, dass nur die Patricier eine gens hätten, ist sehr begreiflich, da nur beim Adel der Geschlechtsbegriff voll durchgeführt ist, aber rechtlich falsch; die gentes patriciae erfordern nothwendig gentes plebeiae neben sich, und die Clienten führen nicht etwa die Geschlechtsnamen ihrer Patrone, wie die Freigelassenen. — Die Einnamigkeit tritt uns in der jedenfalls ins sechste Jahrhundert hinaufragenden Inschrift der Fibula von Praeneste: Manios med fhefhaked Numasioi (Mitth. des röm. Instituts II, 1887; CIL. XIV, 4123) noch völlig lebendig entgegen; den Uebergang bezeichnet die weit jüngere praenestinische Inschrift CIL. XIV, 2863: Orcevia Numeri (sc. uxor). Im gewöhnlichen Leben ist, wie der Sprachgebrauch der Griechen lehrt, noch im zweiten Jahrhundert v. Chr. das praenomen meist als eigentlicher und alleiniger Name gebraucht worden. Ebenso wird das cognomen im officiellen Gebrauch bis ans Ende der Republik, ja noch in Soldatenlisten der ersten Kaiserzeit (CIL. III, suppl. 6627) gemieden, obwohl thatsächlich schon im dritten Jahrhundert v. Chr. gelegentlich mehrere Cognomina neben einander stehen, so bei den Scipionen. [Daraus ergibt sich, wie wenig Berechtigung die Quellenscheidung nach dem Gebrauch und Nichtgebrauch des Cognomens hat.] Die Einnamigkeit der Personen der römischen Urgeschichte ist keine Reminiscenz aus der Urzeit, wie Varro meint (de praenom. 1), sondern erklärt sich daraus, dass dieselbe von Griechen gestaltet ist (Trieber, Rhein. Mus. XLIII, 569). Dagegen sind alle Eponymen naturnothwendig einnamig (Jullus, Pompo, Anton, Tullus), denn sie geben ja erst dem Geschlecht den Namen. Das gleiche gilt von Romulus.

328. Die ursprüngliche Form der Besiedlung ist auch in Italien das Dorf gewesen; wo die Gunst der Lage in fruchtbaren Ebenen grössere Ortschaften entstehn liess, wie bei den Umbrern nach Ausweis der Funde sehr früh Bononia, bei den Venetern Ateste und Patavium, in Campanien Capua und Nola, sind diese wohl die leitenden Gemeinden des Stamms und die Sitze der Könige, aber schwerlich schon die alleinherrschenden Centren des Gaus gewesen. Ursprünglich wird auch in Italien die Mark der Gesammtheit der Ansiedler ge-

hört haben. Aber beim Beginn unserer Kunde ist bis auf die gemeine Weide und die dem Staate gehörigen Wälder, Salinen u. ä. in Rom jede Spur des Gesammtbesitzes geschwunden und das Privateigenthum an Grund und Boden vollständig durchgeführt. Die alten Dorfgemeinden treten uns in den Pfahlbauten der Poebene, von einem Erdwall und Graben umschlossenen, nach den Himmelsrichtungen orientirten Rechtecken, anschaulich entgegen. Bei den sabellischen Stämmen haben sie sich bis in die spätesten Zeiten erhalten: hier wohnt die Bauernschaft meist in offenen Ortschaften, die inmitten der Thalebene oder auch auf geschützten Anhöhen gelegen sind. Die Grösse ist verschieden, aber Bergfesten und befestigte Städte aus älterer Zeit fehlen in Samnium fast ganz und sind auch bei den Sabinern und den übrigen Abruzzenstämmen die Ausnahme. An manchen Stellen hat man freilich auch hochgelegene Punkte zur Ansiedlung gewählt und durch Mauern aus grossen Steinblöcken weiter geschützt. So liegen in den Querthälern der adriatischen Abdachung des Apennin im Umbrer- und Picenerlande alle älteren Ortschaften abseits vom Meer hoch auf den Bergkuppen über den Flussthälern, die ihre Feldmark enthalten. Die gleiche Lage haben alle alten Etruskerstädte, und auch im Binnenland der Umbrer und der nördlichen Sabeller ist sie nicht selten. Derartige Ortschaften bilden den natürlichen Ansatz zur städtischen Entwickelung, zur Concentration der freien Bevölkerung im Vorort des Gaus.

Die alten Angaben über die Grundbesitzverhältnisse in Rom sind dadurch aufs ärgste entstellt worden, dass der ager publicus, d. h. das durch die grossen Eroberungen seit dem Ende des vierten Jahrhunderts gewonnene Staatsland in Italien (Appian civ. I, 7. Niese, Hermes XXIII, 410), von den jüngeren Annalisten in die Ständekämpfe zwischen Patriciern und Plebejern hineingetragen ist, mit denen er gar nichts zu thun hat. M. Weber, röm. Agrargeschichte 1891, hat hier die Ergebnisse der Kritik ebenso ignorirt, wie das bei den Juristen Brauch ist. Dagegen erkennt Weber richtig, dass das Land nicht nach Geschlechtern, sondern genossenschaftlich, von Verbänden gleichstehender freier Männer, besiedelt ist. Aus den Namen der Landtribus folgt keineswegs, dass die Mark den Geschlechtern gehörte; sonst wären ja diejenigen Patriciergeschlechter,

nach denen keine Tribus benannt ist, ohne Grundbesitz gewesen. — Nach Angabe der Alten hätte Romulus jedem Bürger ein Grundstück von zwei Morgen als Erbgut zugewiesen (heredium): Varro r. rust. I, 10, 2. Plin. 18, 7. Paulus ep. Fest. p. 53, vgl. Plut. Poblic. 21; 100 heredia zu zwei Morgen bilden eine Ackercenturie (Sic. Flaccus p. 153 Lachmann u. a.). Das ist natürlich keine Bauernhufe, sondern ein Gemüsegarten; in diesem Sinne, gleich dem späteren hortus, war das Wort in den zwölf Tafeln gebraucht (Plin. 19, 50. heredium, praedium parvulum Paul. ep. Fest. p. 99). Es ist also das Eigenland der Kleinbauern und Tagelöhner, welche den grossen Grundherren ihre Aecker bestellen, nicht etwa der ursprüngliche Privatbesitz im Gegensatz zu der dem Geschlecht oder dem Gauverbande gemeinsam gehörigen Mark. Daher werden in den sog. Bürgercolonien, d. h. den in unterworfenen Küstenorten dauernd stationirten römischen Besatzungen, dem einzelnen Manne, wie es scheint, regelmässig zwei Morgen zugewiesen (Liv. VIII, 21 von Terracina, vgl. IV, 47 von Labicum); dasselbe Maass ist bei Viritanassignationen der älteren Zeit das gewöhnliche (Liv. VI, 36 u. a., vgl. die Agrimensoren). Daraus ist es von den Annalisten auf das ältere Rom, dessen Einrichtung nach dem Schema einer Coloniegründung gedacht wird, übertragen. — Dorfsiedlung der Sabeller: Cato fr. 50 bei Dion. Hal. II, 49 die Sabiner ἐκ τῆς Ῥεατίνης ἀποικίας ἀποστείλαντας ἄλλας τε πόλεις κτίσαι πολλάς, ἐν αἷς οἰκεῖν ἀτειχίστοις, καὶ δὴ καὶ . . . Κύρεις. Plut. Rom. 16 κώμας ᾤκουν ἀτειχίστους. Liv. II, 62. Strabo V, 3, 1 schildert die Sabinerorte als κῶμαι μᾶλλον ἢ πόλεις; sie seien durch die Kriege heruntergekommen. Das ist nicht richtig; der Begriff der Stadt hat für diese Orte nie gepasst. Die ummauerten Orte des Sabinerlandes führt Varro bei Dion. Hal. I, 14 f. auf die Aboriginer zurück (vgl. Cato l. c.). Samnites ea tempestate in montibus vicatim habitantes Liv. IX, 13; von den Opikern, die vor den Sabellern in Samnium gewohnt haben sollen, sagt Strabo V, 4, 12 ἐτύγχανον δὲ κωμηδὸν ζῶντες. Ebenso von den Marsern und anderen kleinen Stämmen Strabo V, 4, 12 τὰ μὲν οὖν ἄλλα κωμηδὸν ζῶσιν, ἔχουσι δὲ καὶ πόλεις . . . τό τε Κορφίνιον etc.

329. Mit der Siedelung in Dörfern und dorfartigen Festungen hat sich bei den sabellischen Stämmen auch die Stammverfassung erhalten. Zwar haben die Dörfer oder vielleicht die mehrere Dörfer umfassenden Gaue (pagi) — dass in einem einheitlichen Bezirk mehrere Ortschaften lagen, wird hier so gewöhnlich gewesen sein wie in Griechenland, wir wissen aber darüber nichts — zweifellos wie ihre eigenen Culte, so eigene Beamte, Versammlungen, Vermögen gehabt. Aber nach aussen sind sie durchaus unselbständig; der Stamm tritt uns

stets als geschlossene Einheit entgegen. Die Versammlung aller freien wehrhaften Männer, tuta, »die Gesammtheit« (lat. populus), ist das massgebende Organ des Stammes, sie fasst die entscheidenden Beschlüsse und wählt die Beamten. Die Zerrissenheit der Wohnsitze hat im Apennin zur Zersplitterung des grossen Sabinervolks geführt; kleinere Einheiten sind an seine Stelle getreten, die sich zum Theil nach ihrem Hauptgott oder dem heiligen Thier benennen, das sie verehren (Marser und Marruciner nach Mars, wie die späteren Mamertiner, Vestiner vielleicht nach Vesta, Picenter der Spechtstamm, Hirpiner der Wolfsstamm, vgl. Bovianum, der Vorort der Pentrer, nach dem heiligen Rinde, Herniker der Felsstamm); aber auch diese Unterabtheilungen sind durchweg wieder Stämme, nicht Stadtgemeinden. Ja wir finden hier sogar feste Verbände, welche mehrere Stämme umfassen, so bei den vier samnitischen Stämmen und bei den Marsern, Vestinern, Paelignern, Marrucinern in Mittelitalien (Liv. VIII, 29, vgl. Strabo V, 4, 3. Cato fr. 53) — freilich lässt sich nicht entscheiden, ob wir es hier mit dem Rest einer alten Einheit oder einem neuen, zu politischen Zwecken gestifteten Bunde zu thun haben. Gleichartige Zustände scheinen auch in Unteritalien und Sicilien durchweg bestanden zu haben. Namentlich die Sikeler erscheinen immer als Einheit, unter einem Volksführer; ihre »Städte« werden rechtlich nur Dörfer gewesen sein. Auch von den apulischen Stämmen scheint dasselbe zu gelten, nur dass hier z. Th. der Vorort, z. B. Arpi bei den Dauniern, stärker hervortritt.

330. Im Westen Italiens und bei den Umbrern dagegen ist, wie im östlichen Griechenland, überall der Stammverband gesprengt durch die Entwickelung des Stadtstaats. Die Stadtgemeinde ist souverän, die alte Stammversammlung hat ihre politische Bedeutung verloren und bleibt höchstens als Conföderation selbständiger Staaten und als Festversammlung erhalten. Mit der Entwickelung der Stadt ist auch hier die volle Ausbildung der Adelsherrschaft verbunden. Auch hier sind die Zustände Roms typisch. Der ager Romanus enthält ausser der Haupt-

stadt wohl eine nach Stadtschema angelegte »Colonie« an der Tibermündung, aber kein einziges Dorf. Die freie Bevölkerung ist in Rom concentrirt; auf dem Lande gibt es nur Gehöfte und abhängige Pächter und Tagelöhner, welche zu den Grundbesitzern im Clientelverhältniss stehn, ihnen Frohndienste leisten und Abgaben bringen und dafür persönlich und rechtlich von ihren Patronen geschirmt werden. Wie es scheint, haben diese Kleinbauern meist einiges Gemüseland (das heredium von zwei Morgen, §. 328 A.) zu eigen besessen. Daneben gibt es Grossbauern, die nicht adlig sind, wenn sie auch zum Theil denselben Geschlechtern angehören wie die Adelsfamilien (§. 327). Diese Familien haben offenbar, sei es freiwillig, sei es durch ihre Verhältnisse gezwungen, auf die Theilnahme am politischen Leben verzichtet. Für sie haben wir so wenig ein Clientelverhältniss anzunehmen, wie (im allgemeinen wenigstens) für die freie nichtadlige Bevölkerung der Stadt, welche draussen kleine Aecker hat, in den Volksversammlungen stimmt, an den Schmäusen der Curien Theil nimmt. Aber das Regiment liegt ausschliesslich in den Händen des Adels, aus ihm sind die »Väter« (patres) entnommen, welche den »Rath der Alten« (senatus) bilden, aus ihnen gehen die Beamten hervor, die zwei quaestores, welche das Gemeindevermögen und die Sporteln beizutreiben haben (vgl. die μάστροι, §. 205), die Heerführer, die für den Mordprocess (§. 326) ernannten Untersuchungsrichter (quaestores paricidii) u. a. — Für die Rechtsprechung hat es in Rom nach Ausweis der späteren Zustände keine ständigen Beamten gegeben, vielmehr betraut für jeden Fall der König einen Rathsherrn (iudex, »der das Recht weist« = θεσμοθέτης) mit der Untersuchung und dem Urtheilsspruch und gibt ihm dazu die Instruction. Dass der römische Adel in der Rathsfähigkeit des Geschlechts seine Wurzel hat, lehrt sein Name (patricii, d. i. die Angehörigen eines pater); nur hat der König offenbar das Recht besessen, auch angesehene Männer bürgerlichen Standes in seinen Rath zu berufen und ihnen dadurch den Adel zu verleihen. Darauf beruht der Unterschied der älteren und

jüngeren Adelsgeschlechter (patres maiorum und minorum gentium).

Den Dorfbegriff kennt das ältere Rom nicht; vicus (= οἶκος) ist die Häusergruppe in der Stadt. Die Flurbezirke (pagi) sind wohl durch Festgebräuche verbunden, und an den Kreuzwegen (compita) liegen Capellen; aber draussen liegen nur Gehöfte (in den zwölf Tafeln horti, später, als hortus die Bedeutung von heredium erhält, villae genannt Plin. 19, 50), keine zusammenhängenden Siedlungen. Dieselbe Form der Siedlung besteht auch jetzt in den Ackerstädten Mittel- und Unteritaliens und Siciliens. Erst die hochgesteigerte Cultur des völlig befriedeten Staats schafft dann wieder Dörfer (fora et concionabula). — Ob der Ager romanus ursprünglich wirklich nach dem Schema der Agrimensoren, das sich für die Anlage von Colonien und Ackerassignationen ausgebildet hat, aufgetheilt gewesen ist, ist mir sehr fraglich. — MOMMSEN's Ansicht, dass alle Plebejer ursprünglich Clienten der Patricier gewesen seien, findet sich zwar [scheinbar?] bei Dionys. II, 9 (vgl. Festus 233), steht aber in Widerspruch mit der Auffassung Ciceros rep. II, 16 Romulus habuit plebem in clientelas principum discriptam, und Plutarchs Rom. 13, und mit den Thatsachen (Plut. Ti. Gracchus 13 und Marius 5 sind die Patrone Plebejer); die staatsrechtliche Scheidung der Stände fällt mit der privatrechtlichen und öconomischen zwischen dem unabhängigen und dem abhängigen Mann keineswegs zusammen. — Cic. rep. II, 23 cum ille Romuli senatus, qui constabat ex optimatibus, quibus ipse rex tantum tribuisset, ut eos patres vellet nominari patriciosque eorum liberos . . ., und ebenso alle anderen. Die Erklärung ist zweifellos richtig. Der Name senatus, der bezeugt, dass auch hier der Rath ursprünglich aus nicht mehr waffenfähigen Greisen bestand, kann erst nach Aufnahme der conscripti officiell geworden sein. — Dass manche Geschlechter aus Alba stammten, ist möglich, wie der sabinische Ursprung der Claudier gewiss richtig ist; auch sonst mögen nicht wenige Geschlechter aus der Fremde aufgenommen sein. Doch wird in den meisten Fällen bei den albanischen Geschlechtern (Dion. Hal. III, 29) keine Ueberlieferung, sondern Fiction auf Grund der Sagengeschichte anzunehmen sein: man liess den Eponymos bereits in Alba leben; die an Trojaner angeknüpften Geschlechter, wie z. B. die Julier, mussten ja nothwendig zuerst in Alba gesessen haben. — Dass die in den zwölf Tafeln genannten quaestores paricidii von den Aerarquaestoren zu scheiden sind (so folgert auch Pomponius Dig. I, 2, 2, 23 gegen die gewöhnliche Ueberlieferung), scheint mir durch den unterscheidenden Beinamen, der sonst überflüssig war, erwiesen zu werden.

331. Analoge Zustände wie in Rom haben offenbar in den übrigen Latinerstädten bestanden: es sind souveräne Bauern-

städte, die alte Stammeseinheit hat sich in eine Conföderation umgewandelt. Da die meisten Städte klein und politisch machtlos waren — Praeneste wird immer eine selbständige Stellung eingenommen haben —, hat der Latinerbund indessen noch eine festere Gestalt bewahrt. Neben dem Bundesfest zu Ehren des Juppiter Latiaris auf dem Gipfel des das ganze Land beherrschenden Albanerberges und der Bundesversammlung im Haine der Ferentina steht hier ein Oberhaupt, dem die politische und militärische Führung zusteht. Der Vorort war ursprünglich Alba Longa, der alte Königssitz im Gebirge über dem Albanersee; dann ist offenbar theils durch die wachsende Bedeutung der Verbindung mit dem Meer, theils wohl durch politische Ereignisse, namentlich die Kämpfe mit den Etruskern, die Tiberstadt Rom an seine Stelle getreten und hat die alte Metropole zerstört. — Bei den Etruskern herrschen dieselben Zustände, nur dass hier die Stadtgebiete weit ausgedehnter sind als in Latium. Die Adelsherrschaft ist hier noch stärker durchgeführt, die Adligen (lucumones, etr. lauchme) gebieten über grosse Schaaren rechtloser Leibeigener, nichtadligen Grundbesitz scheint es überhaupt nicht gegeben zu haben. Auch die freie Stadtbevölkerung hat schwerlich politische Rechte gehabt. Die zwölf wichtigsten Städte bildeten den etruskischen Bundesstaat, mit dem Tempel der Voltumna als Mittelpunkt (Liv. IV, 23 u. a.); hier versammelten sich die Häupter des Adels zu gemeinsamer Berathung und zur Wahl des Bundespriesters (Liv. V, 1). Die kleineren Städte scheinen von den Bundesstädten abhängig gewesen zu sein; die politischen Verhältnisse Etruriens sind also etwa denen Boeotiens gleichartig gewesen. — Aehnliche Zustände werden in den Ausonerstädten, namentlich in Capua und Nola, bestanden haben; zur Zeit des Vordringens der Römer ist das Volk in eine Anzahl wahrscheinlich verbündeter Stadtgemeinden aufgelöst. — In Umbrien ist, als im vierten Jahrhundert unsere Kunde beginnt, die Stammeseinheit völlig verschwunden. Die zahlreichen Gaue des Landes, z. B. die Sarsinaten, Iguviner, Camerten, Tuderten, sind städtisch organisirt und politisch vollständig isolirt. Das

flache Land wird auch hier von der Stadt regiert und steht der Tuta, d. h. der herrschenden Stadtgemeinde, als trifu (tribus in der Bedeutung von Gau, vgl. MOMMSEN, Staatsrecht III, 95) gegenüber.

332. Die Entstehung des Stadtstaats ist in diesen Gebieten überall beim Beginn unserer Kunde bereits vollzogen. Auch in Italien ist er durch die fortschreitende Cultur erzeugt und zugleich ihr Hauptträger. Mit ihr dringt er von der Westküste ins Gebirgsland vor; in Umbrien dringt er durch, bei den Sabinern finden wir die ersten Ansätze zu seiner Entwickelung (§. 328), Rom hat ihn dann auf der ganzen Halbinsel durchgeführt. Seine Entwickelung ist durch den griechischen Einfluss und die Handelsverbindung mit dem Osten gewiss nicht hervorgerufen, vermuthlich aber gefördert worden. In der Stadt concentrirt sich das öffentliche Leben und gestaltet sich dadurch zugleich lebensvoller und vielseitiger. Wer an ihm nicht Theil nehmen kann, wird zum politisch und social von anderen abhängigen Unterthanen. Auch in Italien ist die Stadt vielfach gewiss in Anlehnung an den natürlichen Vorort des Gaues, an eine alte Königsburg, wie wir sie in Rom wohl auf dem Palatin annehmen dürfen, erwachsen, in anderen Fällen aber durch einen einmaligen Akt, einen Synoikismos, durch den die Dörfer zur Stadt zusammengezogen wurden, geschaffen worden. Die Anlage des Mauerrings, die Furche, welche unter religiösen Ceremonien um die Ansiedlung gezogen wird, vollendet die Stadt. Sie scheidet sie als geheiligten Bezirk (templum), als Sitz der Beamten und der Schirmgötter des Gemeinwesens, aus der Feldflur aus, die sie beherrscht und der sie ihren Namen gibt.

Anlage der Mauerfurche Etrusco ritu Cato fr. 18. Varro ling. lat. V, 143. Plut. Rom. 11. Dion. Hal. I. 88. Festus p. 285 rituales u. a. Wo Städte neu angelegt werden (so später die römischen Colonien), wird in der Regel dasselbe Schema befolgt, das wir auch bei den griechischen Colonien finden: die Stadt ist ein nach den Himmelsgegenden orientirtes Rechteck, mit zwei von der Mitte der Mauerseiten ausgehenden, im Centrum sich rechtwinklig schneidenden Strassen. Da diese Anlage sich in der Etruskerstadt Marzabotto, in der Latinerstadt auf dem Palatin, in

den Griechenstädten Paestum und Selinus (ferner Neapel u. a.), in der Phoenikerstadt Soloeis findet, war es ein Missgriff Nissen's (Templum 1869; von ihm selbst in seinen pompej. Studien 591 ff. zurückgenommen), hierin eine specifisch den Italikern (im engeren Sinne) eigenthümliche Anlage zu sehen. Dagegen ist die Angabe der Alten, dass die religiöse Ausbildung dieses Schemas zur Lehre vom Templum etruskischen Ursprungs ist, nicht zu bezweifeln. Der neuerdings wiederholt gemachte Versuch, ältere, naturwüchsige italische Städte, z. B. Rom, in dies Schema hinein zu zwängen, ist eben so unbegründet wie undurchführbar.

333. Dass wie die italischen Stämme auch die Stadtgemeinden ursprünglich unter Königen standen, ist nicht zu bezweifeln. In Sagen und Institutionen lebt das Königtum überall fort, bei den Etruskern und Römern hat es im sechsten Jahrhundert noch mächtige, in der Sage gefeierte Herrscher hervorgebracht. Dann ist es meist dem Adel erlegen. Auch bei den Gebirgsstämmen ist es im vierten Jahrhundert durch gewählte Gemeindebeamte (bei den sabellischen Stämmen den Meddix tuticus, d. i. den »Volksrichter«) ersetzt. In den Zeiten aber, aus denen die einheimische Ueberlieferung stammt, war wenigstens in Rom und bei den Sabellern auch die Adelsherrschaft und der Geschlechterstaat überwunden; an ihre Stelle ist der aus der Gesammtheit der freien Bürger bestehende Staat getreten, in Rom in städtischen Formen, in Samnium als Gesammtheit der Bauerngemeinden. Daher begegnet uns in der italischen Auffassung vom Ursprung der Staaten das genealogische Schema, das bei den Griechen die Herrschaft behauptet hat und von ihnen auch in die italische Urgeschichte hineingetragen wurde, nur noch bei den Etruskern. Auch bei den anderen Stämmen hat es einmal bestanden, wie die Ableitung der Römer von Romulus, dem Sohne des Mars, der Sabiner von Sabus, dem Sohn des Semo Sancus, und die unteritalischen Sagen vom König Italos beweisen. Aber im vierten und dritten Jahrhundert war es den Römern wie den Samniten undenkbar, dass der Staat aus den Nachkommen eines Ahnherrn hervorgegangen sei; sie setzen an den Anfang nicht den Einzelnen, den Götter- oder erdgeborenen Ahnen, sondern das durch die Staatsordnung zu einer Einheit verbundene Volk. Die Ge-

stalt des Romulus haben die Römer bewahrt und die des Latinus von den Griechen übernommen; aber Romulus schafft das römische Volk nicht, indem er die Eponymen der Tribus zeugt, sondern indem er von überall her freie Männer zusammenruft und ihnen sein Gesetz auferlegt, und Latinus regiert über das Volk der Aboriginer, »derer, die von Anfang an da waren«. Die sabellischen Stämme aber leiten ihre Herkunft von den Schaaren der jungen Männer ab, welche in Nothjahren der Gottheit geweiht waren (ver sacrum) und nun unter ihrem Schutze, unter Führung der heiligen Thiere, die sie verehren und deren Namen sie zum Theil tragen, ausziehn, eine neue Heimath zu gewinnen. Geschichtliche Ueberlieferung ist das nicht, denn auf diesem Wege entsteht kein Volk, sondern so gut wie die römische Ursprungssage ein Versuch, die Entstehung des eigenen Volkes zu ergründen.

Die Aboriginersage ist älter als Kallias von Syrakus (Dion. Hal. I, 72) und Timaeos (Lykophron 1254), die sie bereits kennen, letzterer in der Verstümmelung Βορειγόνοι. [Allen Ernstes halten Zielinski und Geffcken, Timaios Geogr. S. 42 f., dieses Unwort für griechisch und Aborigines für eine Umdeutung desselben!] Dass die spätere Forschung dann wieder nach der Herkunft der Aboriginer fragt und ihnen noch andere Völker vorschiebt, ist absurd, aber das gewöhnliche Schicksal aller derartigen Erzählungen. — Neben diesen Sagen hat man Roms Ursprung nach dem Schema der Colonialgründung behandelt [ebenso wie die sabinischen Ansiedlungen bei Cato fr. 50, §. 328 A.]. Denn Rom ist eine Latinerstadt, seit 338 aber gibt es Latiner nur noch in latinischen Colonien, und daher werden alle alten Latinerstädte und so auch Rom als Colonien Albas betrachtet. — Sagen vom ver sacrum: Dion. Hal. I, 16. Cato fr. 53. Sisenna fr. 99. Strabo V, 4, 2. 12. Varro r. rust. III, 16, 29. Festus p. 158. 321. 379. Dass auch der Ursprung der Mamertiner nach diesem Schema behandelt wird (Alfius bei Festus 158), ist lediglich eine Bestätigung dafür, dass diese Sagen eben keine Geschichte sind. Um so werthvoller sind sie für das Verständniss der zur Zeit ihrer Entstehung herrschenden Auffassung vom Staate. Vgl. Forsch. I, 142, 2.

Religion.

334. Ueber die Religion der italischen Völker sind wir nur ganz unzureichend unterrichtet. Götternamen und Cultus-

stätten der einzelnen Völker kennen wir in ziemlich grosser Zahl, aber zur Erkenntniss ihres ursprünglichen Wesens, des mit ihnen im Volksglauben verbundenen Begriffs, reicht unser Material kaum weiter als bei den Phoenikern. Gerade auf religiösem Gebiet sind bei Etruskern und Römern die einheimischen Anschauungen durch die griechischen Einflüsse überwuchert. Bei den Italikern steht überall der Himmelsgott, der Vater Diovis (Juppiter) an der Spitze der Götterwelt und ist wie in Griechenland zugleich der höchste Schutzgott und der Stammvater des Volks. Neben ihm tritt vor allem eine kriegerische Gottheit Mars (Mavors, Mamers) hervor, auf den wie die Römer so viele sabellische Stämme ihren Ursprung zurückführen; er offenbart sich als Wolf und als Specht. Ihm zur Seite stehen in Rom Quirinus und Bellona. Bei den Sabinern wird Semo Sancus (mit dem römischen Deus Fidius, dem Schutzgott des Eides, identificirt), der Vater des Sabus (§. 333), als Stammgott verehrt. Am Hausherd waltet Vesta, in der Vorrathskammer die Dii Penates; beide werden zusammen auch am Staatsherd verehrt, wo von Jungfrauen der Vesta ein ewiges Feuer unterhalten wird. Zahlreiche weibliche Gottheiten lernen wir kennen, häufig als »Mütter« bezeichnet (so z. B. bei den Umbrern, vgl. Mater Matuta) — es sind vielleicht die grossen, in der Natur waltenden Mächte, welche dem Landmann Segen spenden, so die Erdmutter Ops, die Erntegöttin Ceres (osk. Keris), der Vater Liber, der Gott des Weinbaus, Venus (osk. Herentatis), die Spenderin aller Fruchtbarkeit und Zeugung. Gleichartig ist z. B. in Praeneste Fortuna, die erstgeborene Tochter Juppiters. Dem Juppiter steht die Königin Juno zur Seite, die Schirmherrin der Stadt (auch in den Latinerstädten und Falerii) und der Curien, in den Wäldern haust Diana, die Göttin der Jäger, im Meer Neptunus, im Feuer Volcanus, der Gott der Schmiede, daneben stehen die göttlichen Mächte, die in Wald und Quellen wohnen, wie Faunus, Silvanus, die Casmenen u. a. In der Erde ist das Reich des Dispater und anderer finsterer Mächte, denen in Nothlagen Menschenopfer dargebracht werden. Bei andern Gottheiten, wie Janus und

Saturnus, ist das eigentliche Wesen noch völlig dunkel. Offenbar hat auch die Religion der italischen Stämme dieselbe Entwickelung durchgemacht wie die der Griechen, die einzelnen Seiten der menschlichen Thätigkeit haben jede ihre göttliche Schutzmacht gefordert und erhalten, auch von uraltem Thier- und Baumdienst sind uns Spuren begegnet; aber zu klarer Erkenntniss der fortschreitenden religiösen Entwickelung vermögen wir hier nicht vorzudringen, die alten Göttergestalten sind durch die fortschreitende Cultur und das Eindringen der griechischen Religion verschoben und verblasst. Nicht wesentlich anders als das ältere römische und italische Pantheon scheint auch das etruskische ausgesehen zu haben. Auch hier finden wir den Himmelsgott Tin, dem eine Gemahlin (Juno) zur Seite steht. An sie schliesst sich als dritte Hauptgottheit Menerva, deren Cult auch die Falisker und Römer angenommen haben. Weitere etruskische Gottheiten sind der Gott des Feuers und der Schmiede (Sethlans ?), der Gott des Weinbaus Fufluns, Vertumnus, Voltumna, Nortia (in Volsinii) u. a., deren Functionen noch nicht genauer erkannt sind. Etruskischen Ursprungs ist auch der Cultus der Laren, der Schutzgeister, welche in Haus und Hof, in Kreuzwegen und Ansiedlungen hausen und die Familien beschützen. Verwandt, aber nicht identisch damit ist der römische und wohl allgemein italische Glaube an den Genius, den Geist, der wie die Psyche in jedem Menschen lebt, und an die Di Manes, die Todtengeister.

335. Im allgemeinen unterscheidet sich die italische Religion von der der meisten anderen indogermanischen Völker durch die stark entwickelte Neigung zum Formalismus. Das Ritual wird sorgfältig ausgebildet, die Vorzeichen des Vogelflugs und die sonstigen Omina streng beobachtet, jede Abweichung von der Regel gilt als unheilvoll. Die Phantasie und das warme Gefühl, welche die Entwickelung der griechischen Religion durchdringen, treten in Italien dem rechnenden Verstande gegenüber durchaus in den Hintergrund. Wie dem Semiten ist auch dem Italiker die Gottheit eine feste und greifbare Grösse, mit der er rechnen kann. Daher hat

jede Gottheit ihren bestimmten Machtbezirk, ihre scharf umgrenzten Competenzen. Das hat dazu geführt, dass der auch in der griechischen Religion vorhandene Trieb, jede menschliche Thätigkeit und jede Naturerscheinung einer bestimmten göttlichen Macht zuzuweisen, in Rom bis ins kleinste Detail durchgeführt ist und immer neue Götter erzeugt hat, dass aber dadurch schliesslich selbst die höchsten Götter ihres eigentlichen Wesens entkleidet und in schematische Abstraktionen umgesetzt werden. Vom Staat wie vom einzelnen erhält jede Gottheit genau, was ihr gebührt, aber nicht mehr; und wenn es möglich ist, sie in den Formen des Rechts zu betrügen und dadurch weiteren Gewinn zu erzielen, so nimmt Niemand daran Anstoss. Die ganze Augurallehre ist darauf gebaut. So finden wir in Italien wohl einen reich ausgestatteten und mit ostentativer Gemessenheit zur Schau getragenen Cultus, aber wenig tief empfundenes religiöses Leben. — Noch stärker ausgeprägt ist diese Eigenart bei den Etruskern. In ihren heiligen Büchern sind die Götter in ein festes System gebracht, ist genau festgestellt, wie man ihren Willen erforschen kann; hier ist die Lehre von der Vogel-, Blitz- und Eingeweideschau, von der Abgrenzung und Eintheilung des heiligen Bezirkes (templum), in den die Götter gebannt und gezwungen werden können, von den Ceremonien der Stadtgründung (§. 332) u. ä. bis ins kleinste Detail durchgeführt. Die etruskischen Lehren haben auf die römische und umbrische Religion und vermuthlich auch auf die der Sabeller den tiefgreifendsten Einfluss ausgeübt, erst durch sie ist die formalistische Neigung der Religion der Italiker zu voller Entwickelung gelangt. — Auch in Italien ist die Religion typisch für die gesammte Geistesrichtung des Volkes. Der kühle Verstand, die formelle Rechtlichkeit, die Unterordnung unter die überkommene Ordnung, das genaue Abwägen dessen, was dem anderen zusteht und was der eigene Vortheil erheischt, das sind die massgebenden Charaktereigenthümlichkeiten der Italiker. Die Phantasie, die schöpferische Kraft und die warme Empfindung sind dadurch fast erdrückt. So war Italien wohl im Stande, auf staat-

lichem und rechtlichem Gebiete Tüchtiges zu leisten und im politischen Leben die grössten Erfolge zu erringen; aber ihm war die Fähigkeit versagt, sich eine eigene Cultur zu schaffen, auf den Gebieten der Kunst, der Dichtung, der Religion, der Wissenschaft selbständig und schöpferisch zu wirken.

Anfänge der griechischen Einwirkung.

336. Die Phoeniker sind als Kauffahrer an die italischen Küsten gekommen; die Griechen haben sich im Lande eine neue Heimath gewonnen. Daher ist von ihnen eine ganz andere Einwirkung wie auf die Geschichte, so auf die Cultur der Halbinsel ausgeübt worden. Seit dem achten Jahrhundert erscheinen griechische Vasen, vorwiegend chalkidischen und korinthischen Fabricats, in den Gräbern Siciliens, Campaniens und Etruriens, und bald beginnt das einheimische Handwerk die fremden Erzeugnisse nachzuahmen, ihre Decoration auf einheimische Arbeiten von Thon und Bronze zu übertragen und auch den ferner wohnenden Stämmen zu übermitteln. Die zum Theil dem Orient entstammenden Typen der altgriechischen Kunst, wie Sphinxe, Greifen, Flügelpferde und ähnliche Mischwesen (z. B. auf einem archaischen altarähnlichen Bronzegefäss aus Praeneste), gegen einander springende wappenförmige Thiere zu beiden Seiten einer Säule (auf einer Grabstele in Bologna in eine Palme, in Capua in ein Aehrenbündel verwandelt), die säugende Göttin (Campanien), verbreiten sich durch ganz Italien. Griechische Formen der Spangen, der Gefässe, der Waffen werden eingeführt. Dem Handelsverkehr mit den Griechen verdanken die italischen Stämme ferner die Schrift. Spätestens etwa zu Anfang des siebenten Jahrhunderts haben die Latiner wie die Etrusker sie aus Kyme übernommen; von den Etruskern ist sie dem Charakter ihrer Sprache gemäss weitergebildet und den Umbrern und Oskern übermittelt worden. Auch die Veneter haben die Schrift ziemlich früh erhalten, wahrscheinlich von Tarent aus, während das Alphabet der Messapier aus Lokri entlehnt scheint.

Ueber die italische Schrift: MOMMSEN, unterital. Dialekte. KIRCHHOFF, Studien zur Gesch. des griech. Alph.[4] 127 ff. PAULI, Altital. Forsch. I. III (über die norditalischen und das messapische Alphabet). PAULI will das venetische Alphabet aus dem elischen ableiten, was sehr unwahrscheinlich ist und durch die geringfügigen Abweichungen vom tarentinischen nicht erwiesen wird. Dagegen scheint er mir gezeigt zu haben, dass die messapische Schrift nicht aus Tarent, sondern wahrscheinlich aus Lokri stammt. Die Abhängigkeit der oskischen und umbrischen von der etruskischen Schrift geht aus der Verwendung des 8 für f und dem Verlust des o hervor, für das die Osker dann ein neues Zeichen erfunden haben, die selbständige Stellung der latinischen Schrift aus der Verwendung des F (urspr. FH) für f und der vom etruskischen abweichenden Differenzirung der Zeichen für r und d.

337. Nicht minder stark war die griechische Einwirkung auf religiösem Gebiete. Auch hier hat Kyme am tiefsten und nachhaltigsten gewirkt. Der Orakelgott Apollo (latinisirt Aperta, »der Eröffner«, Paulus p. 22) findet durch ganz Italien Anerkennung und Tempel, sein Orakel in Delphi wird von Etruskern und Römern befragt, die Verse seiner Prophetin, der Sibylle von Kyme, werden die Schicksalsbücher von Rom. Noch volksthümlicher ist überall Herakles geworden, ein Hauptgott der Chalkidier, der die Feinde bekämpft, Segen und Gewinn bringt. Bei Oskern, Latinern, Etruskern erscheint er wie ein einheimischer Gott — wie es scheint, sind Züge eines alten italischen Gottes auf ihn übergegangen —, wie die Griechen führen auch die Italiker keinen Namen häufiger im Munde als den seinen, bei drohendem Unheil, beim Staunen, bei kräftiger Versicherung wird er angerufen. Aehnliche Bedeutung hat das hülfreiche Brüderpaar Castor und Pollux gewonnen. Auch Aphrodite dringt als Frutis nach Rom (Cass. Hemina fr. 7. Paulus p. 90); sie ist speciell die grosse, die Schiffahrt beschirmende Göttin am Eryx, in Rom mit der Venus, bei den Oskern mit der Herentatis (ZVETAJEFF no. 140) identificirt. Allmählich werden alle griechischen Götter den Italikern bekannt und den einheimischen gleichgesetzt oder angereiht (so Proserpina, »die Hervorkriechende« = Persephone). Am frühesten und vollständigsten vollzieht sich die Reception

der griechischen Götter bei den Etruskern; hier wird auch die ganze griechische Mythologie übernommen.

338. Das wesentlichste aber ist der grosse materielle Aufschwung, den die Verbindung mit der Griechenwelt und der gesteigerte Handel und Verkehr herbeiführt. Der Wohlstand hebt sich nicht nur in den etruskischen und latinischen Städten (so Praeneste), sondern auch in den Gebieten, welche mit den Griechen kaum oder gar nicht in directer Verbindung stehen (so in Bononia). Nach griechischem Vorbild werden Mauern und andere grössere Bauten aufgeführt, der Hausrath wird reicher und kostbarer, das Leben üppiger und genussreicher. Griechische Spiele, Wagenrennen und Ringkämpfe, Gesang und Tanz dringen ein. Das Grab wird reicher ausgestattet, grössere Grabbauten errichtet. Auch bei den Umbrern von Bononia und den Venetern von Ateste, wo die alte Kunstübung (§. 324) im wesentlichen bis ins fünfte, ja vielleicht bis ins vierte Jahrhundert unverändert weiterlebt, als sie südlich vom Apennin längst überwunden war, zeigen die gesteigerte Technik der Vasen, denen die geometrischen Ornamente jetzt mit dem Stempel eingepresst werden, die reicheren und gefälligeren Formen, die dem Leben entnommenen Darstellungen auf bronzenen Eimern und Bechern, die Errichtung von Grabstelen mit Darstellung des Todten oder anderem figürlichen Schmuck doch die fortschreitende Cultur und den grösseren Zusammenhang, in den Italien getreten ist. Die tiefsten Wurzeln aber hat der griechische Einfluss zunächst in Etrurien geschlagen. Der Metallreichthum des Landes, die bereits vorher erreichte Culturstufe, die durchgeführte Adelsherrschaft, die städtische Organisation gaben die Möglichkeit, sich die fremden Fortschritte anzueignen und sie energisch zu verwerthen. Daher übernehmen in der ersten Epoche der Geschichte Italiens die Etrusker politisch und geistig die Führung.

Für die Gräber von Bologna s. vor allem Zannoni, scavi della Certosa di Bologna, 1876. Uebersicht des Materias bei Martha, l'art étrusque, 1889.

Drittes Buch.

Der Ausgang des Mittelalters. Begründung der karthagischen und der persischen Macht.

I. Anfänge einer neuen Zeit.

Griechenland im siebenten Jahrhundert.

339. Mit der Colonisation beginnt die Theilnahme der griechischen Nation an der Entwickelung der Weltgeschichte. Mächtig ist sie zwischen die alten Culturvölker hineingetreten. Um das Jahr 630 v. Chr. erstreckt sich ihr Gebiet von den Küsten des schwarzen Meers bis nach Sicilien und Campanien, ja bis zum Libyerlande in Africa, und noch schreitet sie stetig auf dem betretenen Wege weiter fort. Aus den culturell und wirthschaftlich unentwickelten Gebieten zieht der griechische Handel ungeheuren Gewinn. Die Erzeugnisse der einheimischen Industrie werden abgesetzt, die Rohproducte, Metalle, Getreide, Sklaven, Vieh u. s. w. dafür gewonnen. Weit über die occupirten Gebiete hinaus erstreckt sich der Bereich des griechischen Verkehrs. Bereits zu Alkmans Zeit kennt man in Sparta venetische Rosse (23, 50); die Gründungssage von Kyrene erzählt von einem samischen Kaufmann Kolaios, der auf der Fahrt nach Aegypten hierher verschlagen und dann durch den Sturm weit ins Westmeer hinausgetrieben wird durch die Säulen des Herakles bis nach Tartessos; unermessliche Reich-

thümer bringt er von hier nach Hause (Her. IV, 152). Bald beginnen die Phokaeer regelmässige Handelsverbindungen mit der Polandschaft und den Küsten des Westmeers anzuknüpfen (§ 424). Wie die Stämme Italiens erfahren die Libyer, die Skythen und Thraker die Einwirkung der Griechen, kaufen ihre Waaren und öffnen ihren Kaufleuten den Weg zu den Königshöfen des Binnenlandes. Auch mit dem Orient wird die Verbindung wieder enger. Diese Entwickelung hat das Gefühl der nationalen Einheit lebendig gemacht, welches die Gemeinsamkeit in Sprache, Sitte und Religion geschaffen, Dichtung und Sage gezeitigt hatten. Durch die engere Verbindung der Stämme in Handel und Colonisation, durch den Gegensatz gegen die Fremden tritt es ins Bewusstsein. Mit dem Barbarennamen zusammen ist im siebenten Jahrhundert der Name der »Allhellenen« entstanden. Sein Ursprung liegt im Dunkeln. Seine Heimath ist die Landschaft Hellas, das südliche Thessalien, seine Verbreitung hat er wohl zunächst durch die Dichtung erhalten, welche Hellen den Sohn des Deukalion, des Urmenschen, der allein die grosse thessalische Fluth überlebt hat, als ältesten Ahnen nicht nur der Aeoler, sondern aller Griechen betrachtet. Das Bedürfniss nach einem gemeinsamen Namen hat dieser Anschauung allgemeine Verbreitung verschafft und bald auch die kürzere Bezeichnung Hellenen zum Gesammtnamen aller griechisch redenden Stämme gemacht — nur die isolirten Makedonier blieben davon ausgeschlossen. Die genealogische Dichtung ordnet dem Hellen zunächst die Eponymen der Achaeer des Epos und der Aeoler, Ionier, Dorier Kleinasiens unter, deren Stammesgenossen ja auch in Europa weithin verbreitet sind. An diese sind dann wieder die Ahnen der entlegeneren Stämme angeschlossen. So ist der Schein entstanden, als zerfalle die hellenische Nation in vier grosse einheitliche Hauptstämme.

Πανέλληνες, gebildet wie Παναχαιοί, zuerst im Katalog Il. B 530 und Archilochos fr. 52 ungefähr gleichzeitig; daneben der ganz Griechenland bezeichnende Ausdruck καθ' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος Od. α 344. δ 726. 816. ο 80, vgl. Ἄργος ἱππόβοτον καὶ Ἀχαιίδα καλλιγύναικα Il. Γ 75,

wo das Streben nach einer Gesammtbezeichnung deutlich hervortritt. Der Name Ἕλληνες ist offenbar jünger als Πανέλληνες und zuerst im hesiodeischen Hellenenstammbaum und dem Namen der Hellanodiken zu Olympia nachweisbar. Der Name βάρβαροι bezieht sich zunächst auf die Sprache: Κᾶρες βαρβαρόφωνοι B 867.

340. Während die Phoeniker, ehemals die Herren des Mittelmeers, ohne Kampf Schritt um Schritt vor den Griechen zurückweichen und ihre Faktoreien räumen, ist die politische und commercielle Verbindung Griechenlands mit dem Orient immer reger geworden. Griechische Kaufleute verkehren in den Phoenikerstädten und im Nilthal, griechische Söldner dienen in den Heeren des Pharao und des Lyderkönigs, in Kilikien sind griechische Schaaren mit den Heeren des assyrischen Grosskönigs zusammengestossen. Wieder wie in der mykenischen Zeit treten die Griechen in den Zusammenhang einer weltumfassenden internationalen Politik. Aufs neue ergiesst sich ein Strom orientalischen Einflusses auf die griechische Welt. Die Cultur des Ostens und seine Götter, die Wunder des Nilthals werden den Griechen bekannt, aegyptische Kunsttypen werden von den Ansiedlern in Aegypten und von den Kyrenaeern übernommen und weitergebildet, vor allem aber tritt der assyrische Einfluss, wie in der phoenikischen und kyprischen, so auch in der griechischen Kunst massgebend hervor (vgl. §. 249). In diesem gesteigerten Verkehr haben die Griechen die Maasse übernommen, welche seit uralter Zeit den Handel im Orient beherrschen (I, 188 f.). Vielleicht sind auch die Maasse der homerischen Zeit schon vom Orient abhängig, das »Maass« (μέτρον) für Trockenes und Flüssiges, und das »Gewicht« (τάλαντον). Das Goldgewicht von geringer Grösse, das bei Homer als Werthmesser und Ehrenpreis erscheint (Ψ 269. 751), scheint sich bis in späte Zeiten erhalten zu haben (Pollux IV, 173. IX, 53, im Werth von 3 attischen χρυσοῖ, 25,8 gr., vgl. Boeckh, Staatshaushalt I, 39 f.); es mag ein Aequivalent des babylonischen Kupferpfundes gewesen sein. Aber erst im siebenten Jahrhundert ist das aus Babylonien stammende, in ganz Vorderasien herrschende Gewichtssystem, welches das Pfund

(τάλαντον) in 60 Minen (μνᾶ), diese in 50 »Gewichte« (scheqel, σίγλος, übersetzt στατήρ) theilt, den Griechen bekannt geworden; die Colonisten in Italien und Sicilien kennen es noch nicht, sondern gebrauchen an seiner Statt ausschliesslich das einheimische Kupferpfund[1]) (libra, λίτρα) mit seiner Zwölftelung (uncia, sicilisch οὐγκία; weiteres darüber s. Aristoteles bei Pollux IV, 174. IX, 80. 81). Ueberall sonst in der Griechenwelt ist das asiatische System durchgedrungen; durch Einführung des Hundertstels der Mine, der Drachme (»die Handvoll«), und seines Sechstels, des Obolos (»Spiess«, d. i. der Kupfer- oder Eisenbarren), haben sie es weiter vervollkommnet. Nur in Korinth wird statt dessen der Stater in Drittel und Sechstel eingetheilt. Wie bei den Längen- und Hohlmaassen ist auch bei den Gewichten der Fuss im einzelnen vielfach verschieden, theils durch zufällige Differenzirung, welche sich auch bei ursprünglicher Gleichheit des Systems von Ort zu Ort ergibt, theils dadurch, dass die verschiedenen orientalischen Systeme mit einander concurrirten. So scheint im Peloponnes von Anfang an das phoenikische System festen Fuss gefasst zu haben, während in Ionien und auf Euboea der Einfluss Kleinasiens, speciell wohl der Lyder, vorherrschte.

Grundlegend nächst Boeckh's metrol. Untersuchungen J. Brandis, das Münz-, Maass- und Gewichtswesen in Vorderasien bis auf Alexander d. Gr. 1866. Hultsch, griech. und röm. Metrol., 2. Aufl. 1882, leider nicht übersichtlich genug. Kurze Zusammenfassung durch Nissen im Handbuch der classischen Alterthumsw. I; auch in der Einleitung von Head's historia numorum. Dazu die zahlreichen Einzeluntersuchungen namentlich von Dörpfeldt MAI. VII—X, Lehmann, zur Ἀθηναίων πολιτεία, Hermes XXVII u. a. Die Unsicherheit vieler, stark umstrittener Ergebnisse der neuesten Forschung und vor allem das Fehlen einer klaren und mehr als Nissen ins Detail gehenden Darlegung der äusserst complicirten Probleme machen dem Laien eine Verwerthung der Metrologie für die Geschichte in dem Umfang, wie es zu wünschen wäre, jetzt noch unmöglich.

---

[1]) Seine Grösse ist natürlich in den einzelnen Gebieten verschieden; später ist es überall zu der griechischen Mine in Beziehung gesetzt, das römische Pfund z. B. ist = $^3/_4$ attische Mine.

341. Der Schutz des Handels erfordert die Schaffung einer Kriegsflotte. Selbst die continentalen Staaten können sich dieser Forderung nicht entziehen. In Athen bildet man eine Seewehr, indem man jede Phyle in zwölf Districte, Naukrarien, theilt (§. 205), deren jeder ein Schiff zu stellen hat. Danach mag man die Stärke der Kriegsflotte von Korinth, Chalkis, Milet ermessen. Auf den Dipylonvasen sind mehrfach bereits Seekämpfe dargestellt. Der Schiffsbau schreitet über die offenen Funfzigruderer hinaus. Zuerst in Korinth ist man zu Ende des achten Jahrhunderts zu Kriegsschiffen mit drei Ruderreihen über einander und einem Verdeck, von dem aus die Hopliten kämpfen, übergegangen; vier solche Schiffe hat um 700 der korinthische Schiffsbaumeister Ameinokles den Samiern gebaut (Thuk. I, 14). Dies Beispiel zeigt zugleich die neue Gruppirung der Seemächte. Die commerciellen Interessen durchbrechen die alten Schranken der Stammverwandtschaft. Die Dorier von Korinth, mit ihren Nachbarn von Argos und Megara tief verfeindet, stehen mit den Ioniern von Samos und Chalkis in engem Bündniss, die Megarer suchen bei Milet Anschluss. Weit über sein Colonialgebiet hinaus strebt jeder Seestaat Verbindungen anzuknüpfen. Milet tritt in enge Beziehungen zu Sybaris (Herod. VI, 21), vertreibt von hier aus seine Waaren, namentlich wollene Gewänder und Decken, auf dem Landweg an die Etrusker (Timaeos fr. 60) — die Annahme, dass Chalkis und Korinth ihm den Seeweg durch die Strasse von Messina sperrten, ist sehr wahrscheinlich — und importirt dafür vermuthlich vor allem Getreide. Samos soll die Spartaner im messenischen Kriege unterstützt haben (Her. III, 47) und war mit Kyrene eng befreundet (Her. IV, 152), Chios, Teos, Mitylene u. a. werden blühende Handelsstädte, obwohl sie wenig oder gar nicht an der Colonisation betheiligt sind. Neben ihnen beginnt Phokaea hervorzutreten. Auf europaeischer Seite gelangt neben den alten Seestaaten des saronischen Golfs Aegina zu steigender Bedeutung. Das kleine Felseneiland gehörte ursprünglich den Epidauriern (Her. V, 83), die hier, wie der Name zu zeigen scheint, ihre Ziegen weideten. Die Gunst der Lage im Centrum

des Golfs inmitten der rivalisirenden Küstenstaaten hat die unfruchtbare und hafenlose, rings von Klippen umgebene Insel in einen seegebietenden Handelsstaat verwandelt. Schiffe werden gebaut, vor dem flachen Strande der Stadt Hafendämme ins Meer geworfen, eine reiche Industrie entwickelt sich namentlich in Töpferwaaren und Erzguss, sowie in Galanteriewaaren (Ephoros bei Strabo VIII, 6, 16). Seit dem Ende des siebenten Jahrhunderts etwa gehören die Aegineten zu den reichsten Kaufleuten von ganz Hellas (Herod. IV, 152). Die Oberhoheit von Epidauros wird abgeschüttelt, mit allen Nachbarstaaten liegen die Aegineten in Fehde, namentlich mit Athen und Korinth (vgl. Herod. VI, 89); wenn uns berichtet wird, dass die Samier unter König Amphikrates gegen Aegina zu Felde zogen und erbittert mit ihm kämpften (Her. III, 59), so ist das gewiss eine Wirkung der Freundschaft zwischen Korinth und Samos. Mit den ferner liegenden Staaten pflegen die Aegineten dagegen gute Beziehungen, so mit Argos und Theben (Her. V, 80. 86. VI, 92); mit Arkadien sollen sie von dem elischen Hafen Kyllene aus in Verbindung getreten sein (Paus. VIII, 5, 8). Dem entspricht es, dass, während die Ilias Aegina nicht erwähnt und selbst der Schiffskatalog es als Annex des Reiches von Argos behandelt (B 562), in den jüngeren Epen die Insel eine grosse Rolle spielt. Bei Hesiod sind Thebe und Aegina Schwestern, Töchter des Asopos (vgl. Herod. V, 80); Aiakos, der Ahnherr des Achilleus (und nach späterer Sage des Aias), mit seinen Myrmidonen wird hierher versetzt, die Aegineten gelten als die ältesten Schiffsbauer und Seefahrer (Hesiod fr. 96).

Dass die Trieren (und ebenso die Penteren etc.) mehrere gleichzeitig gebrauchte Ruderreihen über einander hatten, ist mir trotz der energischen Bekämpfung der herrschenden Ansicht durch Breusing, dem sich Bursch u. a. angeschlossen haben, nicht zweifelhaft. Dass die technischen Probleme, die hier vorliegen, noch nicht gelöst sind, ist kein Grund, die klaren Zeugnisse der Schriftsteller und Denkmäler in ihr Gegentheil zu verkehren. — Für Aegina vgl. die treffliche Schilderung Strabos VIII, 6, 16. Herodots Bericht V, 82 ff. ist von ätiologischen Erzählungen durchsetzt, welche Culte und Sitten erklären sollen, und nur als Reflex historischer Ereignisse verwerthbar.

342. So entsteht durch den Handel ein grösserer Zusammenhang einer allgemeinen Politik. Als zwischen Chalkis und Eretria der Krieg ausbrach, trat die ganze Griechenwelt zu beiden Seiten des aegaeischen Meeres in zwei Parteien aus einander (Thuk. I, 15). Seinen Ursprung hat der Kampf in einer Adelsfehde um den Besitz der fruchtbaren zwischen beiden Städten liegenden lelantischen Ebene genommen; aber er wurde ein Krieg der rivalisirenden Handelsinteressen um die Vormacht. Korinth und Samos stehen auf Seiten von Chalkis, ihre Rivalen Milet, Megara, Aegina unterstützen die Eretrier. Wenn Samos Aegina angreift (§. 341) und Megara die Samier bei der Gründung von Perinthos befehdet (§. 289), sind das offenbar Fortsetzungen des grossen Kriegs; auch in dem Gegensatz von Sybaris, der Freundin Milets, und Kroton spiegelt er sich wieder. Um die Mitte des siebenten Jahrhunderts stand er auf seinem Höhepunkt; auch die Colonisten in Thrakien und die thessalischen Ritter leisten den Chalkidiern Zuzug. Die Ritterlichkeit des Kampfes preist Archilochos (§. 231), als die tapfersten Griechen nächst den Argivern bezeichnet ein Spruch dieser Zeit die Chalkidier (vgl. §. 344). »Die muthschnaubenden Abanten« nennt der Schiffskatalog die Bewohner Euboeas; er rühmt ihr langes Haar, ihre Schnelligkeit, ihre Uebung im Lanzenkampf (B 536 ff.). Ein im Tempel der amarynthischen Artemis aufgezeichneter Vertrag soll die Satzungen des Ritterkampfs festgestellt, den Gebrauch von Fernwaffen untersagt haben. Aber in seinem Ausgang verflicht sich der Krieg mit den Ständekämpfen. Das Volk erhebt sich gegen die adligen Herren. »Weh über die Feigheit,« ruft ein korinthischer Adliger (Theognis 891), »Kerinthos ist gefallen, das Weinfeld von Lelantos wird verwüstet, die Braven fliehen, die Schlechten verwalten die Stadt; möchte Zeus so der Kypseliden Geschlecht vernichten!« Vielleicht gehört eine Erzählung, dass die verjagten Demokraten von Eretria aus in Chalkis eindringen und die Adligen bewältigen, in diesen Zusammenhang (Aen. tact. 4). Jedenfalls hat der Krieg mit dem Siege von Chalkis geendet. Eretria verliert fortan alle Bedeutung;

mit dem Besitz der lelantischen Ebene geht die Vorherrschaft auf Euboea wie im thrakischen und im westlichen Colonialgebiet auf Chalkis über. Doch hat auch Chalkis die Folgen des Kriegs nie verwunden. Im sechsten Jahrhundert gehört die Glanzzeit Euboeas bereits der Vergangenheit an, es wird von Korinth und Aegina weitaus überflügelt.

Belege: Herod. V, 99. Thuk. I, 15. Strabo X, 1, 12 f. Plut. erot. 17. In vorzüglicher Weise ist Holm, Lange Fehde (hist. und phil. Aufsätze für E. Curtius, 1884), dem allgemeinen Zusammenhange nachgegangen. — Herod. VI, 127 ἀπὸ Ἐρετρίης ἀνθεύσης τοῦτον τὸν χρόνον (zur Zeit des Kleisthenes von Sikyon) ist ein Irrthum.

343. Auch die Continentalstaaten verharren nicht mehr in Isolirung. Ueber Nordgriechenland freilich versagen unsere Quellen, wenn auch das Vordringen der Thessaler nach Süden, das zu erbitterten Kämpfen mit den Phokern führt (§. 189), und die pylaeische Amphiktyonie (§. 235), deren Entstehung dieser Zeit angehören dürfte, auf allgemeinere Bewegungen hinweisen. Klarer sehen wir im Peloponnes. Wie das olympische Fest, an dem schon im siebenten Jahrhundert nicht nur Peloponnesier und Athener, sondern auch Griechen aus Kleinasien, Sicilien, Unteritalien, Thessalien Theil nehmen, einen culturellen, so schafft der Gegensatz gegen die erobernden Staaten Sparta und Elis einen politischen Zusammenhang. Als um die Mitte des siebenten Jahrhunderts die Messenier den Versuch machten, das spartanische Joch abzuschütteln, kam es zu einem allgemeinen Krieg. Die Pisaten unter ihrem König Pantaleon, Sohn des Omphalion, empörten sich gegen Elis und machten mit den Messeniern gemeinschaftliche Sache. Um die Mitte des siebenten Jahrhunderts, seit Ol. 26 (676), 28 (668) oder 30 (660) haben die Pisaten den Eliern die Leitung der olympischen Spiele entrissen und lange Jahre behauptet. Das ist die Zeit des zweiten messenischen Kriegs. Denn aus Tyrtaeos wissen wir, dass die Enkel der Eroberer Messenes ihn geführt haben, also wohl die Könige Anaxandros und Anaxidamos (Paus. IV, 15, 3), die etwa um 650—620 regiert haben mögen. Die Arkader unter König Aristokrates

von Orchomenos, der seine Oberherrschaft weit über Arkadien ausgedehnt hatte, kamen den Aufständischen zu Hülfe, ebenso die Argiver; zwischen Sparta und Argos dauerte die Fehde um die kynurische Küste ununterbrochen. Ebenso hatten die Elier mit den Achaeern von Dyme zu kämpfen (Africanus zu Ol. 28), während Sparta bei Samos Unterstützung gefunden haben soll (Herod. III, 47). Dazu kamen innere Wirren in Sparta. Der Rückschlag, den der Verlust des reichen Fruchtlandes herbeiführte, wurde aufs schwerste empfunden, ungestüm erhoben die Verarmten den Ruf nach Landauftheilung (Tyrt. fr. 1 bei Arist. pol. VIII, 6, 2, vgl. Pausan. IV, 18, 1). Dazu kamen schwere Niederlagen (Tyrt. 11, 9), die mehrfach eine fast verzweifelnde Stimmung erzeugt zu haben scheinen. In dieser Noth hat der Sänger Tyrtaeos, angeblich ein Athener aus Aphidnae, die Spartaner durch seine mannhaften Kriegsgesänge zum Kampf angefeuert, den inneren Hader beschwichtigt, vor allem aber durch die Flötenmusik und das Schlachtlied die Geschlossenheit des Heeres geschaffen (§. 355). Schliesslich erfochten die Spartaner am »grossen Graben« einen entscheidenden Sieg (vgl. Tyrt. fr. 9), angeblich durch den Verrath des Arkaderkönigs Aristokrates — das soll den Sturz des Königthums in Arkadien zur Folge gehabt haben. Damit war das Schicksal der Ebene entschieden; nur im äussersten Norden ihres Gebiets auf der Bergfeste Eira hoch über dem Nedathal hielten sich die Messenier noch jahrelang. Mit dem Fall von Eira war der Krieg beendet. Einzelne Reste der Messenier flüchteten ins Ausland, so nach Rhodos, wo das Geschlecht der Diagoriden von einer Tochter ihres Helden Aristomenes abgeleitet wird, andere nach Arkadien (Polyb. IV, 33) und vielleicht nach Unteritalien. Die grosse Masse musste sich dem Sklavenjoch wieder fügen. Der Haupttheil des Landes, die Pamisosebene und der Westen, wurde unter die Spartiaten vertheilt, an der Südküste dagegen, die des Handels und Küstenschutzes wegen nicht als Ackerland aufgetheilt werden konnte, wurden die alten Orte in Perioekenstädte verwandelt und vielleicht zum Theil mit lakonischen

Unterthanen besiedelt. Auch die Elier haben schliesslich ihre Herrschaft über Pisa wieder hergestellt.

τὴν πρώτην κατάκτησιν αὐτῶν φησι Τυρταῖος ἐν τοῖς ποιήμασι κατὰ τοὺς τῶν πατέρων πατέρας γενέσθαι (fr. 5. Ephoros bei Strabo VI, 3, 3. Paus. IV, 15, 2)· τὴν δὲ δευτέραν, καθ' ἣν ἑλόμενοι συμμάχους Ἀργείους τε καὶ Ἀρκάδας (codd. Ἠλείους; vgl. Pausan. IV, 15, 7. 8) καὶ Πισάτας ἀπέστησαν, Ἀρκάδων μὲν Ἀριστοκράτην τὸν Ὀρχομενοῦ βασιλέα παρεχομένων στρατηγόν [bei Pausan. IV, 17, 2. VIII, 5, 13 Trapezuntier], Πισατῶν δὲ Πανταλέοντα τὸν Ὀμφαλίωνος· ἡνίκα φησὶν αὐτὸς στρατηγῆσαι τὸν πόλεμον τοῖς Λακεδαιμονίοις [von den Herausgebern falsch corrigirt]. καὶ γὰρ εἶναί φησιν ἐκεῖθεν (aus Sparta) ἐν τῇ ἐλεγείᾳ, ἣν ἐπιγράφουσιν Εὐνομίαν· »αὐτὸς γὰρ Κρονιών etc.« Strabo VIII, 4, 10. Darauf folgt die Discussion, ob Tyrtaeos ein Athener war, wie Philochoros, Kallisthenes u. a. (ebenso Plato legg. I, 629. Lycurg c. Leocr. 105. Ephoros bei Diod. VIII, 27. Justin. III, 5. Pausan. IV, 15; lahm ist er wegen des elegischen Versmasses) behaupteten. Der moderne Ausweg, er stamme aus dem lakonischen Aphidna (Steph. Byz. s. v.), ist problematisch; dass Tyrtaeos in seinen Gedichten wie ein Spartaner redet, ist wohl begreiflich. Die Angabe, er sei Milesier (Suid.), beruht wohl auf Confusion. Herod. IX, 35 weiss von Tyrtaeos nichts. Pausanias' Bericht über den Krieg ist secundär, vgl. §. 283. Die ältere Ueberlieferung setzt den zweiten mess. Krieg in die Zeit der Schlacht bei Marathon: Plato legg. III, 692 D. 698 E, und knüpft daran die Besiedlung von Zankle-Messana in der Zeit des Anaxilaos um 490 (so auch Pausan. IV, 23); daher machte Rhianos den König Leotychidas zum Führer der Spartaner (Pausan. IV, 15). Mit Recht haben die Historiker diesen Ansatz verworfen, ein Beweis, dass nicht immer die älteste Ueberlieferung die richtigste ist. Der Ursprung dieser Version liegt eben in der Ansiedlung der Messenier in Zankle durch Anaxilaos. Daher wird bei Strabo VI, 1, 6 (Timaeos?) der Ausweg ergriffen, dass die Messenier gleich nach dem ersten Krieg mit den Chalkidiern an der Gründung von Rhegion theilnehmen. Einen (vielleicht richtigen) Ausgleich enthält die Annahme von vier messenischen Kriegen bei Strabo: τρίτον δὲ καὶ τέταρτον πόλεμον συστῆναί φασιν, ἐν ᾧ κατελύθησαν οἱ Μεσσήνιοι. Das wäre 490 und 464. — Ueber Aristokrates vgl. Heraklides bei Diog. Laert. I, 94. Polyb. IV, 33. Hierher gehört wohl die Einnahme Phigalia's durch Sparta Ol. 30, 659. Pausan. VIII, 39, 3. — Von der Abstammung des Diagoras von Aristomenes (Pausan. IV, 24, vgl. VI, 6. 7) weiss Pindar Ol. 7 offenbar nichts. — Die Ansetzung des Kampfs um Thyrea in diese Zeit (Pausan. III, 7, 5. Euseb. Ol. 15, 2) ist so problematisch wie die des unglücklichen Kriegs gegen Tegea unter Charilaos (Pausan. III, 7, 3. Forsch. I, 241, 2). — Während die urkundliche Geschichte der Erweiterungen der olympischen Spiele in den beiden uns erhaltenen Quellen,

Africanus bei Eusebius und Pausan. V, 8 f., genau übereinstimmt, weichen die hinzugesetzten historischen Notizen bei Africanus von dem Abriss bei Strabo VIII, 3, 30 und Pausan. VI, 22 stark ab. Africanus bemerkt zu Ol. 28 ταύτην ἦγον Πισαῖοι, Ἠλείων ἀσχολουμένων διὰ τὸν πρὸς Δυμαίους πόλεμον, und zu Ol. 30 Πισαῖοι Ἠλείων ἀποστάντες ταύτην τε ἦξαν καὶ τάς ἑξῆς κβ (also bis Ol. 51, 576 v. Chr., incl.). Dazu stimmt freilich schlecht, dass in den folgenden Jahren wiederholt Lakonen und Ol. 37 ein Elier siegt, und dass nach Pausan. V, 9, 4 die Elier Ol. 50 die Zahl der Hellanodiken auf zwei vermehrt haben. Nach Pausanias dagegen haben die Elier die Prostasie nur Ol. 8 an Pheidon und die Pisaten, Ol. 34 an den Pisatenkönig Pantaleon (vgl. VI, 21, 1), Ol. 104 (364) an die Arkader (Afric. an die Pisaten) verloren; diese Feiern würden von den Eliern als ἀνολυμπιάδες nicht mitgezählt. Ol. 48 (588, vgl. Phlegon fr. 7) hätte Pantaleon's Sohn Damophon (vgl. V, 16, 5) einen vergeblichen Versuch gemacht, bald darauf hätte sich dessen Bruder Pyrrhos mit den Triphyliern von Skillus und Makistos und den Perioeken von Dyspontion gegen die Elier empört. Diese Version ist deutlich zu Gunsten der Elier gefärbt und wird von den Neueren mit Unrecht bevorzugt. Strabo endlich berichtet VIII, 3, 30 (vielleicht nach Apollodor, sicher nicht nach Ephoros, s. VIII, 3, 33), von Ol. 1—26 hätten die Elier die Prostasie gehabt, μετὰ δὲ τὴν ἕκτην καὶ εἰκοστὴν Ὀλυμπιάδα οἱ Πισᾶται τὴν οἰκείαν ἀπολαβόντες αὐτοὶ συνετέλουν, τὸν ἀγῶνα ὁρῶντες εὐδοκιμοῦντα· χρόνοις δ' ὕστερον μεταπεσούσης πάλιν τῆς Πισάτιδος εἰς τοὺς Ἠλείους μετέπεσεν εἰς αὐτοὺς πάλιν καὶ ἡ ἀγωνοθεσία. Das dürfte der Wahrheit am nächsten kommen. Pantaleon auch Herakl. pol. 6. — Den Umfang des von Sparta occupirten Gebiets bestimmt Niese, Hermes 26, 19 richtig, vgl. Euripides bei Strabo VIII, 5, 6.

344. Während dieser Kriege hat Sparta mit wechselndem Erfolg mit Argos um den Besitz der kynurischen Landschaft gekämpft. Was von einzelnen Episoden des Kriegs und von gleichzeitigen Angriffen der Spartaner auf Tegea erzählt wird, das dann von den Argivern unterstützt und gerettet sei, hat keine Gewähr und beruht zum Theil auf Vordatirung weit späterer Ereignisse. Doch ist nicht zu bezweifeln, dass die Bewohner der ostarkadischen Hochebene mit Argos gegen die spartanischen Uebergriffe zusammengingen. Wie die Messenier bei Argos, so fanden die argivischen Landstädte, Tiryns und die Dryoperstadt Asine bei Sparta Unterstützung, und als die beiden Orte von Argos erobert und zerstört wurden, haben die Spartaner die verjagten Einwohner an der messenischen Küste in Mothone und einem neuen Asine angesiedelt. Eine

Niederlage der Spartaner bei Hysiae, an der Grenze des argivischen und tegeatischen Gebiets, wird, vielleicht annähernd richtig, ins Jahr 669/8 gesetzt (Pausan. II, 24, 7). Diese Angaben zeigen, dass auch Argos Erfolge aufzuweisen hatte. Dieser Zeit wird die Unterwerfung des ganzen Inachosgebiets, die Umwandlung der Landstädte in Perioekengemeinden (Orneaten, §. 176), angehören. Ein gleichzeitiger Spruch bezeichnet die »Argiver im Linnenpanzer, die Stachel des Krieges, die zwischen Tiryns und Arkadien wohnen«, als die tapfersten aller Griechen, mehr noch als die Männer von Chalkis (Anthol. pal. XIV, 73 etc.). Wahrscheinlich sind diese Erfolge das Werk des Königs Pheidon. Pheidon von Argos ist die älteste Gestalt der griechischen Geschichte, deren Thaten in der Tradition lebendig geblieben sind. Zweierlei weiss Herodot von ihm zu berichten, dass er das peloponnesische Maasssystem geschaffen, und dass er der ganzen Griechenwelt den grössten Schimpf angethan habe, indem er den Eliern den Vorsitz bei den olympischen Spielen entriss. Die für seine Zeit überlieferten Ansätze differiren um volle drei Jahrhunderte. Dass das pheidonische Maasssystem in Athen von Solon abgeschafft wurde, beweist, dass er geraume Zeit vor 600 v. Chr. gelebt haben muss; die Angabe über Olympia, dass er in eine Zeit gehört, als die olympischen Spiele schon ihren localen Charakter verloren hatten und allgemeines Ansehen genossen, also nach 700 v. Chr. Dann wird es sehr wahrscheinlich, dass er in die Zeit zu setzen ist, wo Pisa und Messene gegen Elis und Sparta kämpften, dass er mit den Pisaten zusammen den Eliern die Leitung des olympischen Festes entriss. Er wird die Seele der grossen Coalition gegen die beiden erobernden Staaten gewesen sein. Ephoros hat erzählt, er habe das ganze »Loos des Temenos« noch einmal unter seiner Herrschaft vereinigt, und in der That ist es möglich, dass Aegina ihm unterthan war. Die Späteren berichten auch von einem freilich vereitelten Handstreich gegen Korinth. Unter ihm ist Argos noch einmal die Vormacht des Peloponnes gewesen. Das spricht sich am deutlichsten darin aus, dass die Maass- und

Gewichtsordnung des Pheidon auf der ganzen Halbinsel eingeführt ist, mit Ausnahme von Korinth, das sich seine Selbständigkeit den Continentalmächten gegenüber wahrte und vielmehr an Euboea anschloss. Auch in Attika und weithin in Mittelgriechenland (Boeotien, Phokis, Thessalien) haben Pheidons Maasse Eingang gefunden, ebenso, wenn auch vielleicht nicht gleich zu Anfang, in Aegina. Da Aegina alsbald die wichtigste Handelsstadt dieses ganzen Gebiets wurde, wird das pheidonische System später gewöhnlich als das aeginetische bezeichnet. Seine Normen sind vielleicht durch eine Reduction aus den phoenikischen Maassen hervorgegangen. — Pheidons Nachkommen haben seine Errungenschaften nicht behauptet. Allmählich gewinnt der spartanische Kriegerstaat das Uebergewicht, zu Anfang des sechsten Jahrhunderts gehört Kynuria und die Insel Kythera den Spartanern (Her. I, 82), unter Pheidons Enkel Meltas ist das argivische Königthum gefallen, d. h. in ein Schattenkönigthum umgewandelt (Pausan. II, 19) — denn als solches bestand es noch zur Zeit der Perserkriege.

Nauplia und Asine: Theopomp bei Strabo VIII, 6, 11. Herodot VIII, 73 [mit geographischem Irrthum]; vgl. CIG. 1193; weitere Combinationen bei Pausan. II, 36, 4. III, 7, 5. IV, 15, 8 (vgl. 27, 8). 24, 4. 35, 2. Den unglücklichen Kampf gegen Tegea (Herod. I, 66) und den Kampf um Thyrea (Herod. I, 82) haben die Späteren aus dem sechsten ins neunte und achte Jahrhundert hinaufgerückt (Pausan. III, 7, 3, vgl. Forsch. I, 241, 2 und Diod. VII, 13, 2; Pausan. III, 7, 5. Euseb. Ol. 15, 2). Der Ansatz der Schlacht bei Hysiae auf Ol. 27, 4 (Paus. II, 24, 7) hat schwerlich mehr historischen Werth. — Ueber Pheidon s. ausser den älteren Abhandlungen von Weissenborn, Curtius u. a. die methodische Untersuchung von Trieber in den histor. Aufsätzen für G. Waitz 1886, dem ich freilich nicht überall (z. B. darin, dass Theopomp das Ende des assyrischen und den Anfang des makedon. Reichs in Ol. 1 gesetzt habe) beistimmen kann. Grundlegend Herod. VI, 127 Φείδωνος τοῦ Ἀργείων τυράννου [d. h. König] παῖς Λεωκήδης, Φείδωνος τοῦ τὰ μέτρα ποιήσαντος Πελοποννησίοισι καὶ ὑβρίσαντος μέγιστα δὴ Ἑλλήνων πάντων, ὃς ἐξαναστήσας τοὺς Ἠλείων ἀγωνοθέτας αὐτὸς τὸν ἐν Ὀλυμπίῃ ἀγῶνα ἔθηκε. Ephoros bei Strabo VIII, 3, 33. 6, 16 hat Herodots Angaben erweitert. Er lässt ihn auch Geld prägen, speciell Silber auf Aegina, das ganze Loos des Temenos einigen, den Spartanern die Hegemonie entreissen und den Vorsitz in allen von Herakles begründeten Spielen in Anspruch nehmen. In Folge dessen geben die Elier

ihren Friedensstand auf und finden bei Sparta Unterstützung. Nach Pausan. VI, 22, der Herodot benutzt, unterstützt Pheidon die Pisaten. Angriff auf Korinth (vgl. Nic. Dam. 41) schol. Ap. Rhod. IV, 1212. Plut. amator. narr. 2, mit der Geschichte des Archias, des Gründers von Syrakus, verbunden. Dass Pheidon Temenide war, dürfen wir der allgemeinen Ueberlieferung (Ephoros, Theopomp, Arist. pol. VIII, 8, 4 u. a.) glauben. Herodot lässt seinen Sohn an der Brautwerbung um Kleisthenes' Tochter Agariste Theil nehmen, setzt ihn also um 600 v. Chr. Wie wenig Gewähr das hat, lehren seine Angaben, dass damals Eretria auf der Höhe seiner Macht gestanden habe, und dass Alkmeon, der Vater des Megakles, der die Agariste heirathet, seinen Reichthum dem Kroesos verdanke. Ephoros macht Pheidon zum δέκατος ἀπὸ Τημένου (ebenso Pausanias' Quelle II, 19, 2, vgl. den Stammbaum zu §. 163), setzt ihn also etwa zwei Generationen nach der Gründung von Syrakus (§. 302 A.). Theopomp fr. 30 (Sync. p. 498 f. = Diod. VII, 17, wo ein Glied ausgefallen ist, vgl. Velleius I, 6) macht ihn zum Vater, Satyros fr. 21 zum Bruder des Karanos, des angeblichen Begründers des makedonischen Reichs, und zum siebenten von Temenos (incl.). Dazu stimmt chron. par. 30 ἀφ' οὗ Φείδων ὁ Ἀργεῖος ἐδήμευσε τὰ μέτρα καὶ ἀνεσκεύασε, καὶ νόμισμα ἀργυροῦν ἐν Αἰγίνῃ ἐποίησεν, ἑνδέκατος ὢν ἀφ' Ἡρακλέους, ἔτη 631 = 895 v. Chr. [Archias 757 v. Chr. ist hier δέκατος ἀπὸ Τημένου, steht also drei Gen. tiefer]. Bei Eusebius (Hieron. Sync.) steht Pheidon a. Abr. 1220, 797 v. Chr., im 17. J. des Karanos. Pausanias VI, 22 (§. 343 A.) endlich setzt Pheidon in Ol. 8 (748 v. Chr.). Dem Resultat, aber nicht der Methode nach deckt sich mein Ansatz ungefähr mit dem von Weissenborn und Curtius. — Wie in Athen wird auch in Argos die Schwächung der Königsgewalt bei Pausan. II, 19 möglichst hoch hinaufgerückt, unter Keisos' Sohn Medon. Die weitere Behauptung Μέλταν δὲ τὸν Λακήδου [Leokedes S. d. Pheidon bei Herodot] δέκατον ἀπόγονον Μήδωνος τὸ παράπαν ἔπαυσεν ἀρχῆς καταγνοὺς ὁ δῆμος ist so nicht richtig, s. Herod. VII, 149 und vgl. Aeschylos' supplices. — Mit der Angabe κατέσχεν οὖν ἡ βασιλεία ἤτοι τοπαρχία τῶν Ἀργείων ἔτη φμθ, καθὼς καὶ Διόδωρος ὁ σοφώτατος (fr. VII, 14) συνεγράψατο Malal. p. 68, weiss ich nichts anzufangen. — Pheidonische Maasse auch Aristot. bei Pollux X, 179, Didymos bei schol. Pind. Ol. 13, 27. Plin. VII, 198. Dass die pheidonischen Maasse mit den später im Peloponnes allgemein herrschenden aeginetischen identisch sind, ist mir nicht zweifelhaft. Da Solon in der attischen Prägung das pheidonische durch das euboeische System ersetzte, und in Folge dessen 100 neue Drachmen = 73 alten waren, ist der falsche Schein entstanden, die alte pheidonische Mine habe nur 73 Drachmen enthalten, sei also kleiner gewesen als die neue; so Androtion bei Plut. Sol. 15. Arist. pol. Ath. 10. Dadurch haben manche, wie Hultsch, Fl. Jahrbl. 1891, 262, sich irre führen lassen; dagegen mit Recht Lehmann, Hermes XXVII, 530. Die alte (pheidon.-

aegin.) Mine blieb in Athen als ἐμπορικὴ μνᾶ zu 138 (neuen) Drachmen neben der Silbermine zu 100 Drachmen bestehen: CIA. II, 476 (CIG. 123) Zl. 29 ff. — Während die besseren Berichte nur von Pheidons Maassordnung reden, lassen Ephoros bei Strabo VIII, 6, 16. chron. par. Pollux IX, 83. Et. magn. ὀβελισκός [weiter entstellt s. v. Εὐβοικὸν νόμισμα] ihn auch Silbergeld prägen, und zwar auf Aegina, d. h. sie führen den Ursprung der aeginetischen Drachme, des später im ganzen Peloponnes herrschenden Courants (vgl. Hultsch, Metrol. [2]191. Head, hist. num. 331. 342. Pollux IX, 74 über die χελώνη) auf ihn zurück. Aber nicht nur kennen wir kein pheidonisches und überhaupt kein älteres argivisches Geld, sondern Aegina hat in ältester Zeit Statere von 13.7 bis 13,4 gr. geprägt und ist erst zu Ende des siebenten Jahrhunderts zum pheidonischen Stater von ca. 12,4 gr. übergegangen. Auf dem peloponnesischen Festland, abgesehn von Korinth, hat man wahrscheinlich erst weit später, lange nach Pheidon, zu prägen begonnen. Der Zurückführung des aeginetischen Systems auf Sparta und Lykurg durch Hultsch (Metrol. 197) kann ich natürlich nicht zustimmen. — Ich bemerke noch, dass die vielumstrittenen Angaben bei Pollux IX, 76. 86 über den Werth der aeginetischen Münzen sich schwerlich, wie allgemein angenommen wird, auf das älteste oder ein anderes verschollenes aeginetisches System beziehn können; hier muss ein Irrthum vorliegen. Weiteres §. 349.

Sociale und politische Umwandlungen. Industrie und Geldwirthschaft. Der Demos und das Bürgerthum.

345. Für alle Staaten, die am Handel Theil nehmen, ist die Beschaffung der Waaren für den Export die Lebensbedingung. Eine Schale aus Kyrene zeigt den König Arkesilaos II. (um 560), wie er auf seinem Thron dem Verpacken und Abwägen der Silphionballen (§. 301) zuschaut. Auf dem Ertrag des Thunfischfangs beruht der Wohlstand von Byzanz und Sinope, zum Theil auch von Tarent. Andere Staaten exportiren Getreide, wie namentlich die unteritalischen und später die pontischen Colonien, Wein, wie z. B. Chios, Naxos, Lesbos, Thasos, Rhodos, Oel, Feigen, Wolle, Honig u. a. Daneben gewinnen die Erzeugnisse des Handwerks immer grössere Bedeutung. Wie in der mykenischen Zeit beginnen die alten Gewerbe der Schmiede und Töpfer aufs neue für einen ständig wachsenden Export zu arbeiten. Namentlich die griechischen

Thonwaaren bilden überall einen Hauptartikel des Handels, Trinkschalen und Becher, Kannen, Salbgefässe, daneben gröbere Krüge und Urnen als Waarenbehälter. Seit dem Beginn der Colonisation entwickeln sich neue Stile in Form und Decoration. Die Führung übernehmen Chalkis und Korinth, die ganz Italien und Sicilien mit Thonwaaren versorgen. Aber auch Megara und Aegina, Rhodos, die aeolischen Städte (Myrina), später Kyrene u. a. haben ihre heimische Industrie, die sich auswärtige Absatzgebiete erobert, und bald beginnen die Töpferwaaren von Attika in die Concurrenz einzutreten. Dieselben Gebiete haben Metallwaaren exportirt, Waffen von Bronze und Eisen, Schmuckgegenstände und Gefässe; doch hat hier, wie schon erwähnt, der Metallreichthum Italiens die Selbständigkeit der heimischen Industrie gesichert, ja wohl schon früh umgekehrt einen Export aus Etrurien nach Griechenland erzeugt (Kritias el. fr. 1, 7). Auch die Zeugstoffe sind ein wichtiger Handelsartikel, so die wollenen Gewänder und Decken von Milet und Chios, die Purpurstoffe von Euboea und Lakonien (Kythera); ferner die Möbeln Ioniens, die Kleinwaaren Aeginas, die Wagen von Cypern, Kyrene, Theben u. a. Auch die Erzeugnisse der kleinasiatischen Industrie, namentlich Lydiens, werden von den griechischen Kaufleuten exportirt. Wie die Griechen den Phoenikern ihr Handelsgebiet und ihre Factoreien der Reihe nach entreissen, werden sie ihnen auch in der Industrie ebenbürtig, ja bald überlegen.

Im allgemeinen Büchsenschütz, Erwerb und Besitz; ders., Hauptstätten des Gewerbfleisses im class. Alterth. (Preisschr. der Jablonowskischen Ges. XIV, 1869). Blümner, Technologie, und in Hermann's Griech. Antiquitäten IV [3]. Sehr werthvoll sind die bei Athen. I, 27. 28 bewahrten Angaben; wenn die Fragmente des Hermippos und Kritias (vgl. auch die Fragmente seiner πολ. Λακ.) auch erst aus dem peloponnesischen Krieg stammen, so haben die zu Grunde liegenden industriellen und commerciellen Verhältnisse sich doch schon viel früher entwickelt. — Arkesilaosvase: Puchstein, Arch. Ztg. 1880, 185. Studniczka, Kyrene S. 1 ff.

346. So tritt an die Stelle des für den Bedarf des Hauses und der Gemeinde arbeitenden Handwerks eine ausgebildete

Industrie, welche dem Handel die Waaren liefert und daher ganz anderer Organisation und Hülfsmittel bedarf. Die Production muss fabrikmässig betrieben werden. Dazu reichen die freien Arbeitskräfte und die kleinen bürgerlichen Handwerker nicht aus; die Sklavenarbeit tritt an ihre Stelle. Der Handel und der gesteigerte Wohlstand bieten die Mittel dazu, die fremden Länder das Bezugsgebiet. Kleinasien, die Pontusländer, Thrakien versorgen die Handelsstädte des Mutterlandes mit Sklaven, die Colonien Italiens und Siciliens beziehen sie aus der unterworfenen einheimischen Bevölkerung. Damit tritt wieder ein neues Element in die griechische Welt. Der älteren Zeit ist der Kaufsklave fast völlig fremd, er verbreitet sich mit der neuen Cultur als einer ihrer wichtigsten und unentbehrlichsten Bestandtheile. Als die ersten, welche Sklaven in Massen importirten, gelten die Chioten (Athen. VI, 265 u. s. w.), aber Korinth, Aegina, Milet, Chalkis und die übrigen Fabrikstädte konnten sie ebenso wenig entbehren, und ständig wächst hier ihre Zahl, oft weit über die freie Bevölkerung hinaus.

Ueber die Entwickelung der Sklaverei s. Athen. VI, 264 ff. mit den Belegen aus Theopomp. (fr. 134), Timaeos (fr. 67) u. a. Steph. Byz. Χίος. Ueber die bei Athen. VI, 272 für Korinth, Athen, Aegina gegebenen Sklavenzahlen, deren absolute Unmöglichkeit schon Hume, Niebuhr u. a. anerkannt haben, s. Beloch, Bevölkerung der griechisch-röm. Welt 84 ff. In entlegene Gebiete, wie Phokis und Lokris, ist die Kaufsklaverei erst im vierten Jahrhundert eingedrungen.

347. Noch einschneidender wirkt das Aufkommen der Geldwirthschaft. In der homerischen Zeit herrschen Naturalwirthschaft und Tauschhandel (z. B. Η 472. α 431 u. a.). Der Werth der Waaren, auch kostbarer Gegenstände, wie z. B. einer goldenen Waffenrüstung (Ζ 236), wird nach Rindern gemessen, wie im ältesten Rom (pecunia); die Busssätze, welche der Staat auferlegt, waren noch bei Drakon in Vieh ausgedrückt (Pollux IX, 61, vgl. Plut. Sol. 23). Der gesteigerte Verkehr bedarf eines anderen Werthmessers, der leicht transportirbar und beliebig theilbar ist, so dass er eine genaue

Abschätzung ermöglicht; ihn bieten nur die Metalle. Sie werden meist in Barrenform gebracht und dem Verkäufer zugewogen. Für den localen Verkehr genügen die einheimischen Metalle. So ist in Italien überall, bei den Griechen wie bei den Einheimischen, das Kupfer der allgemeine Werthmesser (§. 325). Auch in Griechenland ist es weit verbreitet, auf Kreta z. B. geben alte Gesetze von Gortyn und Knossos die Strafsätze in ehernen Kesseln (λέβητες) und Dreifüssen (τρίποδες) an. Im Peloponnes verwendet man Eisenbarren (ὀβελίσκοι σιδηροῖ), aus denen sich später vor allem in Sparta, aber auch in Argos, Tegea, Heraea und ebenso in Byzanz eine eiserne Scheidemünze entwickelt hat; auch Homer (Il. H 473) kennt Eisen als Tauschmittel. Aber für die Ansprüche des Grosshandels sind diese Metalle zu wohlfeil; nur die Edelmetalle können ihm genügen. Seit dem Anfang des siebenten Jahrhunderts gewinnen die Edelmetalle, im Orient seit Jahrtausenden die allgemeinen Werthmesser, auch im griechischen Verkehr immer mehr die Herrschaft; zur Verbreitung des orientalischen Gewichtssystems (§. 340) haben sie wesentlich beigetragen.

Ueber das Eisengeld im Peloponnes s. Boeckh, Staatshaushalt I, 771 ff. Köhler, MAI. VII, 1. 377. Ueber die kretischen λέβητες und τρίποδες Comparetti, Mus. ital. II, 242 ff. 682 ff. mon. antichi dei Lincei I, 114 ff. (gegen Svoronos, BCH. XII. 405).

348. Diese Entwickelung ist von folgenschwerer Bedeutung gewesen. Nicht nur für den Verkehr wird eine feste Norm geschaffen; sie wirkt erschütternd und umgestaltend auf alle Lebensverhältnisse bis in das entlegenste Dorf. Die Erzeugnisse der Heimath reichen für die Bedürfnisse des täglichen Lebens nirgends mehr aus, die fremden Waaren aber können nur gegen das Aequivalent gekauft werden, welches der Handel allein anerkennt. Auch im heimischen Verkehr schwindet der Tauschhandel; die Marktpreise werden abhängig von den Constellationen des Verkehrs, von der Concurrenz des italischen, sicilischen, pontischen Getreides. Jedes Unternehmen, jede nothwendige Anschaffung, die Deckung von Misserfolgen erfordert baares Geld. Wer keins hat, muss es zu schweren

Zinsen aufnehmen, muss nach dem alten harten Schuldrecht mit seiner Habe und mit seinem und der Seinen Leibe dafür haften, muss Bürgen stellen, die er, wenn er nicht zahlen kann, mit sich in dasselbe Verderben reisst. »Leiste Bürgschaft und du sitzst im Unglück« (ἐγγύα, παρὰ δ' ἄτα) lautet ein Sprichwort dieser Zeit. Der vermögende Adlige, der Kaufmann, der glückliche Unternehmer prosperiren dabei; auch der Staat hat Vortheil davon, wenn er die richtigen Hafen- und Marktgefälle erhebt. Dagegen der Kleinbauer, der Pächter, der Tagelöhner werden mit doppelter Wucht von den neuen Verhältnissen getroffen. Die alten ruhigen Zustände, wo sie in patriarchalischer Abhängigkeit von den adligen Herren die Felder bestellten, diesen ihre Abgaben zahlten und dafür ihren Schutz genossen, sind geschwunden. Geld hat der Bauer nicht, und doch braucht er es für jede Anschaffung und doppelt in Nothjahren. Auch wird der Grundherr oft genug die Zahlung der Pachtsumme nicht mehr in Naturalien, sondern in Geld gefordert haben. So verfällt die Bauernschaft immer mehr in Schulden. Der zahlungsunfähige Schuldner verliert sein verpfändetes Grundstück oder seine Pachtung und wird zum Knecht. Da der Gläubiger Arbeitskräfte in Fülle hat, verkauft er ihn und seine Familie in die Fremde, um das Geld zu erhalten, das auch er nothwendig braucht. Vergeblich sucht man den Wirkungen dieser Entwickelung zu begegnen; sie schreitet mit der Cultur von Ost nach West vor, von den Handelsstädten Ioniens und am Isthmos nach Attika und Argolis, nach Boeotien und Arkadien.

Die Belege bieten die Geschichte der Tyrannenzeit und die Gedichte Solons. Es ist begreiflich, dass die Zeitgenossen, ähnlich wie die alttestamentlichen Propheten, die Schuld an diesen Vorgängen in der Schlechtigkeit der Besitzenden und der Verworfenheit des Geldgeschäfts suchen. In Wirklichkeit handelt es sich um einen ökonomischen Process, der sich ganz ebenso in Rom und im Mittelalter und in anderer, nochmals gesteigerter Gestalt in der Gegenwart abspielt.

349. Im siebenten Jahrhundert haben die Edelmetalle diejenige Form erhalten, in der sie von da an bis auf den

heutigen Tag den Verkehr beherrschen. An der Grenze der griechischen und der orientalischen Welt, in Lydien, ist, wahrscheinlich unter den ersten Mermnaden, die Münze erfunden worden. Ihr Wesen besteht darin, dass der Staat die Metallstücke nach den Einheiten des Gewichtsfusses ausprägt und garantirt, und zum Gewähr dessen alsbald — nur die ältesten wohl von Gyges und Ardys geprägten Münzen haben noch keine Abzeichen — sein Wappen, wohl auch seinen Namen darauf setzt. Dadurch wird das Metallstück dem Bereich der übrigen Waaren enthoben; der Werthmesser ist in eine Form gebracht, die zugleich bequem und durch die Autorität des Staats gedeckt ist und daher allen Anforderungen des Verkehrs entspricht. Von Lydien aus hat sich die neue Erfindung rasch zu den griechischen Handelsstädten Kleinasiens und Europas, etwa seit dem Anfang des sechsten Jahrhunderts auch nach Sicilien und Italien verbreitet; in den Orient ist sie erst später eingedrungen. Die ältesten kleinasiatischen Münzen sind aus lydischem Weissgold (ἤλεκτρον, I, 489) geprägt; bald folgen die Prägungen aus Gold und Silber. Bei der Prägung suchte man Münzeinheiten zu schaffen, welche dem Werthverhältniss der Metalle zu einander entsprechen (Gold : Elektron : Silber = 13⅓ : 10 : 1). Dazu kam die Verschiedenheit der Maasssysteme. So haben sich in Kleinasien zahlreiche mit einander concurrirende Prägungen entwickelt. Im europäischen Griechenland tritt uns die politische Gruppirung der Handelsstaaten auch in der Münzprägung entgegen. Euboea folgt einem vielleicht über Samos vermittelten System, das den Fuss der kleinasiatischen Goldprägung (Stater von 8,4 gr.) auf das Silber überträgt. An Euboea haben sich nicht nur die chalkidischen Colonien in Thrakien, sondern auch (aber mit Drittelung des Staters, §. 340) Korinth angeschlossen. Dagegen ist Aegina schon im siebenten Jahrhundert von einer ältesten schwereren Münze zum pheidonischen System (Stater von 12,4 gr.) übergegangen (§. 344 A.). Sein Silbergeld wird das herrschende Courant im Peloponnes und in Attika, auf denselben Fuss prägen die Boeoter und Phoker und zahlreiche

Inseln (so Kreta); Korkyra bezeichnet seine Losreissung von Korinth durch den Uebergang zur aeginetischen Währung, auch im Westen hat sie weithin Eingang gefunden. Nirgends tritt uns so greifbar wie hier die Machtstellung entgegen, welche Aegina im sechsten Jahrhundert eingenommen hat.

Literatur: I, 489. Ferner das unvollendete Werk von Lenormant, La monnaie dans l'antiquité, und vor allem das vortreffliche Handbuch von Head, Historia Numorum 1887. Die Richtigkeit der Angabe, dass die Lyder die Münze erfunden haben (Xenophanes bei Pollux IX, 83. Herod. I, 94), ist mit Unrecht bezweifelt worden. Münzen des Alyattes: Six, Numism. chron. 3 ser. X. 1890, 202 ff. Ueber die kleinasiatischen Systeme habe ich aus den neueren Darstellungen volle Klarheit nicht zu gewinnen vermocht und daher darauf verzichten müssen, näher auf sie einzugehen.

350. Aus dem Reichthum an Heerden und Land ist die herrschende Stellung des Adels erwachsen. Noch steht sein Besitz auch in den Handelsstädten unangetastet. Aber er hat die frühere Bedeutung verloren; der Ertrag des Bodens tritt zurück gegenüber dem weit reicheren Gewinn, den Handel und Industrie abwerfen (vgl. für Milet Herod. V, 29). In Ionien, auf Euboea, in Korinth und Megara leitet der Adel die Colonisation, er steht an der Spitze der commerciellen Unternehmungen. Die Aristokratie der Grundbesitzer verwandelt sich in eine Kaufmannsaristokratie (vgl. §. 242). Nicht selten muss sie auch die zu Reichthum gelangten bürgerlichen Kaufleute als gleichberechtigt anerkennen. Dann entsteht eine Verfassung, die wir (nach Arist. eth. nicom. 8, 12) als Timokratie zu bezeichnen pflegen: die Ausübung der politischen Rechte wird an einen bestimmten Vermögenssatz angeknüpft, auch wohl, wie in der solonischen Verfassung, classenweise abgestuft. Auch die ererbte Verachtung des Handwerks wird in Fabrikstädten wie Korinth zu einer Absurdität (Herod. II, 167 ἥκιστα δέ Κορίνθιοι ὄνονται τοὺς χειροτέχνας, vgl. §. 393). Aber auch in den Continentalstaaten macht sich die Einwirkung der neuen Verhältnisse fühlbar. Mochte man in Ackerbaustaaten wie Sparta oder z. B. Thespiae (Herakl. pol. 43) streng an dem Grundsatz der patriarchalischen Zeit festhalten, dass Handwerk und Gewerbe den freien

Mann entehren, so wollen doch auch hier die Grundherren ihr Getreide, ihren Wein, ihr Oel absetzen, fremde Producte und Erzeugnisse der Industrie dafür einhandeln. Die alte Einfachheit schwindet, die Ansprüche an das Leben wachsen. In Sparta überlässt die regierende Bürgerschaft später wenigstens den Handelsbetrieb und die Waarenfabrication ausschliesslich den Perioeken in den unterthänigen Küstenstädten; aber die Einwirkung der Fremde, die Berührung mit der kleinasiatischen Cultur zeigt sich auch hier überall in der reicheren Gestaltung des Lebens, in Dichtung und Kunst, in den Festen; auch Sparta hat an der Colonisation Theil genommen. Das gleiche gilt von Argos, von Kreta, ja von Athen, Boeotien, Thessalien. Ueberall entwickelt sich eine Industrie und mit ihr ein Handwerkerstand, die Geldwirthschaft mit ihren Folgen, und selbst die Kaufsklaven finden Eingang auch in reine Ackerbaustaaten.

351. So werden die Grundlagen der mittelalterlichen Staatsordnung untergraben. Die Adelsherrschaft ist nicht mehr der naturgemässe Ausdruck der bestehenden Verhältnisse, die Interessen der Regierenden und der Regierten decken sich nicht mehr. Die alte Ordnung des Lebens, des Rechts, der Blutsverbände wird sinnlos und zur hemmenden Fessel, der einzelne bleibt nicht mehr mit Nothwendigkeit in dem Kreise, in dem er geboren ist. Jeder gestaltet sich sein Schicksal selbst, das Individuum emancipirt sich social, geistig, politisch; wem in der Heimath das Glück nicht blüht, der sucht es in der Fremde. Geldgeschäfte und Zinsnehmen gelten als unsittlich, ihre verhängnissvolle Wirkung empfindet jeder, aber entbehren kann sie Niemand, und den Gewinn, den sie bringen, verschmäht auch der conservativste Adlige nicht. Χρήματα, χρήματ' ἀνήρ, »das Vermögen macht den Mann«, ist das Schlagwort der Zeit — es ist sehr bezeichnend, dass es einem Spartaner (Alcaeus fr. 49) oder Argiver (Pindar Isthm. 2, 15) in den Mund gelegt wird. Zwischen den Adel und die Bauernschaft treten die neuen Stände der Gewerbtreibenden und der Kaufleute mit ihrem Anhang von Handwerkern, Krämern,

Schiffern, und zwischen ihnen steht der Abenteurer, der wie Archilochos von Thasos überall vergeblich sein Glück versucht und nun die Last der Armuth und der Abhängigkeit doppelt empfindet. Die Städte wachsen, die Bauern ziehen hinein, um hier ihr Brod besser zu verdienen als draussen auf dem Lande, Fremde, die in der Heimath kein Glück hatten oder in den Parteikämpfen fliehen mussten, lassen sich in ihnen nieder. Sie alle bekämpfen das Adelsregiment. Die Landbevölkerung strebt nach Befreiung von dem unerträglichen ökonomischen Druck, die reich gewordenen Bürger nach Theilnahme am Regiment, die Nachkommen der Zugewanderten, welche an Zahl die Altbürger oft überragen mögen, nach Gleichberechtigung mit der erbgesessenen Bürgerschaft. Alle diese Elemente werden unter dem Namen des Demos zusammengefasst, wie zur Zeit der französischen Revolution unter dem des tiers état. So wenig wie dieser bildet der griechische Demos seiner Lebensstellung und seinen politischen und socialen Zielen nach eine Einheit; nur der Gegensatz gegen die »Besten« hält die verschiedenartigen Bestandtheile zusammen.

352. Aber auch von innen heraus wird die Adelsherrschaft an ihren Wurzeln untergraben. Im Stadtstaat hat der Adel seine volle Macht entwickelt; seit der Absorption des Königthums herrscht er unumschränkt. Aber zu noch grösserer Macht erhebt sich über ihm die Idee des Staats. Die Uebersiedlung des Adligen in die Stadt raubt ihm einen Theil der unabhängigen Existenz, in der er völlig auf sich selber ruhte. Die Durchführung des Stadtfriedens, die Entwickelung des Rechtslebens, die Ausbildung des Beamtenthums, die fortwährende Erweiterung der staatlichen Functionen sind ebenso viele Beschränkungen der ungebundenen Freiheit des Einzelnen. Dazu kommt, dass der Adel mit dem Sturz des Königthums den Rückhalt an einer über den Parteien stehenden souveränen Gewalt verloren hat. So ohnmächtig die Volksversammlung zunächst ist, sie ist doch die letzte Instanz im Staate und jetzt die alleinige Trägerin der Souveränität. Der Hader der Factionen, welcher jede Aristokratie zerreisst, öffnet ihr die Bahn, an ihre Ent-

scheidung wird appellirt. Die materielle Erstarkung des Bürgerthums seit dem siebenten Jahrhundert emancipirt es auch politisch von der Uebermacht des Adels. Dazu kommt das Missregiment, in welches die Aristokratie nur zu leicht ausartet, die Ausbeutung der Privilegien im eigenen Interesse, die parteiische Rechtspflege, die rücksichtslose Verfolgung des eigenen Vortheils. Gerade in den Staaten, welche im commerciellen Leben zurücktreten, kommen diese Tendenzen am energischsten zum Ausdruck; hier fehlt die Uebermacht, welche das grosse Vermögen dem reichen Kaufherrn gewährt. An Versuchen, die alte Stellung zu behaupten, fehlt es nicht; aber vielfach hat offenbar der bessere Theil des Adels die Entwickelung unterstützt. Je mehr in ihm das stolze Selbstgefühl der heimathlichen Gemeinde sich verkörperte, desto mehr musste er streben, sie in die neuen Bahnen hinüberzuleiten, die ihr einen ganz anderen Aufschwung versprachen. Dass die alten Zustände unhaltbar geworden waren, empfand er, auch wenn er es nicht klar erkannte; er konnte nur gewinnen, wenn er sich an die Spitze der neuen Bewegung stellte. So erhebt sich immer mächtiger die Idee der bürgerlichen Ordnung, welche die Adelsprivilegien und seine gesonderte Lebensführung beschränkt und die Gleichheit aller vor dem Gesetz fordert. Die Verschiebung der militärischen Organisation (§. 354) vollendet diese Entwickelung. Einst hatte die Masse der adligen »Könige« das gottentsprossene Königthum absorbirt. Jetzt entwickelt sich aus den Grundlagen des Adelsstaats der allumfassende Begriff des Bürgerthums (ἀστοί, später πολῖται), dem der privilegirte Stand unterliegt.

353. So beginnt im siebenten Jahrhundert überall in Griechenland die Zeit der Ständekämpfe. Weithin macht sich eine tiefe Unzufriedenheit mit dem Bestehenden geltend. Zwischen den alten Anschauungen, wie sie das Epos bewahrt, und dem modernen Leben öffnet sich eine weite Kluft. Die Anhänger des Alten klagen, dass die schlichte Zucht, die ritterliche Art der »Edlen und Tüchtigen« nichts mehr gelte, dass der verarmte Adlige sein Ansehen ver-

liert, während der reiche Emporkömmling zu Einfluss gelangt, auch wenn er krumme Wege wandelt und Unrecht und Bedrückung übt. Dem gegenüber stehen die Ansprüche des Demos. Sein Streben geht zunächst weniger auf eine radicale Umwälzung des Bestehenden, als auf Beseitigung der drückendsten Missstände und Erweiterung der Privilegien, auf einen Ausgleich der Stände; auch die »Schlechten« wollen das volle Bürgerrecht gewinnen und zu »Guten« werden (Theognis 57). Der griechische Staat behält daher immer einen aristokratischen Charakter. Das neue Idealbild des Bürgers entlehnt seine wesentlichen Züge dem alten Staatsgedanken: Waffendienst und Theilnahme am Staatsleben sind nicht nur ein Recht, sondern vor allem eine Pflicht, sie sind der eigentliche Beruf wie früher des Adligen so jetzt jedes Vollbürgers.

Militärische Entwickelung. Das Bürgerheer. Der spartanische Kriegerstaat.

354. Im Adelsstaat zog der Adlige an der Spitze seiner Mannen in den Kampf, zu Wagen oder zu Ross, so dass er ungeschwächt in die Schlacht gelangt. Er sucht sich die ebenbürtigen Gegner, seine Tapferkeit, seine Ausbildung, seine Waffen bringen die Entscheidung, er verlässt sich lediglich auf seine Kraft und vielleicht auf die eines treuen Genossen. Die ungeordneten Massen des Fussvolks wirken fast nur wie der Ballast im Schiff. Erst ganz allmählich erkennt man, welche Kraft dem einzelnen Kämpfer gegenüber einem Haufen auch wenig geübter und schlecht bewaffneter Krieger inne wohnt, wenn sie fest zusammenhalten. In der Ilias sehen wir die Heerordnung sich allmählich entwickeln; Nestor, der erfahrene Krieger, stellt die Wagen voran, dahinter als festen Halt die Reihen des Fussvolks, die Feigen in die Mitte, die Tapfern auf die Flanken (Δ 297 ff.); das Anrücken der geschlossenen Schlachtreihen wird vielfach beschrieben (Δ 427 ff., Π 215 ff., N 126 ff.). Man kehrt zu der alten Ordnung des Aufgebots

nach den Blutsverbänden und Genossenschaften zurück, die sich an manchen Orten, wie auf Kreta, in Sparta, in Athen, immer erhalten hat: „ordne die Mannen nach Phylen und Phratrien, dass Phratrie der Phratrie beistehe, Phyle den Phylen", sagt Nestor (B 362). Die Gefahr, welche es bringt, wenn der einzelne sich in alter Weise weit vorwagt und dadurch die Ordnung zerreisst, wird empfunden; Nestor gebietet seiner Reiterei, geschlossen zu bleiben und womöglich mit der Lanze vom Wagen herab zu kämpfen, nicht hinunterzuspringen (Δ 303), nicht auf Beute, sondern auf Kampf bedacht zu sein (Z 67). Aias hält beim Kampf um Patroklos' Leiche die Vertheidiger zusammen und verbietet das προμάχεσθαι (P 357). Mit dem Einzelkampf tritt die Bedeutung des Schwertkampfs zurück; die geschlossene Wucht der Lanzen entscheidet. Sobald es gelingt, das lanzenbewaffnete Fussvolk einigermassen zusammenzuhalten, zeigt sich auch seine Ueberlegenheit über die Reiterei, die ihm trotz aller Tapferkeit nicht gewachsen ist. Damit aber wird die Stellung des Adels an der Wurzel getroffen. Die adlige Reiterei geht ein, an ihre Stelle tritt das geschlossene Bürgerheer, die Phalanx der Hopliten.

355. Diese Entwickelung hat sich zuerst in Sparta vollzogen. Der spartanische Staat ist der einzige griechische Staat der historischen Zeit, der durch Eroberung entstanden ist[1]), dessen Lebenselement Krieg und Eroberung bilden. Ununterbrochen haben die Herren des hohlen Lakedaimons, des wasserreichen Eurotasthals und der fruchtbaren Abhänge des Parnon und Taygetos ihr Gebiet erweitert, die Küstenstädte unterworfen, den Arkadern (§. 283) und Argivern (§. 344) einen Landstrich nach dem andern entrissen, das messenische Fruchtland erobert und in schweren Kämpfen behauptet. Während die Bauern zu Leibeigenen gemacht werden, von deren Abgaben die Bürgerschaft lebt, hat diese die ältesten Ordnungen des griechischen Stammeslebens bewahrt und

---

[1]) Um jedes Missverständniss zu vermeiden, betone ich ausdrücklich, dass hier nicht von der Eroberung Lakoniens durch die Dorier, sondern von der Entstehung des späteren spartanischen Staats die Rede ist.

weitergebildet. Sie drängen mit Nothwendigkeit zu fortwährenden Eroberungen; nur dadurch ist es möglich, der wachsenden Bevölkerung immer aufs neue Landhufen zuzuweisen und damit das gemeinsame Leben im Centrum des Landes, in den fünf Dorfgemeinden, aus denen Sparta besteht, zu erhalten. Daher führt die Noth des messenischen Aufstands sofort zu inneren Unruhen, zu dem Ruf nach Landauftheilung (§. 343). Die harten ununterbrochenen Kriege haben die neue Gestaltung des Heerwesens erzeugt. In den Gedichten des Tyrtaeos sehen wir sie in voller Entwickelung. Die Reiterei ist gänzlich verschwunden; ein Corps von dreihundert Reitern besteht zwar auch später noch (§. 211), aber es ist die Elite des Fussvolks, nicht nach dem Adel oder dem Besitz, sondern nach der persönlichen Tüchtigkeit aus der jungen Mannschaft ausgewählt. Tyrtaeos' Ermahnungen richten sich durchweg an die vollbewaffneten Hopliten. Den Tod nicht zu scheuen, fest zusammenzuhalten, in der vordersten Reihe (unter den πρόμαχοι) zu kämpfen, fest dem Feinde gegenüber stehen zu bleiben, durch den Schild gedeckt, die Lanze in der Rechten schwingend, das sind die Mahnungen, die immer aufs neue wiederholt werden (fr. 10. 11. 12). Durch ihre Befolgung wird auch für den einzelnen die Gefahr verringert, die Masse des Heeres gerettet (11, 11 f.). Zwischen den Hopliten kennt Tyrtaeos auch Leichtbewaffnete (γυμνῆτες 11, 35), vielleicht Heloten, die sich unter den Schilden der Hopliten decken und Feldsteine und Speere auf die Feinde schleudern (vgl. §. 176). Man sieht, die Geschlossenheit der Phalanx, in der jeder seinen festen Platz hat und dem Commando unweigerlich gehorcht, ist noch nicht erreicht; aber sie ist im Werden. Die Bedeutung des Tyrtaeos beruht wesentlich darauf, dass seine Compositionen und Marschlieder die Einordnung des einzelnen Mannes in den festen taktischen Verband herbeiführen. Wo es zunächst darauf ankommt, geschlossen zu marschiren und zu kämpfen, ist der Musiker der beste General.

In den kretischen Staaten ist die innere Verwilderung weit früher eingetreten wie in Sparta, weil hier die Möglichkeit der Eroberungen

fehlte. Bezeichnend ist, dass Aristoteles und offenbar schon andere vor ihm die πρὸς τοὺς ἄρρενας ὁμιλία als Erfindung des Gesetzgebers betrachten, die der Bevölkerungsvermehrung entgegenwirken soll (pol. II. 7. 5). — Im allgemeinen Delbrück, Perserkriege und Burgunderkriege 1887. Köchly und Rüstow, Gesch. d. griech. Kriegswesens. A. Bauer, Griech. Kriegsalterthümer (im Handbuch der klass. Alterthumsw. IV). H. Droysen, Griech. Kriegsalterthümer. Ueber die ἱππεῖς in Sparta Xen. rep. Lac. 4. 1 ff. Herod. VIII, 124. Ueber die spart. Kriegsmusik Xen. rep. Lac. 13, 8. Plut. Lyc. 22. de mus. 26. Polyaen. I, 10 u. a.

356. Im sechsten Jahrhundert ist die Entwickelung vollendet, die militärische Disciplin voll durchgeführt. Das spartanische Heer kann alle einfachen taktischen Bewegungen mit Sicherheit ausführen; in der Schlachtordnung bildet es eine einheitliche Phalanx, in der alle Abtheilungen (λόχοι) dicht neben einander aufmarschiren. In langsamem, aber festgeschlossenem Anmarsch unter Flötenmusik rückt das Heer gegen die feindliche Linie vor, und nicht selten wird sie schon dadurch geworfen, oft genug ohne dass es zum Handgemenge kommt: der Schrecken wirft die lose gefügten Haufen. Der Einzelkampf ist völlig geschwunden, ebenso die Reiterei. Auch die Leichtbewaffneten spielen kaum noch eine Rolle. So sehr ist man sich der Bedeutung des mit schweren Mühen erreichten taktischen Verbandes bewusst, dass man die Verfolgung der geschlagenen Feinde unterlässt, um den Zusammenhang nicht zu zerreissen. Die Ausbildung für das Kriegsheer, die Einübung des Exercirreglements, die unerbittliche Durchführung der Disciplin sind fortan die Hauptaufgabe des Staats, ihre Vorschriften bilden den Inbegriff der »Ordnung« (κόσμος. νόμος), der die Spartaner gehorchen. Für ihre Zwecke wird die gemeinsame Erziehung der »Knabenheerden«, das Zusammenleben in den Tisch- und Zeltgenossenschaften umgewandelt. Sparta trägt den Charakter einer Lagerstadt. Jederzeit muss jeder Bürger bereit sein, dem Marschbefehl zu folgen. Wer sich feige zeigt, verliert sein Bürgerrecht (Thuk. V, 34) so gut wie der, welcher seine Beisteuer zu den Syssitien nicht liefert.

Her. VII, 104 (Rede Demarats zu Xerxes): Λακεδαιμόνιοι κατὰ μὲν ἕνα μαχόμενοι οὐδαμῶν εἰσι κακίονες ἄνδρες, ἁλέες δὲ ἄριστοι ἀνδρῶν ἁπάντων.

ἐλεύθεροι γὰρ ἐόντες οὐ πάντα ἐλεύθεροί εἰσι. ἔπεστι γάρ σφι δεσπότης νόμος, τὸν ὑποδειμαίνουσι πολλῷ ἔτι μᾶλλον ἢ οἱ σοὶ σέ. ποιεῦσι γῶν τὰ ἂν ἐκεῖνος ἀνώγῃ· ἀνώγει δὲ τωὐτὸ ἀεί, οὐκ ἐῶν φεύγειν οὐδὲν πλῆθος ἀνθρώπων ἐκ μάχης ἀλλὰ μένοντας ἐν τῇ τάξι ἐπικρατέειν ἢ ἀπόλλυσθαι. Keine Verfolgung: Herod. IX, 77. Polyaen. I, 10. Pausan. IV, 8, 11, als Rhetra Plut. Lyc. 13. Ages. 28, mit falscher Motivirung. Die Tradition führt alle diese Ordnungen natürlich auf Lykurg zurück; sie braucht das ewige unverbrüchliche Gesetz, nach ihrem Ursprung fragt sie nicht. — Auf die Einzelheiten der milit. Organisation (das Material bei Stehfen, De Lac. re militari 1882) kann ich hier nicht eingehen; vgl. Herod. I, 65 μετὰ δὲ [nach der Aenderung der νόμιμα, d. i. der Lebensweise] τὰ ἐς πόλεμον ἔχοντα, ἐνωμοτίας καὶ τριηκάδας [nach den λέξεις Ἡροδ. und Suidas ein gemeinsames Gastmahl] καὶ συσσίτια . . . ἔστησε Λυκοῦργος.

357. Dass diese Entwickelung sich nicht ohne lebhafte politische Kämpfe vollzogen hat, liegt auf der Hand, wenn auch die Angabe, dass schon vor Tyrtaeos Terpandros von Lesbos zur Beschwichtigung innerer Kämpfe gewirkt habe, schwerlich geschichtlich ist (§. 374). Die alte Kampfweise beruhte auf dem Standesunterschied, der neuen gelten alle Bürger gleich, welche sich eine volle Rüstung anschaffen können, sie berücksichtigt nur die persönliche Tüchtigkeit. Ein Staat, dessen Träger das Hoplitenheer ist, muss nothwendig eine demokratische Gestalt annehmen. Es ist eine Entwickelung wie in den schweizer Urcantonen. Die Ansätze eines Adels, soweit sie vorhanden waren, schwinden völlig; die Zucht edler Rosse für die Rennspiele, die eifrig betrieben wird, ist ein Luxus der Reichen und dient nicht mehr militärischen Zwecken. Die Vorzüge des Reichthums verlieren ihre massgebende Bedeutung. »Zuerst haben die Spartaner den Kleiderluxus der älteren Zeit aufgegeben«, sagt Thukydides (I, 6), »und auch im übrigen haben hier die Vermögenden ihre Lebensführung der Masse gleichartig gestaltet.« Der Durchführung der Disciplin entspricht es aber, dass in Sparta, ähnlich wie in Rom, nicht sowohl die Volksversammlung als vielmehr die erwählten Organe des Volks, der Rath der Alten und die Ephoren, immer grössere Bedeutung gewinnen. Die Könige sind zwar souverän, aber die Volksversammlung hat in letzter Instanz die Entscheidung; sie tritt allmonatlich zu-

sammen, sie wählt die lebenslänglichen Rathsherren und alljährlich die fünf Ephoren. Aber jede Initiative fehlt ihr, sie hat lediglich durch Zuruf über Annahme oder Ablehnung einer Vorlage zu entscheiden, auch haben die Könige unter Zustimmung des Raths das Recht, eine ihnen verkehrt dünkende Entscheidung zu verwerfen. An die Spitze der demokratischen Bewegung scheint das jüngere der beiden Königshäuser, das der Eurypontiden, getreten zu sein, dem ja auch Theopomp, der Eroberer Messeniens, angehörte; seine Könige tragen fortan Namen wie Archidamos, Zeuxidamos, Anaxidamos, Damaratos, während die Herrscher aus dem älteren selbstherrlichen Agiadenhause wohl in bewusstem Gegensatz dazu sich Eurykrates, Anaxandros, Eurykratidas, Anaxandridas nennen; sie herrschen über die Mannen und das Land, die Eurypontiden sind die Führer des Volks.

358. Durch das Sparta des siebenten Jahrhunderts geht, so weit wir es kennen, ein grosser, frischer Zug. Noch ist die Bürgerschaft nicht in starre Formen eingeschnürt; die Gegensätze haben Leben und Bewegung. Von einer ängstlichen Abschliessung gegen das Ausland ist keine Rede. Wie Sparta an der Colonisation theilnimmt, finden fremde Sänger gastliche Aufnahme, das ionische Epos, die aeolische Musik dringen ein, eine eigene Literatur entwickelt sich (Alkman, Kinaethon), an den Festen entfaltet sich ein reiches und heiteres Leben. Der Einzelne ist noch nicht auf Schritt und Tritt behindert. Wir sehen ihn auf seinem Gute schalten und das Leben geniessen; das Zusammenleben ist kein Zwang, keine unverbrüchliche Satzung (vgl. Alkman fr. 22. 33. 34. 74 b. 76 und den Spruch μέγα γείτονι γείτων fr. 50, Theogn. 879. 785). Allmählich aber werden alle Lebensverhältnisse mehr und mehr einer festen Ordnung unterworfen. Die Zahl der Vollbürger ist beschränkt und kann nicht erweitert werden. Selbst wenn es zur Zeit der Perserkriege 8000, ja vorher sogar 10000 Spartiaten gegeben haben sollte (Herod. VII, 234. Aristot. pol. II, 6, 12), bildeten sie doch der Masse der Leibeigenen gegenüber eine fast verschwindende Minder-

zahl, und die Kriege und die Geschlossenheit der Bürgerschaft hindern ihre Vermehrung. So nimmt der spartiatische Demos dem Lande gegenüber die Stellung einer Oligarchie, einer Adelsherrschaft ein. Je grösser das Gebiet ist, das er beherrscht, desto schwerer lässt sich seine Stellung ohne Gewaltmassregeln behaupten, desto nothwendiger wird die Concentrirung und Disciplinirung der herrschenden Bürgerschaft. Die kleinen und isolirten Perioekenstädte bringen wenig Gefahr; aber den Heloten gegenüber ist eine scharfe Controlle, die vor brutalen Zwangsmassregeln nicht zurückschreckt, unvermeidlich (κρυπτεία). Ebenso misstrauisch wird man gegen die Einflüsse der neuen Strömungen in der Aussenwelt, zumal seitdem man sieht, zu welchen Erschütterungen sie überall in Griechenland führen. So beginnt sich Sparta systematisch gegen die Fremde abzuschliessen. In älterer Zeit mag auch der Spartiate sich an Handelsgeschäften betheiligt haben; jetzt wird es ihm verboten wie den römischen Senatoren und den Nobili in Venedig. Die neue Erfindung des Geldes wird nicht ins Land gelassen; nur für den Kleinverkehr werden aus dem heimischen Eisen, wie auch sonst im Peloponnes, Scheidemünzen geprägt. Was einmal herkömmlich ist, darf nicht mehr geändert werden, die Kochkunst muss in alle Zukunft bei den Gerichten der Urzeit verharren, Thür und Dach des Hauses dürfen nur aus Holz mit Beil und Säge hergestellt werden (Plut. Lyc. 13), jeder neue Luxus wird verpönt. Wie Venedig verwandelt sich Sparta, um zu bestehn, mehr und mehr in einen kleinlichen Polizeistaat. Dem entspricht, dass die Executivorgane des Volks, die Ephoren, ständig mächtiger werden und Könige und Rath sich unterwerfen wie in Venedig der Rath der Zehn die Herzöge und den grossen Rath. Zum Abschluss gekommen ist diese Entwickelung erst im sechsten Jahrhundert, ja zum Theil erst nach den Perserkriegen. Die einzelnen Stadien, die sie durchlaufen hat, sind uns völlig unbekannt; aber wahrscheinlich ist es, dass der weise Cheilon, der im Jahre 556/5 zum ersten Male das Ephorat bekleidet hat, einer ihrer Hauptförderer gewesen ist.

Seit im fünften Jahrhundert die Eigenart ihres Staates den Spartanern wie den Fremden bewusst wurde, wird die Frage nach dem Ursprung dieser Ordnungen aufgeworfen. Nach altem Glauben führten die Spartaner sie auf den dorischen Urkönig Aigimios (§. 163) oder auch auf die ersten Könige, speciell König Agis (Hellanikos bei Strabo VIII, 5, 5, vgl. Ephoros ib. VIII, 5, 4) zurück, daneben auch auf den Gott Lykurgos, eine dem Zeus Lykaios verwandte Gestalt. Dieser Gott wurde in eine historische Persönlichkeit umgesetzt, zum Sohne des Agis (Herod. I, 65) oder eines Eurypontiden und zum Vormund seines Neffen gemacht. Natürlich führt die Tradition alle bestehende Ordnungen auf ihn zurück, mögen sie alt oder jung sein; nur das Bestehende interessirt sie, der historische Hergang ist ihr ganz gleichgültig. — Die Uebereinstimmung der spartanischen mit den kretischen Ordnungen führte zu der Annahme, Lykurg habe seine Weisheit aus Kreta geholt (Herod. l. c. Plato Minos 318), während ein alter Spruch des delphischen Orakels, der ihn zögernd als Gott anerkannte, Anlass gab, ihn von diesem inspirirt sein zu lassen. Verbunden hat beide Versionen erst Ephoros. Durch die innere Krisis, die Sparta nach dem Ende des peloponnesischen Kriegs durchmachte, ist dann die Ueberlieferung im Detail ausgemalt und zum Programm einer von König Pausanias ausgehenden conservativen Reform gemacht worden, die ihre Spitze namentlich gegen die Ephoren und Lysander richtet. Die Offenbarungen, welche der delphische Gott dem Gesetzgeber über die Grundlagen der von ihm zu gründenden Staatsform macht, werden in Versen ausgeführt, welche Tapferkeit, Eintracht, Rechtlichkeit einschärfen, vor der Geldgier warnen und die Ephoren nicht mehr als ursprüngliche Bestandtheile der Verfassung anerkennen. Daneben steht eine prosaische Redaction in den von Aristoteles mitgetheilten sog. lykurgischen Rhetren. Nicht älter als ca. 400 v. Chr. sind auch die Distichen desselben Inhalts, welche bei Plut. Lyc. 6 dem Tyrtaeos zugeschrieben, bei Diod. VII, 14 in erweiterter, rectificirender Fassung gegeben werden. Die politischen Theoretiker der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts haben Sparta als militärischen Idealstaat betrachtet; die moralisirende Auffassung der hellenistischen und römischen Zeit macht Lykurg dagegen zum weisen Gesetzgeber einer friedlichen, gerechten Ordnung. Dass es absurd ist, eine Staatsordnung, deren Wesen in der von allen anderen Staaten abweichenden Lebensführung und Erziehung der Bürger beruht, auf den Willen eines Einzelnen, auf die Willkühr eines Gesetzgebers zurückzuführen, ist den Alten nicht ins Bewusstsein gekommen. Immer wieder haben sie sich, freilich vergeblich, bemüht, den Hergang anschaulich auszumalen. Alles weitere s. in meiner Abhandlung Lykurgos von Sparta, Forsch. I. — Die alte Frage, ob Sparta eine Monarchie, Aristokratie, Demokratie oder eine gemischte Verfassung sei (Isokr. panath. 153. Arist. pol. II, 3, 10. VI, 7, 5 — neuerdings hat Niese, zur Verfassungsgeschichte Lakedaemons,

Hist. Z., N. F. XXVI, Sparta für die älteste Demokratie erklärt), ist müssig, da keiner dieser Begriffe in seiner historischen Bedeutung auf Sparta angewendet werden kann. — κρυπτεία: Aristoteles bei Heracl. pol. 2. 4 und Plut. Lyc. 28. Plato leg. I, 633 b. Plut. Cleom. 28. Myron bei Athen. XIV, 657 d. — Zum Eisengeld vgl. Köhler, MAI. VII, 1. 377. — Cheilons Ephorat: Diog. Laert. I, 68: γέγονε δὲ ἔφορος κατὰ τὴν πεντεκοστὴν πέμπτην Ὀλυμπιάδα, Παμφίλη δὲ κατὰ τὴν ἕκτην. καὶ πρῶτον ἔφορον γενέσθαι ἐπὶ Εὐθυδήμου (Ol. 56, 1 = 556/5 nach chron. par. 41), ὥς φησι Σωσικράτης. καὶ πρῶτος εἰσηγήσατο ἐφόρους παραζευγνύναι· Σάτυρος δὲ Λυκοῦργον. Bei Euseb. resp. Hieron. schwanken die Daten (Ol. 55, 3 R., 56, 1 M. A. Ol. 56, 4 die meisten codd.). Dass er der erste Ephor gewesen sei, ist wohl ein Missverständniss der Angabe, er sei damals zum ersten Mal Ephor gewesen. Weiter wissen wir über den Weisen (vgl. Herod. I. 59) gar nichts. — Helotenkinder, wohl meist Bastarde von Spartiaten, werden zum Bürgerrechte als μόθακες zugelassen, wenn sie die spartanische Erziehung genossen haben, so Lysander (Isokr. paneg. 111) und angeblich auch Gylippos und Kallikratidas (Xen. Hell. V, 3, 9. Phylarch bei Athen. VI, 271 e. Aelian. v. h. XII, 43). Die Späteren haben das vielfach idealisirt, z. B. Teles bei Stob. XL, 8. Plut. inst. Lac. 22 u. a. Nach Arist. pol. II, 6, 12 λέγουσι ὡς ἐπὶ τῶν προτέρων βασιλέων μετεδίδοσαν τῆς πολιτείας; dagegen Herod. IX, 33.

359. Von Sparta aus hat sich die neue Kriegsweise über das griechische Festland verbreitet. Auf den Darstellungen der korinthischen Vasen reiten, offenbar in Nachahmung der bestehenden Verhältnisse, die Heroen in den Kampf, übergeben dann aber ihre Rosse den Dienern und fechten zu Fuss [1]). In Athen bildet in der solonischen Ordnung und vielleicht auch noch unter Pisistratos die Reiterei den Kern des Heers; dann tritt sie militärisch ganz in den Hintergrund. In Boeotien wird im Jahre 424 ein Elitecorps von 300 »Wagenlenkern und Wagenkämpfern« (ἡνίοχοι καὶ παραβάται, Diod. XII, 70) erwähnt, die aber wie die spartanischen Reiter zu Fuss kämpfen. Nur in Thessalien und Makedonien hat sich die Reiterei immer ungeschwächt als das Adelscorps und der Kern des Heeres erhalten, und auf Cypern und in Kyrene besteht sogar die ursprüngliche Sitte des Wagenkampfes bis in die späteste Zeit. Die Ionier dagegen kämpfen bereits im siebenten Jahrhundert zu Fuss mit der Lanze gegen die lydische Reiterei (Mimnermos fr. 14).

---

[1]) Mittheilung von Robert.

Mehr und mehr dient die Rossezucht ausschliesslich dem Sport, dem Ruhm, welchen der Sieg mit dem Viergespann in den grossen Wettspielen einbringt.

Wagenkämpfer in Kyrene: Aen. tact. 16, 14. Diod. XVIII, 19. XX, 41. Smith and Porcher, Discov. at Cyrene, Inschrift 6, eine Liste von λοχαγοὶ τεθρίππων und λοχαγοὶ μονίππων neben den Führern des Fussvolks.

Neuordnung des Rechts. Die neuen Gesetzgebungen. Die Blutgerichtsbarkeit.

360. Das Streben nach bürgerlicher Gleichheit ist nirgends früher und stärker zum Ausdruck gekommen, als auf dem Gebiete des Rechts. Die alte Rechtsordnung genügte nirgends mehr. Dass Beamte und Rath nach freiem Ermessen Recht sprechen und dafür Geschenke erhalten, führt zu den schwersten Missständen: schon bei Hesiod hören wir die Klagen über parteiische Rechtspflege und Bestechung. Die ererbten Rechtssatzungen wirken in den neuen Verkehrsverhältnissen überall hemmend und drückend, die Bedürfnisse dieser finden in ihnen nirgends die entsprechende Rechtsform. Freilich bestand namentlich in den Staaten, wo die grosse Mehrheit der Bevölkerung vom Ackerbau lebt, durchaus keine Neigung, allen Anforderungen des Verkehrs zu genügen; im Gegentheil, man suchte die Uebelstände der Geldwirthschaft durch oft recht naive und auf die Dauer niemals zum Ziel führende Palliativmassregeln zu bekämpfen. Aber die Forderung nach freier Bewegung macht sich überall geltend; die alte Geschlossenheit der Blutsverbände und des Erbrechts hat sich überlebt, die Emancipation des Individuums, die sich im socialen Leben vollzieht, muss auch im Recht ihren Ausdruck finden. Vor allem aber braucht man ein festes, der Willkühr des Einzelnen enthobenes Recht, und zugleich ein gleiches Recht für Alle. Die bürgerliche Zucht soll durchgeführt, die Sonderstellung des Adels im Leben beseitigt werden. So erhebt sich überall der Ruf nach Neuordnung und schriftlicher Festsetzung des Rechts. In den meisten griechischen Staaten ist er im Laufe des siebenten Jahrhunderts erfüllt worden, oft vermuthlich erst

nach heftigen Kämpfen. Regelmässig wird die Aufgabe einem Einzelnen anvertraut, einem Bürger oder einem dazu berufenen fremden Vermittler, der nach bestem Ermessen mit absoluter Machtvollkommenheit die neue Rechtsordnung festsetzt. In Lokri hat Zaleukos durch äusserst energische Bestimmungen eine Aenderung seiner Gesetze fast unmöglich gemacht; in anderen Staaten, so z. B. Athen, hat sich derselbe Akt mehrfach wiederholt. Es ist begreiflich, dass in den oft starke Gegensätze umschliessenden, aber materiell rasch entwickelten Colonien das Bedürfniss besonders früh erwachte. Die Gesetze, die Zaleukos für die unteritalischen Lokrer, Charondas für Katana gegeben hat, gelten als die ältesten geschriebenen Rechtsordnungen Griechenlands und werden noch vor die Mitte des siebenten Jahrhunderts gesetzt. Beide Rechte haben sich weit verbreitet; das des Charondas hat bei den Chalkidiern in Unteritalien und Sicilien, namentlich in Rhegion, Eingang gefunden, das lokrische Recht in Sybaris. In dieselbe, ja in noch frühere Zeit werden die Gesetze des Pheidon in Korinth und die des Korinthers Philolaos in Theben gesetzt. Die Chalkidier in Thrakien beriefen den Androdamas von Rhegion als Gesetzgeber. Um 624 wurde in Athen Drakon, im Jahre 594 Solon, um dieselbe Zeit in Mitylene Pittakos (§. 398) mit der Abfassung von Gesetzen betraut. Ebenso haben alle andern griechischen Staaten, je nachdem sie von der fortschreitenden Culturentwickelung ergriffen wurden, ihr Recht reformirt und aufgezeichnet, nur dass die Namen der Gesetzgeber später verschollen waren oder wenigstens uns nicht mehr bekannt sind — so erfahren wir zufällig, dass der Gesetzgeber von Keos Aristides hiess. In manchen Staaten, z. B. Athen und Mitylene, ist die Festlegung des Rechts ein Ergebniss der später zu besprechenden politischen Kämpfe. Nur in Sparta hat man sich gegen diese wie gegen jede Neuerung principiell verschlossen: »Keine geschriebenen Gesetze zu haben«, d. h. die Rechtssätze nicht aufzuzeichnen, gilt als Verordnung Lykurgs (Plut. Lyc. 13. Arist. pol. II, 6, 16), aber auch als Anomalie gegenüber allen anderen Griechen-

städten. Auf Kreta dagegen ist die Gesetzgebung sehr früh und sehr intensiv betrieben worden. In Gortyn haben sich zahlreiche Bruchstücke von Aufzeichnungen der Rechtssätze erhalten, die mindestens hoch ins siebente Jahrhundert hinaufreichen; ihren Abschluss finden sie in dem grossen im Jahre 1884 aufgefundenen »Recht von Gortyn«, das wohl der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts angehört. In den anderen kretischen Städten wird es nicht anders gewesen sein. Daher erklärt es sich, dass auf den Namen des kretischen Propheten Epimenides ein Gesetzbuch umlief, dass der Kreter Thales (§. 373) als Lehrer der Gesetzgeber Lykurgos, Zaleukos, Onomakritos gilt (Arist. pol. II, 9, 5), und dass Ephoros die historisch allerdings grundverkehrte Behauptung aufstellen konnte, Zaleukos habe seine Gesetze dem kretischen, spartanischen und areopagitischen Recht entnommen.

Die Gesetzbücher der einzelnen Staaten existirten natürlich, als man begann, sich wissenschaftlich mit ihnen zu beschäftigen. Sie sind zu politischen Zwecken schon von Aristoteles (s. die Erwähnungen in der Politik und die Notizen in Heraklides' Politien), sodann systematisch von seinen Nachfolgern in ihren juristischen Schriften benutzt (Grundlagen Theophrast νόμων κατὰ στοιχεῖον, 24 Bücher, vgl. Cic. de fin. V, 11; daraus wohl das Fragment περὶ συμβολαίων Stobaeus flor. 44, 22; vgl. Thalheim, Griech. Rechtsalterth. [in Hermann's Lehrb. der griech. Ant. II, 1]; aus der peripatetischen Schule stammen auch die Notizen Arist. pol. II, 9, 5—9). Auf uns sind, abgesehn von den inschriftlich erhaltenen, nur dürftige und oft unsichere Nachrichten gekommen. — Die Berichte über Zaleukos und Charondas sind dadurch getrübt, dass 1) die Gesetze eines der beiden (Zaleukos: Ephoros bei Strabo VI, 1, 8. Athen. XI, 508a; Suidas Ζάλευκος Λοκρὸς ἐκ Θουρίου, Πυθαγόρειος φιλόσοφος καὶ νομοθέτης; Charondas: Diod. XII, 11; Val. Max. VI, 5 exl. 4, Schol. Plato rep. X, 599) in Thurii bei seiner Gründung eingeführt und dabei überarbeitet sind; 2) dass sie als italische Weise zu Pythagoreern gemacht werden (Diod. XII, 20 und Suidas von Zaleukos, Diog. Laert. VIII, 16 und Seneca ep. 90 von beiden). Damit hängen die späteren Ueberarbeitungen beider Gesetze zusammen, die im Widerspruch mit Plato legg. IV, 722e mit einem ausführlichen Prooemium versehen sind (Cic. de leg. II, 14); Bruchstücke derselben bei Cic. leg. III, 5 (Charondas). Diod. XII, 20, Stobaeus flor. 44, 20. 21 (Zaleukos). Ob damit die Ableitung der lokrischen Gesetze von Athene, die sie im Traume dem armen Hirten Zaleukos offenbart (Arist. fr. 230 bei Schol. Pind. Ol. 11, 17. Clem. Alex. strom. I,

170. Plut. de se ipso citra invid. laud. 11. Val. Max. I, 2 ext. 4. Suidas — nach Diod. XII, 20 dagegen ist der Lokrer Zaleukos ein ἀνὴρ εὐγενὴς καὶ κατὰ παιδείαν τεθαυμασμένος, μαθητὴς δὲ Πυθαγόρου), und die Angabe, dass die Gesetze gesungen würden (Athen. XIV, 619b aus Hermippos; vgl. den νομῳδός in Mazaka, wo sie eingeführt sind, Strabo XII, 2, 9), irgendwie zusammenhängt oder ob das der echten Ueberlieferung angehört, ist nicht zu ermitteln. Auf Grund dieser Widersprüche hat offenbar Timaeos Zaleukos' Existenz geleugnet (Cic. de leg. II, 15. ad Att. VI, 1). — Diesen Angaben gegenüber steht die Ansicht, welche die Gesetze des Zaleukos von Lokri für die älteste schriftliche Gesetzgebung in Griechenland erklärt (Ephoros bei Strabo VI, 1, 8 und Scymn. 315; Clem. Alex. strom. I, 79); daher Eusebius' Datum Ol. 29, 3, 662 v. Chr., und die Angabe bei Aristot. pol. II, 9, 5, Lykurg und Zaleukos seien Schüler des Thales von Kreta, Charondas Schüler des Zaleukos. Auf die Gesetzgebung spielt Pindars Angabe Ol. 10, 17 über die Herrschaft der ἀτρέκεια in Lokri an. Einführung der Gesetze in Sybaris Scymn. 347. — Ueber Charondas Plato pol. X, 599 Χαρώνδαν μὲν γὰρ Ἰταλία καὶ Σικελία (αἰτιᾶται νομοθέτην ἀγαθὸν γεγονέναι) καὶ ἡμεῖς Σόλωνα. Arist. pol. II, 9, 5 νομοθέται δὲ ἐγένοντο Ζάλευκός τε Λοκροῖς τοῖς Ἐπιζεφυρίοις, καὶ Χαρώνδας ὁ Καταναῖος τοῖς αὑτοῦ πολίταις καὶ ταῖς ἄλλαις ταῖς Χαλκιδικαῖς πόλεσι ταῖς περὶ Ἰταλίαν καὶ Σικελίαν; seine Gesetze in Rhegion Herakl. pol. 25, 4. Nach Arist. pol. VI, 9. 10 war er ἐκ τῶν μέσων, die Späteren lassen ihn von Katana nach Rhegion oder Chalkis fliehen (Aelian. v. h. III, 17, schol. Plat. l. c.) — Historische Nachrichten besitzen wir über beide nicht, nur die Namen und die Gesetze sind geschichtlich. Manche der Gesetze sind früh mit oft wiederholten Anekdoten verbunden (Verbot des Schwerttragens: Val. Max. VI, 5 ext. 4. Diod. VIII, 23. 3, XII, 19. XIII, 33 von Charondas oder Diokles von Syrakus; Bestrafung des Ehebruchs durch Blendung: Herakl. pol. 30, 3. Demosth. 24, 134. Aelian. v. h. 13, 24. Val. Max. VI, 5 ext. 3 von Zaleukos; Diod. XII, 17 von Charondas; Process gegen die Gesetze in Lokri: Demosth. 24, 134. Polyb. XII, 16. Diod. XII, 17 [von Charondas]. Stob. flor. 44, 21). Sprichwörtliche Härte der Gesetze des Zaleukos Zenob. IV, 10. Die Darstellung der Gesetze bei Diod. XII, 12 ff. verwerthet zum Theil ältere authentische Angaben, gibt aber bei Charondas wohl wesentlich die Gesetze von Thurii. Sonstige zerstreute Notizen über Zaleukos: Ephoros l. c. Herakl. pol. 30. Polyb. XII, 16. Diod. VIII, 23, 4 = Plut. de curios. 8. Zenob. V, 4. Athen. X, 429 = Aelian. v. h. II, 37; über Charondas: Arist. pol. I, 1, 7. II, 9, 8. VI, 10, 6. Theophrast l. c. Wie in Mazaka in Kappadokien sind seine Gesetze auch in Kos eingeführt: Herondas 2, 48, wo einige Bestimmungen mitgetheilt werden. — Andere Gesetzgebungen: Philolaos, Androdamas, Pheidon, Arist. pol. II, 9, 6. 9. 3. 7. Pittakos §. 398. Drakon §. 400. Aristides von Keos: Heraklides pol. 9; vgl. das im 5. Jahrh. aufgezeichnete

keische Gesetz über die Todtenbestattung: Köhler MAI. I; Dittenberger, Sylloge 468. Recht von Gortyn, gefunden von Halbherr und Fabricius: Comparetti, Museo italiano I. II, 561 ff. Bücheler und Zitelmann, Recht von Gortyn, Rhein. Mus. XL, 1885, Ergänzungsheft [dazu Rhein. Mus. XLI, 118] u. a. Fragmente weit älterer Gesetze: Comparetti, Mus. ital. II, 181 ff., 645 ff. Mon. ant. dei Lincei I, 77 ff. Gesetzbuch des Epimenides: Arist. pol. I, 1, 7. Diog. Laert. I, 112. — Vereinzelt ist im folgenden auch das solonische Recht herangezogen, wo analoge Gesetze auch in anderen Staaten angenommen werden dürfen.

361. Alle diese Gesetzgebungen, so wenig wir auch die meisten von ihnen im einzelnen kennen, tragen den gleichen Charakter, der später auch in dem Gesetz der zwölf Tafeln in Rom wiederkehrt. Vor allem wird das Strafmass der Willkühr des Richters entzogen und fest bestimmt. Auch die ersten Ansätze zu besserer Gestaltung des Processverfahrens finden sich in Charondas' Bestimmungen über falsche Zeugen. Die Strafsätze trugen noch ganz den Charakter des Vergeltungsrechts, namentlich bei Zaleukos: der Ehebrecher wird geblendet, Körperverletzung durch Wiedervergeltung gesühnt. Analog werden überall die Bestimmungen über Diebstahl, Raub, gewaltthätige Beleidigung (ὕβρις) u. a. gewesen sein. Wie Zaleukos' Gesetze sind auch die Drakon's durch ihre harten Strafsätze sprichwörtlich geworden. Immer aber ist die Voraussetzung, dass der Geschädigte selbst die Klage erhebt. Nur wo die Götter oder die Interessen des Staats verletzt sind, z. B. durch Tempelraub, können die Beamten oder auch jeder Beliebige als Kläger auftreten; sonst gilt der Grundsatz, dass wo kein Kläger ist, auch kein Richter sein kann. Daher gehört der Mordprocess nicht hierher; er hat sich aus ganz anderen Ansätzen entwickelt. Eingehende Berücksichtigung fordern die durch den Verkehr neu geschaffenen Institutionen, so das Sklavenrecht — hier bedarf namentlich die unrechtmässige Knechtung und der sehr häufige Raub Freier und fremder Sklaven (ἀνδραποδισμός) genauer Bestimmungen —, und vor allem das sich ausbildende Obligationenrecht (περὶ συμβολαίων). Hier nehmen die Gesetzgebungen verschiedene Stellung ein. In Lokri herrscht die ältere Auffassung vor, welche der Geld-

wirthschaft feindlich gegenüber steht. Zaleukos gab nur kurze Bestimmungen. Ein Kaufmannsstand sollte nicht aufkommen; daher wurde der Zwischenhandel verboten, der Bauer soll seine Producte selbst verkaufen. Ebenso werden schriftliche Contracte (συγγραφαί) nicht anerkannt, sondern nur das vor Zeugen abgeschlossene Geschäft. Charondas dagegen hat, dem entwickelten Handel der chalkidischen Städte entsprechend, eingehende und sehr sorgfältige Bestimmungen gegeben. Nach Pittakos' Satzungen gewinnt ein Kaufgeschäft rechtliche Gültigkeit nur, wenn es vor den Königen und dem Prytanen abgeschlossen ist (Theophrast bei Stob. 44, 22). Wie weit das alte harte Schuldrecht von den älteren Gesetzgebungen gemildert ist, wissen wir nicht. Auch die Satzungen über Grundbesitz, Erbrecht, Erbtöchter, Adoption suchten, wie es scheint, die älteren so viel wie möglich zu halten, so z. B. Pheidon und Philolaos, wenn auch die neue Zeit überall Concessionen und freiere Bewegung forderte. Bewusst gebrochen hat mit ihnen Solon, während die aristokratischen Staaten den Grundbesitz möglichst stabil zu erhalten suchten und daher eine freie Verfügung darüber gar nicht, so z. B. in Sparta, oder nur in sehr beschränktem Umfange zuliessen (Arist. pol. VIII, 7, 12), ja Philolaos' νόμοι θετικοί in Theben für den Fall, dass kein Leibeserbe da war, die Adoption erzwungen zu haben scheinen (Arist. II, 9, 7). Gleichartig sind dagegen alle Gesetzgebungen in der Durchführung der bürgerlichen Zucht. Das Gepränge der adligen Begräbnisse, der Luxus der zahlreichen Klageweiber, die Ausstattung der Todten mit reichen Schätzen wird nicht nur von Zaleukos, Solon, Pittakos (Cic. leg. II, 66) und den Gesetzen von Keos beschränkt oder ganz verboten, sondern die Bestattungsgebräuche lehren, dass die gleichen Forderungen in der ganzen Griechenwelt durchgeführt sind. In Sparta darf nur dem, der vor dem Feinde gefallen ist, sein Name auf die Grabstele gesetzt werden. Ebenso wird überall gegen den Luxus eingeschritten, der Weingenuss beschränkt oder verboten (vgl. Pittakos, Arist. pol. II, 9, 9), scharfe Frauenzucht geübt und die Adelssitte verpönt, dass die vornehme Frau nur mit

grossem Gefolge ausgeht. Auch die Erwerbsverhältnisse der Bürger werden controllirt; wie Drakon und die Tyrannen Periander und Pisistratos sind gewiss auch andere Gesetzgebungen gegen den Müssiggang eingeschritten, der die Arbeit verschmäht und durch Betteln den Bürgern zur Last liegt. Zaleukos' Gesetze bestrafen die Neugier und den schlechten Umgang, die athenischen Gesetze den Verschwender. Ueber die Verwaltung des Vermögens der Waisen und Wittwen, über die Einführung einer Stiefmutter ins Haus (Zaleukos) u. ä. werden Gesetze erlassen, der schlechte Vormund zur Verantwortung gezogen. Deutlich sehen wir, wie immer mehr die Idee der festen Staatsordnung sich erhebt, die Sonderstellung des Adels beseitigt, regelnd und strafend in das Leben jedes Bürgers eingreift.

362. Mit der Neuordnung des Rechts ist eine Umwandlung der Gerichtsverfassung verbunden. Nach wie vor übt der Rath die Aufsicht über den Staat und controllirt und straft mit Geld, Gefängniss und Tod (so in Athen bis in späte Zeit, Arist. pol. Ath. 3. 45), wo das Gemeinwohl es verlangt. Dagegen die Rechtsprechung des Adelsraths, die wir bei Homer und Hesiod und ebenso in Attika kennen gelernt haben (§ 234), ist in der Folgezeit überall verschwunden. An ihre Stelle sind — von Ausnahmefällen, wie den Elfmännern in Athen, denen die Criminalgerichtsbarkeit zusteht, abgesehn — Einzelrichter getreten, die obersten Magistrate des Staats für die ihrer Competenz unterliegenden Fälle, für die Masse der Civilprocesse die mit diesen betrauten richterlichen Jahrbeamten (§. 234). Aber sehr früh werden neben oder auch an Stelle der Beamten Bürger zu Richtern berufen, sei es nach fester Reihenfolge, sei es durch Ernennung seitens der Beamten. So hat Charondas alle Bürger durch Strafandrohungen — höhere bei den Reichen, geringe bei den Armen — zur Uebernahme des auf sie fallenden Richteramts gezwungen (Arist. pol. VI, 10, 6). In Athen und Sparta sprachen die Beamten Recht. Im Recht von Gortyn dagegen findet sich ein Beamtengericht überhaupt nicht, sondern nur der — erwählte

oder ernannte? — Einzelrichter. Die Richter sind verpflichtet, nach den Bestimmungen der Gesetze Recht zu sprechen (δικάζειν); wo diese nicht ausreichen, entscheiden sie nach bestem Ermessen (ὀμνύντα κρίνειν in Gortyn, ψηφιοῦμαι κατὰ τοὺς νόμους καὶ τὰ ψηφίσματα . . . περὶ ὧν δ' ἂν νόμοι μὴ ὦσι, γνώμῃ τῇ δικαιοτάτῃ καὶ οὔτε χάριτος ἕνεκα οὔτ' ἔχθρας im späteren attischen Richtereid). Dass in diesen Fällen und ebenso da, wo es ein geschriebenes Recht überhaupt nicht gibt, das Herkommen für die Urtheilsfindung massgebend ist, ist natürlich; aber gesetzlich ist der Richter nicht daran gebunden, ein Gewohnheitsrecht kennt das griechische Recht nirgends. Auch die spartanischen Ephoren sprechen das Urtheil nur nach eigenem Ermessen (αὐτογνώμονα κρίνειν Arist. pol. II, 6,16). In besonders wichtigen Fällen mag in manchen Staaten früh die Berufung an die Entscheidung der Volksversammlung aufgekommen sein. In Lokri ist sie gegen Gesetzesbestimmungen, die dem Verurtheilten ungerecht erscheinen, zulässig, aber der Appellirende verwirkt das Leben, wenn die Entscheidung gegen ihn ausfällt. Aehnliches gilt wohl auch von anderen Staaten; zu voller Entwickelung aber ist die Volksgerichtsbarkeit überall erst durch die Demokratie gelangt.

Während wir von dem geltenden attischen Gerichtsverfahren in Meier und Schömann's att. Process, 2. Aufl. von Lipsius, eine treffliche Darstellung besitzen, fehlt eine ausreichende Untersuchung über den Ursprung der einzelnen Processformen, die zu rechtsgeschichtlich sehr interessanten Ergebnissen führen würde. — Ob in dieser Zeit schon irgendwo das Bedürfniss erwacht ist, einen besonderen Gerichtshof für die Processe mit Fremden einzusetzen, ist nicht zu ermitteln.

363. Das alte Blutrecht ist zuerst durch das Fortschreiten der ethischen Anschauungen erschüttert worden. Die Urzeit kennt den Begriff des Verbrechens überhaupt nicht. Wer im Zorn oder aus Hass oder durch Zufall einen Menschen erschlagen hat, muss fliehen, um sein Leben zu retten; aber die Empfindung, dass er eine Schuld auf sich geladen hat, liegt noch der homerischen Zeit völlig fern. Dann kommt zunächst der Gedanke auf, dass die Befleckung mit Blut unrein macht, dass der Mörder daher der Gottheit nicht nahen

darf, bis er entsühnt ist. Im jüngeren Epos herrscht er durchaus. Der flüchtige Mörder — so namentlich Herakles wieder und wieder, so in der Aethiopis Achill, als er den Thersites erschlagen hat, so Danaos und die Danaiden u. s. w. — sucht in der Fremde nicht nur Schutz, sondern vor allem die Vollziehung der Sühnceremonien, welche die verletzten Götter sowohl wie die Rachegeister des Erschlagenen versöhnen. Das eine kann nach göttlichem Recht so wenig versagt werden, wie das andere. Auch die Götter bedürfen der Reinigung, wenn sie mit Blut befleckt sind, sei es auch mit dem eines Unholds, wie des Drachen Python, den Apollo erschlägt: so werden die Sagen von der Dienstbarkeit des Apoll, des Herakles umgedeutet, die Knechtschaft wird zur Busse für das vergossene Blut. Die Sühne geschieht im Namen des Zeus »des Reinigers« (καθάρσιος), der den ersten Mörder Ixion von der Blutschuld befreit hat; aber auch andere Götter, wie Apollo, Athene, Hermes, vollziehen die Reinigung. Namentlich im Cult Apollos, des reinen lichten Gottes, haben sich diese Anschauungen entwickelt, wahrscheinlich hat Delphi auf ihre Verbreitung grossen Einfluss geübt.

Grundlegend O. Müller in seiner Ausgabe der Eumeniden 1833, der aber, abgesehn von manchen anderen Irrthümern, die socialen Grundlagen der Blutrache und Blutsühne den religiösen gegenüber nicht genügend erkannt hat, wie das auch sonst vielfach geschieht.

364. Die Blutsühne ist zunächst ein äusserlicher Akt, so gut wie die Blutbusse, der Abkauf der Blutrache von den Verwandten des Ermordeten. Der Gedanke der sittlichen Verschuldung fehlt ursprünglich auch hier noch; durch Vollziehung bestimmter Opferbräuche wird dem Mörder die Fähigkeit zurückgegeben, aufs neue vor die Gottheit zu treten. Aber sie führt weiter. Nicht nur der Todte und seine Blutsgenossen sind durch den Mord verletzt, sondern auch die Götter: sie verabscheuen das vergossene Blut und wenden sich von der Stätte der That ab, bis sie gesühnt ist. So befleckt die That des Mörders das ganze Gemeinwesen, in dem sie verübt ist. Wenn bisher der Mord nur die Blutsverwandten und die

Phratrie anging, so wird jetzt der Staat gezwungen, zu ihm Stellung zu nehmen. Er muss den Mörder ausstossen oder strafen, um dadurch seine Reinheit wiederzugewinnen; ungesühntes Blut schreit zum Himmel und führt den Zorn der Götter über das Land. Nicht minder wirksam ist das gesteigerte Bedürfniss nach Sicherheit. Die Zeiten, wo jeder bereit und in der Lage war, sich seiner Haut selbst zu wehren, sind vorüber. Wenn die Gesetze den Stadtfrieden erzwingen und das Tragen von Waffen in der Volksversammlung oder überhaupt in der Stadt, z. B. in Lokri und Sparta, unter schwere Strafe stellen, so sind sie auch gezwungen, in die Blutrache, die nur zu leicht in permanente Blutfehde ausarten kann, regelnd einzugreifen. Man kann sie nicht mehr frei gewähren lassen; der Staat muss feststellen, ob der des Mordes Beschuldigte die That auch wirklich begangen hat und dem Bluträcher überantwortet werden darf. Es ist sehr bezeichnend, dass diese Entscheidung nicht von den Gerichtsbeamten, sondern vom Staatsrath — in Sparta den Geronten, in Athen dem Rath der abgetretnen Beamten (§. 233) — oder von einer besonders dazu ernannten Behörde — so in Athen den Epheten, in Rom den quaestores paricidii (§. 326) — gefällt wird. So beginnt die neue Rechtsordnung sich auch das Blutrecht zu unterwerfen und wie das Eigenthum, so auch das Leben jedes Bürgers unter ihren Schutz zu stellen. Die Folge ist, dass man — in derselben Zeit, wo bei den Hebraeern das Deuteronomium denselben Unterschied zuerst gesetzlich fixirt — zwischen den verschiedenen Arten des Mordes zu unterscheiden beginnt, was der früheren Zeit völlig fern lag. Genauer bekannt sind uns nur die Bestimmungen Drakons; doch bestätigen einzelne Zeugnisse in Sage und Geschichte, dass auch in den anderen Staaten gleiche Grundsätze galten. Nur in Sparta scheint man bei den alten Anschauungen beharrt zu haben; auch den unfreiwilligen Mörder trifft hier lebenslängliche Verbannung wie in der Urzeit (Xen. Anab. IV, 8, 25). In Athen wird nur der vorsätzliche Mörder, wenn er verurtheilt ist, dem Bluträcher überantwortet; ist er vor dem Urtheil geflohen, so

darf er das Land nie wieder betreten. Wer dagegen aus gerechtem Anlass einen Menschen erschlagen hat, z. B. den auf frischer That ertappten Dieb oder Ehebrecher oder den Gegner in der Nothwehr oder im Bürgerkrieg, geht frei aus, ebenso wer von jeglicher Verschuldung frei ist, z. B. wenn beim Wettspiel oder bei der Waffenübung durch ihn, ohne dass er eine Fahrlässigkeit beging, Jemand den Tod fand. Die Anerkennung, dass in diesem Falle der Mörder entsühnt und freigesprochen werden muss, scheint überall von Delphi ausgegangen zu sein und knüpft an das Vorbild Apollos an (daher der Gerichtshof beim Delphinion in Athen, vgl. Plato leg. IX, 865 b). Dem unfreiwilligen oder fahrlässigen Mörder endlich wird gestattet, das Land auf eine Reihe von Jahren zu verlassen (ἀπενιαυτισμός) und sich dadurch der Blutrache zu entziehen. Nur in diesem Falle wird, wenn alle Verwandten bereit sind, sie anzunehmen, von Drakon auch die Versöhnung (αἴδεσις), d. i. ursprünglich die Annahme der Blutbusse, gestattet, beim vorsätzlichen Mord dagegen wird sie jetzt nicht mehr zugelassen.

365. So stark das griechische Recht in die Blutrache eingreift, so weit ist es von dem consequenten Vorgehen der Römer entfernt, welches, indem es jeden Mord für paricidium erklärte, die Blutrache aufhob (§. 326). Sie wird nur unter die Gebote geordnet, welche die neue Rechtsanschauung aufstellt. Nach wie vor ist die Verfolgung des Mörders ausschliesslich Sache der Blutsverwandten, sie allein können die Klage erheben, freveln aber auch gegen das göttliche Recht, wenn sie es unterlassen. Für die Gebundenheit der griechischen Rechtsanschauungen ist es charakteristisch, dass noch Solon, zum grossen Erstaunen der Spätern, auf den Vatermord keine Strafe gesetzt ist. Den Vatermörder verfolgen die Erinnyen; auch in der Unterwelt, wo sonst die Verstorbenen in die gleiche wesenlose Existenz eingehen, harrt seiner wie des Frevlers an den Göttern, an der Heiligkeit des Eides und des Gastrechts, ewige Strafe (Aeschyl. Eumen. 269. Aristoph. ran. 146. 274. Plato rep. II, 363 d. Polygnot bei Pausan. X, 26, 5, vgl. §. 60) — aber die irdische Gerechtigkeit hat kein

Mittel gegen ihn einzuschreiten. Auch zeigt das attische Blutrecht — wie das entwickeltste, so das einzige das wir genauer kennen —, dass seine Ordnungen allmählich und grossentheils spontan aus den ethischen und religiösen Forderungen und dem Bedürfniss nach Frieden und Sicherheit erwachsen sind, ehe Drakon sie durchbildete und in Gesetzesform kleidete. Dadurch dass der Mörder an eine heilige Stätte flieht, die ihm Schutz verleiht, wird die Intervention des Staats unumgänglich gemacht. Ist ein Mord geschehen, so kündet der Bluträcher dem Mörder die Verfolgung an und gebietet ihm, Markt und Tempel zu meiden (πρόρρησις). Ist der Mörder geständig und hat er keine Entschuldigung seiner That, so flieht er ausser Landes — ein gerichtliches Verfahren findet dann nicht statt. Läugnet er die That, so bleibt freilich in der Stadt für ihn kein Raum, bis er die Beschuldigung von sich abgewiesen hat. Aber er flüchtet auf den Hügel vor den Thoren der Burg, wo Ares der Kriegsgott und in tiefer Schlucht die furchtbaren »Ehrwürdigen« Göttinnen hausen — die Sage identificirt sie eben um des Blutgerichts willen mit den Erinnyen, den Töchtern der Nacht — zum »Stein des Frevels« (λίθος ὕβρεως); ihm gegenüber auf dem »Stein der Unversöhntheit« (λίθος ἀναιδείας) nimmt der die Sühne weigernde Bluträcher Platz. Beide beschwören die Wahrheit ihrer Behauptung und verfluchen sich und ihr Geschlecht, wenn dem anders sei, und nun fällt der Beamtenrath (Rath vom Areopag) unter dem Vorsitz des Königs das Urtheil, das den Schuldigen der Rache überliefert. Auch über Giftmord und Brandstiftung entscheidet der Areopag. Anders liegen die Dinge, wenn der Beschuldigte die That zugibt, aber behauptet, im Recht zu sein (φόνος δίκαιος), oder auch sie ohne Absicht zu morden verübt zu haben (φόνος ἀκούσιος) — ein Fall, der in naturwüchsigen Verhältnissen weit häufiger ist als der vorsätzliche Mord; dann darf der Mörder durch zeitweilige Verbannung seine That büssen oder auch Busse zahlen. In jenem Falle sucht er beim Heiligthum des Apollo Delphinios Schutz, in diesem bei einem Athenabilde vor der Stadt, dem Palladion — die spätere Sage lässt es aus Troja geraubt sein. Für beide

Fälle ist, offenbar um der Schwierigkeit der Entscheidung willen, ein besonderer Gerichtshof von 51 aus den besten Männern ernannten Richtern (ἐφέται), unter Vorsitz des Königs und der Phylenkönige, geschaffen. Ihrer Competenz unterstehn auch die milderen Fälle, der Mord eines Fremden, Metoeken oder Sklaven, ebenso die Tödtung durch Anstiftung anderer oder sonst auf indirectem Wege (βούλευσις), endlich der Fall, dass ein flüchtiger Mörder aufs neue verklagt wird. Dann darf dieser den Boden des Vaterlands nicht betreten, sondern vertheidigt sich vom Meere aus auf einem Nachen bei der Quelle Phreatto im Piraeus. Endlich bleibt der Fall, dass ein Mord begangen ist, aber der Mörder unbekannt (oder auch ein Thier oder ein lebloser Gegenstand) ist. Dann wird dem Staatsrath der Prytanen (§. 233) Anzeige gemacht, und dieser reinigt das Land von dem Frevel. Er spricht den Fluch über den verborgnen Verbrecher, und schafft die Mordwaffe, das stössige Rind oder was sonst die Ursache war, über die Grenze.

Ueber Drakons Mordgesetze s. ausser Meier und Schömann, Att. Process, vor allem Wachsmuth, Stadt Athen I, 468 ff. Philippi, Areopag und Epheten 1874. Fr. Cauer, Ueber die drakontische Gesetzgebung, Verh. der 40. Philologenvers. zu Görlitz, 106 ff. [Ueber die angebliche Verjährung Passow, Hermes XXV, 466.] Die Hauptstelle ist jetzt Aristoteles pol. Ath. 57; daraus mit Zusätzen Pollux VIII, 90. 117 ff. 125. Harpokr. ἐπὶ Παλλαδίῳ; ferner Pausan. I, 28, 5. 8 ff. (Lage und Mythus des Palladions auch Kleidemos bei Plut. Thes. 27. Polyaen. I, 5). Ferner vgl. die platonischen Satzungen legg. IX, 865 ff. Ein Theil des Gesetzes über den φόνος ἀκούσιος ist inschriftlich in einer Copie aus dem Jahre 409 erhalten (CIA. I, 61. Köhler, Hermes II. Dittenberger, Sylloge 45; ergänzt nach Demosthenes 23, 37. 43, 57). Der Eingang lautet: καὶ ἐὰμ μὴ 'κ προνοίας κ[τείνῃ τίς τινα, φεύγειν, δ]ικάζειν δὲ τοὺς βασιλέας αἰτιῶν φόνου ἢ [ἐάν τις αἰτιᾶται ὡς βου]λεύσαντα. τοὺς δὲ ἐφέτας διαγνῶναι [so richtig Sauppe, Ind. lect. Göttingen 1873/4 und Dittenberger]. Mithin hielten der Archonkönig und die Phylenkönige zusammen das Gericht ab. Dazu stimmt Solons Amnestiegesetz Plut. Sol. 10 (§. 233 A.) und das ihm nachgebildete Psephisma des Patrokleides bei Andoc. 1, 78. Die Meinung, dass erst Solon den Areopag geschaffen habe (Plut. l. c.), ist verkehrt, ebenso falsch natürlich seine Rückdatirung in die älteste Urzeit (Hellanikos bei schol. Eurip. Orest. 1648). Das Gericht der Phylenkönige am Prytaneon (vgl. §. 233 A.) hat sich immer erhalten, da es später reine Form

war; die Epheten haben aber trotz Pollux VIII, 125 und Harpokr. s. v. damit nichts zu thun. — Die Epheten werden aus unbescholtenen Männern (ἀριστίνδην = ἄριστα βεβιωκέναι ὑπόληψιν ἔχοντες; vgl. Forchhammer, Philol. 34, 465) über 50 Jahre gewählt (Pollux. l. c. Suidas s. v.). Die modernen Combinationen über sie sind unbegründet. — Missverständniss von ὕβρις und ἀναίδεια Theophrast. bei Zenob. VI, 36. Cic. de leg. II, 28. — Orestes plaidirt zwar auf φόνος δίκαιος, aber sein Process ist mit Recht auf den Areopag verwiesen, da seine That nicht unter die Kategorien fällt, für die nach drakontischem Recht das Delphinion zuständig war. — Dem attischen Recht völlig analog sind die Bestimmungen des Deuteronomiums über die Freistätten für unvorsätzlichen Mord (Deut. 19) und über das Verfahren, wenn der Mörder unbekannt ist (Deut. 21). Im übrigen ist nicht genauer festzustellen, wie weit Drakon im einzelnen seine Bestimmungen übernommen, wie weit neu geschaffen hat. — Ein lebhaft an altdeutsches Recht erinnerndes Beispiel primitiven Verfahrens in Blutsachen hat sich im Recht von Kyme erhalten (Arist. pol. II, 8, 12): ἂν πλῆθός τι παράσχηται μαρτύρων ὁ διώκων τὸν φόνον τῶν ἑαυτοῦ συγγενῶν (Eideshelfer), ἔνοχον εἶναι τῷ φόνῳ τὸν φεύγοντα. Wenn die Eide beider Parteien sich gegenüberstehen, ist eben das Urtheil nicht leicht; da entscheidet in primitiven Verhältnissen das Ansehen der Person.

Die Culturentwickelung des siebenten Jahrhunderts.

366. Die neue Bewegung beschränkt sich keineswegs auf das sociale und politische Gebiet; sie ergreift umgestaltend das gesammte Culturleben des Volks. Ueberall gährt es und knospt es. Die Enge des Mittelalters wird durchbrochen, eine weitere umfassendere Cultur wächst aus den gebundenen Formen der homerischen Welt heraus. Wohin wir blicken, empfinden wir, dass der Wohlstand gewachsen ist und sich in weitere Kreise verbreitet hat, dass man das Leben reicher und schöner zu gestalten sucht, zugleich aber auch, dass aus dem lockeren Gefüge des mittelalterlichen Staatswesens mit der kaum beschränkten Selbstherrlichkeit des Adels und der Blutsverbände ein wirklicher Staat erwachsen ist, der überall die Leitung energisch in die Hand nimmt. Namentlich auf religiösem Gebiete tritt das sehr deutlich hervor. Wieder beginnt man wie in mykenischer Zeit grosse monumentale Bauten auszuführen; aber es sind nicht mehr Burgen und Gräber, sondern Tempel. Indem die

Gemeinde den Göttern ihren Dank abstattet und sich für die Zukunft ihren Schutz sichert, verherrlicht sie zugleich sich selbst. Bald entsteht ein Wetteifer zwischen den Städten im Tempelbau wie im ausgehenden Mittelalter in der Erbauung von Kirchen. Die Pflege des Cultus wird durchweg verstaatlicht; zahlreiche Culte und Heiligthümer, die bisher einzelnen Geschlechtern oder localen Verbänden angehörten, gehen auf die Gemeinde über. Die Zahl der Feste wird fortwährend vermehrt, die Heiligthümer und Feste unter die Aufsicht erwählter Staatsbeamten (ἱεροποιοί, ταμίαι u. ä.) gestellt, der Staat setzt den Priestern ihre Bestallung und bestimmt, welche Abgaben sie von den Opfern zu erhalten und unter welchen Bedingungen sie ihr Amt zu verwalten haben. Unter den Culten gewinnt der Dienst der Bauerngötter Demeter und des Dionysos und ihres Kreises, der Gottheiten des Weinbaus und des Ackerbaus, stets steigendes Ansehen. Die Ritterschaft der homerischen Welt hatte für sie kein Interesse, ihre Feste waren Bauernfeste, die auf den Dörfern mit Tänzen und Maskeraden, mit Darstellungen der Schicksale der Götter und ausgelassenen Scherzen gefeiert wurden. Der Emancipation der Bauernschaft, der wachsenden Bedeutung des grundbesitzenden Mittelstandes, aus dem die Hoplitenheere sich recrutiren, entspricht ihr steigendes Hervortreten im Staatscult. Gleichartig ist es, wenn in Attika die kriegerische Burg- und Landesgöttin Athene jetzt vor allem als Pflegerin des Oelbaums und daneben als Schirmherrin des Handwerks (ἐργάνη) verehrt wird (vgl. §. 74).

367. Dieselben Strömungen beherrschen alle Seiten des Culturlebens. Die Cultur wird nicht mehr allein von dem kleinen Kreis eines herrschenden Standes getragen, sondern Eigenthum des gesammten Volks. Die körperliche Ausbildung in Turn- und Waffenübungen wird der ganzen wehrpflichtigen Jugend zugänglich. Die Wettspiele werden aus Vergnügungen des Adels zu wirklichen Volksfesten. Damit hängt es zusammen, dass sie sich von den Leichenfeiern loslösen und an den Gottesdienst anknüpfen (§. 247), dass die Spiele zu Olympia zu einem Nationalfest für ganz Hellas werden, denen sich zu

Anfang des sechsten Jahrhunderts zahlreiche neue Stiftungen anschliessen. Auch die einzelnen Staaten gründen neue derartige Festfeiern, so die Spartaner im Anschluss an das Fest des karneischen Apollo die Gymnopaedien (um 669), Schaustellungen und Spiele der Jugend, die hier zuerst völlig unbekleidet auftrat, was dann allmählich überall, auch in Olympia, Brauch wurde (Thuk. I, 6). Wohl behaupten Adel und Reichthum ihre maassgebende Stellung. Sich ganz der Rossezucht und dem Sport widmen konnte nur wer die Mittel dazu besass; und gern entfalten reiche Leute bei den Festen allen Glanz, indem sie ihre Mitbürger oder die zusammengeströmten Fremden bewirthen — der Spartaner Lichas (Xen. Memor. I, 2, 61) und der Azane Euphorion (aus Paion in Arkadien, Herod. VI, 127) sind dadurch in ganz Hellas berühmt geworden. Aber der Sieg, den sie gewinnen, ist zugleich ein Sieg ihrer Heimath. Ueberall wird es Brauch, dass der Staat den Siegern in Olympia und später auch bei den anderen Nationalspielen Belohnungen und Preise gewährt.

Einsetzung der Gymnopaedien Ol. 27, 4. 669. Hieron. (665 Eus. arm.), in dem Jahr, in das Pausan. II, 25, 7 die Niederlage bei Hysiae (§ 344) versetzt. Das mag auch bei Suidas γυμνοπαιδία ... ἐς τιμὴν τῶν ἐν Θυρέαις ἀποθανόντων Σπαρτιατῶν gemeint sein. — Im allgemeinen vgl. Tyrtaeos fr. 12.

368. Das Gleiche gilt von den geistigen Seiten der Cultur. Die Rhapsoden recitiren die epischen Gedichte nicht mehr bei den Gelagen, sondern an den Festen vor dem gesammten Volk (so in Sikyon, Brauron, Athen, vgl. §. 255 A, ebenso jedenfalls in Sparta), und Preise werden für den ausgesetzt, der es am besten macht. Neue volksthümliche Formen der Dichtung und des Gesanges treten ihnen zur Seite, die Musik bildet sich aus, an Stelle der viersaitigen Phorminx (κίθαρις) der homerischen Aoeden tritt die siebensaitige Cither (κίθαρα), die weiche Musik der kleinasiatischen Stämme, der Phryger und Lyder, tritt den altgriechischen (dorischen) Weisen zur Seite, zunächst in Aeolis und Ionien, und verbreitet sich von hier aus durch die ganze griechische Welt. Auch das Flötenspiel,

das Homer noch unbekannt ist, haben die Griechen aus Kleinasien übernommen; seine Erfindung wird daher auf phrygische Götter (Marsyas, Hyagnis) zurückgeführt oder auf Olympos, den Eponymos des Gebirgs, an dessen Hängen die phrygischen und mysischen Hirten die Flöte blasen. Bei keinem Götterfest will man die neue Kunst entbehren, Preise für die Musiker und die Sänger zu Cither und Flöte werden bei den Festspielen ausgesetzt — so bei den Karneen in Sparta angeblich schon 676 —, die musikalische Ausbildung wird ein Theil der Jugenderziehung so gut wie das Turnen und die Waffenübung. Die Umwandlung der Aoeden in Rhapsoden beruht wesentlich auf der Entstehung der neuen Musik.

Flöten finden sich bei Homer nur Il. Σ 495 (neben φόρμιγγες beim Hochzeitstanz) und in der Dolonie K 13, wie schon die Alten bemerkten, die daher meinten, Homer schildere hier speciell troische Zustände. Die Schalmei oder Hirtenflöte (σύριγξ) haben die Griechen dagegen natürlich immer gekannt. Weiter §. 373.

369. So entstehn überall reichere Formen und regere Mannigfaltigkeit. Das Alte wird keineswegs vernichtet oder bei Seite geschoben, sondern umgestaltet und der Alleinherrschaft beraubt; es muss den neuen Strömungen Raum geben, sie in sich aufnehmen oder sich ihnen anpassen. Daneben aber stehen auch auf geistigem Gebiete revolutionäre Bewegungen, welche dem Herkommen den Krieg erklären und mit gewaltigen Schlägen den Beginn einer neuen Epoche verkündigen. In dem Widerstreit der Lebensbedingungen und der Ideen emancipirt sich das Individuum, politisch wie geistig. Die Tradition wird erschüttert und durchbrochen; sie ist nicht mehr die feste Norm und erfüllt daher die Anforderungen nicht mehr, auf denen ihre Herrschaft beruht. Der Einzelne muss selbständig wählen und aus eigener Kraft gestalten. Die Führung hat auch jetzt noch die ionische Welt. Wie sich in ihr die alte Cultur am vollkommensten offenbart hat, so wird sie hier auch am frühesten überwunden. Hier, wo die merkantile Entwickelung am weitesten vorgeschritten, die Gestaltung des Lebens am bewegtesten, die Berührung mit der

Fremde am stärksten ist, wo das Emporkommen der Lydermacht der staatlichen Selbständigkeit den Untergang droht, sind die alten Anschauungen so wenig haltbar, wie der alte Staat. Neben Ionien treten jetzt auch die anderen Gebiete selbständig hervor. In Sparta hat man viele Seiten der neuen Culturentwickelung, auch wenn sie nicht wie die neue Gestaltung des Heerwesens und der Agonistik in der Heimath ausgebildet wurden, gern, ja mit Begeisterung aufgenommen, so die neue Musik und die neuen Dichtungsformen, die neue Gestalt der Feste, auch der Kunst. Aber man sucht sie der alten Weise einzuverleiben, man hält jede Erschütterung fern und sperrt das Land gegen Neuerungen, die gefährlich scheinen, wie das Geld, die Stadtmauer, das geschriebene Recht. Aehnlich stellt sich Kreta; Lesbos, Rhodos, die Isthmosstaaten und dann weiter Attika nehmen eine Mittelstellung ein. So nimmt die neue Cultur, in scharfem Gegensatz zu der Gleichförmigkeit der mittelalterlichen Welt, die verschiedensten Gestaltungen an; überall macht sich das locale Element geltend, jeder Staat erzeugt seine Sondercultur im Rahmen der allgemeinen Bewegung. Dadurch ist die griechische Cultur zu einer Vielseitigkeit und Formenfülle gelangt, wie sie kein anderes Volk je wieder erreicht hat.

Seit O. Müller pflegt man die hier berührten Culturunterschiede meist auf die verschiedene Begabung und Anschauungsweise der Stämme zurückzuführen. Man abstrahirt das Dorierthum aus den Spartanern, das Ionierthum aus den Ioniern des 6. und 5. Jahrhunderts, verallgemeinert die historisch gewordenen Unterschiede, ganz unbekümmert darum, dass z. B. Argos, Korinth, Korkyra, Syrakus in das dorische Schema absolut nicht hineinpassen, und datirt sie in die Urzeit zurück. Die Masse der übrigen Stämme wird dabei gewöhnlich völlig ignorirt. Natürlich haben die Stämme den Gegensatz und die innere Abneigung empfunden, die Verschiedenheit des Dialekts und der Religion erzeugen, und dieser ist dann künstlich dadurch gesteigert worden, dass im 5. Jahrhundert Athen sich als Vormacht der Ionier, Sparta als Vormacht der Dorier fühlte; aber ursprünglich hatten die Stammesgegensätze in Griechenland weit weniger Bedeutung als z. B. in Deutschland (wo sie auch aus historischen und geographischen Verhältnissen, nicht aus Naturanlage erwachsen sind), da die Stämme nirgends in Griechenland eine geographische,

geschweige denn eine politische Einheit bilden. Gerade die Geschichte des Epos und der Lyrik sind dafür ein deutlicher Beleg: Stoff, Form und Sprache wandern vom einen zum andern. — Dieselbe Entwickelung, die wir hier in Griechenland zu verfolgen haben, hat sich etwas früher bei den Hebraeern vollzogen. Die Propheten sind nicht nur nahezu die Zeitgenossen, sondern auch die Gegenbilder des Hesiod und Archilochos und ihrer Nachfolger, die Bahnbrecher und Träger des Subjectivismus. Für das Verständniss der hebraeischen Entwickelung hätte neben der politischen die sociale Entwickelung weit stärker in Betracht gezogen werden müssen, als im ersten Bande geschehen ist.

Literatur. Elegie und Iambus. Anfänge der Lyrik.

370. Das Erwachen der Subjectivität in der Literatur haben wir schon kennen gelernt. Hesiod ist der erste gewesen, der seine persönlichen Erlebnisse und die Resultate des eigenen Nachdenkens der Masse vortrug, in bewusstem Gegensatz gegen die Art, wie die Aoeden den Stoff behandeln. Für den neuen Inhalt hat um die Mitte des siebenten Jahrhunderts Archilochos von Paros die Form geschaffen. Wir haben die Schicksale dieses Mannes schon kennen gelernt. Sein Vater war vermuthlich ein Adliger, aber seine Mutter eine Sklavin. Den Makel, den ihm sein Bastardthum aufdrückte und der ihn von seinen Standesgenossen trennte, hat er nie verwinden können. Als Glücksritter ist er durch die Welt gezogen, hat zuerst in Unteritalien (§. 307), dann auf Thasos (§. 300) sein Glück versucht und an den Parteikämpfen der neuen Colonie lebhaften Antheil genommen; aber der Erfolg hat ihm nie gelächelt, arm und verbittert, mit aller Welt zerfallen, ist er gestorben, angeblich im Kampf von einem Naxier erschlagen. Seine Ideale sind die der Aristokratie: der ritterliche Kampf, der politische Einfluss, der Genuss des Lebens und der Liebe; eben weil ihm ihre Erfüllung versagt ist, wird er zum Revolutionär. Bei dem Rhapsoden von Askra klopft die neue Zeit zum ersten Mal an die Thür; der thasische Ritter wurzelt in ihr und ist ihr Prophet. Grade weil er einer höheren Gesellschaftssphäre angehört, wirken seine Verse weit

packender und hallen in der ganzen Griechenwelt wieder: Archilochos ist die erste Gestalt der Weltliteratur, welche nicht nur in einzelnen Momenten und Gedanken, wie Hesiod oder die hebraeischen Propheten, sondern in der ganzen Eigenart seiner Persönlichkeit und seiner Schicksale der Nachwelt und durch die Bruchstücke seiner Gedichte auch uns noch erkennbar ist. All seine Erlebnisse trägt der »Diener des Kriegsgotts und der Musen« in zündenden Versen der Masse vor, ohne sich oder einen andern zu schonen, seine Kriegsfahrten, seine Liebschaften, die Schicksale seiner Verwandten, seine Armuth, seinen Hass. Seine Leidenschaft durchbricht alle Schranken der Convention. Stolz rühmt er sich, dass er dem Speer seinen Lebensunterhalt verdanke; aber hat er im Kampf mit den Saiern seinen Schild verloren, so weiss er sich zu trösten: sein Leben ist doch gerettet, einen Schild wird er schon wieder finden. Den verblendeten Bürgern redet er ins Gewissen, das Elend von Thasos malt er in grellen Farben, aber nicht minder seine eigene Noth; seine Feinde verfolgt er mit dem grimmigsten Hohn, so dass sie zum Gespötte werden, vor allem den Vater Lykambes, der ihm seine Tochter geweigert hat, aber ebenso z. B. den zu allmächtiger Stellung gelangten Leophilos (fr. 69) und andere. »Eine gewaltige Gabe besitze ich,« rühmt sich der Dichter mit Recht, »denen die mir Böses thun, mit argem Schimpf zu vergelten.«

Ueber Archilochos' Lebenszeit s. §. 300. Die parische Chronik erwähnt ihn vielleicht ep. 33 unter dem Jahre 682. Zu den Anekdoten über ihn vgl. Piccolomini, Hermes XVIII. Im allgem. s. namentlich Kritias fr. 12 bei Aelian v. h. 10, 13, dessen für den aristokratischen Sophisten bezeichnender Tadel auch von Neueren oft nachgesprochen und mitunter den Spartanern in den Mund gelegt wird; dass es absurd ist, an diese Poesie den ethischen Massstab anzulegen, scheinen die wenigsten zu empfinden.

371. Dem Inhalt entspricht die Ausdrucksweise. Von der Höhe des getragenen epischen Stils steigt Archilochos hinab zu den Anschauungen des Volks, er sucht seine Bilder und Anspielungen überall im realen Leben der Gegenwart, nicht in der Phantasiewelt der Sage, er verwendet die Thierfabel

so gut wie Hesiod. Für diese Dichtung ist die epische Form nicht mehr zu gebrauchen. Auch hier ist Archilochos zum Volk hinabgestiegen. Er singt nicht zur Zither, sondern zur Flöte (vgl. fr. 76); er führt die populären Weisen der Iamben und Trochäen, die zuerst der (dem Archilochos bekannte, fr. 153) homerische Margites zaghaft aufgegriffen hat, in die Literatur ein, theils in den einfachen Reihen der Trimeter und Tetrameter, theils in mannigfachen leichten Verschränkungen. Die neue Form ist der Ausdruck einer gewaltigen literarischen Umwälzung. Sie verzichtet durchaus auf allen Zwang, auf alles Pathos, auf das conventionelle Element, welches die epische Dichtung allmählich erdrückt, sie fliesst leicht und zwanglos dahin wie die gesprochene Rede, deren Vorläufer sie ist; eben darauf beruht ihre zündende, echt volksthümliche Wirkung. Daneben verwendet Archilochos die vielleicht der Todtenklage entstammende Elegie, die Verbindung des Hexameters mit einem aus ihm entwickelten kürzeren zweiten Gliede. Diese Form ist getragener, sie knüpft auch im Ausdruck an das Epos an. Aber indem die Elegie den Strom der epischen Rede immer aufs neue unterbricht und formell abschliesst, verkehrt sie die epische Form in ihr Gegentheil und ist daher vorzüglich geeignet für allgemeine Betrachtungen und Lebenserfahrungen, die sie scharf pointirt und abgerundet, nicht selten auch gegensätzlich entwickelt zum Ausdruck bringt. So wird sie die Form der Spruchdichtung, die sich bisher wohl oder übel der epischen Einkleidung hatte bedienen müssen (§. 269. 272).

372. Die Wirkung des Archilochos ist eine ungeheure gewesen. Seine Dichtungen haben sich überall hin verbreitet, die Rhapsoden haben sie bei den Festen gesungen und recitirt so gut wie Homer und Hesiod. Mit Recht gilt er der Folgezeit als der Schöpfer einer zweiten grossen Literaturgattung, als der einzige, der ebenbürtig neben Homer steht. So sind ihm denn bald Rivalen und Nachahmer zur Seite getreten, unter denen freilich keiner ihm an Geist und schöpferischer Kraft gleichkommt. Der Iambus behält den satirischen Charakter; aber

an Stelle der wilden Leidenschaft tritt die Schilderung von Zuständen und Lebenstypen, so in den Iamben des Samiers Semonides, wohl noch eines jüngeren Zeitgenossen des Archilochos, der an der Besiedelung von Amorgos Theil nahm (§. 301); bekannt ist er namentlich durch seine Satire auf die Frauen. Auch bei ihm hat es freilich nicht an persönlichen Invectiven gefehlt. Daneben stehen Sentenzen, Betrachtungen über Schicksal und Menschenglück, über das Walten der Götter und die Vergänglichkeit und Unbeständigkeit der Güter des Lebens, für die sonst die Elegie bevorzugt wird. Eine besondere Gattung der Elegie sind die Kriegslieder, wie sie um die Mitte des Jahrhunderts Kallinos den Ephesiern (§. 294), Tyrtaeos den Spartanern (§. 343. 355) sangen — Dichtungen, die vielleicht unabhängig von Archilochos' Einfluss entstanden sind. In der Folge tritt neben der Spruchdichtung in der Elegie das erotische Element immer mehr in den Vordergrund, zuerst und am herrlichsten bei Mimnermos von Smyrna um 580 v. Chr. (§. 446). Vielfach dient die Dichtung auch politischen Zwecken, so zu Anfang des sechsten Jahrhunderts bei Solon und Theognis und schon vorher in manchem Spruch, der sich uns erhalten hat (z. B. Theognis 891 ff.). Iambus und Elegie sind ionische Schöpfungen, namentlich der erstere das echte Product des rasch beweglichen, ungebundenen Treibens in der stark zersetzten ionischen Welt. Daher ist ihre Sprache immer ionisch geblieben, auch wenn sie von festländischen Dichtern wie dem Athener Solon, dem Megarer Theognis oder in Sparta von Tyrtaeos vorgetragen werden.

Archilochos von den Rhapsoden vorgetragen: Heraklit bei Diog. Laert. IX, 1. Plato Ion 531. 532. Athen. XIV, 620 c. Daher im Schulunterricht Aristoph. pac. 1298. Für die volksthümliche Anschauung ist Archilochos das Haupt und der Urheber der Elegie und des Iambus. Daraus, dass Kallinos Magnesia noch als blühende Stadt, Archilochos aber seine Zerstörung erwähnte, folgerte jedoch Kallisthenes, Kallinos sei älter als Arch. und der Begründer der Elegie; dadurch wurde er zugleich zur Annahme einer zweimaligen Eroberung von Sardes durch die Kimmerier genöthigt: Strabo XIII, 4, 8. XIV, 1, 40. Clem. Al. strom. I, 131, entstellt Athen. XII, 525 c. (vgl. I. 455). Andere nannten Mimnermos den ersten

Elegiker (vgl. Didymos bei Orion p. 58), Semonides den ersten Iambographen (Suid. v. v.); daher Horaz, art. poet. 75 versibus impariter iunctis querimonia primum, post etiam inclusa est voti sententia compos (Epigramm); quis tamen exiguos elegos emiserit auctor, grammatici certant, et adhuc sub iudice lis est. Die Neueren stellen meist Kallinos und selbst Tyrtaeos vor Archilochos. Aber selbst wenn Kallinos' Elegien im allgemeinen älter sein sollten als die des Arch., ist das einseitig; erfunden ist die neue Form überhaupt nicht von einem einzigen, wohl aber allein durch Arch. zu einer neuen Literaturgattung entwickelt, während Kallinos' Dichtungen ohne weitere Wirkung und fast verschollen waren. — Auf die literarhistorischen Daten, die bei Diog. Laert., chron. par., Tatian, Clem. Alex., Eusebius erhalten sind, gehe ich nur ausnahmsweise ein, da sie keinerlei selbständigen Werth haben. Es sind Folgerungen aus einzelnen Stellen der Dichter, aus denen in der älteren Zeit fast durchgängig zu hohe Ansätze abgeleitet sind. Zur Literatur vgl. §. 12 und die freilich sämmtlich unkritischen Literaturgeschichten, unter denen O. Müller und Bergk weitaus die erste Stelle einnehmen.

373. In derselben Zeit ist das Lied (μέλος) zu einer dritten selbständigen Kunstform erwachsen. Seine Ausbildung beruht auf der Entwickelung der Musik. Gesungen und getanzt haben die Griechen zu allen Zeiten, bei Gelagen und Siegesfeiern wie beim Gottesdienst. Da treten Knaben- und Jungfrauenchöre auf, nicht selten werden auch die heiligen Handlungen, die Schicksale der Götter und Helden dramatisch vorgeführt, so namentlich im Cult der Demeter und des Dionysos, aber ebenso z. B. in Sikyon zu Ehren des Adrastos (Herod. V, 67). Auch an heitern Darstellungen fehlt es nicht; auf Aegina z. B. treten an dem Fest der Vegetationsgöttinnen Damia und Auxesia Chöre von je zehn Männern in Weiberkleidung auf, welche Spottgedichte auf die heimischen Frauen vortragen (Herod. V, 83). Bei den bäuerlichen Aufzügen an den Dionysosfesten verkleiden sich die Possenreisser als Böcke (τράγοι) und Satyrn, an ihrer Spitze erscheint Silenos in Gestalt eines behaarten Waldmenschen. Auch Scenen aus dem Leben werden parodistisch vorgeführt, so in Megara und Attika. Schon früh sind diese Darstellungen nach Etrurien und Rom gedrungen (§. 439). Die Festgesänge sind zum Theil altererbtes Gut, das daher auf Sänger der Urzeit zurückgeführt

wird, so die Lieder beim delischen Apollofeste auf Olen (Herod. V, 35, vgl. §. 460 — offenbar um des lykischen Apollo willen hat man ihn zu einem Lykier gemacht), die Hymnen für die eleusinische Demeter auf Eumolpos und Musaios, die Gesänge des attischen Geschlechts der Lykomiden bei ihrem Gentilfest auf Pamphos, die Gesänge, mit denen die kretische Jugend, die Kureten und Pyrrhichisten, ihre Waffentänze am Geburtsfeste des Zeus begleitete, auf Kures und Pyrrhos, andere kretische Gesänge und Rhythmen auf Thales; das argivische Schnitterlied personificirt sich zu der Gestalt des Linos (§. 254), das Hochzeitslied zu der des Hymenaeos u. s. w. Mit der Ausbildung der Musik (§. 368) werden die Lieder kunstvoller, die wachsende Bedeutung der volksthümlichen Culte und ihre Ausrüstung durch den Staat, wenn auch häufig auf Privatkosten, führt zu einer glänzenderen Ausstattung und gründlicher Vorbereitung, die Aufnahme der musikalischen Wettkämpfe unter die Feste schafft den wandernden Sängern und Musikern Gewinn und Ansehn, die Ausbildung der Jugend den Lebensunterhalt. So entstehen grössere Compositionen für die Chöre und Lieder für den Einzelvortrag, bei dem sich die geschulten Sänger (Kitharoeden und Auloeden) durch den Citherspieler oder die Flötenbläser begleiten lassen. Auch die Form der Dichtung wird dadurch umgestaltet; im Gegensatz zu dem fortlaufenden Vortrag des Epos, des Iambus und der Elegie gliedert sich das Lied in Strophen, im Anschluss an die Musik entwickelt sich eine immer kunstvoller gestaltete Metrik. So entsteht die griechische Lyrik, das kunstvolle Lied in seinen verschiedenen Formen. Neben den religiösen Dichtungen stehen die Trink- und Liebeslieder für die Gelage und Aufzüge der jungen Leute (κῶμοι); hier tritt das Lied gleichberechtigt neben die Elegie. Die eigentliche Heimath der Lyrik ist Lesbos, wo sich die Verbindung zwischen kleinasiatischer und griechischer Musik am innigsten geknüpft hat; daneben sind die dorischen Weisen, wie sie namentlich auf Kreta heimisch waren, für sie massgebend geworden. Daher sind der lesbische (aeolische) und der dorische Dialekt ihre Träger,

nicht selten in mannigfacher Mischung auch mit den einheimischen Sprachformen. Ueberhaupt sucht die Lyrik überall die Anlehnung an die localen Bräuche und Formen. Daneben steht freilich auch hier übermächtig der Einfluss des Epos in der Sprache wie im Stoff; auch wo der Sänger Sagen und Culte verherrlicht, die dem Epos fremd sind, kann er sich doch dem übermächtigen Einfluss seiner Tradition nicht entziehn.

Im Alterthum ist die Geschichte der Musik und der Poesie seit Glaukos von Rhegion (Anfang des vierten Jahrhunderts, vgl. Hiller, Rh. Mus. XLI, 398) und Hellanikos' Karneoniken vielfach behandelt, namentlich von Aristoteles und den Peripatetikern. Der Niederschlag der durchweg rationalistisch behandelten Nachrichten liegt vor allem in der Compilation de musica (unter Plutarchs Schriften) vor, ferner in den Chroniken und bei Suidas. Auf Grund derselben erzählen alle neueren Literaturgeschichten mit beneidenswerther Naivität Wunderdinge von der Entwickelung der Musik und des Lieds, von Olympos und Thales (Thaletas) und ihren Erfindungen, zahlreiche Sänger werden aufgezählt und chronologisch bestimmt, nicht selten ihre Dichtungen besprochen, als ob wir sie genau kennten. In Wirklichkeit liegen hier die Dinge gerade so wie bei den bildenden Künstlern, bei denen Robert (Archäol. Märchen, in Philol. Unters. X, 1886) den alten und den modernen Fabeln ein wohlverdientes Ende bereitet hat. Die alten Nachrichten zerfallen in vier Gruppen: 1) mythische Gestalten, wie Orpheus, Olen, Pamphos, Hyagnis, Marsyas, Olympos, Thales; zum Theil sind sie von den Alten rationalistisch behandelt und in spätere Zeit gerückt, wie Thales von Kreta mit Lykurg verbunden (vgl. §. 374 A.) und Olympos bei Suidas und den Neueren in mehrere gleichnamige Gestalten zerlegt wird. Wesentlich gleichartig ist der Kitharoede Arion von Methymna (Herod. I, 23); 2) wirklich geschichtliche Persönlichkeiten, wie Terpander und Alkman, deren Schöpfungen erhalten waren; 3) Namen von Musikern und Dichtern, die als Sänger in den Agonen oder in der Literatur vorkamen, so Polymnastos von Kolophon, den Pindar fr. 188 bei Strabo XIV, 1, 28 und Alkman fr. 114 bei Plut. de mus. 5 erwähnte; daraus sind die Erwähnungen bei Plut. de mus. 3. 4. Pausan. I, 14, 4 herausgesponnen; ferner Sakadas von Argos, Pindar fr. 269 bei Paus. IX, 30, 2 und Plut. de mus. 8. 4) Schwindeleien und Fälschungen, wie die Liste der Sänger der Urzeit, die in Delphi aufgetreten sind, Pausan. X, 7, 2, mit den Sängern Chrysothemis, Philammon (aus der Argonautengeschichte des Pherekydes, fr. 63, entlehnt, wo er an Orpheus Stelle stand; der ganz moderne Name weist auf Kyrene) und seinem Sohne Thamyris, Eleuther; ferner die Gesänge des Bildhauers Gitiadas, Paus. III, 17, 2, das Proso-

dion des Eumelos, Paus. IV, 33, 5; etc. Aus den Melikern bei Bergk, lyr. III, sind zu streichen Eumelos, Polymnastos, Arion, Echembrotos, Sakadas, Xanthos (Robert, Bild und Lied 173 f.) und natürlich die sieben Weisen.

374. Verbreitet ist die neue Dichtweise vor allem durch die fahrenden Sänger und Musiker, die von Ort zu Ort, von Fest zu Fest zogen. Nirgends hat sie begeistertere Aufnahme gefunden als in Sparta, mit dessen Institutionen und Jugenderziehung sie aufs innigste verwächst. Ihr erster bekannter Vertreter war Terpander von Lesbos; er gilt daher als Erfinder der siebensaitigen Cither und als Gesetzgeber des religiösen Liedes und seiner Gliederung. Er ist in Sparta aufgetreten und hat hier bei den Karneen einen Preis gewonnen, ja angeblich den musischen Wettkampf beim Karneenfest um 676/3 v. Chr. begründet. Die Alten scheinen noch Dichtungen von ihm besessen zu haben. Vielfach wurde gestritten, ob Terpander oder Archilochos älter sei; uns ist eine Entscheidung unmöglich. Jedenfalls ist Terpander's Musik in Sparta immer lebendig geblieben. Ihm ersteht hier ein Nachfolger in Alkman. Alkman ward ein Lyder aus Sardes (fr. 24) und ist vielleicht als Sklave nach Sparta gekommen; aber er hat sich ganz in die Weise seiner neuen Heimath eingelebt. Er hat zahlreiche Dichtungen hinterlassen, Hymnen an die Götter, Trink- und Liebeslieder, vor allem aber die berühmten Gesänge für Jungfrauenchöre. Aus all seinen Bruchstücken spricht eine warme und schlichte, durchaus ungekünstelte Empfindung und dabei ein echter Humor, eine naive Schalkhaftigkeit, wie sie in der griechischen Literatur nicht ihres Gleichen hat. Alkman redet eben so viel von sich, seiner Armuth, seinen Liebschaften, wie Archilochos; aber ein grösserer Gegensatz als zwischen beiden ist kaum denkbar. Archilochos entstammt einem zerrissenen Gemeinwesen, einer wildbewegten Welt, der er voll Trotz und Selbstgefühl gegenübersteht; eine Poesie wie die Alkmans konnte nur ein durchaus gesundes, kräftig vorwärts strebendes Volk erzeugen. — Auch Archilochos hat religiöse Hymnen und zu Ehren des Dionysos Dithyramben (fr. 77) und andere Gesänge (Ἰόβακχοι) verfasst. Neben ihnen

hat es zweifellos zahlreiche andere Sänger gegeben, deren Dichtungen verschollen sind, während sich ihre Namen vereinzelt erhalten haben (§. 374 A).

Dass Terpander der erste Sieger an den Karneen war, berichtete Hellanikos fr. 122; als Datum geben Sosibios bei Athen. XIV 635 und Africanus bei Euseb. Ol. 26; die parische Chronik 34 dagegen setzt ihn erst 645 v. Chr. an. Bei Plut. de mus. 4 werden ihm vier pythische Siege zugeschrieben; doch sind die in Delphi vor dem heiligen Kriege alle acht Jahre gefeierten musischen Wettkämpfe eine handgreifliche Erfindung. Dass Terpander auf Geheiss der Pythia berufen sei und den inneren Hader durch Musik bewältigt habe (Diod. VIII, 28. Aristot. fr. 87. Herakl. pol. 2, 6 u. a.), ist nach Analogie des Tyrtaeos gemacht; vgl. auch Philodem, de mus. 20. Von den unter seinem Namen gehenden Fragmenten ist vielleicht keins echt. — Der Kreter Thales, ursprünglich mit Lykurg in Verbindung gesetzt (Ephoros bei Strabo X, 4, 19. Arist. pol. II, 9, 5. Plut. Lyc. 4 u. a., vgl. Forsch. I, 216 f.), wird in der rationalistischen Darstellung bei Plut. de mus. (vgl. Pausan. I, 14, 4) zum Begründer einer zweiten Musikschule und Stifter der Gymnopaedien (§. 367 A.), wie umgekehrt Hieronymos bei Athen. XIV, 635 f. Terpander mit Lykurg verbindet. Dass man Terpander auch zum Abkömmling des Homer oder Hesiod machte (Suidas), ist begreiflich. Meist gilt Archilochos für älter als Terpander (Phanias bei Clem. Alex. strom. I, 132, Euseb. und wahrsch. auch chron. par.), Glaukos dagegen gab die Folge Terpander, Archilochos, Thales (Plut. de mus. 4. 10), und dieser Ansatz wird später der übliche.

375. Neben den neuen Dichtgattungen setzt sich das Epos fort. Die jüngsten homerischen Epen und die Schlussredactionen von Ilias und Odyssee gehören dem siebenten und den ersten Jahrzehnten des sechsten Jahrhunderts an. Auch in ihnen zeigt sich die Einwirkung der neuen Zeit in dem Interesse an fremden Ländern und Völkern, in dem Eindringen moderner Sitten, wie der Blutsühne, in der Neigung zu Sentenzen und Sprichwörtern. Der Hauptträger des Epos in dieser Epoche ist aber die hesiodeische oder genealogische Dichtung. Der Hauptheil der unter Hesiods Namen gehenden Kataloge und Eoeen u. s. w., die genealogischen Epen des Eumelos von Korinth, Kinaithon von Sparta, Asios von Samos (§. 271) gehören ihr an. Neben den Stoffen der homerischen Dichtung finden die Mythen und Sagen des Mutterlands in ihnen Aufnahme und Verarbeitung. Alle diese Gedichte zeigen das leb-

hafte Interesse der Zeit am Sammeln und Ordnen der Traditionen, die Anfänge des Strebens nach Erkenntniss, nach Ermittelung der Wahrheit, das die Lust zum Fabuliren in den Hintergrund drängt. Charakteristisch dafür ist das Streben, die Zustände der Urzeit, die Ursprünge der bestehenden Staaten zu erforschen, das in den Gestalten der Urmenschen, des Inachos und Phoroneus und dann des Danaos in Argos, des Pelasgos und Lykaon in Arkadien, und ebenso in der Ausbildung der Geschichte der dorischen Wanderung hervortritt, ferner die Einreihung nicht nur der griechischen, sondern auch der fremden Völker, der Aegypter, Phoeniker, Kiliker, Araber, der Latiner und Tyrsener in die Stammbäume. Die alte naive Auffassung der Sage und der Vorgänge in der Götterwelt schwindet; man nimmt ethische und religiöse Anstösse. So ist der Thierdienst, wie er in Cultusbräuchen und Mythen in Arkadien, Argos, Kreta und sonst fortlebt, dem religiösen Glauben unverständlich geworden; das Epos erklärt den Mythus dadurch, dass Hera oder Artemis aus Eifersucht die Io in eine Kuh, die Kallisto in eine Bärin verwandelt habe, dass Zeus bei seinen Liebschaften mit Europa, Io, Nemesis die Gestalt eines Stiers oder eines Schwans annimmt. Die Dienstbarkeit oder Entrückung der Naturgötter, des Apollo, des Herakles verlangen eine Motivirung, denn sie widersprechen der Anschauung von der Ewigkeit und Macht des Gottes; man findet sie in einer Verschuldung, die sie begangen haben, einem Mord, den sie durch Verbannung und Knechtschaft sühnen müssen. Oft genug sind die Auswege, die man ergreift, sehr naiv ausgefallen und haben dem gesteigerten ethischen Gefühl der Folgezeit aufs neue schweren Anstoss geboten (vgl. §. 448); aber deutlich zeigen sie, wie völlig die alten Anschauungen dem religiösen Bewusstsein entschwunden sind.

Religion.

376. Die wichtigsten Faktoren der religiösen Entwickelung des siebenten Jahrhunderts haben wir bereits kennen ge-

lernt: das Hervortreten der bäuerlichen Culte, die reichere Gestaltung der Feste, das Eingreifen des Staats in die Ordnung des Gottesdienstes, den beginnenden Tempelbau. Wie überall erzeugt auch in Griechenland die Steigerung der Cultur zunächst eine Stärkung und Vertiefung der Religiosität — sie spricht sich auch darin aus, dass manche Colonien nach Göttern benannt werden, so Potidaea, Posidonia, Apollonia, Heraklea. Die Güter, welche die Götter zu schützen haben, sind gewachsen wie die Mittel, sich ihren Schutz zu sichern, der Werth des Lebens ist grösser geworden. Daher nimmt auch das Ansehn der Orakel ständig zu. Weder der Einzelne noch der Staat wagt irgend ein wichtiges Unternehmen, ohne vorher die Billigung durch den untrüglichen Mund des Orakels zu holen und anzufragen, welchen Gott er gnädig stimmen muss, damit es zum glücklichen Ende geführt wird. In den kleinasiatischen und boeotischen Orakelstätten, auf Delos, in Dodona, Olympia, Abai in Phokis (Herod. I, 46. VIII, 33. 134), vor allem aber in Pytho strömen die Rathsuchenden zusammen und mit ihnen die Weihgaben und Schätze; hier und in Olympia errichten die grösseren griechischen Gemeinden der Reihe nach eigene Gebäude zur Aufnahme ihrer Geschenke. Allen andern Stätten läuft das pythische Orakel weitaus den Rang ab. Wenn die Pythia früher nur einmal im Jahre weissagte (Plut. qu. gr. 9), so verkündet sie jetzt mehrmals in jedem Monat die Offenbarung der Gottheit; die Formen der Befragung, die Reihenfolge und die Vorrechte der einzelnen Staaten werden genau geregelt. Delphi wird das Centrum des religiösen Lebens für ganz Hellas; nicht wenige neue Culte und Riten sind auf sein Geheiss eingeführt worden. Sein Einfluss auf die Entwickelung des neuen Blutrechts ward schon erwähnt. Die Könige von Lydien und Phrygien, die Dynasten der Etrusker holen sich hier Rath und senden reiche Geschenke. Auch politischen Einfluss wird die delphische Priesterschaft bereits jetzt ausgeübt haben, und umgekehrt suchen wie Gyges (§. 294) so die griechischen Tyrannen in Delphi die Legitimirung ihrer Usurpation und eine Stütze ihrer Herrschaft.

377. Aber auch das Wesen der Gottheit verwandelt sich. Die idealen Göttergestalten, wie sie das Epos geschaffen hat, drängen sich in den Cultus ein und assimiliren sich die naturwüchsigen Mächte der Volksreligion; die fortgeschrittenen ethischen und socialen Anschauungen fordern Geltung auch in der Götterwelt. Diese Bewegung ist nur um so tiefgreifender und nachhaltiger, weil sie sich langsam und unbemerkt vollzieht. Der Gegensatz zweier religiöser Welten ist thatsächlich da, aber er wird nicht als solcher empfunden, der Ausgleich nicht mit Bewusstsein oder gewaltsam erreicht. Der Gläubige wendet sich nicht ab von den überlieferten Gestalten, sondern er kann sich das Cultuswesen, zu dem er betet, gar nicht anders denken als in den Formen, die das Epos und jetzt auch der lyrische Gesang verherrlicht. Die Folge ist eine stetig fortschreitende Vermenschlichung der Götterwelt. Der Thierdienst stirbt ab; die alten Stein- und Holzfetische und die aus ihnen entwickelten brettförmigen und hermenartigen Idole (§. 278) behalten wohl im Cultus ihre Stelle und gelten als der eigentliche Sitz der Gottheit (ἕδος); aber sie werden zu überkommenen und für das Bewusstsein antiquirten Symbolen. Für neuerbaute oder restaurirte Heiligthümer, für Weihgeschenke verlangt man lebensvollere Darstellungen. Schritt für Schritt schwinden die alten unförmlichen und ungegliederten Formen, die eine menschliche Gestalt nur andeuten, aber nicht zum Ausdruck bringen. Langsam wagt man, die hehren Gestalten der Dichtung künstlerisch zu verwirklichen, die Gottheit in ihrer ganzen Herrlichkeit und Majestät darzustellen. Diese Ersetzung des Fetisches durch das Cultbild in Menschengestalt ist der Ausdruck eines gewaltigen religiösen Fortschritts: sie verkündet die Umwandlung der Gottheit in ein ethisches Wesen. Nicht mehr als rohe Naturmacht thront sie in ihrem Tempel, sondern als Vertreterin der ewigen Weltordnung, als Verkörperung und Gewähr des Bestehens und Gedeihens der Heimathgemeinde. Das Band, das den Gott und seine Verehrer vereinigt, ist auch jetzt noch unmittelbar gegeben und unlösbar; aber es ist ein sittliches geworden: die Gottheit

hat sich Stadt und Land erwählt und hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Um so leichter ist es möglich, mit fremden Göttern aus freiem Entschluss ein Band zu knüpfen und ihnen in der Heimath eine Wohnstätte zu schaffen: der universelle, nicht an einen Ort gebundene Charakter der Götter, den das Epos lange ausgebildet hat, dringt in die Volksreligion ein. Sie thronen in den seligen Höhen des Olympos als Diener des Weltenherrschers Zeus. Zwischen ihnen und der Menschenwelt bildet Apollo die Vermittelung, der Prophet des Zeus, der den göttlichen Willen verkündet und die Menschen den rechten Weg weist: darauf beruht die centrale Stellung, die Apollo in der Religion des siebenten Jahrhunderts einnimmt. Auch im Cultus streifen die Götter langsam ab, was ihnen von rohen und daher nach jetziger Anschauung unsittlichen Zügen anhaftet; man beginnt auch an ihre Thaten und an ihr Verhältniss zu den Menschen den sittlichen Maassstab anzulegen. Daher die Forderung der Reinheit des Einzelnen wie der Gemeinde, aus der die Blutsühne und zahlreiche andere Sühnceremonien erwachsen sind; daher, wenn man den Zorn der Götter empfindet, das Suchen nach der Verschuldung, die freilich oft genug noch in sehr äusserlichen Dingen gefunden wird; daher der in die Sage hineingetragene Glaube, dass auch die Götter Blut- und Frevelthaten, die sie begangen haben, büssen müssen. Daher verschwindet auch das Menschenopfer fast überall und wird durch symbolische Handlungen ersetzt, so im Cult der Artemis Iphigeneia in Brauron (Eurip. Iphig. Taur. 1458 ff.), der Artemis Orthia in Sparta, wohl auch des Zeus Asterios in Gortyn, oder wenigstens auf die Hinrichtung eines Verbrechers beschränkt, wie beim Apollon Leukatas auf Leukas. Nur an einigen wenigen Stellen, wie am Lykaion in Arkadien, hat sich das Menschenopfer, wenn auch wohl nur in Ausnahmefällen, erhalten; aber auch hier wird es möglichst mit Geheimniss umhüllt und gilt der späteren Anschauung trotz seiner göttlichen Sanktion für einen Todtschlag, der gesühnt werden muss.

Die hier entwickelten Anschauungen sind der solonischen Zeit bereits ganz geläufig. Die israelitische religiöse Entwickelung ist zunächst in denselben Bahnen verlaufen wie die griechische; aber die conservative Richtung, welche Jahwe den Charakter des alten Wüsten- und Stammgottes möglichst zu wahren sucht, hat hier den Sieg behalten. Sie hat sich zwar den Tempel gefallen lassen, aber das Götterbild verworfen und dafür den Fetisch (die Steine in der Lade) beibehalten. — Ueber die Menschenopfer in der späteren Zeit s. vor allem Plato, Minos 315. rep. VIII, 565 und die zum Theil auf Theophrast beruhende, von den Kirchenvätern vielfach ausgeschriebene Zusammenstellung bei Porphyr. de abstin. II, 54 ff. (vgl. 27). Vgl. §. 63 und für die Lykaeen Forsch. I, 56 ff.

378. Wenn der religiöse Glaube es nicht mehr duldet, dass die Götter lediglich ihren Launen folgen, sondern Gerechtigkeit von ihnen fordert, so widerspricht dem freilich der Gang des menschlichen Lebens oft genug. Aber in solchen Fällen ist der Glaube stärker als die Erfahrung. Das ethische Postulat bleibt bestehn; es findet eine Stütze an der Thatsache, dass im allgemeinen jede Verschuldung sich rächt, dass ungerechtes Gut nicht gedeiht, dass die Ueberhebung (ἄτη) dem jähen Sturz vorausgeht. Die Erfahrungen, die dem entgegenstehn, werden ignorirt; dass dem Unrecht über kurz oder lang die Strafe folgt, dass sie, wenn nicht die Väter, so die Söhne und Enkel trifft, gilt als zweifellos, wenn auch der gewandte oder vom Glück begünstigte Frevler sich ihr oft lange genug zu entziehen vermag. Häufig freilich entzieht sich der Lauf der Dinge jeder Berechnung, den stürzen sie von der Höhe, jenen erheben sie wider alles Erwarten. Gerade die Zeiten der politischen Wirren und der socialen Gährung zeigen fortwährend Beispiele plötzlichen Schicksalswechsels. Nur um so stärker wird dadurch das Gefühl des Abstands zwischen Gott und Mensch: das irdische Leben mit all seinem Schein und seinem Unbestand ist nichts gegen die Macht und die Seligkeit der Götter. Glücklich, wer sich das innere Gleichmaass wahrt, den Versuchungen widersteht und zufrieden mit dem, was die Götter ihm gewähren, nicht nach den schwindelnden Höhen strebt; er ist gefeit gegen die Schläge des Schicksals, die den Mächtigen treffen. Nicht zum geringsten Theil beruht

die Wirkung der Elegie und der Lyrik darauf, dass sie diesen Anschauungen von Gottheit und Menschenschicksal, den aus Erfahrung und Nachdenken gewonnenen ethischen Lehren Ausdruck verleihn. Auch hier wird der Mensch geistig auf sich selbst gestellt. Je nach der Individualität des Dichters tritt bald die Idee der Gerechtigkeit, bald die der göttlichen Allmacht und der Unberechenbarkeit des Schicksals mehr in den Vordergrund. Beide Anschauungen wirken dahin zusammen, dass in derselben Zeit, wo die Idealgestalten der Götter in den Cultus eindringen, sich hinter ihm die allgemeine Idee der die Welt beherrschenden und ihre ewige Ordnung bestimmenden göttlichen Macht erhebt. Schon Archilochos, Semonides, Mimnermos ist es ganz geläufig, von den »Göttern« oder einfach von »Gott« als dem Lenker des Schicksals und Schirmer des Sittengesetzes zu reden. Fragt man, wer dieser Gott ist, so lautet die Antwort natürlich Zeus — oder auch »das Schicksal« (Μοῖρα, εἱμαρμένον, Kallin. 1, 9. 12). Aber der Name thut nichts mehr zur Sache, der Begriff ist das Wesentliche geworden. Vor der Idee der Gottheit beginnen die Einzelgestalten der Götter zu erblassen — noch nicht im Cultus und in der praktischen Bethätigung der Religion, wohl aber in der zunächst fast unbewussten allgemeinen Empfindung und bald auch in der erwachenden Speculation.

Im allgem. vgl. Archil. fr. 9. 55 56 (θεοί). 70. 74. 88 (Ζεύς). Bei Semonides im Frauengedicht (fr. 7) ist θεός v. 1. 7 = Ὀλύμπιοι v. 21 = Ζεύς v. 72. 93. 96. Aehnlich Mimnermos (z. B. fr. 2) und alle folgenden.

379. Auch die Anschauungen vom Tode verschieben sich. Die alte Odyssee schildert die Todten als wesenlose Schatten, die nur vorübergehend durch Blutzauber zum Bewusstsein erwachen können. Aber eine der Telemachie entstammende oder nahe verwandte Eindichtung, die um 640 v. Chr. entstanden sein mag, zeigt bereits eine wesentlich andere Auffassung (λ 385—565). Hier haben die Todten zwar auch keine körperliche Existenz, aber volles Bewusstsein (λ 390 nach den Scholien. 471. 543 ff.), sie leben in der Erinnerung an ihr

Dasein auf Erden, tragen ihre Lebensstellung (λ 485), ihre Liebe und ihren Hass mit hinab in die Unterwelt. Daher empfinden auch sie selbst die Kraft- und Freudlosigkeit ihres Daseins. »Lieber ein armer Tagelöhner auf Erden als König über alle Todten«, sagt Achill zum Odysseus. Man sieht, wie die gesteigerte Individualität sich geltend macht; der Gedanke, dass mit dem Tode die bewusste Existenz zum Abschluss kommt, widerspricht dem zunehmenden Selbstbewusstsein. Dadurch erstarkt die populäre, vom Epos ignorirte Anschauung, welche in dem Verstorbenen ein verklärtes Wesen, einen Heros sieht (§. 277), namentlich auf dem Festland aufs neue — in der fortgeschrittenen ionischen Welt ist sie allerdings nie wieder wirklich lebendig geworden. Es wird Brauch, den Namen des Todten auf dem Grabstein zu verewigen — sehr bezeichnend ist, dass das in Sparta nur gestattet wird, wenn er im Kampfe für das Vaterland gefallen ist. Auf der Grabstele stellt man den Todten dar in verklärter Gestalt, nicht selten in ähnlicher Weise wie in Aegypten und auf chetitischen Grabstelen an dem mit Todtenopfern bedeckten Tisch sitzend, vor ihm die Ueberlebenden, die ihm ihre Gaben darbringen oder von ihm Abschied nehmen. Hier ist das Leben nach dem Tode nicht eine trostlose Oede, sondern eine selige Fortsetzung des irdischen Lebens. Der spätere Unsterblichkeitsglaube beginnt sich zu bilden; bald sucht man nach Mitteln, sich der ungetrübten Fortexistenz der Persönlichkeit dauernd zu versichern.

Kunst.

380. Wie für die Dichtung beginnt für die Kunst mit dem siebenten Jahrhundert eine neue Epoche. Maassgebend ist ausser der religiösen Entwickelung der gesteigerte Wohlstand, das stetig wachsende Bedürfniss nach reicherer und schönerer Gestaltung des Lebens. Die Ausschmückung wird prächtiger, die Metalltechnik schreitet mächtig vorwärts — um die Zeit des Alyattes hat Glaukos von Chios zuerst das Löthverfahren auf Eisen angewendet (Herod. I, 25) —, der Stein

tritt an die Stelle des billigeren Materials. Statt mit Erdwällen, wie in der homerischen Zeit, schützen sich die Städte mit Mauern aus Ziegeln oder aus sorgfältig behauenen, aber meist unregelmässigen Blöcken. In Kleinasien fehlt seit dem siebenten Jahrhundert die Stadtmauer nirgends mehr — erhalten ist sie z. B. in Smyrna (§. 248) und in Troas von der Teukrerstadt Gergis (Balydagh, §. 100 A.) und der Griechenstadt Neandria (Tschighridagh). Aber auch im Mutterland und in den Colonien erwacht in allen wichtigeren Städten das Bedürfniss nach einer Befestigung; nur Sparta hat auch diese Neuerung principiell abgelehnt. Die hölzernen und thönernen Götterbilder werden durch Werke von Stein oder Metall verdrängt, für die Weihgeschenke kommt neben dem Thonrelief die Steintafel auf, in Sparta hat man die alten hölzernen Grabstelen mit peinlicher Nachahmung des alten Schnitzwerks, seiner glatten Flächen und seiner steifen Contouren in Holz übertragen. In Lykien, das schon ganz unter dem Einfluss der griechischen Kunst steht, schmückt man die Felsengräber mit Façaden, die dem aus Balken errichteten Wohnhause nachgebildet sind, und errichtet daneben freistehende Gräber. Vor allem aber wird der alte, aus Holz und Ziegeln erbaute, mit Thonverkleidungen geschmückte Tempel in Stein übertragen. Auch an steinernen Profanbauten fehlt es nicht; die Schatzhäuser in Delphi und in Olympia, die Amtsgebäude der Beamten gehören hierher. Ueberall hält man sich zunächst eng an die älteren Formen, die man Glied für Glied in Stein nachbildet. Aber allmählich macht sich der Einfluss des Materials geltend und schafft einen neuen, festen Kunststil. So wird der griechischen Kunst der Charakter des Monumentalen zurückgegeben; die Architektur rückt wieder in die führende Stellung ein, die ihr gebührt.

Durch die systematischen Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte in Sicilien, Olympia, Delos, auf der Burg zu Athen, in Eleusis, ferner auf Cypern, in Naukratis, auf Lesbos u. s. w. ist für die Geschichte der archaischen griechischen Kunst ein ausserordentlich reiches Material erschlossen. Dadurch sind alle Fragen in Fluss gerathen; die unübersehbare Fülle der Detailuntersuchungen ist nirgends zum Abschluss gebracht, und es fehlt eine zusammenfassende Darstellung, welche dem Historiker

das Material so vorlegte, dass er es unbedenklich verwerthen könnte. Weit mehr noch als bei der mykenischen Kunst habe ich daher in diesem und den folgenden Abschnitten auf eine Skizze der inneren Entwickelung der Kunst verzichten und mich auf das beschränken müssen, was für den allgemeinen Zusammenhang des geschichtlichen Lebens unentbehrlich ist. Für die Auffassung bleibt SEMPER's Stil grundlegend; von Neueren namentlich die Bemerkungen von FURTWÄNGLER in seiner Beschreibung der Sammlung Sabouroff 1883 ff.; für die Architektur die Arbeiten von DÖRPFELD u. a. im Anschluss an die Ausgrabungen in Olympia; DÖRPFELD, der antike Ziegelbau und sein Einfluss auf den dorischen Stil, in den histor. und philol. Aufsätzen für E. CURTIUS 1884, LANGE, Haus und Halle 1885; für die Plastik BRUNN, Geschichte der griech. Künstler, OVERBECK, Gesch. der gr. Plastik I, 4. Aufl. 1892, COLLIGNON, Hist. de la sculpture grecque I, 1892; über die antike Ueberlieferung die vortreffliche Kritik von ROBERT, archäol. Märchen (Philol. Unters. X) 1886; für die Kleinkunst vor allem FURTWÄNGLER, Bronzen von Olympia (Olympia Bd. IV); für die Vasen DUMONT et CHAPLAIN, céramique de la Grèce propre, FURTWÄNGLER, Beschreibung der Berliner Vasensammlung 1885. Dazu zahlreiche Einzeluntersuchungen. Zur Orientirung die präcisen und z. Th. vortrefflichen Uebersichten in BAUMEISTER's Denkmälern des classischen Alterthums.

381. Das älteste Gotteshaus unterscheidet sich von andern Häusern nur durch seine Kleinheit. Eine Cella genügt zur Aufnahme des Gottesbildes und seines Schmucks, höchstens kommt noch eine Vorhalle hinzu, in der zwei Holzsäulen zwischen den vorspringenden Seitenwänden das Dach tragen. Wenn man bei angesehnen und reichen Culten eines grösseren Innenraums bedarf, der nicht mehr durch eine einheitliche Balkenlage überdeckt werden kann, so stellt man, ähnlich wie im mykenischen Männersaal, zwei Säulenreihen längs der Innenwände auf. Auch die äussere Erscheinung des Baues wird gehoben; man stellt ihn auf einen Unterbau, zu dem Stufen hinaufführen, und umgibt ihn mit einem Säulenumgang, der das weit überragende Dach trägt. Die Cellawände sind von Holzbalken in Form eines Blockhauses oder von Luftziegeln aufgeführt, die auf Steinplatten ruhen, die Thüren und Anten mit hölzernen Pfosten versehen, wie im mykenischen Haus. Zum Schutz gegen die Witterung wird das Kranzgesims des Daches mit bemalten Thonziegeln verkleidet, ebenso wahrscheinlich der Säulenkopf und vielleicht die ganze Säule.

Die Wände sind vermuthlich vielfach mit Metall geschmückt — eine Weiterbildung dieser Anlage dürfte der Tempel der Athena »Erzhaus« (Chalkioikos), der Stadtgöttin von Sparta, sein (Pausan, III, 17). In dieser Gestalt sind jedenfalls in homerischer Zeit zahlreiche Tempel gebaut worden. Seit dem siebenten Jahrhundert beginnt dann die Umsetzung in Stein. Sie fällt zusammen mit dem Erwachen der Bauthätigkeit in den einzelnen Städten (§. 366); seitdem sieht jedes Jahrzehnt zahlreiche grössere und kleinere Steintempel erstehn. Von den uns in grösseren oder geringeren Resten erhaltenen ragen die von Assos, Korinth, Tiryns, die ältesten Tempel von Selinus, Megara Hyblaea, Paestum, Korkyra, vielleicht auch der von Metapont, von Arisbe auf Lesbos, von Neandria in Troas und manche andere noch ins siebente Jahrhundert hinauf, ebenso das Schatzhaus der Geloer in Olympia. Daneben bleiben die alten Bauten stehen; wenn sie verfallen oder nicht mehr ausreichen, wenn man den Cult prächtiger gestalten will, setzt man einen Steintempel daneben. Vereinzelt werden die älteren Tempel auch bei der Reparatur in Stein umgesetzt. So hat der Tempel der Hera zu Olympia seine Wände aus Lehmziegeln und sein Holzdach immer behalten, die Säulen sind von Stein, aber alle von einander verschieden. Hier hat man also die alten Holzsäulen, wenn sie morsch wurden, je nach Bedürfniss durch steinerne ersetzt; die letzte Holzsäule war noch zu Pausanias' Zeit erhalten (V, 16, 1).

382. In zwei scharf geschiedenen Stilen tritt uns der Steintempel in Griechenland entgegen: der eine, schwer und gedrungen, erhält seinen Namen von den Doriern, der andere, leicht und beweglich, ist in der ionischen Welt heimisch. Der dorische Tempel ist der in Stein umgesetzte Bau aus Holz und Lehmziegeln. Er ist niedrig, fast gedrückt; schwer lastet jedes Bauglied auf dem anderen, findet aber in ihm um so stärkeren Widerstand. Die Säulen, von wuchtigen Dimensionen und nach oben stark verjüngt wie die Baumstämme, die sie vertreten, stehen direct auf dem Boden; auf ihnen ruht ein Würfel, der die schweren Architravbalken trägt: Säule

und Würfel sind durch ein weit ausladendes Polster vermittelt, das mit Blättern oder Blüthen geschmückt ist und ursprünglich wohl aus Thon bestand — es findet sich schon am Schatzhaus des Atreus (§. 111). Das Dachgebälk ist genau nachgebildet, die Köpfe der grossen querlaufenden Tragbalken, deren Flächen gekerbt sind (Triglyphen), die Nägel darunter (Guttae), die Latten dazwischen (Metopen). Der Stein ist lediglich Ersatz für das ältere, weniger dauerhafte Material; er wird mit Stuck überzogen und bemalt, die Thonbekleidung des Gesimses hat man noch lange beibehalten, ehe man sie in Stein nachbildete. Daher hat man sich in der älteren Zeit immer mit dem einheimischen, oft recht schlechten Material begnügt, welches der nächste Steinbruch bot; dorische Marmortempel sind selbst in dem marmorreichen Attika erst im fünften Jahrhundert gebaut worden. Wohl aber gewinnt der Bau durch die Uebertragung in Stein scharfe Contouren und eine feste Proportionalität, die alle Zufälligkeit ausschliesst und ihm den Charakter höchster Monumentalität verleiht. Der wuchtige, massive Tempel ruht auf sich selbst, wie für die Ewigkeit gegründet; er ist eine vollkommene Verkörperung der religiösen Idee, dem nur, von ganz entgegengesetzten Principien aus, der gothische Dom ebenbürtig zur Seite steht. Daher hat die innere Zersetzung der griechischen Religion das Ende des dorischen Stils zur nothwendigen Folge. — Freier und schlanker erhebt sich der ionische Tempel. Er ist wahrscheinlich eine Nachbildung des von Säulen umgebenen, mit metallenem Zierath geschmückten Blockhauses. Daher ragt er weit höher auf als der dorische Bau, die Säulen sind schlank und verjüngen sich nur wenig. Die Säulen erhalten eine Basis, das Dach ruht auf mehreren über einander geschichteten Lagen von Längsbalken, die nicht horizontal gegliedert sind und daher der Decoration einen freieren Spielraum gewähren. Wenn auch der Ursprung noch erkennbar ist, so ist doch der ionische Tempel ein wirklicher Steinbau geworden; daher sind schon die ältesten Tempel Ioniens von Marmor erbaut. Dass dadurch Bemalung und bunter Schmuck nicht ausgeschlossen ist, be-

darf kaum der Bemerkung. Speciell charakteristisch für den ionischen Stil ist das Säulenkapitell. Offenbar sind hier im griechischen Mittelalter wie in der aegyptischen und vorderasiatischen Kunst zahlreiche Formen neben einander gebräuchlich gewesen. Neben der Grundform des dorischen Kapitells war eine andere, die den Säulenkopf als Blüthe oder Blattkelch fasste, schon in der mykenischen Zeit sehr beliebt (§. 111). Sie hat sich in mannigfachen Varianten auf Cypern, ausserdem bei den Aeolern auf Lesbos und in Troas erhalten. Bei den Ioniern ist dagegen das Volutenkapitell recipirt worden, das seine Vorbilder in kleinasiatisch-chetitischen Bauten hat — auch auf Cypern findet es sich in verschiedenen sehr primitiven Formen — und in letzter Linie doch wohl auf einen metallischen Schmuck des Säulenkopfs zurückgeht.

Aeolisches Kapitell: Koldewey, Lesbos Taf. 16. 17. Koldewey, Neandria, Berl. Winckelmannsprogr. 1891; auch bei Puchstein, das ionische Capitell, Berl. Winckelmannsprogramm 1887, S. 56. Ebendas. S. 60 das Prototyp des ionischen K. in Boghazkiöi. Dass die späteren typischen Säulenformen das Ergebniss einer allmählich sich vollziehenden Auswahl aus zahlreichen älteren Variationen sind (ähnlich wie z. B. die etruskischen Spangen und zahlreiche analoge Gebilde), wird meines Erachtens nicht immer genug beachtet. Vgl. z. B. das charakteristische archaische Mischkapitell aus Megara Hyblaea: Cavallari und Orsi in den Mon. dei Lincei I, Taf.

383. Völlig ausgebildet treten uns bereits in den ältesten Denkmälern die beiden Stile entgegen. Die Wurzeln, aus denen sie erwachsen sind, vermögen wir zu erkennen; von den Meistern, die sie durchgebildet, die die ersten grossen Monumente geschaffen haben, ist uns keine Kunde erhalten. Erst aus dem sechsten Jahrhundert sind uns die Namen einiger ionischer Architekten erhalten. Das Aufkommen und die Verbreitung beider Stile ist der des romanischen und dann des gothischen Doms vergleichbar. Ueber die Heimath des ionischen Stils kann kein Zweifel sein; er ist in älterer Zeit auf das kleinasiatische Ionien und die Inseln beschränkt geblieben. Wo der dorische Stil zuerst entstanden ist, wissen wir nicht, vielleicht auch in Kleinasien, in der dorischen Hexapolis, vielleicht

im Peloponnes, wo Korinth sich der Erfindung des Giebeldachs rühmte (Pindar Ol. 13, 29). In raschem Siegeszuge hat er fast die ganze griechische Welt erobert: wie im Peloponnes hat er in Unteritalien und Sicilien und in älterer Zeit auch in Attika die Alleinherrschaft. Die geistigen Gegensätze der griechischen Welt kehren auch hier wieder; in der fortgeschrittenen ionischen Welt herrscht die freiere und dabei prächtigere Weise, der Geschlossenheit des Glaubens und der Sitte auf dem Festlande entspricht die Ruhe und Majestät des dorischen Stils.

384. Einen ganz neuen Aufschwung nehmen die darstellenden Künste, Plastik und Malerei. Neue und grössere Aufgaben sind ihnen gestellt: die Schaffung des Cultbildes, die Ausschmückung der Giebel, Metopen und Deckbalken des Tempels. Auch für den Hausrath verlangt man kostbaren Schmuck, für Thronsessel, Truhen, Mischkrüge u. ä., besonders wenn sie als Weihgaben den Göttern dargebracht werden sollen. Mit den Aufgaben wachsen die Mittel. Neben das bemalte und bekleidete Götterbild von Holz, Thon oder Stein tritt der Metallüberzug von Bronze oder Gold und die Verkleidung mit Elfenbein. Unbeholfen genug fallen die ersten Versuche aus; die ältesten Götterbilder aus Stein, wie sie sich namentlich auf Delos und im Tempel des Apollon Ptoos in Boeotien gefunden haben, zeigen deutlich ihren Ursprung aus dem älteren noch nicht menschlichen, sondern nur dem Menschen angeähnelten Idol. Die Arme liegen eng am Körper, die Füsse sind nur angedeutet, Rumpf und Beine ganz ungegliedert, nur die Bekleidung und ihr Schmuck sind nachgebildet. Allmählich wagt man sich an eine lebensvollere Darstellung, die Arme lösen sich ab, die Beine werden getrennt, die Contouren des Körpers unter der Gewandung angedeutet. Der Ausdruck des Gesichts soll die Hoheit mit der milden Gnade des Gottes paaren. Statuen der Artemis auf Delos zeigen die Göttin mit ausgebreiteten Flügeln weit ausschreitend in raschester Bewegung. Dieselbe Entwickelung zeigen Relief und Malerei. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schreitet die Kunst

vorwärts; zahlreiche locale Schulen bilden sich, in den ionischen Städten, namentlich auf Chios, auf Kreta, in Sikyon, in Korinth, auch in Athen und Boeotien, und ebenso gut in Cypern, Kyrene, Sicilien u. s. w. Die Meister ziehen von einem Ort zum andern wie die Sänger und die Rhapsoden; nicht selten mögen sie zur Ausführung eines Auftrags in die Ferne berufen worden sein. Neben der Tradition, die sich vom Meister auf den Schüler und nicht selten vom Vater auf den Sohn fortpflanzt, beginnt die Individualität des Künstlers hervorzutreten; er erhebt sich über den Handwerker. Voll Stolz nennt er sich auf seinem Werk, bei Weihgeschenken neben dem Stifter — durch derartige Inschriften sind manche Künstlernamen, z. B. der des Archermos von Chios (etwa um 600 v. Chr.), wie den Alten so auch uns urkundlich bekannt geworden. Ueberall tritt sehr stark der Einfluss des Orients hervor, namentlich der assyrischen Kunst, nicht nur in den für die Decoration vielverwertheten Typen, wie Flügelwesen, Löwenkämpfen, Jagdscenen, sondern auch in der Behandlung der menschlichen Figur, der Muskulatur, der Haare. Aber auch die aegyptische Einwirkung ist nicht nur auf Cypern, wo sie sich mit der assyrischen mischt, und in Kyrene, wo sie dominirt, sondern ebenso gut z. B. in der ionischen und boeotischen Kunst erkennbar. Bei der regen Verbindung zwischen Griechenland und dem Orient sind derartige Einflüsse nur natürlich. Allmählich aber überflügelt die jüngere, rasch vorwärtsstrebende und noch nicht durch eine feste Tradition gebundene Kunst ihre Vorbilder; sie macht sich stilistisch selbständig, sie behält die entlehnten Typen bei, aber gestaltet sie um nach ihren Bedürfnissen. Das hat zugleich eine Rückwirkung der griechischen Kunst auf den Orient, zunächst auf Phoenikien, zur Folge, die im sechsten Jahrhundert bereits deutlich erkennbar ist.

Ueber die Inschrift der Basis der von Mikkiades geweihten, von seinem Sohne Archermos gearbeiteten Artemis auf Delos s. jetzt Robert, Hermes XXV, 446 ff. Dieser Inschrift sind die Angaben bei Plinius 36, 11 entlehnt. Ueber die Rückwirkung der griechischen Kunst auf den

Orient vgl. Furtwängler, Art. Gryps in Roscher's mythol. Lexicon I, S. 1755.

384. In der Decoration stirbt der geometrische Stil ab; nur in abgelegeneren Gebieten, wie in Boeotien, hat er sich noch bis ins sechste Jahrhundert gehalten. Das leblose Ornament genügt nicht mehr zur Ausfüllung grösserer Flächen, sondern wird auf seine natürliche Rolle beschränkt. An seine Stelle treten zunächst die orientalisirenden Typen (vgl. §. 249), Greife, Sphinxe, Kentauren, Flügelstiere und -pferde, Thierkämpfe, lange Reihen schreitender Thiere, tragender Figuren, Mischwesen, eine geflügelte Göttin, die Thiere packt, u. ä. Sie herrschen durchaus vor in der chalkidischen und korinthischen Kunst des achten und siebenten Jahrhunderts, speciell in der Vasenmalerei, und sind durch sie auch nach Sicilien und Italien und zu den Etruskern gekommen. Aber ebenso finden sie sich z. B. auf den metallenen Untersätzen von Mischkrügen und Weihrauchpfannen in Olympia (vgl. auch Herod. IV, 152, das grosse samische Weihgeschenk in demselben Stil, einen mit Greifenköpfen geschmückten ehernen Krater, der auf drei knieenden Kolossen ruht), am Architrav des Tempels von Assos, an lykischen Gräbern. Allmählich dringt Leben auch in diese schematischen Darstellungen: zwischen die inhaltlose Aneinanderreihung typischer Gestalten tritt die Darstellung wirklicher Vorgänge aus demselben Kreise; so auf den angeführten Denkmälern aus Olympia und Assos Herakles im Kampf mit dem Kentauren, mit dem Meergreis, mit Triton. Mehr und mehr wird die lebensvolle, bewegte Darstellung Bedürfniss; das Bildwerk soll nicht nur dem Schmuck dienen, sondern dem Beschauer etwas erzählen, und froh des gewonnenen und stetig wachsenden Könnens beginnt die Kunst zu immer lebendigeren Darstellungen und immer umfassenderen Compositionen fortzuschreiten. Dadurch wird auch hier, wie in der Plastik, die Darstellung der menschlichen Gestalt, die in der mykenischen und der älteren mittelalterlichen Kunst eine ganz untergeordnete Stellung einnahm und nur vereinzelt tastend und ohne irgendwelche Möglichkeit, die

Aufgabe zu verwirklichen, versucht wurde, die Hauptaufgabe des Künstlers; auch in der Kunst besteht der gewaltige Fortschritt, den das siebente Jahrhundert gemacht hat und der ihr den Weg bahnt zur Erstrebung ihrer höchsten Ziele, in der Vermenschlichung. Vielfach werden Scenen aus dem Leben gewählt, ausziehende Ritter mit ihren Knappen, Gelage, Tänze, Scenen wie die Verpackung und Wägung des Silphions auf einer kyrenaeischen Vase (§. 345). Am liebsten aber greift der Künstler zu den Erzählungen der Sage. Wie er dem Epos die Idealgestalten der Götter entnimmt, so auch die Begebenheiten, mit deren Darstellung er die Tempel, die Votivtafeln aus Thon und Stein, die metallenen Gefässe, die Vasen schmückt. Schon im siebenten Jahrhundert ist ein Werk wie der nach Olympia geweihte Kasten des Kypselos ganz mit mythologischen Scenen geschmückt. In der korinthischen Vasenmalerei des siebenten Jahrhunderts nehmen neben den orientalischen Typen und den Scenen aus dem Leben die mythischen Darstellungen einen breiten Raum ein; das gleiche gilt von den Thongefässen aus Rhodos, Melos, Kyrene u. a. Mit voller Consequenz haben dann etwa zu Ende des siebenten Jahrhunderts die attischen Vasenmaler, als sie sich entschlossen, die veraltete geometrische Decoration aufzugeben, den neuen Stil durchgeführt, zunächst in Anlehnung an die korinthischen Vorbilder.

II. Das lydische Reich, die Tyrannis und Solon.

Usurpation der Monarchie.

385. Die älteren Phasen der griechischen Ständekämpfe sind für uns fast überall verschollen. Beredter als vereinzelte Erwähnungen von Parteikämpfen in Ionien, Euboea, Thasos, Sparta in der zeitgenössischen Literatur berichten die neuen Ordnungen, zu denen sie geführt haben, von ihrer Intensität

und ihrem Verlauf. Nur in schweren politischen Kämpfen liess sich ein Ausgleich gewinnen, völlig wird der Gegensatz wenn überhaupt je so erst nach Jahrhunderten überwunden. Eben dadurch aber gelangt die Individualität auch im politischen Leben zu massgebender Bedeutung. Der Staat wird herausgerissen aus den traditionellen Banden. Nur im Kampf kann die Einzelpersönlichkeit sich voll und frei entfalten; gleichförmige befriedete Zustände ohne grosse Aufgaben, wie sie das Mittelalter besass und das Ende der Entwickelung, das römische Reich, wieder bringt, gewähren ihr keinen Spielraum, da verzehrt sich grade die bedeutendste geistige Kraft in sich selbst in vergeblichem Ringen mit den übermächtigen gefesteten Verhältnissen. Mit dem siebenten Jahrhundert ist in Griechenland das selbständige politische Leben erwacht. Die ersten Stadien seiner Entwickelung, die ersten Ausgleichsversuche haben wir kennen gelernt. Nur in wenigen Fällen haben sie bereits zum Ziele geführt. Von den grösseren Staaten, die für den Fortgang der Geschichte in Betracht kommen, hat nur Sparta damals die Form gefunden, die seinem Staatswesen dauernd das Gepräge verleiht, weil es ein erobernder Staat war, der die innere Bewegung nach aussen ablenkte. In den meisten anderen Staaten ist die Festlegung des Erreichten nur die erste Etappe auf der fortschreitenden Bahn gewesen. Was erreicht ist, befriedigt Niemanden; sofort erheben sich neue Ansprüche und ein neuer Kampf um die Behauptung und Fortbildung des Errungenen.

386. In den meisten griechischen Staaten hat der innere Hader zur Usurpation des Regiments durch das mächtigste und rücksichtsloseste der Parteihäupter geführt. Bald mit dauerndem, bald höchstens mit ephemerem Erfolg wird wieder und wieder der Versuch unternommen, das Königthum wieder aufzurichten. Die Zustände, aus denen die Usurpation erwächst, lehrt uns die zeitgenössische Literatur vielfach kennen. »Wir treiben mit eingezogenen Segeln aus dem malischen Meer durch die dunkle Nacht,« sagt ein unbekannter Dichter — gewiss nicht Theognis —; »das Wasser wollen sie nicht

ausschöpfen, obwohl das Meer über beide Planken schlägt; schwer wird sich Jemand retten, wie sie verfahren. Den einsichtigen Steuermann haben sie abgesetzt, das Geld rauben sie mit Gewalt, die Ordnung hat aufgehört, eine gerechte Vertheilung [1]) findet nicht mehr statt, die Packknechte gebieten, das Gesindel (κακοὶ) ist den Guten überlegen. So wird, fürchte ich, die Welle das Schiff verschlingen« (Theogn. 667 ff.). Der arme Dichter klagt, dass er seinen mächtigen Standesgenossen gegenüber den Mund nicht aufthun darf. So »spricht er zu den Guten in Räthseln; aber auch ein Schlechter kann es verstehen, wenn er Einsicht hat«. Ebenso schildert Theognis die Lage in Megara, Solon die in Athen. Der Kern der Bürger ist vielleicht noch unverdorben (Theogn. 41), aber die herrschenden Classen sind corrupt, sie beugen das Recht und sehen nur auf ihren Vortheil, die Parteiführer verderben das Volk und verfolgen nur ihre ehrgeizigen Absichten, die reich gewordenen Emporkömmlinge, die »Schlechten«, streben nach Macht, das Gesindel nach Reichthum, die unwissenden Bauern auf dem Lande wollen, des unerträglichen Druckes müde, sich zu Herren der Stadt machen. »Die Stadt ist schwanger, ich fürchte, sie wird einen Mann gebären, der unseren Frevel richtet,« sagt Theognis. Nicht anders wird es in den ionischen Städten, in Korinth, in Sikyon ausgesehen haben. Es sind die politischen Wirkungen der grossen socialen Umwälzung.

387. Die Usurpatoren sind bisweilen Männer aus dem Volk, meist aber ehrgeizige Adlige, die sich zu Höherem berufen glauben, als ihre Standesgenossen, die vielleicht auch durch persönliche Conflicte mit den herrschenden Familien zerfallen waren und nun an der Spitze des Demos die Stellung zu gewinnen suchen, die ihnen zukommt. Sie fühlen sich

---

[1]) Nämlich der gemeinen Einkünfte, die unter die regierenden Bürger vertheilt werden. So ist die meist falsch gedeutete Stelle zu verstehen. Von einer Vermögenstheilung durch die Revolutionäre ist mit keinem Worte die Rede; die habgierigen Männer an der Spitze des Staats stecken die Einkünfte in die eigene Tasche, statt sie gleichmässig unter Alle zu vertheilen.

befähigt, die inneren Kämpfe zu endigen und die Wunden des Gemeinwesens zu heilen. Mehrfach haben sie in amtlicher Stellung, in der Regel aber als Führer der populären Parteien im Kampf mit dem Adel nach der Krone gegriffen. Der Usurpation kommt eine mächtige Strömung in den Massen entgegen. Wo das aristokratische Regiment versagt und im Parteihader zu Grunde geht, war die Hoffnung berechtigt, die erneuerte Königsgewalt werde, weil sie über den Parteien steht und mächtig auf sich selbst ruht, im Stande sein, die Interessen der Gesammtheit zu vertreten und die Gegensätze auszugleichen. Vielfach hat sie diese Aufgabe erfüllt. Ueberall treten die Tendenzen, welche die neuen Rechtsordnungen beherrschen, nochmals und in verstärktem Masse in dem neuen Königthum in Wirksamkeit. Es hat keineswegs eine radical demokratische Tendenz. Die Bauernschaft wird emancipirt, aber in Schranken gehalten, staatliche Ordnung und bürgerliche Zucht streng durchgeführt. Wo es Wurzel geschlagen hat, blüht das Gemeinwesen glänzend auf. Die Kräfte, die sich bisher in inneren Fehden verzehrten, können sich nach aussen entfalten, Aufschwung des Handels und Colonialgründungen, Entwickelung der Kriegsmacht, daneben ein glänzender Hofhalt, grosse Bauten, Pflege der Religion und der Kunst bezeichnen die neue Monarchie. In ihnen sucht sie zugleich feste Stützen für ihre Macht zu gewinnen. Aber auf die Dauer hat sie sich nirgends zu behaupten vermocht. Ihr fehlt die Weihe der Legitimität, welche zu allen Zeiten allein der Monarchie Bestand verleihn und ihr über die Gebrechen, die ihr anhaften, hinweghelfen kann. Eine Monarchie lässt sich so wenig künstlich schaffen wie ein Adel. Wie das römische Kaiserreich hat auch die griechische Tyrannis den Charakter der Usurpation nie abstreifen können, ein Treueverhältniss der Unterthanen vermag sie nicht zu erzeugen. Wohl hat sie nicht nur Diener, die der Vortheil an sie fesselt, sondern auch überzeugte Anhänger; und nicht wenige werden gedacht haben, was ein Dichter ausspricht: »Unterstütze nie einen Tyrannen, um persönlichen Vortheil zu gewinnen, aber

tödte ihn nicht, wenn du ihm Treue geschworen« (Theogn. 823). Aber dem gegenüber stehen nicht nur die Anhänger der gestürzten Regierung und die Ehrgeizigen, die dasselbe Ziel erreichen möchten, sondern auch die Idealisten, welche in dem Herrscher nur den Usurpator sehen, der frevelnd das Recht gebrochen und dem Staat die Freiheit geraubt hat. Auf die Dauer hat diese Anschauung den Sieg davon getragen, und die Folgezeit beherrscht sie vollkommen. Der Tyrannenmord gilt den Griechen nicht als Verbrechen, sondern als die höchste und edelste That des Bürgers. Dazu kommt, dass mit der Zeit die Verhältnisse sich verschieben; den Segen des neuen Regiments empfindet man nicht mehr, wohl aber seine Nachtheile, die Beschränkung der Freiheit, die Schattenseiten und Ausschreitungen des persönlichen Regiments. Die Mittel, durch die der Usurpator sich behaupten muss, üben auf weite Kreise einen schweren und fortwährend sich steigernden Druck, Aufstände und Mordversuche werden mit harten Strafen geahndet. So sind auch die am festesten gegründeten der neuen Monarchien nach zwei oder drei Generationen erlegen. Nicht selten wiederholt sich dasselbe Schauspiel mehrmals hinter einander. Denn mit dem Sturz des Gewalthabers beginnen die Parteikämpfe aufs neue: der Adel macht den Versuch, seine alte Stellung wiederzugewinnen, der Demos sucht in den Vollbesitz der Gewalt zu gelangen. — Im Mutterlande hat sich auch diese Entwickelung noch ungetrübt durch äussere Einflüsse vollzogen; in Kleinasien dagegen verschlingt sie sich bereits mit der grossen, die gesammte Culturwelt umfassenden Politik, in die Ionien durch das Entstehen der lydischen Macht hineingezogen ist.

388. Von den Usurpatoren, die im siebenten und sechsten Jahrhundert in Griechenland überall hervorgetreten sind, sind nicht wenige völlig oder bis auf den leeren Namen verschollen. Aber die durch ihre Persönlichkeit und ihre Machtstellung bedeutendsten lebten in der Erinnerung fort: es sind die ersten politischen Individualitäten in der griechischen Geschichte. Freilich nur den Totaleindruck, den sie auf die Zeitgenossen gemacht haben, nur die allgemeinen Umrisse ihrer Persön-

lichkeit hat die Tradition bewahrt, nicht selten in verzerrter Gestalt, und dazu einzelne Erzählungen, in denen ihr Wesen, die Art ihrer Herrschaft, die Gegensätze der usurpirten Gewalt und der legitimen Zustände grell hervortreten. Nicht in echter geschichtlicher Ueberlieferung leben sie fort — die äusseren Umstände sind gleichgültig und verschieben sich, manche Erzählungen werden von dem einen auf den anderen übertragen —, sondern in charakteristischen und interessanten Anekdoten, als Illustrationen für den Wandel des Schicksals, für die Sätze der politischen Moral und der Lebenserfahrung. Das stets sich steigernde Interesse der Zeit am Individuellen und Aussergewöhnlichen hat sie gestaltet und erhalten; mit Recht hat man sie als Novellen bezeichnet (§. 4). Der Versuch, die politischen Zusammenhänge und den Hergang auch nur der wichtigsten Ereignisse dieser Zeit im einzelnen zu ermitteln, ist daher nothwendig aussichtslos.

Im allgemeinen Plass, Die Tyrannis in ihren beiden Perioden, 1852. — Die griechische Entwickelung in dieser Epoche hat ihre Parallele in der italienischen seit dem 13. Jahrhundert. — Von den Anekdoten über die Tyrannen hat Herodot sehr viel aufgenommen, zum Theil in pragmatisirender und politisch tendenziöser Ueberarbeitung. Daneben ist Aristoteles unsere Hauptquelle, bei dem, wie die Politik und die pol. Ath. zeigen, die energischen und als Staatsmänner hervorragenden Tyrannen lebhaftes Interesse, ja fast Sympathie erweckt haben. In seltsamem Gegensatz dazu steht, dass seine theoretischen Auseinandersetzungen über Königthum und Tyrannis völlig verfehlt sind. Er scheidet die Tyrannis, die bei ihm wie bei Plato die schlechteste aller Staatsformen ist, vom idealen Königthum dadurch, dass dieses den Nutzen der Regierten, die Tyrannis den des Herrschers verfolge. Das ist nicht nur ein ganz ungreifbares Kriterium, sondern es verwischt auch die Frage des Ursprungs völlig, die doch thatsächlich auch für Aristoteles das entscheidende Moment ist. Hier wie so oft geht bei Aristoteles das praktische Gefühl andere Wege als die Theorie, die bei ihm in der Politik immer im Banne schematischer Abstractionen steht.

Die Tyrannen in Ionien und das lydische Reich.

389. Die neue Staatsform scheint zuerst in der ionischen Welt hervorgetreten zu sein; von hier ist wohl der Tyrannenname ausgegangen, mit dem das Königthum jetzt bezeichnet

wird. Das Wort, vielleicht ein Fremdwort, bezeichnet den Alleinherrscher so gut wie βασιλεύς und μόναρχος, mit denen es in der Volkssprache völlig synonym gebraucht wird (z. B. Herod. V, 44. V, 92, 2. 5. III, 80 ff. u. a.). Den Begriff der usurpirten und illegitimen Herrschaft, in dem es von der späteren politischen Theorie ausschliesslich verwerthet wird, hat es nur dadurch erhalten, dass es im historischen Griechenland eine wirkliche Monarchie, die nicht auf Usurpation beruhte, nicht mehr gab. In der Literatur hat Archilochos das Wort zuerst verwendet: »Nichts liegt mir an Gyges' Reichthum«, lässt er den ehrbaren Zimmermann Charon sagen, »noch strebe ich nach der Macht eines grossen Tyrannen«. Mag dabei auch zunächst an den Lyderkönig gedacht sein, so zeigen die Worte doch, dass es zu Archilochos' Zeit bereits usurpirte Königsherrschaften in der griechischen Welt gab. Die engere Beziehung zu Lydien, das Vorbild der glänzenden Hofhaltung zu Sardes mit ihren Schätzen und ihrer Leibwache mag verführerisch gewirkt haben. Im übrigen sind von der Geschichte Ioniens nur so dürftige Trümmer auf uns gekommen, dass ein Bild nirgends zu gewinnen ist. Parteikämpfe gab es hier überall. Seit Handel und Industrie die massgebenden Factoren des Lebens geworden sind, war es vorbei mit dem behaglichen Leben der Adligen, wie es die homerischen Gesänge schildern. In Erythrae wurde die Oligarchie der Basiliden durch den Demos gestürzt (Arist. pol. VIII, 5, 4), ebenso auf Chios (ib. 11); auf Samos wird ein Tyrann Demoteles erwähnt, nach dessen Erschlagung der grundbesitzende Adel, die Geomoren, die Herrschaft wieder gewinnt, bis beim Kampf mit den Megarern um Perinthos (§. 289, um 600) die siegreiche Schiffsmannschaft bei der Rückkehr mit Hülfe der gefangenen Megarer die regierenden Geomoren im Rathhaus überfällt und niedermacht (Plut. qu. gr. 57). Auch der Samier Amphikrates, der mit Aegina Krieg führte (Her. III, 59, §. 341), ist wohl ein Tyrann. In Ephesos werden die Basiliden von Pythagoras gestürzt, der eine arge Gewaltherrschaft geübt haben soll. Im sechsten Jahrhundert regiert hier ein Tyrann Melas, der eine Tochter des Lyderkönigs

Alyattes heirathet; sein Sohn und Erbe Pindaros wird als gerechter Regent gepriesen, bis er den Angriffen der Lyder erliegt. In Milet haben die heftigsten inneren Fehden getobt. Die Gründung von Sinope wird auf die Auswanderung verjagter Bürger zurückgeführt (Scymn. peripl. 950). Dann hat sich, wie das auch anderswo vorkam, ein Oberbeamter (Prytane) des Königthums bemächtigt, wahrscheinlich Thrasybulos, der in den letzten Jahrzehnten des siebenten Jahrhunderts regierte. Er gilt den Ostgriechen als der Typus eines Tyrannen, als der Lehrmeister der Tyrannenkunst, der alle hervorragenden Gegner beseitigt (Her. V, 92). Jedenfalls war er ein mächtiger Herrscher, unter dem Milet die höchste Blüthe erreichte. Die Anlage der pontischen Colonien (§. 290) fällt zum grossen Theil unter seine Regierung, den Lydern leistete er erfolgreich Widerstand, mit den Herrschern von Korinth, die in Europa die gleiche Stellung einnahmen, verband ihn ein enges Bündniss; auch den Handel mit Italien und die nahe Verbindung mit Sybaris wird er gefördert haben, und manche der grossen milesischen Tempelbauten mögen ihm angehören. Dann folgen um so ärgere Wirren. Zwei Generationen lang (Herod. V, 28, etwa 590—540) war Milet von den schlimmsten Bürgerkämpfen zerrissen. Wir erfahren von neuen Usurpationen, von einer Herrschaft der Adelsfactionen, von erbitterten Kämpfen mit der demokratischen Faction der Gergithen, in der erst der Demos die Kinder der Reichen, dann die aufs neue siegreichen Aristokraten ihre Gegner auf das grausamste abschlachten. Endlich, wohl schon zur Zeit der persischen Herrschaft, wandte man sich um Vermittelung nach Paros, und eine parische Commission stellte den inneren Frieden her, indem sie den tüchtigsten Grundbesitzern das Regiment übergab. Das war nur durchführbar in einer Zeit, als die äussere Machtstellung Milets und seine commercielle Bedeutung bereits zurückgegangen war.

Zum Tyrannennamen vgl. auch den kleinasiatischen Gott Μὴν τύραννος, d. i. König Mond; bei Herondas 5, 77 wird geschworen οὔ τὴν τύραννον d. i. bei der Göttermutter. — Arist. pol. VIII, 8, 4: οἱ περὶ τὴν Ἰωνίαν τύραννοι

καὶ Φάλαρις (κατέστησαν) ἐκ τῶν τιμῶν. Ursprung der milesischen Tyrannis aus der Prytanie ib. 4, 5. — Ephesos: Suid. Πυθαγόρας mit der Angabe ἦν δὲ πρὸ Κύρου τοῦ Πέρσου, ὥς φησι Βάτων. Aelian. v. h. III, 26 (daraus Polyaen VI, 50); Herodot I, 26 erwähnt Pindaros nicht. Die Erzählung aus Hippias von Erythrae (Athen. VI, 259) über den Sturz des Königthums und die ersten Tyrannen von Erythrae und Chios können wir historisch nicht verwerthen, ebensowenig Polyaens Erzählung VI, 45 von der Tyrannis eines älteren Syloson in Samos. — Milet: die Geschichten vom Sturz des letzten Königs Leodamas durch Amphitres u. s. w. bei Nic. Dam. fr. 54 Conon. narr. 44 sind nicht historisch, sondern mythisch und sollen den Ursprung von Culten erklären (Kabiren, Branchos und Euangelos). Thrasybul: Herod. I, 20 ff.; die Geschichte von seinem Rathschlag an Periander V, 92 wird später umgekehrt, dass Periander den Rath gibt (Arist. pol. III, 8, 3. VIII, 8, 7). Die folgenden Parteikämpfe Plut. qu. gr. 32. Heraklides bei Athen. XII, 523 f. Herod. V, 28.

390. Mit dem inneren Hader verbindet sich der Kampf gegen die Lyder. Zweifellos haben beide in Wechselwirkung mit einander gestanden; aber unsere dürftige Kunde versagt hier völlig. In der Feldschlacht war das ionische Fussvolk den lydischen Reiterschwadronen, die gleichfalls geschlossen unter Militärmusik, mit langen Lanzen, in den Kampf zogen, vielleicht überlegen (Mimnermos 14. Herod. I, 17. 79). Aber auf die Dauer konnte der lydische Staat grössere Machtmittel einsetzen, und vor allem bildete er eine Einheit den isolirten und mit einander aufs tiefste verfeindeten Griechenstädten gegenüber. Vergeblich forderte der milesische Staatsmann Thales die Ionier auf, einen Einheitsstaat zu schaffen, durch einen umfassenden Synoikismos die politische Leitung in Teos, dem geographischen Mittelpunkt der Landschaft, zu concentriren und die Sonderexistenz der einzelnen Städte aufzugeben (Her. I, 170). Der Gedanke war richtig, aber praktisch undurchführbar; die Rückbildung der selbständigen Stadtstaaten zum nationalen Einheitsstaat war unmöglich, Milet, Ephesos, Erythrae und gar Samos und Chios konnten ihre Sonderexistenz nicht aufgeben und zu Dörfern werden, wie die attischen Landgemeinden. Gleich hier, wo zum ersten Mal den Griechen ein mächtiger Gegner gegenüber tritt, zeigt sich, dass die innere Entwickelung der Nation ihr die Möglichkeit geraubt hat, ihre Selbständig-

keit nach aussen zu wahren. Andrerseits war für das lydische Reich, wenn es etwas bedeuten wollte, die Einverleibung der Küste eine Existenzfrage. So gingen denn die Dinge ihren Gang. Nicht in Folge ihrer Ueberhebung (Theogn. 1103) oder weil sie verweichlicht oder feige geworden sind, wie die Zeitgenossen schelten (Mimnermos fr. 14) und die Spätern wiederholen, sondern weil sie dem Gegner vielleicht militärisch aber politisch nicht gewachsen waren, sind die ionischen Städte erlegen.

391. Bereits Gyges ist in allen drei Flussthälern, welche vom Binnenlande zum Meer führen, gegen die Griechen vorgedrungen, im Hermosthale gegen Smyrna, im Kaysterthal gegen Kolophon [und Ephesos?], im Maeanderthal gegen Magnesia, Priene, Milet (§. 294). Kolophon und Magnesia hat er erobert. Dann kam die Erschütterung des Kimmeriereinfalls. Aber bereits Ardys nahm Priene, das Milet nicht zu schützen vermochte. Seitdem scheint Priene, das trotz einer schweren Niederlage durch die Milesier (Aristoteles bei Plut. qu. gr. 20. Zenob. VI, 12) unter Leitung des Staatsmanns Bias einen grossen Aufschwung nahm, eine Hauptstütze der lydischen Herrschaft gewesen zu sein. Ardys' Nachfolger Sadyattes und dessen Sohn Alyattes (etwa 605—560; zur Chronologie I, 413) setzten den Krieg gegen Milet, wo damals Thrasybul herrschte, eifrig fort. Elf Jahre lang verwüstete das lydische Kriegsvolk die Felder der Milesier und brachte ihnen zweimal eine schwere Niederlage bei. Nur Chios leistete aus alter Freundschaft den Milesiern Hülfe. Aber die Mauern der Stadt konnten die Lyder nicht stürmen und noch weniger den Hafen blockiren. So gab Alyattes den Krieg schliesslich auf und begnügte sich mit einem Freundschaftsvertrag. Der Legende nach hat ein Spruch aus Delphi, vielleicht auch Periander von Korinth zur Vermittelung beigetragen. Dafür gewann Alyattes gegen Smyrna vollen Erfolg; vergebens hielt Mimnermos seinen Landsleuten das Beispiel der Vorfahren vor. Etwa um 575 wurde die Stadt erobert und zerstört; an der Mündung der Strasse von Sardes ans Meer (über Nymphaion) konnten die Lyder keine feindliche Bergfeste dulden. Fortan hat Smyrna bis auf

Lysimachos nur als Dorf existirt (Strabo XIV, 1, 37 mit falscher Chronologie). In Folge der frühen Zerstörung sind die Mauern und Gräber von Altsmyrna (§. 150 A.) fast die einzigen Ueberreste des alten Ioniens, die bis auf uns gekommen sind. Ein Versuch, auch Klazomenae auf der Südseite des smyrnäischen Golfs zu erobern, scheiterte. Alyattes' Sohn Kroesos hat dann Ephesos an der Kaystermündung erobert, mit dem man bis dahin freundliche Beziehungen gewahrt hatte (§. 389, vgl. Nic. Dam. 65); vergeblich suchten die Bewohner sich durch symbolische Verbindung ihrer Mauern mit dem vor den Thoren gelegenen, auch von den Lydern hochgeehrten Artemisheiligthum zu retten. Ephesos wurde zwar nicht wie Smyrna vernichtet, aber die Einwohner mussten die feste Stadt im Berglande verlassen und sich um den Artemistempel in der Ebene ansiedeln, der Tyrann Pindaros in die Verbannung gehen. Die Neuordnung der Verhältnisse scheint zu manchen Wirren geführt zu haben; fünf Jahre lang stand Aristarchos, aus Athen berufen, mit unumschränkter Gewalt an der Spitze der Gemeinde (um 555). — Die übrigen Griechenstädte scheinen sich ohne grösseren Kampf gefügt zu haben. Manche, wie die aeolischen Colonien, sind gewiss schon dem Alyattes unterthan gewesen. In Troas wurde die Stadt Sidene am Granikos von Kroesos zerstört und der Tyrann Glaukias bezwungen. Eine Unterwerfung der Inseln war bei dem Mangel einer Flotte unmöglich. Gleichzeitig hat Alyattes die Kimmerier aus Kleinasien verjagt, die Meder abgewehrt (585 v. Chr.), Karien und die übrigen Stämme des Binnenlandes in Botmässigkeit gehalten, die thebische Ebene am Südfuss des Ida colonisirt und hier Adramytion gegründet, in Bithynien eine Stadt Alyatta, am untern Rhyndakos inmitten der Propontisküste Daskylion gegründet. So war mit Ausnahme Lykiens das ganze kleinasiatische Festland bis zum Halys dem König von Sardes unterthan (vgl. I, 487).

Das Material bei Herodot und Nic. Dam. aus Xanthos. Wenn an dem Strategem Polyaen VII, 2, 2 über die Vernichtung der kolophonischen Reiterei durch Alyattes' Treulosigkeit etwas historisch ist, so kann es

nur eine weitere Schwächung der Stadt bezeichnen; erobert hat sie schon Gyges. Mimnermos stammte nach dem Zeugniss seiner Fragmente (9. 13. 14) aus Smyrna; zum Kolophonier wird er nur gemacht, weil Smyrna von Kolophoniern besiedelt ist. Seine Zeit wird immer zu hoch gesetzt. Solon kann die berühmten Verse an Mimnermos [§. 446; die Vorlage des Mimnermos ahmt um dieselbe Zeit auch Theognis 340 nach] nur als älterer Mann, nach 580, gedichtet haben, und sie haben nur Sinn, wenn Mimnermos jünger war als er. Dazu stimmt, dass nach fr. 14 ein Vorfahre des Mimnermos, also mindestens sein Grossvater, sich im Kampfe der Smyrnaer gegen Gyges auszeichnete. Mithin gehört Mimnermos nicht ins 7., sondern ins 6. Jahrhundert. — Ueber Ephesos Curtius, Abh. Berl. Ak. 1872. Ephesos, ein Vortrag 1874. Verlegung der Stadt Her. I, 26. Strabo XIV, 1, 21. Aristarchos: Suidas s. v.; gehört die Neuordnung der Phylen (§. 159) erst in diese Zeit? — Sidene: Strabo XIV, 1, 11. 42. Xanthos bei Steph. Byz. s. v.

392. Die Unterwerfung der Griechen Kleinasiens hat der hellenischen Nation keinen Schaden gebracht. Es war kein Unglück, wenn an die Stelle blutigen inneren Haders die Oberaufsicht des Königs von Sardes trat, und wenn die Lyder jetzt vermuthlich in den Häfen Zölle erhoben und die Griechen ihnen Heeresfolge leisten mussten, so brachte die Fremdherrschaft dafür nicht nur die Einigung, welche aus eigener Kraft nicht zu erreichen war, sondern auch die engste Verbindung mit dem Hinterlande. Seit Jahrhunderten hatten die Culturen der Griechen und ihrer kleinasiatischen Nachbarn in reger Wechselbeziehung gestanden: jetzt beginnen sie zu verschmelzen. Die griechische Kunst, die griechische Religion, ja die griechische Sprache findet Eingang in Lydien: im fünften Jahrhundert (um 440/30) schreibt der Lyder Xanthos die Geschichte seiner Heimath in griechischer Sprache; seine Fragmente zeigen, wie sehr er in griechischen Anschauungen wurzelt. Griechische Diplomaten, Kaufleute, Künstler treten mit dem Hofe von Sardes in Verbindung. Nicht nur die Waaren, sondern auch die Anschauungen werden hier ausgetauscht. Eifrig huldigen die Lyderkönige der griechischen Religion. Mit Delphi steht die Mermnadendynastie schon seit ihrer Thronbesteigung in naher Verbindung, Gyges, Alyattes, Kroesos haben reiche Weihgaben, Arbeiten griechischer Künstler,

dorthin gestiftet, Kroesos hat alle griechischen Orakel reich beschenkt. Im Gebiet von Milet baute Alyattes der Athena von Assessos zwei Tempel, zum Bau des Artemistempels in Ephesos hat Kroesos goldene Kühe und die meisten Säulen beigesteuert — Bruchstücke von ihnen sind noch erhalten (IGA. 493, erkannt von Hicks, manual of Greek inscr. 5). Die Gestalt des Kroesos, der in der Erinnerung der Griechen seine Vorgänger absorbirt hat, ist mit dem geistigen Leben Griechenlands im sechsten Jahrhundert untrennbar verbunden.

Die Tyrannen von Korinth, Sikyon, Megara.

393. Um dieselbe Zeit wie in Ionien ist die Tyrannis in den Isthmosstaaten eingetreten. In Korinth scheint die Gesetzgebung Pheidons (§. 360) das ältere Stadium der Parteikämpfe und einen ersten misslungenen Ausgleichsversuch zu bezeichnen. Um das J. 657 wurde die Herrschaft der Bakchiaden nach einem Bestande von nahezu einem Jahrhundert (90 J. Diod. VII, 9) durch Kypselos gestürzt. Seine Mutter gehörte dem regierenden Adel an, sein Vater nicht; wie es scheint, ist er an der Spitze des Demos zur Macht gelangt. Er hat lange Jahre über Korinth regiert und die Herrschaft auf seinen Sohn Periandros vererbt. Von dem Charakter beider Herrscher ist ein klares Bild nicht zu gewinnen. Den Zeitgenossen erschien Periander als Muster eines einsichtsvollen, seiner Mittel sicheren Staatsmanns; daher hat er seinen Platz unter den sieben Weisen. Herodots Schilderung dagegen athmet den Tyrannenhass. Bei ihm ist Kypselos ein grausamer Herrscher, während Periander zu Anfang milder regierte, bis er, durch Thrasybuls Rathschläge (§. 389A.) verführt, zum finstern Despoten wird. Der spätere Bericht, den vor allem Ephoros ausgebildet und auch Aristoteles befolgt hat, kehrt das Verhältniss um. Hier ist Kypselos der gewandte Demagoge, der die Gegner verjagt, aber ohne Blutthaten regiert, etwa wie Cosimo von Medici; erst Periander hält sich eine Leibwache, verübt zahlreiche Gewaltthaten und wird der Lehrmeister der Tyrannenkunst.

Jedenfalls waren beide Herrscher gewaltige, energische und zielbewusste Persönlichkeiten. In ihrem Regiment, wie es namentlich Ephoros geschildert hat — Ursprung und Werth dieser Angaben können wir allerdings meist nicht controlliren — treten Tendenzen und Charakter der neuen Monarchie besonders deutlich hervor. Die Bakchiaden werden verjagt, ihr Vermögen eingezogen, angesehne Gegner hingerichtet; der Adel verfolgt daher die Herrscher und ihr Andenken mit grimmigem Hasse (vgl. Theognis 891 ff. §. 342). Die Confiscationen schufen dem Herrscher das grosse Vermögen, das er zur Behauptung der Herrschaft brauchte, die Güter der Bakchiaden wurden wahrscheinlich zu Landanweisungen für die ärmere Bevölkerung und die aus der Hörigkeit befreite Bauernschaft benutzt. Periander sicherte sich weiter durch eine Leibwache und scheint überhaupt eine verschlossene misstrauische Natur gewesen zu sein, der vor Gewaltmassregeln, wo sie seinen Zwecken dienten, durchaus nicht zurückschreckte — das Bild, welches die Tradition von ihm bewahrt, erinnert lebhaft an den älteren Dionys, von dem vielleicht die Erzählungen bei Ephoros, aber nicht die Herodots beeinflusst sind. Dagegen für das Gemeinwesen als Ganzes war ihr Regiment durchaus segensreich. Sie sind keineswegs radicale Demokraten, aber die vom Adel bedrückten und ausgesogenen Volksklassen suchen sie zu heben, das Gemeinwohl zu fördern. Gegen das Zusammenströmen der Landbevölkerung in die Stadt wird eingeschritten, die Uebersiedlung vom Land in die Stadt verboten. Ebenso wird der Erwerb von Sklaven untersagt: die Unterthanen sollen selbst arbeiten, niemand soll müssig leben. Zahlreiche Colonialgründungen sorgen für den Abfluss der überschüssigen Bevölkerung; ausserdem ist durch gemeinnützliche Unternehmungen, wie den Versuch, den Isthmus zu durchstechen, durch Tempelbauten u. ä. dafür gesorgt, dass jeder Arbeit findet. Damit hängt eine scharfe Controlle der Lebensführung zusammen; zuletzt soll Periander einen Rath eingesetzt haben, der zu überwachen hatte, dass Niemand mehr ausgab, als er einnahm. Auch gegen den Luxus wurde eingeschritten; die

Hetaeren soll Periander haben ersäufen lassen. Grosser Reichthum wird den Tyrannen gefährlich erschienen sein; aber der Wohlstand der Mittelclasse musste unter ihrem Regiment ständig wachsen. Directe Abgaben wurden nicht erhoben; die Hafen- und Marktzölle genügten zur Bestreitung der Kosten der Regierung. Daneben wird die Religion, die dem Thron als Stütze dienen soll, und die Kunst eifrig gepflegt; beide sind ja eng verbunden. Die Kunstform des Dithyrambos, der der dionysischen Bauernreligion angehört, ist zuerst unter Periander ausgebildet (daher die Arionsage, Herod. I, 23), das Giebeldach der Tempel gilt als korinthische Erfindung (Pindar Ol. 13) — gewiss haben die Tyrannen mehr als einen Tempel gebaut —, nach Olympia wird eine mit getriebenem Golde überzogene Zeusstatue gestiftet, ferner in den Heratempel ein mit reichen Sculpturen in Gold und Elfenbein geschmückter Kasten von Cedernholz — mit Anspielung auf den Namen der Dynastie und ihres Begründers — geweiht (vgl. jedoch §. 460A.), in Delphi ein Schatzhaus zur Aufnahme der Weihgeschenke erbaut.

Monographien: E. Curtius, Stud. zur Gesch. von Korinth, Hermes X. Knapp, Die Kypseliden u. die Kypseloslade, Corresp. f. d. Schulen Württ. 1888. Herodots Berichte (III, 48 ff. V, 92, dazu I, 20 ff.) beruhen auf novellistischen Erzählungen von hohem poetischem Gehalt, in denen das persönliche Element durchaus vorherrscht. In der Rede V, 92 hat er damit die Schilderung des typischen Tyrannen wenig geschickt verbunden. Ephoros' Bericht liegt bei Diog. Laert. I, 95. 98. Nic. Dam. fr. 58—60 ferner wohl Polyaen V, 31 und Strabo [§. 395A.]) vor, der des Aristoteles bei Diog. Laert. I, 98. 99. Arist. pol. VIII, 8, 4. 9, 22. Heracl. pol. 5. Die Abhängigkeit von Ephoros ist evident. Ephoros hat Herodot benutzt und rationalisirt (z. B. die Geschichte von der Beraubung der Frauen, deren Ursprung nicht erkennbar ist), aber daneben offenbar anderes Material gehabt, dessen Quelle wir nicht kennen. Inhaltlich trägt seine Schilderung der Institutionen das Gepräge der Aechtheit. — Aus den sieben Weisen hat wohl Plato (Protag. 343. rep. I, 336) zuerst den Periander gestrichen; später ist viel darüber discutirt worden, s. Diog. Laert. I, 98. — Chronologie. Genauere Daten hat es natürlich nicht gegeben. Herodot gibt dem Kypselos 30 J., ebenso Arist. und Nic. Dam. (dagegen Euseb. a. 1358 nur 28 J.). Psammetich regiert nach Arist. pol. VIII, 9, 22 3 J. Dem Periander werden 40 J. (bei Aristot., wie es scheint, 40½ J.) und 80 Lebensjahre gegeben (Diog. L. I, 95. 98); daraus geht deutlich hervor,

dass von exacten Daten nicht die Rede sein kann. Dazu stimmen die chronologischen Ansätze. Sosikrates bei Diog. L. I, 95 setzt Perianders Tod 40 J. vor den Fall von Sardes (546/5) in Ol. 48, 4 = 585/4, Diodor (d. i. Apollodor) VII, 9 Kypselos' Antritt 447 J. nach dem Heraklidenzug = 657/6; dazwischen liegen also die 73½ Jahre, die Aristoteles l. c. der Dynastie gibt. Perianders ἀκμή wird bei Diog. L. I, 98 auf Ol. 38 (beg. 628/7) gesetzt. Bei Eusebius und Hieronymus sind die Daten vielfach verschoben; cod. R. setzt Kypselos Ol. 29, 4 (661), Periander Ol. 37, 4 (629), das Ende der Tyrannis Ol. 47, 4 (589). — Den Namen Kypselos erklärt die Kastenlegende aetiologisch; offenbar aber ist Κυψελίδαι der Geschlechtsname (Theogn. 894) und der Tyrann nach dem Eponymen [der wohl mit dem Arkader Kypselos identisch war; das Geschlecht leitete seinen Stammbaum von dem Lapithen Kaineus ab, Herod. V, 92; spätere Erfindungen Pausan. II, 4, 4. V, 18, 7] benannt, wie Pisistratos. — Vertreibung der Bakchiaden auch Polyaen V, 31; unter ihnen Demarat Vater des Tarquinius: Strabo VIII, 6, 20. Dion. Hal. III, 46 etc. Plut. Lys. 1 lässt sie nach Sparta gehen. — Weihgeschenke: Herod. I, 14. Arist. pol. VIII, 9, 4. Suidas Κυψελιδῶν ἀνάθημα. Plato Phaedr. 236. Ephoros bei Diog. Laert. I, 95. Strabo VIII, 3, 30. 6, 20. Pausan. V, 2, 3. 17. Weihinschrift des Kypselos in Olympia IGA. 27 d.

394. Nach aussen erreicht Korinth unter der Herrschaft der Tyrannen durch die Consolidirung der inneren Verhältnisse und eine zielbewusste und consequente Politik den Höhepunkt seiner Macht. Das wichtigste war die Sicherung und Erweiterung des Colonialgebiets. Korkyra, die Hauptstation Korinths für die Verbindung mit Sicilien, hat sich früh von der Mutterstadt losgerissen; die günstige Lage, die Grösse und Fruchtbarkeit der Insel legten den Grund zu ihrer Selbständigkeit. Die erste Seeschlacht, von der Thukydides wusste (I, 13), ist um 660 v. Chr. zwischen Korinth und Korkyra geschlagen worden. Vielleicht haben diese Händel den Anstoss zur Begründung der Tyrannis gegeben. Jedenfalls hat Kypselos Korkyra unterworfen; bis zu Perianders Tod ist die Insel den Korinthern unterthan gewesen — wenn auch Aufstände vorkamen — und von Söhnen der Herrscher regiert worden. Daran schliessen sich neue Coloniegründungen. Bei Gelegenheit eines inneren Haders wurde Leukas durch Kypselos Sohn Gorgos (bei Nic. Dam. Pylades und Echiades) den Akarnanen entrissen. Durch Durchstechung einer schmalen Landzunge unmittelbar

vor der neugegründeten Stadt wurde die bisherige Halbinsel (Od. ω 377) in eine Insel verwandelt, der Hafen durch vorgelegte Dämme geschützt und so zugleich eine sichere Seestrasse längs der akarnanischen Küste hergestellt. Weiter nördlich am Golf von Ambrakia gründete Gorgos Ambrakia und Anaktorion. Auch an der illyrischen Küste haben die Korinther festen Fuss gefasst; mit Korkyra zusammen haben sie hier Apollonia und Epidamnos (nach Euseb. Ol. 38, 8, 626 v. Chr. und Var.) angelegt. Ob die Kypseliden auch über Syrakus eine Oberhoheit gehabt haben, wissen wir nicht. Wie im Westen nahm Korinth im Osten eine gebietende Stellung ein. Potidaea auf der Chalkidike ist von Perianders Sohn Euagoras gegründet — es ist die erste griechische Stadt, die nach einem Gotte benannt wird. Gewiss hat Kypselos auch den grossen euboeischen Krieg (§. 342) geschickt zu seinem Vortheil benutzt; doch vermögen wir die Wandlungen der Politik jener Tage nicht mehr herzustellen. Korinth stand auf Seiten von Chalkis, aber das Ergebniss war, dass Euboeas Macht niederging und Korinth seine alten Genossen und Rivalen weit überflügelte. Damit wird eine Verschiebung der politischen Verhältnisse zusammenhängen: an Stelle der alten Feindschaft mit Milet tritt ein enges Bündniss zwischen Periander und Thrasybul (§. 389), während sich mit Samos, dem alten Bundesgenossen, ein Conflict anbahnt (Herod. III, 48). Mit Alyattes von Lydien (Her. III, 48) und mit Aegypten bestand lebhafter Verkehr; Perianders Neffe und Nachfolger trägt den aegyptischen Königsnamen Psammetich. Im Streit zwischen Athen und Mitylene um Sigeon wird Periander zum Schiedsrichter berufen (§. 402). So wird Korinth durch die neue Monarchie die erste Handelsstadt der griechischen Welt. Eine Durchstechung des Isthmos, die Herstellung einer direkten Verbindung zwischen Ost und West, sollte das Werk krönen (Diog. Laert. I, 99). Aber hier waren ganz andere Schwierigkeiten zu überwinden als bei den leukadischen Dünen; auch spätere Zeiten, die über weit grössere technische Mittel geboten, haben das Werk nicht durchführen können.

Colonien: Nic. Dam. 58. 60. Skylax 34. Pausan. V, 22, 4. Strabo VII, 7, 6. X, 2, 8. VIII, 3, 22. Plut. de sera num. vind. 7. Hierher gehört wohl der Tyrann Periander von Ambrakia Arist. pol. VIII, 3, 6. 8, 9 = Plut. amator. 23, 5. Die Machtstellung Korinths in diesen Gebieten spricht sich auch darin aus, dass die Fürsten der Lynkesten im oberen Makedonien ihren Stammbaum von den Bakchiaden ableiteten (Strabo VII, 7, 8). Nach Nic. Dam. wären die aus Korinth vertriebenen Bakchiaden nach Korkyra gegangen; aber schwerlich hat Periander sie hier geduldet. Ueber Leukas und den dortigen Canal Partsch, Die Insel Leukas, in Petermanns Mittheilungen, Ergänzungsheft 95. 1889.

395. Um die Wende des siebenten Jahrhunderts war Periander der mächtigste Mann Europas. Auch auf die Continentalstaaten erstreckte sich sein Einfluss. Eine Tochter des Tyrannen Prokles von Epidauros (Herod. III, 50) und eine Enkelin des arkadischen Herrschers Aristokrates (§. 343, Herakleides bei Diog. L. I, 94) waren ihm vermählt. Eins der angesehensten attischen Adelshäuser, die Philaiden, verschwägerte sich mit dem Tyrannen Korinths. Von den politischen Beziehungen zu den mächtigen Nachbarstaaten Argos, Sikyon, Aegina, die einen vielfach verschlungenen Charakter gehabt haben müssen, schweigt unsere Ueberlieferung vollständig; für derartiges hat die populäre Tradition nicht das mindeste Interesse. Im Maasssystem und in der Geldprägung tritt der Gegensatz deutlich hervor (§. 349). — In seiner Familie war Periander nicht glücklich. Sein düsterer, argwöhnischer Charakter, seine gewaltsam niedergehaltene und dann furchtbar ausbrechende Leidenschaftlichkeit verwickelte ihn in schwere Conflicte. Dunkle Gerüchte gingen um über die Vorgänge in seinem Hause, die von der Tradition zu einer erschütternden Tragödie zusammengefasst sind. Seine Gemalin Melissa, die Tochter des Prokles, starb durch seine Schuld. Darüber zerfiel er nicht nur mit seinem Schwiegervater, den er besiegte und gefangennahm, sondern auch mit seinem Sohne Lykophron. Er schickte ihn als Regenten nach Korkyra. Aber Lykophron wurde von den Korkyraeern erschlagen, und der alte Herrscher musste noch einmal einen Kriegszug unternehmen. Er hat die Insel wieder unterworfen und schwer

bestraft. Auch seine anderen Söhne gingen ihm im Tode voran; so folgte ihm sein Neffe, Gorgos' Sohn Psammetich (bei Nic. Kypselos II.). Er hat die Herrschaft nur drei Jahre behauptet. Dann wurde er erschlagen, das Tyrannengeschlecht vernichtet, die Republik wieder hergestellt (um 585). Eine Wiederherstellung der alten Adelsherrschaft war unmöglich; aber die neue Verfassung trug einen aristokratischen, d. h. plutokratischen Charakter. Aus den acht Distrikten (Phylen), in die das Gebiet von Korinth zerfiel (§. 204), stellte einer den regierenden Ausschuss der Probulen, die übrigen den Rath (Nic. Dam. 60). Sonst erfahren wir noch, dass zur Ausstattung der Reiterei das Vermögen der Wittwen und Waisen herangezogen wurde als Aequivalent für die Kriegspflicht, die sie nicht erfüllen konnten (Cic. rep. II, 36). Die neue Regierung hat den Staat mit der besonnenen Weisheit einer echten Kaufmannsaristokratie geleitet. Das Reich freilich, welches Kypselos und Periander gegründet hatten, liess sich nicht in vollem Umfang behaupten. Korkyra riss sich definitiv von der Mutterstadt los und lag mit ihr fortan ununterbrochen in Fehde: die Annahme der aeginetischen Währung durch die Insel charakterisirt den Bruch. Epidamnos und Apollonia wurden von Korkyra abhängig. In Ambrakia wurde nach Ermordung des Tyrannen Periander eine demokratische, auf einen niedrigen Census begründete Verfassung eingeführt (Arist. pol. VIII, 2, 9). Doch unterstützte Ambrakia später die korinthische Politik (Thuk. I, 27. III, 80). Auch auf Leukas, wo die Grundbesitzer lange das Regiment behaupteten (Arist. pol. II, 4, 4), und auf Anaktorion erhoben die Korkyraeer Anspruch; aber im wesentlichen hat Korinth hier seine leitende Stellung behauptet (Plut. Them. 24. Thuk. I, 27. 30. 55). Auch Potidaea blieb unter korinthischer Aufsicht (Thuk. I, 56). So hat Korinth seinen Colonialbesitz mehr als irgend ein anderer griechischer Staat zusammengehalten; noch im J. 433 kann es sich der Liebe und Treue seiner Colonien rühmen (Thuk. I, 38). Allerdings handelte es sich hier überall mehr um Ehrenvorrechte und einen allgemeinen Einfluss auf Handel und Politik als um

eine wirkliche Herrschaft. In Korinth ist wie in so vielen Handelsstaaten — z. B. in den Niederlanden seit dem spanischen Erbfolgekrieg und in Venedig seit dem sechzehnten Jahrhundert — nach dem Sturz der Tyrannis an die Stelle einer kühnen, weit ausgreifenden Politik eine rein mercantile Politik getreten, die vor auswärtigen Unternehmungen und Verwickelungen zurückschreckt. Das kleine unfruchtbare Gebiet der Stadt hatte keine selbständige Bedeutung mehr, das Hinterland auf die Dauer commerciell oder gar politisch zu beherrschen war unmöglich — im Peloponnes überwiegt überall der Einfluss von Aegina, mit dem daher Korinth aufs tiefste verfeindet ist, Argos, die bedeutendste Stadt des Binnenlandes, steht mit Korinth in dauernder Feindschaft und betrachtet die Handelsstadt als einen abtrünnigen Emporkömmling. So wird die korinthische Politik nur von einem grossen Interesse beherrscht: die commerciellen Verbindungen in Ost und West zu wahren und womöglich zu erweitern und die eigene Industrie auf ihrer Höhe zu erhalten. Daher bleiben die inneren Verhältnisse stabil, die reichen Kaufherren und Fabrikanten behaupten das Regiment. In der wirren Zerrissenheit der griechischen Welt ist Korinth ein Muster geordneter Zustände: »da wohnen die Gesetzlichkeit und ihre Schwester, die sichere Grundlage der Staaten, das Recht, mit ihrer Genossin, dem Frieden, die Schaffner des Reichthums«, preisst Pindar die Stadt (Ol. 13). Wohl als ein Siegesfest für die Wiederherstellung der Republik haben die Korinther im J. 581 die alle zwei Jahre gefeierten isthmischen Festspiele eingesetzt (Hieron. Ol. 49, 4. Solin. VII, 14), die in ganz Griechenland als Nationalfest anerkannt wurden.

Verschwägerung mit den Philaiden: Herod. VI, 35; daher Kypselos, Vater des Miltiades, der vermuthlich eben ein Enkel des Tyrannen von Korinth war, und die Einführung der Lapithen in den Philaidenstammbaum; vgl. Töpffer, Att. Geneal. 276. Dass die Spartaner die korinthischen und andere Tyrannen gestürzt hätten (Plut. mal. Her. 21), ist höchst unwahrscheinlich; Herodot weiss nichts davon. Thuk. I. 18 hat die Kämpfe Spartas gegen Polykrates und Hippias falsch verallgemeinert.

396. Um dieselbe Zeit wie in Korinth ist auch in Sikyon

eine Tyrannis entstanden. Sikyon ist keine Handelsstadt, wenn es auch an dem Handel der Nachbargebiete Theil nimmt und auf dem korinthischen Meerbusen Schiffahrt treibt. Aber die Fruchtbarkeit des Asoposthals und der Küstenebene (Aigialos) schuf einen beträchtlichen Wohlstand und damit eine Reaction der unteren Stände, vor allem der Bauernschaft, gegen das Adelsregiment. Der Begründer der Tyrannis soll niederster Herkunft gewesen sein. Herodot nennt ihn, wie es scheint, Andreas (VI, 126, ebenso Diod. VIII, 24), Aristoteles und die Späteren Orthagoras. Ein Jahrhundert lang hat sein Haus die Herrschaft behauptet, nicht durch Revolutionen, sondern nur durch Familienzwist vorübergehend erschüttert; von allen Tyrannenhäusern hat sich das von Sikyon am längsten behauptet. Namen und Folge der Herrscher sind unsicher. Ol. 33, 648 v. Chr. soll Myron in Olympia einen Sieg mit dem Viergespann gewonnen haben; zum Dank dafür weihte er dem olympischen Gott ein ehernes Tempelchen im Gewicht von 500 Talenten mit der Aufschrift »Myron und das Volk der Sikyonier« (Paus. VI, 19). Genauer bekannt ist nur Kleisthenes, der zu Anfang des sechsten Jahrhunderts regierte. Nach aussen trat er machtvoll auf. Er wehrte die Argiver ab, welche die Suprematie über Sikyon beanspruchten (Her. V, 67), er war die Seele des Kriegs für die Befreiung Delphis (§. 415) — auch hier sucht das Königthum Anlehnung an die religiösen Mächte. Von höchstem Interesse sind die Angaben über sein Regiment im Inneren; sie zeigen, dass zu dem Gegensatz der Stände der zwischen den dorischen Herren und der älteren Bevölkerung hinzukam, von dem in Korinth keine Rede ist — beides fiel allerdings wohl wesentlich zusammen. Die drei dorischen Phylen wurden von Kleisthenes ihres Vorrangs beraubt und mit neuen vom Schwein, Esel und Ferkel hergenommenen Namen belegt (Ὑᾶται, Ὀνεᾶται, Χοιρεᾶται — ist das wirklich historisch?), seine eigene Phyle, die Aegialeer (§. 175), als »Volksführer« (Ἀρχέλαοι) an die Spitze gestellt. Der Heros des Adels, der sagenberühmte Adrastos, wurde durch Errichtung eines Cults seines Tod-

feindes Melanippos aus dem Lande verdrängt, die Darstellung seiner Thaten durch tragische Chöre aufgehoben, die Recitation der homerischen Epen durch die Rhapsoden untersagt. Dagegen wird auch hier der Dienst des Bauerngottes Dionysos gepflegt, Chorgesänge zu seinen Ehren aufgeführt. Den Zuzug der Landbevölkerung in die Stadt scheint auch er verboten zu haben — eine Notiz führt auf ihn die Einführung der Schaffelle als Tracht der Bauern (κατωνακοφόροι §. 176) zurück, damit sie sich schämten, in die Stadt zu kommen (Poll. VII, 68). Im übrigen war Kleisthenes wie seine Vorgänger ein milder und gerechter Regent. An seinem Hofe entfaltete er grosse Pracht. Bauten wurden aufgeführt (Pausan. II, 9, 6), Festspiele und musische Wettkämpfe gehalten; auch Kleisthenes hat in Olympia wie in Delphi (582) Siege davongetragen. Einen Erben hat er, wie es scheint, nicht hinterlassen; seine Tochter vermählte er dem attischen Adligen Megakles (§. 412). Die Legende erzählt, wie bei der Gelegenheit aus ganz Griechenland die angesehensten Freier an den Hof des Tyrannen zusammenströmten. — Wie die Dinge nach Kleisthenes' Tode (um 570) weiter gegangen sind, wissen wir nicht; eine problematische Notiz erwähnt einen Tyrannen Aeschines, den die Spartaner vertrieben hätten (Plut. mal. Her. 21). Jedenfalls ist eine Revolution nicht eingetreten; die kleisthenischen Phylen bestanden noch 60 Jahre nach seinem Tode, bis zu Ende des sechsten Jahrhunderts, wohl unter spartanischem Einfluss, die alte Ordnung wieder hergestellt wurde. Zu grösserer politischer Bedeutung ist Sikyon nicht wieder gelangt. Aber sein Wohlstand erhielt sich; für ihn legt die sikyonische Bildhauerschule, die in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts blühte, beredtes Zeugniss ab.

Hauptstellen: Herod. V, 67 f. VI, 126 ff. Arist. pol. VIII, 9, 21; ferner Diod. VIII, 24. Plut. ser. num. vind. 7. Strabo VIII, 6, 25. Im einzelnen bleibt vieles dunkel. Die Gleichsetzung von Orthagoras und Andreas ist sehr problematisch, die Scheidung eines Myron I und II löst die Schwierigkeiten nur scheinbar. Die Geschichte von Myrons Sturz durch Kleisthenes Nic. Dam. 61, auf die Arist. pol. VIII, 10, 3 anspielt, verträgt sich nicht mit Herodots Stammbaum VI, 126 und Myrons olymp.

Sieg 648 Pausan. VI, 19, 2 ff. Dass das Schatzhaus der Sikyonier in Olympia nicht von Myron stammt, wie Pausanias angibt, sondern über ein Jahrhundert jünger ist, haben die Ausgrabungen gelehrt (Kirchhoff, Arch. Z. 39, 170 ff.; vgl. IGA. 27a—c).

397. Auch sonst haben sich in der Nachbarschaft Korinths vielfach Usurpatoren erhoben, so in den Städten von Argolis, vielleicht auch in manchen achaeischen und arkadischen Städten. Zufällig genannt werden die Tyrannen Prokles von Epidauros und Leon von Phlius. Auch die Neuerstarkung des Königthums in Argos unter Pheidon (§. 344) gehört ja der Zeit des Kypselos an. Nur auf Aegina fand die Tyrannis keinen Boden; hier bestand von Anfang an die rein merkantile Politik, zu der Korinth nach dem Sturz der Kypseliden gelangte. Die Erwerbung auswärtiger Besitzungen und die Gründung von Colonien hat die kleine Insel nie erstrebt. Es gab wohl einen Demos, der die regierenden Herren zu stürzen suchte (Her. VI, 91), aber zu selbständiger Bedeutung vermochte er nicht zu gelangen. — Schärfer stiessen die Gegensätze in Megara auf einander. Den grossen maritimen Aufschwung des kleinen Gemeinwesens, seine zahlreichen Colonien in Ost und West haben wir früher kennen gelernt. Namentlich der Handel nach der Propontis und dem Bosporos musste reichen Gewinn bringen. Das Regiment lag ausschliesslich in den Händen des hauptstädtischen Adels; ihm gehörten die Güter und die grossen Heerden auf dem Lande. Durch den Aufschwung von Handel und Industrie entwickelte sich auch hier in der Stadt ein wohlhabender Mittelstand, auf der Bauernschaft dagegen lastete ein unerträglicher Druck. Etwa um 640 ist daraus die Usurpation des Theagenes hervorgegangen. Wir erfahren, dass er an der Spitze des Demos emporkam, sich von diesem eine Leibwache geben liess und dann einen entscheidenden Schlag gegen die Reichen führte, indem er ihre Heerden an der Tränke überfiel und abschlachtete. Sonst wissen wir nur, dass er eine prächtige Wasserleitung gebaut hat, und dass er den misslungenen Versuch seines Schwiegersohns Kylon unterstützte, sich in Athen zum Tyrannen zu machen.

Nach Theagenes' Sturz hat eine Zeit lang ein gemässigtes aristokratisches Regiment bestanden; bald aber kam der Conflict aufs neue zum Ausbruch. Der Demos wurde den Adligen immer aufsässiger; er verlangte Zulassung zu ihren Gastmählern, d. h. zu den gemeinsamen Mahlzeiten der regierenden Bürger, er setzte Rückerstattung der gezahlten Zinsen durch (παλιντοκία), schliesslich wurde das Bürgerrecht auf die Landbevölkerung ausgedehnt, die Bauern zur Theilnahme an der Volksversammlung und am Regiment zugelassen. Dass dabei vielfache Gewaltthätigkeiten, Verbannungen und Confiscationen, auch Frevel gegen das Völkerrecht vorkamen, mögen wir den Berichten wohl glauben; doch scheint grösseres Blutvergiessen vermieden zu sein. Durch die an einen jungen megarischen Adligen, den Polypaiden Kyrnos, gerichteten Gedichte des Theognis (ca. 570—550 v. Chr.) werden uns diese Kämpfe lebendig vor Augen geführt. Theognis gehörte dem Adel an; aber durch den unglücklichen Ausgang einer Seefahrt verlor er Feld und Vieh (1197), und seine Versuche, durch Seehandel das Verlorene wieder zu gewinnen (179), scheinen wenig Erfolg gehabt zu haben. So konnte er grösseren politischen Einfluss nicht gewinnen; nur als Gesandten an das delphische Orakel finden wir ihn einmal thätig (805). Mit dem Regiment des Adels war er keineswegs einverstanden; die Gewinnsucht, die ungerechte Rechtsprechung, den Ehrgeiz der Führer tadelt er mit harten Worten (43 ff.), er erwartet Bürgerkrieg, Blutthaten, die Erhebung eines Monarchen (39. 51. 541, vgl. 235). Wie Magnesia, Kolophon, Smyrna wird auch Megara durch seine Frevel zu Grunde gehen (1103, vgl. 603). Aber als nun die Revolution eintritt, sind alle seine Ideale dahin; das ganze Standesgefühl des Adligen bäumt sich in ihm auf und findet leidenschaftlichsten Ausdruck. »Die Stadt ist dieselbe, das Volk ein anderes; die früher nichts von Recht und Gesetz wussten, sondern draussen wie Hirsche lebten, in Ziegenfelle gehüllt, die sind jetzt die Guten, wer früher edel war, gilt jetzt als schlecht. Wer könnte ertragen, das anzusehen? Sie betrügen sich selbst und haben sich zum

besten, denn sie verstehen weder Schlechtes noch Gutes zu beurtheilen« (53 ff. = 1109 ff.). Dass zahlreiche Edle mit dem Gesindel compromittiren, dass bei den Ehen die Stände sich vermischen und nicht mehr nach Adel und Tüchtigkeit, sondern nur noch nach dem Geld gefragt wird, empört ihn aufs tiefste (183 ff. [vgl. 429 ff.]); dringend warnt er den Kyrnos vor jedem Verkehr, vor jedem Vertrauen zu den Schlechten; nur mit den Edlen soll er zusammenhalten und Freundschaft schliessen. Aus manchen Versen spricht eine tief verbitterte Stimmung: die edleren Anschauungen vergessend, die er selbst früher ausgesprochen hatte, räth er dem Kyrnos, sich zu verstellen (61 ff. 213 ff. = 1071 ff.), er meint, nur auf Glück komme es im Leben an, nicht auf Tugend und Wohlstand (129). Schwer lastet im Alter die Armuth auf ihm (173 u. a.), aber von der Hoffnung auf Rache will er nicht lassen, dann will er befriedigt sterben (337. 361). Sie ist ihm nicht geworden; dagegen hat er den Schmerz erlebt, dass sein Verhältniss zu Kyrnos erkaltete (253. 655 f. 87 ff.). Vermuthlich hat Kyrnos wie mancher andere seinen Frieden mit der neuen Ordnung gemacht. Denn allmählich scheint in Megara eine Beruhigung eingetreten zu sein. — Die inneren Kämpfe haben sich zweifellos mit den Kriegen vielfach verschlungen, die in dieser Zeit mit Samos um die Gründung von Perinth und vor allem mit Athen (vielleicht auch mit Korinth, wenn die Erbauung des Schatzhauses in Olympia nach einem Siege über die Korinther Pausan. VI, 19, 13 hierher zu ziehen ist) geführt wurden, zuerst erfolgreich, dann mit um so schwereren Einbussen; der Verlust von Salamis, durch den Megaras Machtstellung den Todesstoss erhielt, mag den Anlass zu der demokratischen Revolution gegeben haben. Denn offenbar bezeichnet sie zugleich einen Rückschlag der Bauernschaft gegen die Handelspolitik des Adels, die sich auf die Dauer nicht durchführen liess, da die Kräfte des kleinen Landes dazu nicht ausreichten.

Leon von Phlius ist nur aus der Pythagoraslegende bekannt: Heraklides bei Diog. Laert. praef. 12. Cic. tusc. V, 8. Sosikrates bei Diog.

Laert. VIII, 8. — Megara: Thuk. I, 126. Arist. rhet. I, 2. pol. VIII, 4, 5 [dass pol. VI, 12, 10. VIII, 2, 6. 4, 3 sich auf die Kämpfe des fünften Jahrhunderts beziehen, bemerken Busolt und Cauer mit Recht]. Pausan. I, 40, 1. 41, 2. Plut. qu. gr. 18. 59. Theagenes' Zeit ist annähernd durch Kylon's olympischen Sieg Ol. 35, 640 v. Chr. (Euseb.) bezeichnet. In der grossen, unter Theognis' Namen überlieferten Anthologie aus den Elegikern (§. 443) können nur diejenigen Stücke als sicher von Theognis herrührend gelten, denen er seine σφρηγίς, den Namen des Kyrnos, eingefügt hat (19 ff. 237 ff.) — ein Verfahren, wie es bei orientalischen Dichtern ganz gewöhnlich ist. Ob von den anderen Stücken irgend etwas ihm angehört, ist mir sehr fraglich. Bekanntlich war im Alterthum Streit über seine Heimath; Plato leg. I, 630, dessen Angabe Beloch, Fl. Jahrbb. 1888, 729 vertritt, lässt ihn aus dem sicilischen, andere, so Didymos (schol. Plat. l. c.) aus dem nisaeischen Megara stammen. Entscheidend ist namentlich 1104 f. die Erwähnung des Untergangs von Magnesia, Kolophon, Smyrna; das lag den Sikelioten ganz fern [auch sonst weist nichts auf Sicilien, ja wenn 783 von Theognis stammte, wäre die sicilische Heimath ausgeschlossen], war dagegen für die Anwohner des aegaeischen Meeres von lebhaftestem Interesse. Diese Verse können nur bald nach Smyrnas Fall um 575 v. Chr. (§. 391; dazu stimmt die Nachahmung des Mimnermos v. 340) gedichtet sein. Dadurch ist Theognis' Zeit bestimmt [der Ansatz auf Ol. 59, 544 v. Chr. bei Euseb. und Suidas ist also ungefähr richtig], und es folgt zugleich, dass der megarische Dichter, der zur Zeit der Perserkriege lebte (v. 757 ff. 773 ff.; die Beziehung auf die Zeit des Kyros ist ein unmöglicher Ausweg), nicht Theognis sein kann. Den politischen Hintergrund der theognideischen Dichtung hat zuerst Welcker erkannt; von Neueren vgl. Fr. Cauer, Parteien und Politiker in Megara und Athen 1890.

Das übrige Griechenland. Mitylene.

398. Auch in anderen griechischen Staaten hat es an inneren Kämpfen und Usurpationen nicht gefehlt; von dem Hader der Parteien und von Verbannung handeln nicht wenige Gedichte der unter Theognis' Namen gehenden Sammlung, deren Heimath und Verfasser wir nicht kennen. Von den Bürgerkämpfen auf Euboea, von dem Sieg des Demos in Chalkis war früher die Rede (§. 342). In Eretria wurde die Herrschaft der Ritter durch Diagoras gestürzt, der durch eine Heirath mit dem Adel zerfallen war (Arist. pol. VIII, 5, 10). Ausserdem wird noch aus dem siebenten Jahrhundert ein gewisser Tynnondas genannt, der auf Euboea, in welcher Stadt wissen wir nicht, zum unum-

schränkten Machthaber gewählt wurde (Plut. Sol. 14). Thasos war, wie wir aus Archilochos wissen, seit seiner Gründung von Parteikämpfen zerrissen; ein Fragment redet von der Allmacht, welche Leophilos durch die Gunst der verblendeten Bürger gewann (fr. 69). Ob es zu einer Tyrannis kam, wissen wir nicht; der Tyrann Symmachos, den die Spartaner gestürzt haben sollen (Plut. mal. Her. 21), gehört einer späteren Zeit an. Ueber andere griechische Staaten sind uns höchstens einige chronologisch ganz unbestimmbare Andeutungen bei Aristoteles erhalten. Nur von Mitylene wissen wir einiges. Mitylene war seit langem die mächtigste der lesbischen Städte. Die Colonien in Troas und an der thrakischen Küste waren meist von ihm gegründet und ihm unterthan; allein unter allen Aeolerstädten hat Mitylene an der commerciellen Entwickelung regen Antheil genommen. Das Aufblühen der Stadt erzeugte ein reges materielles und geistiges Leben, das im Gegensatz zu der übrigen griechischen Welt und namentlich zu der ionischen Sitte durch die äusserst freie Stellung charakterisirt ist, welche die Frauen in der Gesellschaft einnahmen. Auf Lesbos entstanden bei ihnen Verkehrsformen, wie sie sonst für die griechische Männerwelt charakteristisch sind; in den Gedichten der Sappho treten sie uns in leidenschaftlicher, freilich für unser Gefühl kaum begreiflicher Gestalt entgegen. Aus dem Wohlstand erwuchsen auch in Mitylene erbitterte politische Kämpfe. Die Penthiliden, welche den Demos mit hochmüthiger Verachtung misshandelten, wurden von Megakles gestürzt. Aber weder er, noch Penthilos, Myrsilos, Melanchros, die nach ihm sich als Tyrannen erhoben, haben sich behauptet. Penthilos, offenbar ein Mitglied des gestürzten Adelsgeschlechts, wurde von Smerdis ermordet, den er schwer beleidigt hatte; bei Myrsilos' Tod jubelt Alkaeos, ein eifriger Vorkämpfer des Adels, »jetzt ist es Zeit zu zechen, jetzt darf man sich berauschen, da Myrsilos todt ist« (fr. 20, vgl. 18. 19). Melanchros, den Alkaeos mit Schmähungen überhäufte (fr. 21), wurde durch eine Verschwörung des Alkaeos und seiner Brüder mit Pittakos aus dem Wege geräumt. Aber auch diesmal

gelangte das von den Wogen hin und her getriebene Staatsschiff (Alk. 18. 19) nicht in den Hafen. Die Verbündeten zerfielen, Alkaeos verfolgte den Pittakos mit bitteren Angriffen; auch von seinen Invectiven gegen die Kleanaktiden, doch wohl ein Adelsgeschlecht, ist die Rede. Pittakos war nicht adliger Herkunft (Alk. 37a.b.), aber mit einer Tochter des Tyrannen Penthilos vermählt (Diog. Laert. I, 81). Im Kriege mit Athen um Sigeon (§. 402) hatte er durch einen Sieg im Zweikampf hohes Ansehen gewonnen. So wählte ihn das Volk, um dem ununterbrochenen Hader ein Ende zu machen und die Stadt von den sich zerfleischenden Adelsfactionen zu befreien, zum absoluten Herrscher auf zehn Jahre, ähnlich wie Tynnondas auf Euboea, Solon in Athen und später Aristarchos in Ephesos (§. 391). Aristoteles bezeichnet diese Stellung mit dem Titel des Aesymneten (§. 225), Alkaeos nennt den Pittakos Tyrannen (fr. 37a), ein Volkslied (Bergk III, p. 673 no. 43) »König des grossen Mitylene«. Pittakos ergriff das Regiment mit fester Hand. Die Gegner, darunter Alkaeos und sein Bruder Antimenidas, und ebenso Sappho, die adlige Dichterin (chron. par. 36), mussten in die Verbannung gehen; Antimenidas nahm beim babylonischen König Kriegsdienste. Aber Pittakos war ein hochherziger Bürger, der den unsichern Glanz der Tyrannis verschmähte. Er wurde der Gesetzgeber von Mitylene. Ausser einer Bestimmung des Obligationenrechts (§. 361) kennen wir von seinen Gesetzen nur die Beschränkung der Trauerfeierlichkeiten und die charakteristische Satzung, dass im Rausche begangene Verbrechen strenger bestraft werden, als wenn sie in nüchternem Zustand verübt sind — also auch hier die Durchführung der strengen Bürgerzucht im Gegensatz zu den Gelagen des Adels. Die Verfassung hat er nicht geändert. Nach Ablauf der Frist legte er sein Amt nieder. Damit scheint eine dauernde Beruhigung eingetreten zu sein. Auch den Verbannten wurde die Rückkehr gestattet; Alkaeos und Sappho sind nach Mitylene zurückgekehrt. Die Zeit dieser Ereignisse fällt in die ersten Jahrzehnte des sechsten Jahrhunderts; eine genauere chronologische Bestimmung ist unmöglich.

Die phokischen Tyrannen Aulis (Aristot. fr. 124) und Daulios von Krisa (Ephoros bei Strabo VI, 1, 15, §. 306) sind wohl rein sagenhaft. — Mitylene: Arist. pol. VIII, 8, 13. III, 9, 5 (= Dion. Hal. V, 73). II, 9, 9. Strabo XIII, 2, 3. Diog. Laert. I, 71 ff. (= Diod. IX, 11. 12, aus Hermippos). Val. Max. VI, 5 ext. 1 mit secundärer Combination. Die Alten setzen Pittakos' Blüthe Ol. 42, 612 (Diog. Laert. I, 79), ebenso die Ermordung des Melanchros (Suidas Πίτταχος) und die Zeit des Alkaeos und der Sappho (Suidas). Letztere werden bei Euseb., die Verbannung der Sappho in der parischen Chronik 36 ins Jahr 595 v. Chr. gesetzt. Andrerseits ist nach der Sage von den sieben Weisen natürlich auch Pittakos ein Zeitgenosse des Kroesos (Herod. I, 27). Das sind natürlich nur Schätzungen. Beloch, Rh. Mus. XLV, 465, will Alkaeos, Sappho, Pittakos wegen des sigeischen Kriegs (Herod. V, 94) und der Erwähnung von Naukratis bei Sappho (fr. 138) in die Zeit des Pisistratos und Anakreon setzen. Dem steht nicht nur der gleichfalls von Herodot berichtete Schiedsspruch Perianders gegenüber (weiteres §. 402 A), sondern auch die literarische Stellung des Alkaeos und der Sappho und die Stellung des Pittakos unter den sieben Weisen; der ganze Charakter der Ueberlieferung zeigt, dass Pittakos nicht in dieselbe zeitliche Traditionsschicht mit Pisistratos und Polykrates, sondern mit Solon und Thales gehört. Im übrigen ist zu beachten, dass, wie Solons Gedichte sich über 40 Jahre erstrecken, auch die des Alkaeos und der Sappho deutlich einen langen Zeitraum umfassen (ebenso Theognis). — Pittakos' Gesetz ἐάν τις ὁτιοῦν μεθύων ἁμάρτῃ, διπλασίαν ἢ τῷ νήφοντι τὴν ζημίαν εἶναι Plut. conv. sept. sap. 13. Arist. pol. II, 9, 9. rhet. II, 25. Pittacus omnino accedere quemquam vetat in funus alienorum Cic. leg. II, 66. — Die Citate aus Alkaeos lehren deutlich, dass seine Gedichte weit mehr historische Angaben enthielten, als uns erhalten sind; Aristoteles hat gewiss eine ziemlich zusammenhängende Darstellung geben können. — Dass Welcker's Versuch, Sappho von einem herrschenden Vorurtheil zu befreien, verunglückt ist, ist wohl allgemein anerkannt.

Solon von Athen.

399. Weit später als die Isthmosgebiete ist Attika in den Strom des commerciellen Lebens und damit in die Epoche der Ständekämpfe eingetreten. Seit dem Ende der mykenischen Epoche steht die Landschaft dem Leben der Nation fern. Zwar betheiligt sich Athen am delischen Fest (hymn. Apoll. 30) — die jährliche Entsendung eines Festschiffs nach Delos, welche die Sage auf die Zeit des Theseus zurückführt (Plato Phaedon 58),

wird sehr alt sein —, die Fühlung mit Ionien, die im Dialekt hervortritt, blieb erhalten, die ionische Dichtung und Sage fand Eingang; aber auf die Ausbildung der Sage hat Athen gar keinen Einfluss geübt. Zu Lande dehnte sich die Macht der Hauptstadt aus, die marathonische Tetrapolis und Eleusis wurden einverleibt (§. 224), zur Schaffung einer Seewehr theilte man das Land in 48 Districte (Naukrarien, §. 341); aber an der Entwickelung des Handels, an der Colonialgründung hat das Land keinen Antheil genommen. Das Land ist steinig und wasserarm, nur die Ebenen von Athen und Eleusis geben grösseren Ertrag; ein Export der Producte des Ackerbaus war daher unmöglich. Erst durch die Entwickelung der Oelcultur (§. 239) wurde ein ausfuhrfähiges Erzeugniss der Bodencultur gewonnen. Daneben hat sich die Töpferindustrie früh entwickelt — später behauptet Athen sogar die Mutterstadt der Töpferei zu sein, weil Daedalos in Attika heimisch ist (Kritias fr. 1, 12) —; Attika war ein Hauptsitz der Fabrication von geometrischen (Dipylon-)Vasen. Einzelne Adelsgeschlechter haben sich gewiss schon früh an commerciellen Unternehmungen betheiligt, der ungeheure Reichthum des Alkmeonidengeschlechts z. B., den die Legende aus seinen Beziehungen zum Hof von Sardes ableitet (Herod. VI, 125), stammt offenbar aus Handelsverbindungen mit Lydien. Aber trotzdem werden in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts nur wenige attische Kaufschiffe auf dem Strande von Phaleron gelegen haben. Die kleinen Nachbarstaaten Megara und Aegina waren politisch und in ihren Machtmitteln Athen durchaus überlegen. Aegina beherrschte den attischen Handel, von hier aus drangen die pheidonischen Maasse nach Athen, das aeginetische Geld cursirte in Attika wie im Peloponnes. Die Megarer besassen Salamis und sperrten damit die Bucht von Eleusis; vergeblich versuchten die Athener ihnen die Insel zu entreissen. Nur langsam bereitet sich ein Umschwung, ein Erschütterung der bestehenden Ordnung vor, nicht am wenigsten durch die Parteiungen innerhalb des Adels selbst. Um die Mitte des siebenten Jahrhunderts steht die Adelsherrshaft noch unan-

getastet da. Ihre Gestalt haben wir früher kennen gelernt; alle politische Macht und der beste Theil des Grundbesitzes war in den Händen der grossen Familien concentrirt. Auch in Athen herrscht das glänzende Leben der Aristokratie; nicht wenige attische Adlige haben in Olympia Siegespreise gewonnen; eines der reichsten Geschlechter, die Philaiden, die mehrfach das Archontat besetzt haben, verschwägerte sich mit den Tyrannen von Korinth (§. 395). Kylon, der im J. 640 in Olympia im Doppellauf gesiegt hatte, freite die Tochter des Theagenes von Megara. Von ihm ging die erste Erschütterung des Staatswesens aus, von der wir Kunde haben. Sein Reichthum, sein Ansehn bei den Altersgenossen, seine Verbindungen verführten ihn zu dem Versuch, sich zum Tyrannen zu machen; er mochte hoffen, in der beginnenden Unzufriedenheit eine Stütze zu finden. Sein Schwiegervater gab ihm Truppen, mit seinem Anhang besetzte er die Burg. Aber der Anschlag misslang. Die Regierung, an der Spitze der Archon Megakles aus dem Alkmeonidenhause, raffte sich auf, die Bauernschaft, damals der Adelsherrschaft noch treu ergeben, strömte vom Lande herein und belagerte ihn auf der Burg. Kylon und sein Bruder entkamen, seine Anhänger mussten capituliren; doch wurde ihnen, da sie an die Altäre geflüchtet waren, das Leben zugesichert. Aber das Versprechen wurde nicht gehalten; Megakles liess die Gefangenen überfallen und niedermachen, seine Familie befleckte sich mit ihrem Blut. Ueber die Anhänger des Usurpators sprachen die Prytanen als politischer Gerichtshof (§. 233) das Urtheil: sie wurden zu ewiger Verbannung verurtheilt (etwa 636 oder 632).

Die kylonische Usurpation ist dadurch im Gedächtniss geblieben, dass man im J. 508 und wieder 432 bei den Verhandlungen mit Sparta auf diese Dinge zurückkam. Der Niederschlag der damaligen Discussionen liegt uns bei Her. V, 71 und Thuk. I, 126 vor. Herodot sucht die Alkmeoniden reinzuwaschen und schiebt die Verschuldung auf die Prytanen der Naukraren (die das Urtheil gesprochen haben, s. das solonische Amnestiegesetz Plut. Sol. 19 [dessen Erklärung durch Stahl Rhein. Mus. 46, 250 ich für verfehlt halte], vgl. §. 233A, und zugleich den Rath des Archon bildeten): τούτους ἀνιστᾶσι μὲν οἱ πρυτάνιες τῶν ναυκράρων, οἵπερ

ἔνεμον τὰς Ἀθήνας, ὑπεγγύους πλὴν θανάτου· φονεῦσαι δὲ αὐτοὺς αἰτίη ἔχει Ἀλκμεωνίδας. Herodots Version wird von Thukydides (der Herodots Wortlaut vor Augen hat, s. den Eingang der Erzählung) berichtigt, vgl. §. 233 A. Bezeichnend ist, dass weder Her. noch Thuk. den Namen des Megakles nennt; ihn lernen wir nur aus Aristoteles kennen, dessen Bericht bei Herakl. pol. 1, 4. Plut. Sol. 12. schol. Arist. eq. 445 erhalten ist; er hat einige Varianten (den zerreissenden Faden) hinzugefügt. Pausan. I, 28, 1 bietet nichts Neues. — Busolt's Annahme, dass Kylon vor Drakon anzusetzen sei (sein Sieg Ol. 35 in Africanus' Liste; seine Erhebung fällt nach Thuk. in ein Olympienjahr), wird von Aristoteles pol. Ath. bestätigt.

400. Die Usurpation war gescheitert; aber die Gegensätze, die in ihr zu Tage getreten waren, nahmen eine um so schärfere Gestalt an. Die Familien und Factionen des Adels bekämpften sich, die nichtadlige Bürgerschaft und die Bauern begannen sich zu regen. Das frevelhaft vergossene Blut bot den Vorwand und das Streitobject für den inneren Hader; so lange es nicht gesühnt war, durfte man nicht erwarten, dass die Götter dem Gemeinwesen wieder Frieden schenken würden. Lange und gewaltsam mag hin und her gestritten sein, bis man sich zu einer Concession entschloss; ein Gerichtshof von 300 aus den »besten Männern« gewählten Bürgern wurde eingesetzt, um den Frevlern Recht zu sprechen. Myron von Phlya erhob die Klage; die Alkmeoniden wurden verurtheilt, die Lebenden auf ewige Zeit verbannt, die Leichen aus den Gräbern gerissen. Dieser Urtheilsspruch hat den ganzen weiteren Verlauf der attischen Geschichte massgebend beeinflusst. Um den inneren Frieden herzustellen, hatte der Adel das Geschlecht fallen lassen, welches mit rücksichtsloser Energie seine Herrschaft vertheidigt hatte. Der Bruch liess sich nicht wieder ausgleichen. Die Alkmeoniden waren wohlhabend und einflussreich genug, um die Hoffnung auf Rückkehr, auf Gewinnung einer leitenden Stellung im Staate nicht fallen zu lassen. Aber nur im Kampf mit dem Adel, nicht an seiner Spitze, liess sich das Ziel erreichen; so sind die Alkmeoniden die treibende Kraft in der attischen Geschichte geworden. — Bald darauf bewilligte die Regierung eine zweite Concession: um das Jahr 624 wurde Drakon mit der Abfassung eines

Gesetzbuchs beauftragt. Die Gesetze, welche er gegeben hat, tragen denselben Geist, den wir in den conservativeren unter den älteren Gesetzgebungen, z. B. bei Zaleukos, kennen gelernt haben; die Härte ihrer Strafsätze ist sprüchwörtlich geworden. Dauernde Bedeutung hat nur die Regelung des Blutrechts, die Scheidung der verschiedenen Fälle des Mords, die Festsetzung des Process- und des Sühneverfahrens (§. 365) gewonnen; hier hat Drakon offenbar die Institutionen, welche sich herausgebildet hatten, nicht nur rechtlich fixirt, sondern auch weiter entwickelt. Dadurch hat Drakon für die Schaffung befriedeter Zustände und die Einschränkung des Blutvergiessens unter den Bürgern segensreich gewirkt. Eine Lösung der socialen und politischen Probleme hat er nicht versucht, sie lagen ausser seiner Competenz. Nur die Bestrafung der selbstverschuldeten Erwerbslosigkeit (ἀργία), des Müssiggangs, angeblich mit dem Tode, dürfen wir hierherziehen. Aber es scheint, dass er nicht einmal versucht hat, im Verkehrsrecht den neuen Strömungen irgendwie Rechnung zu tragen; die alten Anschauungen hatten noch durchaus die Oberhand.

Process der Alkmeoniden: Arist. pol. Ath. 1 und daraus [indirect] Plut. Sol. 12. Die Betheiligung Solons ist ein Ergebniss des alten und neuen Schriftstellern geläufigen Strebens, über die Vorgeschichte eines berühmten Mannes mehr zu ermitteln, als das Material bietet. — Die Späteren lassen den kylonischen Frevel durch Epimenides gesühnt werden. Nach Plato leg. I, 642 d kam Epimenides zehn Jahre vor den Περσικά auf Geheiss des Orakels nach Athen; Plato weiss also von seiner Beziehung zum kylonischen ἄγος nichts. Dieselbe beruht offenbar auf einer Combination, welche einen Anlass für seine Sühnceremonien suchte. Ihr folgen Arist. pol. Ath. 1 und alle späteren, mit Einmischung des Solon (Plut. Sol. 12; daher der Ansatz Ol. 46, 596. Diog. Laert. I, 110. Euseb.; bei Suidas Ol. 30, 660). Ich kann daher den Ansichten von Diels, Ber. Berl. Ak. 1891, nicht beistimmen. Plato's Angabe wird allerdings auch nicht richtig sein, da schon Xenophanes seine 154 Lebensjahre kannte (Diog. Laert. I, 111); vielmehr zeigt sich, dass Epimenides überhaupt keine historische Gestalt ist (vgl. § 460). — Drakons Zeit (unter dem Archontat des Aristaichmos Arist. pol. Ath. 4) Ol. 39, 624 ff. Tatian adv. Gr. 41. Clem. Al. Strom. I, 80. Suidas. Euseb. (Ol. 39, 1 codd. R. M. u. a., andere 39, 3; arm. 40, 1), nach Diod. IX, 17 dagegen 47 J. [Tzetzes chil. V, 350 gibt 7 J.] vor Solon, also 641. — Δράκοντος δὲ νόμοι

μὲν εἰσί, πολιτείᾳ δ' ὑπαρχούσῃ τοὺς νόμους ἔθηκεν heisst es im Anhang zu Aristoteles pol. II, 9, 9. [Wenn Aristoteles die Politik früher als die pol. Ath. geschrieben hätte, wie Br. Keil, die solon. Verfassung 1892, 122 ff. annimmt, wäre die Differenz noch einfacher erklärt; doch kann ich diese Annahme nicht für richtig halten.] Dazu stimmen die sonstigen Angaben; nur Arist. pol. Ath. 4 hat uns mit einer Verfassung Drakons überrascht. Der Bericht darüber ist eine Einlage (c. 4, 2—5), wie namentlich c. 7, 3 zeigt; der Hauptbericht weiss auch hier nur von θεσμοί (4, 1. 7, 1). Dass wir es nicht mit geschichtlichen Nachrichten, sondern mit einer aristokratischen Idealverfassung zu thun haben, welche die Schäden der Demokratie vermeiden soll und eben deshalb vor Solon gesetzt wird, ist von zahlreichen Forschern erkannt worden (Cauer, Verf. der 'Αθ. πολ. Rühl, Rh. Mus. XLVI. Herzog, Tübinger Progr. 1892, meine Forsch. I, 236 ff. u. a.; für die Aechtheit Busolt, Philol. N. F. IV, 393). Entscheidend ist, dass in ihr die Strategen als die höchsten Beamten erscheinen. Das wurden sie im fünften Jahrhundert; zu Drakons Zeit commandirte der Polemarch das Heer, und Strategen gab es wahrscheinlich überhaupt noch nicht; die Phylen werden von den Phylenkönigen geführt worden sein. Ebenso verkehrt sind die Geldsätze und die Versetzung der solonischen Classen in Drakons Zeit, die dann doch keine praktische Bedeutung haben, da die Aemter nicht nach ihnen, sondern nach dem in Geld ausgedrückten Vermögen besetzt werden, ferner die für diese Zeit ganz unpassende Bestimmung ἀπεδέδοτο ἡ πολιτεία τοῖς ὅπλα παρεχομένοις, die eben das Ideal der Conservativen zur Zeit des peloponnesischen Krieges und später formulirt. Der Rath der 401 ist den Gerichtshöfen der Demokratie nachgebildet. — Aristoteles' Darstellung wird nirgends berücksichtigt, namentlich nicht Plut. Sol. 19; ihre Unhaltbarkeit ist offenbar alsbald erkannt worden. — Ueber Drakons Blutgesetze §. 364 f.; πρῶτος ἄξων in dem inschriftlich erhaltenen Gesetz CIA. I, 61 bezieht sich wohl eher auf die ἄξονες des drakontischen Rechts (wie sie seit Solon besonders aufgestellt waren) als auf die des solonischen, in das Drakons Gesetze aufgenommen wären. — Andere Gesetze: Porphyr. de abstin. IV, 22 θεοὺς τιμᾶν καὶ ἥρωας ἐγχωρίους ἐν κοινῷ ἑπομένους νόμοις πατρίοις. Pollux IX, 61 ἀποτίνειν εἰκοσάβοιον als Strafsatz. Bestrafung der ἀργία Pollux VIII, 42 (mit Atimie). Plut. Sol. 17. Lysias im Lex. cantabr. s. v. (mit dem Tode). Da die Bestimmung auch dem Solon (Herod. II, 177 u. a.) oder Pisistratos (Theophrast bei Plut. Sol. 31) zugeschrieben wird, ist der drakontische Ursprung unsicher. Die Härte der Strafen, z. B. die Todesstrafe für kleinen Diebstahl, wird oft erwähnt (Arist. rhet. II, 23. pol. II, 9, 9. Lyc. c. Leocr. 65. Plut. Sol. 17). Cauer, die drakont. Gesetzgebung, Verh. der Görlitzer Phil.-Vers. 1889, S. 118, meint, das sei aus der Bestimmung herausgesponnen, welche die Tödtung

des auf der That ertappten Diebes für straflos erklärte. Das ist bestechend, aber wenig wahrscheinlich.

401. So hat Drakons Gesetzgebung dem Staate keine andauernde Beruhigung gebracht. Auch in Attika machen sich die Wirkungen des Verkehrs geltend. Das Geld dringt ins Land und damit die ökonomische Umwälzung der Landwirthschaft (§. 348), die hier um so grössere Dimensionen annimmt, da sie nicht ein kleines Stadtgebiet, sondern eine ganze Landschaft betrifft. Die Bauern gerathen in Schulden und müssen Hypotheken aufnehmen — als Zeichen der Verpfändung wird auf ihrem Grundstück ein Steinpfahl (ὅρος, vgl. Solon 36, 4) errichtet —, die Pächter können ihren Zins nicht zahlen, die Käthner und Tagelöhner, welche die grossen Güter bewirthschaften und dafür den sechsten Theil des Ertrages erhalten (ἑκτήμοροι), können davon nicht mehr leben. Die Wirkung des megarischen Kriegs mag die Nothlage noch erhöht haben. Zahlreiche kleine Güter sind offenbar damals eingegangen und von den Grossgrundbesitzern aufgekauft oder zur Deckung ihrer Vorschüsse eingezogen worden. Wer seine Schulden nicht bezahlen kann, verfällt, wenn er nicht rechtzeitig ins Ausland flieht (Solon 36, 8 f.), in Knechtschaft; in der Regel verkauft man ihn über die Grenze (Solon 4, 23. 36, 6 ff.). Denn der Gläubiger braucht selbst Geld, und überdies ist es unbequem, den ehemals freien Landsmann zum Sklaven zu haben. Auch an Gewaltthaten und ungerechten Verurtheilungen (Solon 36, 7), an gewaltsamem Bauernlegen hat es nicht gefehlt. Dieser Noth auf dem Lande steht die Zerrissenheit in der herrschenden Bürgerschaft gegenüber. Fast mit denselben Worten wie Theognis schildert Solon die Zustände (fr. 4, jetzt aus Arist. pol. Ath. 5 zu ergänzen). Alles strebt nach Gewinn, der gemeine Mann wie der Adlige; die Männer, welche das Regiment in Händen haben [1]), füllen ihre Taschen

[1]) Das sind die δήμου ἡγεμόνες Solon 4, 7, nicht etwa Demagogen. Im übrigen zerfällt in diesem Gedicht die Schilderung der Missstände in zwei scharf gesonderte Theile: 1) Habgier und Ungerechtigkeit der ἀστοί, besonders der δήμου ἡγεμόνες, v. 5—22, zusammengefasst in den Worten

aus den Staatsgeldern und den Einkünften der Götter, Ueberhebung und Geldgier bringen den Staat an den Rand des Abgrunds, Bürgerkrieg und Tyrannis stehen unmittelbar bevor.

Aristoteles' Angabe pol. Ath. 2 ἡ δὲ πᾶσα γῆ δι' ὀλίγων ἦν ist übertrieben, wie die solonischen Zeugiten beweisen; noch weniger waren nur die Adligen Grundbesitzer. — Die ἑκτήμοροι, von Aristoteles pol. Ath. 2 richtig erklärt (κατὰ ταύτην γὰρ τὴν μίσθωσιν εἰργάζοντο τῶν πλουσίων τοὺς ἀγρούς; daraus Phot. πελάται. Hesych. ἑκτήμοροι. schol. Plat. Euthyphro 4; falsch Plut. Sol. 13. Hesych. s. v. ἐπίμορτος als Pächter, die ein Sechstel des Ertrags zahlen), werden von ihm richtig mit den πελάται identificirt; dann sind es aber keine Pächter — für die wäre eine so hohe Abgabe auch in den schlimmsten Verhältnissen eine baare Unmöglichkeit —, sondern Käthner, denen eine Parcelle (bei Solon ἐπίμορτος γῆ genannt, Pollux VII, 151. Hesych. s. v., vgl. Eustath. ad Od. τ 28) zur Bewirthschaftung überwiesen wird gegen einen Naturallohn von einem Sechstel des Ertrags.

402. Gleichzeitig schreitet die commercielle Entwickelung Attikas vorwärts (vgl. Solon 13, 43 ff.). Die Töpferindustrie lässt den alten geometrischen Stil fallen und beginnt in Anlehnung an die korinthischen Fabriken ihre Vasen mit Darstellungen aus der Sage zu schmücken; auch andere Industrien werden sich zu bilden begonnen haben. Sie suchten auswärtige Absatzgebiete so gut wie die attische Oelcultur; dagegen brauchte man vielleicht auch damals schon fremdes Getreide, namentlich in Nothjahren. Es wird zu Ende des siebenten Jahrhunderts gar manche adlige und nichtadlige Kaufleute gegeben haben, die über See gingen wie der Medontide Solon, ein Nachkomme des alten Königshauses, der, um sein ererbtes Vermögen zu mehren, Fahrten nach Cypern und Aegypten unternahm. Die Adelsregierung suchte diese Entwickelung zu fördern; sie trat in die Concurrenz der alten Handelsstaaten ein. Wie die Samier um dieselbe Zeit an der Propontis in Perinthos festen Fuss fassten, besetzten die Athener den Hügel von Sigeon wenig südlich von der Mün-

———

ταῦτα μὲν ἐν δήμῳ στρέφεται κακά, also die Verhältnisse der regierenden Bürgerschaft, der städtischen Bevölkerung; 2) v. 23—26 Nothlage der πενιχροί, der abhängigen Landbevölkerung.

dung des Hellesponts, um an der grossen Handelsstrasse nach dem schwarzen Meer Antheil zu haben — diese Colonisation, die nur aus commerciellen Interessen hervorgegangen sein kann, nicht aus dem Bedürfniss, ein selbständiges Auswanderungsgebiet zu gewinnen, scheint zu beweisen, dass Attika schon damals die Einfuhr pontischen Getreides brauchte. Damit waren die Athener mitten in das Colonisationsgebiet der Mitylenaeer eingedrungen, und diese waren entschlossen, die Eindringlinge zu verjagen. So entstand eine lange und wechselvolle Fehde; die Mitylenaeer befestigten den sandigen Vorsprung, der nördlich von Sigeon an der Skamandermündung den Hellespont abschliesst; da hier nach der Ilias Achills Schiffe gelagert hatten, erhielt der Ort den Namen Achilleon. Von hier aus griffen sie die Athener von Sigeon an. In einem der Kämpfe verlor Alkaeos seinen Schild, wie früher Archilochos im Kampf mit den Saiern; er rühmt sich, dass die Attiker ihn in Sigeon im Athenetempel aufgehängt hätten (fr. 32). Ein andermal erschlug Pittakos im Zweikampf den attischen Olympioniken Phrynon und legte dadurch den Grund zu seiner Machtstellung in der Heimath (§. 398). Endlich einigte man sich, den Schiedsspruch des Periander von Korinth anzurufen (um 600 v. Chr.). Er entschied auf den status quo; so haben die Athener Sigeon behalten. Doch ist der Kampf bald wieder ausgebrochen und hat sich bis in die Zeit des Pisistratos fortgesetzt.

Her. V, 94 erzählt, Pisistratos habe Sigeon erobert und hier seinen Sohn Hegesistratos eingesetzt. Dieser habe hier schwere Kämpfe mit den Mitylenaeern zu bestehen gehabt, darunter den mit Alkaeos, schliesslich sei an Perianders Entscheidung appellirt worden. Wäre das richtig, so fielen die Kriege um Sigeon frühestens etwa 550–540, Periander müsste in diese Zeit, Pittakos' Herrschaft in Mitylene und die späteren Gedichte des Alkaeos und der Sappho noch weiter hinabgerückt werden. Das ist aber unmöglich (vgl. §. 398). Andrerseits haben sich noch die Tenedier in einem Grenzstreit mit Sigeon zu Aristoteles' Zeit auf Perianders Schiedsspruch berufen (Arist. rhet. I, 15, von Beloch, Rh. Mus. XLV, 471 falsch gedeutet); an seiner Realität ist also nicht zu zweifeln. Daraus geht hervor, dass bei Herodot wie so oft mehrere Ueberlieferungen zu einem chronologisch falschen Gesammtbilde verbunden sind, nämlich

1) die Kämpfe der Zeit des Alkaeos; 2) der Schiedsspruch Perianders; 3) die Kämpfe unter Pisistratos. Man denke sich, wie bei analogen Ueberlieferungen die Nachrichten etwa über die Colonialkriege der Engländer mit Frankreich und Spanien aussehen würden, um die Angaben richtig zu beurtheilen. — Herodot wird ergänzt durch Strabo XIII, 1, 38. 39 (aus Demetrios von Skepsis gegen Timaeos, der Periander auf Pittakos' Seite kämpfen liess; die Angabe über die Befestigung von Sigeon mit Steinen von Troja durch Archaeanax von Mitylene ist chronologisch nicht zu fixiren); ungenau Plin. V, 124. Pittakos und Phrynon (παγκρατιάστης nach Diog. Laert., Stadionike Ol. 36. 636 v. Chr. bei Africanus; das Datum stimmt zu Perianders Schiedsspruch): Diog. Laert. I, 74. Polyaen I, 25. Plut. mal. Her. 15. Suidas Πιττακός, zu einer Parallele der Goliathgeschichte ausgemalt; als Datum Ol. 43, 2. 607/6 (und var.) Euseb. Die Herrschaft der Athener über Sigeon wird durch die alte Inschrift IGA. 492 bestätigt. — Von neueren Untersuchungen Schoene. symb. phil. Bonnens. 746 [dagegen mit Recht E. Rohde, Rh. Mus. XXXIII, 214 ff.], und, im wesentlichen richtig, Töpffer, quaest. Pisistrateae, Dorpat 1886, 61 ff.

403. Wichtiger noch war die Befreiung aus der Umklammerung durch Megara, und auch diese hat der attische Adel versucht. Aber alle Unternehmungen gegen Salamis scheiterten; die Megarer behaupteten den Besitz der Insel. Schon wollte man den Kampf aufgeben, da trat Solon auf, der Kaufmann aus dem Medontidenhause; durch begeisterte Verse, in denen er »gebundene Worte an Stelle der Rede setzte« und den Athenern die Schmach vorhielt, die sie erwarte, wenn sie ihre Ansprüche auf Salamis fallen liessen, entflammte er das Volk zu einem nochmaligen Angriff. Dass derselbe erfolgreich war, lehrt nicht nur die attische Sage, dass Solons Asche über Salamis ausgestreut sei und er als Schutzgenius über dem attischen Besitz wache, sondern vor allem die Stellung, die er dadurch in Athen gewonnen hat. Von dem Hergang des Kampfes haben wir freilich keinerlei Kunde; was darüber erzählt wird, ist nicht Geschichte, sondern Deutung von Festbräuchen, und überdies zum Theil erst in späterer Zeit von Pisistratos auf Solon übertragen. Die Insel ist fortan wahrscheinlich dauernd von Athen behauptet, das Land unter attische Bürger aufgetheilt worden (vgl. §. 413). Aber Megara gab seine Sache noch keineswegs verloren: auch

dieser Krieg hat sich lange fortgesetzt, bis Pisistratos ihn gleichfalls zum Abschluss brachte.

Dass Salamis ursprünglich nicht zu Attika gehörte, wie die spätere Tradition will, haben Wilamowitz, Hermes IX, 319. XII, 342. Homer. Unters. 250, Köhler, MAI. IV, 250 ff. erwiesen. Herodot V, 66 bezeichnet Aias von Salamis als ἀστυγείτων καὶ σύμμαχος der Athener, also als Ausländer (ξεῖνον ἐόντα); vgl. auch VIII, 53. Staatsrechtlich gehörte Salamis niemals zu Attika, sondern war Kleruchenland. In der Sagengeschichte nimmt Salamis ursprünglich eine Sonderstellung ein (der schlangengestaltige Urkönig Kychreus Hesiod bei Strabo IX, 1, 9. Plut. Sol. 9. Apollod. III, 12, 7. Paus. I, 36, 1 u. a.). Dann dringen megarische Gestalten und Culte ein, vor allem Skiros (Plut. Thes. 17 u. a.), identisch mit dem megarischen Heros Skiron, dem Eponymos der skironischen Kalkfelsen, der dann in der Theseussage zum wilden Räuber gemacht wird, wogegen die Megarer mit Recht protestirten (Plut. Sol. 10), und der Cult der skironischen Athene (Robert, Hermes XX, 349 ff. Töpffer, quaest. Pis. 19 ff.; zur Topographie Lolling, MAI. I. Hist. und phil. Aufsätze für E. Curtius S. 1); dieser Cult greift auch nach Attika hinüber (Phaleron). Von der anderen Seite ist Aias eingedrungen. Diese ursprünglich heimathlose Gestalt (vgl. auch §. 144 A.) wird im jüngeren Epos zum Enkel des Myrmidonen Aiakos gemacht und mit diesem nach Aegina versetzt; seit dem siebenten Jahrhundert sind die Aiakiden die Heroen Aeginas. Wenn die attischen Adelsgeschlechter der Philaiden (Miltiades) und der Eupatriden (Alkibiades; sein Geschlecht stammt von Eurysakes nach Plut. Alc. 1) ihre Stammbäume auf Söhne des Aias zurückführen (Plut. Sol. 10; falsch Pausan. I, 35, 2; für die Philaiden vielfach bestätigt, z. B. Herod. VI, 35. Pherekydes fr. 20), so spricht sich darin die führende Stellung Aeginas aus. Ebenso ist es zu erklären, wenn Aias und sein Vater Telamon nach Salamis hinüber versetzt werden (bei Homer nur in den Interpolationen Il. B 558. H 199). Im übrigen vgl. Wilamowitz, Hom. Unters. 244 ff. Die salaminischen und aeginetischen Sagen verdienten eine Specialuntersuchung. — Die Ueberlieferung über die Kriege mit Megara hat Töpffer, quaest. Pisistr., Dorpat 1886, richtig analysirt. Dass die Athener vor Solon wiederholt vergeblich versucht haben, Salamis zu erobern, lehrt Solons Elegie. Dieselbe kann nur aus seiner Jugendzeit stammen (gegen Niese in den hist. Unters. für A. Schäfer); die modernen Versuche, die Jahrzehnte lang andauernde Fehde womöglich auf einen kurzen Krieg zu reduciren (so auch Töpffer), sind verfehlt, wie bei dem Kampf um Sigeon. Ich bemerke noch, dass von einer Eroberung von Salamis durch Pisistratos nirgends die Rede ist. An die solonische Elegie knüpfen die Ausschmückungen von der Todesstrafe, welche auf die Erneuerung des Antrags gesetzt sei, von

seinem Wahnsinn u. s. w. (Demosth. parapr. 252. Justin. II, 7, und die hermippische Ueberlieferung Plut. Sol. 8. Polyaen I, 20, 1. Diog. Laert. I, 46). Ueber die Art der Eroberung gab es nur eine aus den Festgebräuchen beim Cult der salaminischen Athene auf dem Skiradion zurechtgemachte ätiologische Erzählung (Plut. Sol. 9 [ἔοικε δὲ τῷ λόγῳ τούτῳ καὶ τὰ δρώμενα μαρτυρεῖν] und Aelian v. h. 7, 19 aus derselben Quelle; daran schliesst der aus späterer Zeit auf Solon übertragene spartanische Schiedsspruch §. 413), so dass Daimachos von Plataeae die Realität des Kriegs bezweifeln konnte (Plut. comp. Sol. et Publ. 4). Aelter ist eine gleichfalls aus Festgebräuchen componirte Erzählung, wie Pisistratos die Megarer zu dem Versuch verlockt, attische Frauen bei einem nächtlichen Demeterfest in Eleusis (von Aeneas als θεσμοφόρια bezeichnet nach allgemeinem, aber für Eleusis nicht correcten Sprachgebrauch) zu überfallen, die ausgesandten Truppen niedermacht und dann auf den erbeuteten megarischen Schiffen Megara (nicht etwa Salamis) angreift: Aen. tact. 4 und aus derselben Quelle (Ephoros?) Justin. II, 8. Frontin IV, 7, 44. Hier ist also von der Eroberung von Nisaea durch Pisistratos (Herod. I, 59) die Rede. Schon früh ist aber auch Solon in diese Geschichte als Rathgeber des Pisistratos eingemengt (Arist. pol. Ath. 17 polemisirt dagegen und unterscheidet richtig den Krieg gegen Megara um Salamis von dem späteren von Pisistratos geführten megarischen Krieg c. 14); Hermippos hat dann das Fest von Eleusis durch die richtigen Thesmophorien am Vgb. Kolias bei Halimus und zugleich den Angriff auf Megara durch die Eroberung von Salamis ersetzt: Plut. Sol. 8 (= Polyaen. I, 20, 2). — Nach der megarischen Tradition bei Pausan. I, 40, 5 hätten megarische Flüchtlinge, Δορυκλεῖοι genannt, die Kleruchen auf Salamis den Athenern verrathen. — Solon Salaminier: Hermippos bei Diod. IX, 1. Diog. Laert. I, 45. Ausstreuung seiner Asche auf der Insel: Kratinos bei Diog. Laert. I, 62. Aristoteles bei Plut. Sol. 32. Statue auf Salamis: Demosth. parapr. 251. — In welche Jahre des sechsten Jahrhunderts die Inschrift über die attische Kleruchie nach Salamis CIA. I, 1a (§. 413) gehört, lässt sich leider nicht feststellen.

404. Wie für Pittakos bildete auch für Solon der äussere Erfolg die Vorstufe für die Gewinnung der höchsten Macht im Staate. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Unumwunden verurtheilte er das adlige Missregiment. In einem grossen Gedicht, das von Mund zu Mund gegangen sein wird, schilderte er die traurigen Zustände des Gemeinwesens, die Begehrlichkeit und die Corruption der Parteiführer, die Nothlage des Landvolks, die drohende Krisis, und ermahnte zu Gerechtigkeit und Mässigung. Zum Schluss erklärte er unum-

wunden: »ihr, die ihr übergenug der Güter habt, haltet Maass und bezwingt euren stolzen Sinn; denn wir werden es nicht dulden«. Das politische Glaubensbekenntniss, das Solon in diesem Gedicht niederlegte, war zugleich ein Regierungsprogramm. Daran schloss sich die bestimmte Erklärung, dass er sich der Aufgabe gewachsen fühle, die Schäden des Staats zu heilen (fr. 34, 6. 36, 17). Die Masse des Volks war ihm mit Begeisterung ergeben und erhoffte von ihm die Durchführung einer radicalen politischen und socialen Revolution und die Befriedigung der ausschweifendsten Wünsche. Die gemässigte Mittelpartei und die besseren Elemente des Adels schlossen sich seiner Führung an, die übrigen waren unfähig, Widerstand zu leisten. Auch mochten gar manche erwarten, Solon werde, erst einmal im Besitz der Macht, zu seinen Standesgenossen zurückkehren und die Opposition energisch zu Boden werfen. So wurde Solon im Sommer 594 als Archon mit unbeschränkter Machtvollkommenheit an die Spitze des Staats gestellt. Er erhielt den Auftrag, die sociale Krisis zu lösen, die Verfassung zu ordnen, ein neues Gesetzbuch an Stelle des unbrauchbaren drakontischen einzuführen; die gesammte Zukunft des Staats war in seine Hände gelegt.

405. Solon ist der erste griechische Staatsmann, dessen Persönlichkeit in der Geschichte weiter lebt. Sein Werk ist uns in den Grundzügen genau bekannt, über seine Motive und die Art, wie er sie durchgeführt hat, hat er in seinen Gedichten ausführlich gesprochen, seine ganze Denkweise liegt klar vor unseren Augen. Er ist eine der idealsten Gestalten, welche die Geschichte kennt, und zugleich die typische Verkörperung des Griechenthums seiner Epoche. Eine sonnige Klarheit durchdringt sein ganzes Wesen. Gern geniesst er die Freuden des Lebens, er freut sich seines Wohlstands und bestreitet nicht, dass er ihn mehren möchte. Aber alles Unrecht verabscheut er, denn jedem Frevel folgt früh oder spät die Strafe. Auch lehrt die Erfahrung, dass übergrosser Reichthum keinen Segen bringt, sondern Uebersättigung; glücklich ist der, dem die Götter ein behagliches Auskommen beschert

haben. Ueberall im Leben ist der Mittelweg der beste; »alles mit Maass« (μηδὲν ἄγαν) ist der Wahlspruch, den die Tradition ihm zuschreibt. So sind seine Elegien der vollendetste Ausdruck der ethischen und religiösen Anschauungen dieser Epoche (§. 378. 445). Unerschütterlich wie die Liebe zur Heimath ist ihm der Glaube an die göttliche Gerechtigkeit, an den Sieg des Wahren und Guten; er ist durch und durch Idealist, aber ganz frei von Schwärmerei und Mysticismus. Mit warmer Hingebung geht er an sein Werk, und wo es nöthig ist, scheut er sich nicht vor rücksichtslosem Durchgreifen; aber aller Radicalismus liegt ihm fern. Immer wird die Leidenschaft, ohne die nichts Grosses geschaffen werden kann, beherrscht von dem ruhigen Verstande des Staatsmannes, der das Wirkliche und Erreichbare klar erkennt. Er weiss, dass sein Weg der richtige ist, gerade weil alle an seinem Werk etwas zu tadeln finden, weil er nicht im Dienste der Parteien steht; so lassen ihn die Vorwürfe unbekümmert, mit denen man ihn überhäuft. Bis ins höchste Alter hat er sich die ungetrübte Heiterkeit und Genussfähigkeit gewahrt; immer ist er bereit, aus den Ereignissen zu lernen.

Ueber die Quellen handelt Niese, zur Gesch. Solons, hist. Unters. für A. Schäfer 1882. im allgemeinen ganz richtig; im einzelnen hat er mehrfach Missgriffe begangen. Die mündliche Tradition hat über die attische Geschichte bis weit in die Pisistratidenzeit hinein nur ein paar der allerwichtigsten Ereignisse bewahrt; für die Zeit zwischen Solon und Pisistratos klafft überall eine vollständige Lücke. Daher hat Herodot von Solon fast gar nichts erzählt. Nur die Archontenliste lag als authentisches Document vor. Ihr entstammt auch das Datum von Solons Archontat Ol. 46, 3. 594/3 v. Chr. (Sosikrates bei Diog. Laert. I, 62; dasselbe Datum ist mit Recht auch Arist. pol. Ath. 14 von den Herausgebern hergestellt worden; ebenso geben Tatian adv. gr. 41 und Clem. Al. strom. I, 65 Ol. 46. Suidas hat Ol. 47 oder 56 für Solons Blüthe; in den Handschriften des Euseb. und Hieron. schwanken die Daten, cod. M und O geben richtig Ol. 46, 3). Holzapfel's Versuch, Beitr. zur griech. Gesch., Berliner Stud. VII, die antiken Angaben als schwankend und historisch falsch zu erweisen, ist methodisch und sachlich verfehlt. Manche neuere Autoren reden, als ob sie nicht wüssten, dass auch wir noch die Archontenliste eben so vollständig besitzen würden, wie die römischen Fasten, wenn uns irgend eine Atthis erhalten wäre. Alte historische Beischriften zu

derselben sind schwerlich irgendwo anzunehmen. Für Solon dagegen besass man authentisches Material 1) in seinen Gedichten, aus denen die wichtigsten Stücke auch uns erhalten sind; 2) in seinem Gesetzbuch, das auf steinernen Walzen (κύρβεις) vor der stoa basileia aufgezeichnet war [Bruchstücke einer Copie aus dem 5. Jahrh. Kumanudis, Ἐφ. ἀρχ. 1885. CIA. IV, 559, S. 125]; aus ihnen sind uns theils bei Diog. Laert. (Hermippos) und Plutarch (Hauptquelle dafür wahrscheinlich Didymos ἐν τῇ περὶ τῶν ἀξόνων τῶν Σόλωνος ἀντιγραφῇ πρὸς Ἀσκληπιάδην Plut. Sol. 1), theils bei den Rednern u. s. w. viele und namentlich die politisch wichtigsten Gesetze erhalten. Formell waren sie natürlich abgefasst wie die zwölf Tafeln und das Gesetz von Gortyn. Dagegen 3) über die solonische Verfassung besassen die Späteren keine authentischen Nachrichten. Sie waren, wie jetzt Aristoteles pol. Ath. 8 mit den Verweisen auf σημεῖα und auf die solonischen Rechtssatzungen zur Evidenz zeigt, lediglich auf die bestehenden Institutionen und, wo diese geändert waren, auf Rückschlüsse angewiesen, die nicht immer richtig ausgefallen sind. Aus diesem Material, das dann durch Combinationen und Anekdoten erweitert ward, haben die Atthidographen, vielleicht von Hellanikos und Kleidemos an, und ebenso die Werke über attische Verfassung, wie Aristoteles und vermuthlich vor ihm Kritias, und dann weiter Demetrios von Phaleron u. a., die Geschichte Solons gestaltet. Aus diesen älteren Arbeiten schöpften die peripatetischen Literar- und Culturhistoriker und ihre Nachfolger, von deren Werken die Geschichte der sieben Weisen von Hermippos dem Kallimacheer für uns das wichtigste ist. Hermippos liegt bei Diodor lb. IX und Diog. Laert. vor und ist die Hauptquelle von Plutarchs Solon. Plutarchs Biographie, früher unsere Hauptquelle, hat seit der Auffindung von Aristoteles pol. Ath. nur noch geringen Werth. Dass Aristoteles seine Vorgänger, z. B. Androtion, benutzt, ist selbstverständlich; mehrfach polemisirt er gegen sie. [Br. Keil, die solon. Vf. bei Aristoteles, 1892, sucht nachzuweisen, dass Hermippos den Aristoteles nicht benutzt hat und die zahlreichen zum Theil wörtlichen Uebereinstimmungen mit ihm, die noch bei Plutarch vorliegen, auf eine gemeinsame Quelle zurückgehn. Doch habe ich mich von der Richtigkeit dieser Ansicht noch nicht überzeugen können.]

406. In weiten Kreisen erwartete man, dass Solon seine allmächtige Stellung benutzen werde, sich zum Tyrannen zu machen; nicht wenige Athener mögen von der Gründung der Monarchie für sich wie für den Staat grosse Vortheile erhofft haben. Aber wie Pittakos widerstand auch Solon der Versuchung, der so manche vor ihm erlegen waren; hinter dem Flitter der Krone sah er die Vernichtung für sich und sein Haus.

Um so kräftiger griff er seine Aufgaben an. Die schwerste und dringendste war die Rettung des Bauernstandes. Hier konnte nur ein radicales Mittel, ein Bruch des formellen Rechts, Hülfe bringen. Durch ein Gesetz wurden alle Schulden, welche auf den Grundstücken lasteten oder bei denen die Person des Schuldners selbst verpfändet war, für ungültig erklärt, die Schuldsklaven freigegeben, und die Aufnahme von Schulden auf den Leib sowie der Verkauf der Kinder für alle Zukunft untersagt. Ausserdem wurden zahlreiche in die Fremde verkaufte attische Bürger auf Staatskosten zurückgekauft — woher Solon das Geld dazu genommen hat, ob aus den Erträgen der Silberminen von Laurion, die jedenfalls seit Solon stärker bearbeitet wurden, oder etwa aus dem Verkauf von Domänen, darüber haben wir leider gar keine Kunde. Das waren durchaus revolutionäre Maassregeln; »durch die Macht des Gesetzes habe ich Gewalt und Recht verbunden und so durchgeführt, was ich versprochen hatte«, sagt Solon von ihnen. Dass sie ohne Blutvergiessen durchgeführt werden konnten, ist ein Beweis sowohl für die Grösse des Nothstands wie für die Ohnmacht des Adels. Freilich war die Masse des Volks noch keineswegs zufrieden; sie forderte eine Landauftheilung und Plünderung der grossen Vermögen. Diesen Aspirationen trat Solon eben so energisch entgegen, wie der Habgier der Reichen; er war nicht gewillt, »dem Gesindel und den Edlen gleichen Antheil am fetten Boden der Heimath zu gewähren« (34, 8). Gestützt auf die Mittelpartei gelang es ihm, die Begehrlichkeit der Massen im Zaum zu halten und den drohenden Bürgerkrieg zu vermeiden. Dem attischen Adel blieb sein grosser Landbesitz und damit der leitende Einfluss im Staate erhalten. Dagegen wurden dem Güterkauf gesetzliche Grenzen gesetzt und so dem weiteren Anwachsen des Grossgrundbesitzes ins Ungemessene gewehrt (Arist. pol. II, 4, 4).

Ueber das Wesen der Seisachtheia lassen Solons Angaben keinen Zweifel. Im Widerspruch mit ihnen und mit der allgemeinen Tradition, z. B. Philochoros fr. 57, hat Androtion aus der »Abwälzung der Lasten«

eine harmlose Schuldenreduction durch die Reduction des Münzfusses gemacht (Plut. Sol. 15), und diese Auffassung ist durch Boeckh zu fast allgemeiner Anerkennung gelangt. Dagegen Grote, Busolt, und vor allem Köhler, MAI. X, 151 ff., der mit Recht jeden Zusammenhang zwischen Schuldentilgung und Münzreform bestreitet. Ebenso hat Aristoteles den Hergang dargestellt, der Androtion kennt und indirect bekämpft. Von einem Erlass aller Schulden, auch der im Handels- und Geldgeschäft (so οἱ πλεῖστοι bei Plut. Sol. 15; bei Aristoteles u. a. fehlt eine scharfe Formulirung), redet Solon nicht, und so weit wir die Verhältnisse übersehen können, ist sie wenig wahrscheinlich. — Auf die Beschuldigung, dass Solon und seine Freunde, die χρεωκοπίδαι oder παλαιόπλουτοι, sich bei der Seisachtheia widerrechtlich bereichert hätten (Plut. Sol. 15), die vielleicht auf Kritias zurückgeht (Dümmler, die Ἀθ. πολ. des Kritias, Hermes XXVII, meint, sie sei der Anekdote von den λακκόπλουτοι [Kallias; Plut. Aristid. 5. Suidas s. v.] nachgebildet) und auf ihre demokratische Berichtigung (Arist. pol. Ath. 6) näher einzugehn ist überflüssig.

407. Der socialen Befreiung der Bauernschaft folgte die politische Emancipation der Landbevölkerung. Ererbte Vorrechte erkennt Solon nirgends an; mit den Privilegien des Adels fallen die des Stadtbürgers. Der Unterschied zwischen Stadt und Land wird aufgehoben; wie es seit Solon nur ein Recht gibt für alle freien Bewohner des Landes — natürlich mit Ausnahme der Fremden —, so gelten sie seitdem alle, in welchem Dorfe sie auch wohnen mögen, als Bürger von Athen; der Name Ἀθηναῖοι tritt an Stelle der Ἀττικοί. Was in den kleinen Stadtgebieten, wie Korinth, Megara, Sikyon, durch Revolution und Tyrannis erreicht ist, was in Ionien Thales vergeblich erstrebte (§. 390), ist hier und hier allein in der gesammten griechischen Welt durch einen Akt der Gesetzgebung für eine grosse Landschaft durchgeführt; der Stadtstaat nimmt einen ganzen Volksstamm in seinen Rahmen auf. Damit fällt auch die rechtliche Abhängigkeit der Hintersassen von den Grundherrn fort; das erbliche Clientelverhältniss ist durch Solon wenn nicht durch Gesetz, so thatsächlich aufgehoben. Wenn bisher der Patron seine Gefolgschaft, die πελάται, schirmte und vor Gericht vertrat, so bestimmte Solon, dass es jedem Bürger freistehe, über ein Unrecht, das einem

andern zugefügt wird, Klage zu erheben. Andrerseits zeigt Solon auch hier dasselbe Maasshalten, wie auf socialem Gebiet. Er war kein Demokrat und weit entfernt von dem Glauben, als sei jeder Bürger, ob bemittelt und social unabhängig oder nicht, gleich berufen und berechtigt zur Theilnahme am Regiment. Der Demos sollte emancipirt werden, social und politisch, aber keineswegs die Herrschaft führen. Daraus ergab sich von selbst, da die Privilegien der Geburt aufgehoben waren, eine Abstufung der politischen Rechte nach dem Vermögen, eine timokratische Gliederung der Bevölkerung.

408. Die Grundlage dieser Gliederung bilden die militärischen Verhältnisse. Auch in Attika wird die ärmere Bevölkerung, die θῆτες, die nicht aus eigenem Besitz, sondern durch Arbeit für andere ihr Brod verdient, wohl zur Ergänzung des Hoplitenheers durch Schützen und Schleuderer und zum Ruderdienst auf den Schiffen, welche die Naukrarien stellen, herangezogen — dafür müssen sie von Staatswegen eine Löhnung oder wenigstens Ausrüstung und Verpflegung erhalten haben —; aber eine Wehrpflicht besteht nur für die Besitzenden, welche sich selbst ausrüsten und im Felde unterhalten können. Die Vollbauern, die ein Gespann für die Feldarbeit und die Fahrt zum Markte besitzen (ζευγῖται), dienen als Hopliten, die Reicheren, die sich ein Reitpferd halten können (ἱππεῖς), im Rittercorps. Aus der Ritterschaft hat Solon die Reichsten ausgesondert, die »Fünfhundertscheffler« (πεντακοσιομέδιμνοι), die ein Landgut von mindestens 200 bis 250 Morgen besitzen. Sie allein haben Zutritt zu den höchsten Staatsämtern, zum Archontat und damit zum Rath auf dem Areshügel, ebenso zu dem Finanzamt der ταμίαι, welche den Staatstempel der Athene auf der Burg und seine Einkünfte verwalten. Den übrigen Rittern und den Zeugiten, zwischen denen eine Abstufung der Rechte nicht bestanden zu haben scheint, sind die kleineren Aemter und die Rathsstellen zugänglich, die Theten haben lediglich Stimmrecht in der Volksversammlung. Nach der Ueberlieferung hat Solon die Abstufung der »Abtheilungen« (τέλη; auch dieser Name ist wohl militärischen

Ursprungs, vgl. Il. Λ 730. K 56. 470 u. a.) auf einen festen Census begründet. Bei der Ritterschaft (ἱππάς) schwanken die Angaben, ob die Zugehörigkeit durch die Haltung des Ritterpferdes oder durch ein Einkommen von 300 Scheffeln Getreide (resp. Wein und Oel, das als Aequivalent gerechnet wird), also durch ein Grundstück von etwa 100 bis 150 Morgen, bedingt gewesen sei. Für die Zeugiten wird ein Ertrag von 200 Scheffeln, also ein Gut von etwa 70 bis 100 Morgen angegeben. Ist diese Angabe richtig, so waren alle Mittel- und Kleinbauern, selbst wenn sie einen Hof von 50 bis 60 Morgen besassen, mit der besitzlosen Masse zusammengeworfen und zählten zu der Classe der »Tagelöhner«. Das erscheint indessen kaum denkbar. In den Rath werden sie allerdings, selbst wenn es ihnen frei stand, kaum gekommen sein; auf längere Zeit konnten sie schwer abkommen, und die meisten Dörfer waren weit von der Stadt entfernt. Aber dass man auf ihre Kriegsdienste verzichtet haben sollte, ist nicht denkbar; das Hoplitenheer wäre dadurch auf eine winzige Truppe zusammengeschmolzen. Ueberdies aber ist es höchst unwahrscheinlich, dass Solon einen wirklichen Census der Bürgerschaft eingeführt hat; dazu fehlt in seiner Verfassung jedes Organ. Seine Classen bestanden noch zu Aristoteles' Zeit, wenn sie auch damals längst alle praktische Bedeutung verloren hatten; aber nie hören wir von einer Gesammteinschätzung und Vertheilung der Bürgerschaft in die Classen, vielmehr ist erst im J. 378 eine Aufnahme des gesammten beweglichen und unbeweglichen Vermögens, aber nicht auf Grund der Classen, sondern mittels einer Eintheilung der Bürgerschaft in Steuerbezirke durchgeführt worden. Vielmehr werden die überlieferten Zahlen mit der Steuererhebung zusammenhängen. Regelmässige directe Steuern kennt das freie Athen so wenig wie ein anderer alter Staat; sie sind das Zeichen der absoluten Monarchie, der Unfreiheit. Wohl aber erhebt der Staat in Fällen der Noth, namentlich für den Krieg, eine ausserordentliche Vermögenssteuer (εἰσφορά — d. h. die Bürger tragen einen Theil ihrer Einkünfte in die Staatskasse); und zu diesem Zweck sind die Einkünfte der drei

Classen — die Theten bleiben steuerfrei — auf 500, 300 und 200 Scheffel angesetzt; davon haben sie einen jedesmal durch Volksbeschluss festgesetzten Procentsatz zu steuern. Eine genaue Abschätzung des Vermögens und des Einkommens eines jeden Bürgers ist ja in einfachen Verhältnissen undurchführbar und setzt überdies einen complicirten Apparat für die Steuererhebung voraus, der noch einer weit späteren Zeit durchaus fremd ist; die runden Sätze ermöglichen eine einfache Rechnung. Freilich werden dabei die mittleren Vermögen stärker betroffen als die grossen; indessen ist das ein Missstand, den selbst die Gegenwart noch nicht überwunden hat, und es war immer schon ein Fortschritt, dass überhaupt eine Abstufung stattfand und man nicht wie König Menachem von Israel (I, 367) das Geld was man brauchte einfach gleichmässig auf alle Kriegspflichtigen vertheilte. Es kommt hinzu, dass die Reichen zu »öffentlichen Leistungen« (λῃτουργίαι — der Name bezeugt das Alter der Institution) wie Speisungen der Phylen, Ausstattung von Chören und Festen, vielleicht auch schon der Ausrüstung der Kriegsschiffe (der späteren Trierarchie), stark herangezogen wurden. Die reichen Fabrikanten und Kaufleute, die keinen Grundbesitz hatten — ihrer hat es schon zu Solons Zeiten nicht wenige gegeben, da die Fabrikanten im J. 581 zwei Archontenstellen besetzen —, sind offenbar nach ihrem Einkommen den Classen zugewiesen worden, wobei man nach damaligem Marktpreis (Plut. Sol. 23) den Scheffel zu 1 Drachme rechnete. Die Vertheilung der Bürger in die Classen und damit die Regelung der Wehrpflicht ist nicht durch ein staatliches Organ, sondern durch die Vorstände der Verwaltungsbezirke der einzelnen Phylen, die Naukraren, erfolgt, welche auch die Steuern beizutreiben hatten. Später scheinen die Einkommensätze der einzelnen Classen kapitalisirt und dabei herabgesetzt zu sein; eine durch ihre knappe Fassung fast unverständliche Notiz (Pollux VIII, 130) scheint zu besagen, dass die Pentakosiomedimnen 1 Talent, die Ritter 3000, die Zeugiten 1000 Drachmen versteuerten. Als dann der Geldwerth sank, hat man die alten Sätze

nicht mehr geändert. Die Folge war, dass die Classengrenzen thatsächlich immer tiefer herabsanken und ihre untere Grenze nicht mehr inne gehalten wurde, bis sie seit Anfang des vierten Jahrhunderts allen Werth verloren und die Classen zu einer praktisch bedeutungslosen, wenn auch nie rechtlich aufgehobenen Antiquität wurden.

Dass die Theten nicht als Hopliten dienten, lehrt nicht nur Harpokr. s. v. θῆτες, der Belege aus Antiphon und Aristophanes anführt, sondern vor allem die Scheidung zwischen den ὁπλῖται ἐκ καταλόγου und den θῆτες Thuk. VI, 43, vgl. III, 87 ὁπλῖται ἐκ τῶν τάξεων und ὁ ἄλλος ὄχλος, der nicht registrirt ist. Delbrück's Einwände (Perserkriege und Burgunderkriege 129. 311), der sich vor allem darauf beruft, dass Sokrates als Hoplit diente, sind hinfällig, da wir jetzt wissen, dass die solonische Grenze des Zeugitencensus zu Sokrates' Zeit längst nicht mehr inne gehalten wurde; wer ein Haus besass und unabhängig, wenn auch dürftig leben konnte, wie Sokrates, gehörte eben nicht mehr zu den Theten. Analog ist übrigens auch die Entwickelung in Rom verlaufen. — Boeckh's Auffassung der solonischen Classen und des Census ist von Beloch, das Volksvermögen von Attika, Hermes XX (vgl. XXII, 371) schlagend widerlegt. Die übrigen Forscher haben die nur scheinbar einfachen, in Wirklichkeit sehr complicirten und keineswegs überall sicher zu lösenden Probleme der solonischen Classenordnung meist nur oberflächlich gestreift. Eine Polemik ist an dieser Stelle weder möglich noch nöthig. Die Erklärung der Polluxstelle VIII, 130 [die wohl aus Aristoteles' Quelle (Androtion?) stammt, da sie mehr bietet als dieser], aus der Boeckh eine Progressivsteuer construirte, entnehme ich Beloch; seiner Auffassung der εἰσφορά dagegen kann ich nicht beistimmen. Die εἰκοστή des Pisistratos beweist nicht; sie ist eine alljährlich erhobene Abgabe, nicht eine ausserordentliche Kriegssteuer. Die weitverbreitete Ansicht, Thuk. III, 19 καὶ αὐτοὶ (die Athener) ἐσενεγκόντες τότε πρῶτον ἐσφοράν besage, dass vor dem J. 428 v. Chr. überhaupt keine Eisphora vorgekommen sei (so auch Boeckh), kann nicht richtig sein, denn sie findet sich inschriftlich schon lange vorher CIA. I, 25 (vgl. IV, p. 9). Auch ist es ja unzweifelhaft, dass die τέλη zugleich Steuerclassen waren; es liegt daher kein Grund vor, Aristoteles' Angabe zu bestreiten, dass die Naukraren die εἰσφορά erhoben (pol. Ath. 8, 3). — Eine andere Abschätzung des Jahreinkommens der Classen enthält das Gesetz über die Ausstattung einer Erbtochter aus dem Thetenstande durch den nächsten Verwandten; der Pentak. hat ihr 500, der Hippeus 300, der Zeugite 150 Drachmen zu zahlen (Demosth. 43, 54). Die Grösse der Grundstücke ist berechnet wie §. 194 A., 7 attische Scheffel auf den Morgen; bei

kleineren Grundstücken ist die bebaute Fläche auf rund ²/₅, bei grösseren auf ¹/₃—¹/₄ des Guts geschätzt. Für Oelpflanzungen haben diese Sätze natürlich keine Gültigkeit. Dass die Angaben sich auf den Bruttoertrag [wohl mit Abrechnung der Aussaat] beziehen, hätte nie bezweifelt werden sollen. — Die herrschende Annahme, Solon habe alle Nichtgrundbesitzer den Theten zugewiesen, ist ganz unbegründet; Anthemion (Pollux. Arist. pol. Ath. 7) ist gewiss nicht durch Ankauf eines Landguts, sondern durch den Ertrag seiner Arbeit vom Theten zum Ritter avancirt. Auf die Geschichte der Classen haben Aristoteles' Angaben c. 7 fin. 26. 47, 1 ein helles Licht geworfen. Im fünften Jahrhundert sind aber die Grenzen namentlich der beiden oberen Classen noch streng beobachtet worden: CIA. I, 31 B. Thuk. III, 16.

409. An der Organisation der Behörden und der Verwaltung hat Solon nicht viel geändert. Die Gliederung des Volks in Phylen und Naukrarien mit Königen und Naukraren an der Spitze (die Phratrien haben keine politische Bedeutung) blieb unangetastet und dadurch den Blutsverbänden und den grossen Geschlechtern ein maassgebender Einfluss auf die Wahlen und Abstimmungen gesichert. Sie finden durchweg phylenweise statt, die Wahl (oder Erloosung?) für den »Rath der 400« — vielleicht hat erst Solon die Mitgliederzahl des alten Prytanenraths so weit erhöht — wahrscheinlich in den Naukrarien. Auch für das Finanz- und Militärwesen waren die Naukrarien die maassgebenden Verwaltungsbezirke, ihre Vorstände treiben die Gelder ein und leiten wahrscheinlich wie die Schiffsrüstung so auch die Aushebung (§. 408). Für die Archonten scheint jede Phyle zehn Candidaten ernannt zu haben, auf die dann die definitive Wahl (durch die Volksversammlung?) beschränkt war. Andere Aemter, wie das des Schatzmeisters der Athene (§. 408), wurden durch das Loos besetzt, eine Institution, die vielleicht hoch in die Zeiten des Adelsstaats hinaufragt. Auch an den Competenzen der Aemter hat Solon wohl kaum etwas geändert. Der Archon hat die Oberleitung des Staats und die Executive, daneben eine ausgedehnte Strafgewalt bei Vergehungen der Bürger und die Rechtssprechung in allen Dingen, die den Staat angehn, wie Ehe- und Erbrecht, Vernachlässigung der Bürgerpflichten, Ver-

schwendung u. ä., der König leitet das Staatswesen und ist Vorsitzender der Mordgerichte, der Kriegsherr verwaltet das Heerwesen und führt das Bürgeraufgebot; zugleich ist er der Gerichtsstand für die Fremden und Schutzbefohlenen. Die sechs Rechtssetzer haben die Civiljudicatur. Niedere Aemter sind z. B. die Kolakreten (§. 209), die Poleten, welche die staatlichen Verpachtungen leiten, die Staatsschulden beitreiben, die confiscirten Vermögen einziehen und verkaufen, die Elfmänner, die Leiter der Polizei, welche über Räuber und Diebe zu Gericht sitzen. Auch die beiden Rathscollegien hat Solon beibehalten. Der allen drei oberen Classen zugängliche Rath der Vierhundert leitet die Verwaltung und das Finanzwesen und bringt die Anträge an das Volk. Ihm gegenüber repräsentirt der Areopag das conservative und dauernde Element im Staatsleben. Er controllirt die Beamten und nimmt ihre Rechenschaftsablage entgegen, er verhängt nach seinem Ermessen Geldbussen. Ausserdem hat Solon ihn an Stelle des Prytanenraths zum politischen Gerichtshof gemacht[1]). Wie weit er die Beschlüsse des Raths und des Volks controlliren und ändern konnte, wissen wir nicht, wie denn überhaupt von dem Wesen seiner politischen Functionen und seiner Stellung zu Rath und Volk bereits unsere Quellen kein klares Bild mehr entwerfen konnten. Innerhalb dieser Grenzen ist die Volksversammlung souverän und entscheidet über alle politischen Fragen nach freiem Belieben; es ist bezeichnend, dass der einzige aus dem sechsten Jahrhundert erhaltene Volksbeschluss die vorhergehende Zustimmung des Raths nicht erwähnt, die später niemals weggelassen wird. Falls ein Ausnahmebeschluss über einen einzelnen (Ertheilung des Bürgerrechts, Aufhebung der Alimie, Erlass von Staatsschulden u. a.) gefasst werden soll, wird zur Vermeidung von Parteilichkeit die Anwesenheit von 6000 Bürgern gefordert. Ein Ausfluss

---

[1]) καὶ τοὺς ἐπὶ καταλύσει τοῦ δήμου συνισταμένους ἔκρινεν, Σόλωνος θέντος νόμον εἰσαγγελίας περὶ αὐτῶν Br. Keil nach Wessely und Kenyon's dritter Auflage.

der Volkssouverainität ist es, dass Solon in Fällen, wo die Rechtssätze unklar und umstritten waren oder nicht ausreichten, eine Appellation gegen den Spruch des Beamtengerichts an ein Volksgericht freigab — auch Zaleukos hat ja eine derartige Berufung, freilich nur gegen Einsetzung des eigenen Lebens, gestattet (§. 362). Aber auch in anderen Fällen, vielleicht zunächst bei Verhängung empfindlicher Strafen, tritt den Thesmotheten ein Volksgericht zur Seite, das den Namen Heliaea (vielleicht nach dem Sitzungslocal) führt und aus unbescholtenen Bürgern aller Classen, die über dreissig Jahre alt sind, durch das Loos gebildet wird.

Da der kleisthenische Rath in den Demen gewählt wird (Arist. pol. Ath. 62), ist es sehr wahrscheinlich, dass der solonische in den Vorgängern der Demen, den Naukrarien, gewählt ist. Dann nimmt das Problem der πρυτάνεις τῶν ναυκράρων §. 233 A. eine noch einfachere Gestalt an; sie sind von der Solonischen βουλή höchstens der Zahl und dem Namen nach verschieden. — Dass die Wahl der Archonten ἐκ προκρίτων, die wir erst durch Aristoteles kennen gelernt haben, sehr alt ist, ist wohl zweifellos; aber wenn Aristoteles daraus, dass ein solonisches Gesetz die Erlosung des ταμίαι aus den Pentakosiomedimnen vorschreibt, auch für die Archonten Erlosung gefolgert hat (c. 8), so ist das kein richtiger Analogieschluss. Es ist undenkbar, dass die Athener es dem Zufall überliessen, wer unter 40 Männern im nächsten Jahre den Staat leiten und das Heer commandiren sollte. Wenn unter Pisistratos (Thuk. VI, 54) und in der kleisthenischen Verfassung die Archonten gewählt, nicht erlost werden, so unter Solon gewiss. Auch wird ja Aristoteles' Annahme durch seinen eigenen Bericht über die Kämpfe um das Archontat nach Solon widerlegt. — Die seit Grote viel umstrittene Frage nach Ursprung und Wesen der Volksgerichtsbarkeit hat durch Aristoteles eine einfachere Gestalt angenommen, durch den Plutarchs umstrittene Angabe (Sol. 18) bestätigt und erwiesen wird, dass ἔφεσις Appellation bedeutet. Von der Heliaia spricht Aristoteles allerdings nicht (wenn sie nicht c. 7, 3 τοῖς τὸ θητικὸν τελοῦσιν ἐκκλησίας καὶ δικαστηρίων μετέδωκε μόνον angedeutet ist); aber ἡλιαία kommt in einem solonischen Gesetz bei Lys. 10, 16 vor, dessen Authenticität nicht zu bezweifeln ist. Danach nehme ich auch meine Vermuthung Forsch. I, 104 über den argivischen Ursprung des Namens zurück. Vgl. auch Wilamowitz, Kydathen 94 ff.

410. Weit einschneidender war die neue Gesetzgebung; sie hat mit den überlebten Ordnungen gründlich aufgeräumt. Im solonischen Recht sind die beiden Tendenzen, welche wir

in den übrigen Gesetzgebungen kennen gelernt haben, die Idee der völligen rechtlichen Gleichheit innerhalb des Staatsgedankens und der bürgerlichen Zucht, und die freie Entwickelung des Verkehrslebens, mit bewunderungswerther Consequenz durchgeführt. Nicht wenig Sätze Solons sind von Rom übernommen und noch im heutigen Recht lebendig. Das Familienrecht, die Bestimmungen über die Erbtöchter u. a. hat Solon nicht wesentlich geändert. Aber indem er für den Fall, dass keine Kinder da sind, Testirfreiheit einführte, traf er das Gentilrecht in seiner Wurzel und zersprengte die materielle Geschlossenheit der Geschlechter. Noch wichtiger ist die thatsächliche Aufhebung des Clientelverhältnisses, die Freigebung der Klage über ein anderen zugefügtes Unrecht (§. 407). Dadurch wird der ärmeren Bevölkerung der kräftigste Schutz verliehen und die Idee des Rechtsstaats verwirklicht, der alle in gleicher Weise schützt. Damit berührt sich das Gesetz, welches Jeden, der bei einem Aufruhr nicht Partei ergreift, für des Bürgerrechts verlustig erklärt; alle Bürger werden gezwungen, am politischen Leben Theil zu nehmen und für den Staat einzutreten. Gegen allen Prunk des Adels, gegen die üppigen Todtenfeiern mit Klageweibern und Verstümmelungen, gegen die Verschwendung bei der Bestattung, gegen den Luxus der Frauen ist Solon eben so energisch eingeschritten, wie die anderen Gesetzgebungen. Die Mitgift wird beschränkt, der Verschwender wird bestraft, ebenso wahrscheinlich der Erwerblose (über den νόμος ἀργίας §. 400 A.). Am Blutrecht hat Solon nichts wesentliches geneuert; nur die Ordnungen des Areopags wurden geändert, wir wissen nicht in welcher Weise, dagegen für die ephetischen Gerichtshöfe Drakons Satzungen bestätigt. Die Mordklage bleibt nach wie vor Sache der Angehörigen, behält also ihren privaten, auf dem Blutsverbande beruhenden Charakter. Bezeichnend ist, dass noch Solon auf den Vatermord keine Strafe gesetzt hat, wenn er auch sonst die Pflichten der Kinder gegen die Eltern genau regelte. — Dem Verkehrsleben hat Solon nur da Beschränkungen auferlegt, wo das Interesse des Landes es erforderte. So

wurden dem unbegrenzten Landerwerb Schranken gesetzt (§. 406), und mit Rücksicht auf den geringen Ertrag des Bodens, der schon damals zur Ernährung der Bevölkerung kaum ausreichte, die Ausfuhr aller Bodenproducte mit Ausnahme des Oels bei schwerer Strafe verboten. Sonst aber herrscht volle Freiheit. Ausdrücklich wird der Zinsfuss vollständig freigegeben (Lysias 10, 18), ebenso das Coalitionsrecht — was eine religiöse oder sociale oder kaufmännische Genossenschaft festsetzt, ist gültig, wenn es nicht den Staatsgesetzen widerspricht (Dig. 47, 22, 4). Um die bürgerlichen Erwerbszweige zu heben, bestimmt das Gesetz, dass der Sohn, den sein Vater kein Handwerk hat lernen lassen, ihn im Alter nicht zu ernähren braucht. Fremde Gewerbtreibende, die mit ihrer Familie nach Athen übersiedeln, können das Bürgerrecht gewinnen, sonst nur wer auf ewige Zeiten aus seiner Heimath verbannt ist. Auch sonst wurden den Fremden, die sich als Metoeken in Athen niederliessen, wohl schon durch Solon günstigere Bedingungen gewährt, als in den meisten anderen Gemeinwesen. So beginnt Athen sich seit und durch Solon in eine Handels- und Industriestadt umzuwandeln. Dass die Amtslocale der Behörden und des Raths vom Fuss der Burg an den Markt verlegt wurden und dieser fortan den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens bildete, ist ein Symptom dieser Wandlung. Um den Handel zu heben, hat Solon die Maasse und Gewichte neu geordnet und eine eigene Geldprägung eingeführt, zu der die laurischen Bergwerke das Metall lieferten. Er führte Athen vom pheidonischen zum euboeischen System über. Die commercielle Vorherrschaft Aeginas sollte gebrochen werden; der Anschluss an Euboea und Korinth machte es dem attischen Handel möglich, selbständig zu werden und erleichterte ihm die Anknüpfung von Verbindungen mit dem chalkidisch-korinthischen Colonialgebiet sowohl an der thrakischen Küste, auf die sich Athens Augenmerk alsbald sehr stark richtete, wie in Sicilien und Italien.

Die Belege s. meist bei Plut. und Diog. Laert. Ueber Solons Münzreform und die älteste attische Prägung s. vor allem Köhler, MAI. IX,

354. X, 151 und §. 344 A. — Andere Gesetze, z. B. die über das Kalenderwesen oder die wie das Vereinsgesetz von Rom adoptirten über Wassernutzung und Baumpflanzungen (Plut. Sol. 23), können hier nicht weiter besprochen werden.

411. Durch eine allgemeine Amnestie, welche allen Verbannten die Rückkehr gewährte, soweit sie nicht von den Blutgerichtshöfen oder wegen Aufruhr und Tyrannis vom Prytaneon verurtheilt waren, schloss Solon die Wirren der älteren Zeit ab. Durch die Klausel blieb den Kyloneern die Heimath verschlossen, aber den Alkmeoniden war sie geöffnet. Die mächtige Familie wurde, da eine Versöhnung mit dem Adel für sie unmöglich war, eine Hauptstütze der neuen Ordnung. — Nachdem Solon sein Werk vollendet hatte, verpflichtete er die Athener, seine Gesetze in der nächsten Zeit (10 J. nach Herod. I, 29, 100 J. nach Arist. Plut.) nicht zu ändern, legte sein Amt nieder und verliess die Heimath auf längere Zeit, um sich allen Reclamationen zu entziehen. An Vorwürfen fehlte es nicht; die Adligen waren über den Verlust ihrer Macht und mehr noch ihrer Zinsen, die ärmere Bevölkerung über die Enttäuschung ihrer auf Landauftheilung und Tyrannis gesetzten Hoffnungen erbittert, weite Kreise mit dem Maass der politischen Rechte, das ihnen zugewiesen war, wenig zufrieden. Aber mit Stolz konnte Solon auf seine Schöpfung blicken. Nie hatte er das Ziel ausser Augen verloren, jedem Theile zu geben, was ihm gebührt; den Gegnern gegenüber berief er sich auf das Zeugniss der Mutter Erde selbst, die er aus der Knechtschaft befreit hatte, auf das gleiche und klare Recht, das er für Gute und Schlechte geschaffen; durch die feste Stellung, die er inmitten der sich bekämpfenden Forderungen genommen wie ein Wolf in der Meute der Hunde, habe er die Stadt von schwerem Unheil gerettet. Die Geschichte hat ihm Recht gegeben. Der politische Ausgleich freilich, den er geschaffen hatte, konnte nicht von Dauer sein. Die Parteikämpfe gingen weiter, und wie der Staat auf den Bahnen vorwärts schritt, die Solon ihm gewiesen hatte, musste auch die Vertheilung der Gewalten sich

verschieben. Aber die sociale Noth hat Solon definitiv gehoben, und sein Recht ist zu allen Zeiten die feste Grundlage des attischen Staats geblieben.

412. Während Solons Abwesenheit begann der innere Hader aufs neue. Vor allem war das Archontat das Kampfobject. Die Eupatriden suchten ihre früheren Ansprüche zu behaupten, die reichen Nichtadligen möglichst viele Stellen für sich zu gewinnen. Zweimal, in den Jahren 589 und 584, kam es überhaupt nicht zur Besetzung des Oberamts. Dann wurde Damasias gewählt, gewiss der Nachkomme eines gleichnamigen Adligen, der im J. 639 das Archontat bekleidet hatte (Dion. Hal. III, 36). Es gelang ihm, sich widerrechtlich zwei Jahre und zwei Monate (583—1) im Amt zu behaupten, bis er verjagt wurde; das ist offenbar ein Versuch, die Tyrannis zu gewinnen. Dann kam ein Compromiss zu Stande; im J. 581 wurden von den neun Archontenstellen vier mit Eupatriden, drei mit nichtadligen Grossbauern (ἀγροῖκοι), zwei mit reichen Industriellen (δημιουργοί) besetzt. Ob dieser Ausgleich länger bestanden hat, wissen wir nicht. Ueber die beiden nächsten Jahrzehnte versagen unsere Nachrichten; nur das wissen wir, dass sich drei grosse Parteien bildeten. Auf der einen Seite stand der Adel, der sich auf den Grundbesitz in der Ebene um Athen, dem Kephissosgebiet, stützte. Ihm gegenüber forderten die Kleinbauern, die jetzt zu politischen Rechten gelangt waren, ein energisches Fortschreiten auf der betretenen Bahn, Landauftheilung und volle bäuerliche Demokratie. Sie hatten ihren Hauptsitz in dem Bergland des Parnes und Brilessos und in der marathonischen Tetrapolis. Zwischen den »Leuten aus der Ebene« (πεδιακοί) und »denen aus den Bergen« (διάκριοι) standen die »Küstenbewohner« (πάραλοι), die Schiffer und Kaufleute, die eine kräftige Förderung der von Solon inaugurirten Handelspolitik und der materiellen Interessen des Mittelstands und daher die Ausbildung einer städtischen Demokratie erstrebten. Es ist die Partei, auf die sich Solon vor allem gestützt hatte. Diese Gegensätze durchsetzen sich mit der Rivalität der grossen Familien im

Kampf um die politische Leitung des Staats. An der Spitze des Adels stand Lykurgos, Sohn des Aristolaidas, wohl aus dem Hause der Eteobutaden; die Führung der Paraler gewannen die Alkmeoniden, Alkmeon der Sohn des Megakles, der als Archon die Kyloneer hatte umbringen lassen, und sein Sohn Megakles, der bei der Freiwerbung um die Tochter des Kleisthenes von Sikyon (§. 396) wie andere Rivalen so den Hippokleides aus dem Philaidenhause ausgestochen hatte. An der Spitze der Diakrier suchte ein anderer Adliger, Pisistratos, zu herrschender Stellung zu gelangen. In die einzelnen Phasen dieser Kämpfe würden wir wenigstens gelegentlich einen Einblick gewinnen können, wenn uns die Archontenliste erhalten wäre. Wie weit Solon nach seiner Rückkehr — er war in Aegypten und wohl auch in Lydien, vor allem aber auf Cypern gewesen, wo er beim König Philokypros (oder Kypranor) von Soli freundliche Aufnahme fand und ihm rathend zur Seite stand, als er die Stadt von der Höhe des Felsens an den Meeresstrand hinabverlegte — sich an ihnen betheiligt hat, ist uns nicht bekannt.

Die Zeit des Damasias ὁ δεύτερος (chron. par. 38. Diog. Laert. I, 22. hypoth. Pind. Pyth.) ist jetzt durch Aristoteles bestimmt. In der Angabe über das Compromissarchontat ist die Lesung der Berliner Handschrift ἔδοξεν αὐτοῖς διὰ τὸ στασιάζειν ἄρχοντας ἑλέσθαι [τέτταρ]ας μὲν εὐπατριδῶν etc. der der Londoner, die zehn Archonten statuirt, entschieden vorzuziehen. Solon in Aegypten: Plato Timaeos. Plut. Sol. 26, auf Cypern Herod. V, 113. Plut. Sol. 26. vit. Arat. Die Geschichte von Solon und Kroesos ist natürlich Sage (§. 441).

413. Die inneren Kämpfe haben äussere Erfolge nicht gehindert. Die späteren Phasen des Kriegs um Sigeon gehören jedenfalls in diese Zeit, ebenso die Theilnahme am heiligen Kriege (§. 415), wo Alkmeon als Polemarch den attischen Heerbann führte (Plut. Sol. 11). Auch Kämpfe mit Aegina, von denen nur noch eine seltsame Legende Kunde bewahrt (Herod. V, 82 ff.), mögen dieser Zeit angehören. Vor allem aber ging der Kampf gegen Megara erfolgreich weiter. Salamis wurde behauptet; die Bruchstücke des ältesten erhaltenen attischen Volksbeschlusses, der dieser Zeit angehört, enthalten Bestim-

mungen über die Stellung der nach der Insel entsandten Colonisten. Sie bleiben Athener, ziehen im attischen Heer zu Felde und steuern nach Athen; aber sie sind verpflichtet, das ihnen überwiesene Grundstück selbst zu bebauen, wer es verpachtet und wer es in Pacht nimmt, wird bestraft. Die attischen Aspirationen gingen weiter; wie man in früheren Zeiten Eleusis einverleibt hatte, so strebt man jetzt Megara zu annectiren, Attika bis an die Geraneia und die korinthische Grenze auszudehnen. In der Sage hat man diese Annexion wirklich vollzogen; sie macht Nisos, den Eponymos der Hafenstadt von Megara, zum Sohn des attischen Königs Pandion, der, als er sein Reich unter seine vier Söhne vertheilt, dem Nisos Megara überweist (Sophokles und Philochoros bei Strabo IX, 1, 5 u. a., vgl. §. 223 A.); ebenso wird in dem in dieser Zeit entstandenen Abschnitt des Schiffskatalogs der Ilias, welcher Attika behandelt, Megara in das attische Gebiet eingerechnet (§. 174 A.). Auch gelang es vorübergehend, das Ziel wenigstens zum Theil zu erreichen; unter Führung des Pisistratos haben die Athener Nisaea erobert. Dagegen konnte Megara selbst nicht genommen werden. Schliesslich wandte man sich an Sparta um einen Schiedsspruch. Die fünf Schiedsrichter haben Salamis den Athenern zuerkannt, dagegen offenbar Nisaeas Rückgabe gefordert. Trotzdem aber war Megaras Macht gebrochen (vgl. §. 397). Dass in der nächsten Zeit, um 558 v. Chr., eine starke megarische Colonie, durch Boeoter verstärkt, nach Heraklea am Pontos geschickt wird (§. 419), ist wahrscheinlich eine Folge dieser Kämpfe; die megarischen Bauern, denen die Existenz unterbunden ist, suchen sich eine neue Heimath. Die Einverleibung von Megara ist fortan nie wieder aus dem Programm der attischen Politik verschwunden. — Der grosse Aufschwung, den Athen genommen hatte, fand seinen äusseren Ausdruck in dem im J. 566, vielleicht auf Antrag des Pisistratos, begründeten Feste der Panathenaeen. Es knüpft vielleicht an ältere Festbräuche an, an die Ueberreichung des von den attischen Mädchen alljährlich dem Bilde der Burggöttin dargebrachten Mantels (πέπλος, vgl. Il. Z 271 ff.). Aber jetzt wurde es im Gegensatz zu den Culten

der einzelnen Gaue und Heiligthümer in ein Nationalfest der gesammten, zu einem Staatswesen geeinigten Bürgerschaft Attikas umgewandelt. In feierlicher Procession führt die Ritterschaft der mächtigen Schirmgöttin des Landes ihre Rosse vor, die gesammte Bevölkerung betheiligt sich am Festzug und am Opfer, Festspiele aller Art, gymnastische und musikalische Wettkämpfe, auch ein Rhapsodenagon, schlossen sich an. Alle vier Jahre wurde das Fest mit besonderem Glanze gefeiert, unter zahlreichem Fremdenzufluss; eine Aufnahme in den Kreis der allgemeinen griechischen Feste war freilich durch seinen specifisch attischen Charakter ausgeschlossen.

Die Ergänzung und Erklärung des Volksbeschlusses über Salamis CIA. IV, 2, no. 1 a. (Köhler, MAI. IX. Foucart, BCH. XII. Gomperz, MAI. XIII) ist durch das kleine von Lolling gefundene Bruchstück (Δελτίον αρχ. 1888. 117. Gomperz, Archaeol.-epigr. Mitth. XII, 61; in CIA. IV, 3 auf S. 164 versteckt) auf eine wesentlich andere Basis gestellt; es fehlt weit über die Hälfte der Inschrift. — Pisistratos erobert Nisaea Herod. I, 59. Arist. pol. Ath. 14. Aen. tact. 4, vgl. §. 403. Schiedsspruch der Spartaner Plut. Sol. 10. Aelian v. h. 7, 19. Die anknüpfenden Anekdoten über die Berufung auf die Bestattungsweise und auf Il. B 558 (als ächt betrachtet Arist. rhet. I, 16, 3, während Dieuchidas bei Diog. Laert. I, 57 und die Späteren wie Strabo IX, 1, 10. Plut. Sol. 10. Diog. Laert. I, 48 den Pisistratos oder Solon die Verse fälschen lassen) sind durchsichtig genug. Panathenaeen (auf die Il. B 550 sich bezieht): Euseb. Ol. 53, 3 ὁ τῶν Παναθηναίων γυμνικὸς ἀγὼν ἤχθη. Pherekydes fr. 20 bei Marcellin. vit. Thuc. 3 Ἱπποκλείδης (der Philaide), ἐφ' οὗ ἄρχοντος Παναθήναια ἐτέθη, womit wahrscheinlich dasselbe Jahr gemeint ist. Schol. Arist. p. 323 Dindorf werden die kleinen Panathenaeen von Erichthonios (vgl. §. 223 A.) abgeleitet, τὰ δὲ μεγάλα Πεισίστρατος ἐποίησε.

414. Wie die Eroberung von Salamis für Solon, so war die von Nisaea für Pisistratos die Staffel zur Gewinnung des Regiments. Eine Verwundung durch seine Feinde — er soll sie sich selbst beigebracht haben — verschaffte ihm die Erlaubniss, sich eine Leibwache von Keulenträgern zu halten. Mit diesen besetzte er die Burg und machte sich zum Tyrannen von Athen (561 v. Chr.). Vergeblich hatte der greise Solon das Volk gewarnt; jetzt ergriff er, seinem Gesetze gehorsam, Schild und Schwert, und rief zum Kampf gegen den Usurpator auf. Es

war umsonst; Niemand wagte sich zu erheben, weite Kreise namentlich der Landbevölkerung begrüssten die Monarchie offenbar mit Freude. Pisistratos war weise und human genug, Solon nicht anzutasten; er ist bald darauf gestorben, bis ins höchste Alter lebensfrisch und bereit, seine Persönlichkeit für das einzusetzen, was er als Recht erkannte. Ein Theil der adligen Gegner des Pisistratos verliess die Stadt, andere machten ihren Pakt mit dem Tyrannen. Miltiades, der Sohn des Kypselos, das Haupt der Philaiden, folgte einer Aufforderung der Dolonker auf der thrakischen Chersones, sie gegen ihre Nachbarn, die Apsinthier, zu vertheidigen; auch die griechischen Ansiedlungen vermochten sich hier nur mit Mühe der Thraker zu erwehren. Pisistratos unterstützte das Unternehmen; es war ein weiterer Schritt auf der mit der Besetzung von Sigeon betretenen Bahn. Miltiades deckte die Chersones durch eine Mauer über die Landenge nördlich von Kardia und gründete hier ein selbständiges Fürstenthum, das doch der engen Anlehnung an Athen nicht entbehren konnte. Auch mit dem lydischen Reich trat er in Verbindung und gewann Kroesos' Schutz; als er von den Lampsakenern, die auf die gegenüberliegende Küste Anspruch erhoben, gefangen wurde, erwirkte Kroesos durch Drohungen seine Freilassung (Herod. VI, 34 ff.).

Allgemeine Beziehungen. Der heilige Krieg. Aegypten.

415. Die Beschaffenheit unseres Materials hat uns gezwungen, die Entwickelung der einzelnen griechischen Gemeinwesen isolirt zu betrachten, so wenig es auch zweifelhaft sein kann, dass eine fortwährende Wechselwirkung zwischen der inneren und äusseren Politik stattgefunden und jede Umwälzung in einem Staat auf die Nachbarn zurückgewirkt hat. Charakteristisch dafür sind die vielfachen Versuche, Streitigkeiten durch ein Schiedsgericht zu entscheiden (§. 299 A. 402. 413). Von grösseren Unternehmungen, welche mehrere Staaten umfassen, kennen wir aus dieser Zeit nur eine einzige;

es ist sehr bezeichnend, dass sie das delphische Orakel betrifft und den Charakter eines Religionskriegs trägt. Die Orakelstätte Pytho gehörte zum Gebiet der Phokerstadt Krisa (§. 279), die, etwa eine Stunde vom Meer entfernt auf einer Anhöhe am Fuss des steil aufsteigenden Gebirgs gelegen, den Aufstieg zum Orakel beherrschte. Aus dem Zuströmen der Pilger zog sie reichen Gewinn; für ihre Bedeutung legt der Umstand Zeugniss ab, dass der ganze korinthische Golf in der älteren Literatur immer als Meerbusen von Krisa bezeichnet wird (z. B. hymm. Apoll. 431). Im siebenten Jahrhundert wird Krisa die leitende Stellung im phokischen Stammverbande (§. 215) eingenommen haben. Aber wie das Ansehen und der Reichthum des Orakels wuchs und hier in der Bergschlucht um das Heiligthum ein grösseres Gemeinwesen entstand, suchten seine Bewohner, die sich Delpher nannten (vielleicht nach dem Cult des Apollon delphinios, hymn. Ap. 495), geführt von der Priesterschaft, sich von Krisa und dem phokischen Bund loszureissen. Um die Unabhängigkeit zu gewinnen, traten sie in Verbindung mit der pylaeischen Amphiktionie (§. 235), welche alle Völkerschaften Nord- und Mittelgriechenlands umfasste. Hier dominirte der Einfluss der Thessaler, von denen die Hälfte der stimmberechtigten kleineren Stämme abhängig war; und die Thessaler strebten seit langem, ihre Macht nach Süden zu erweitern, und waren mit den Phokern gründlich verfeindet (§. 189). So wurde Delphi dem Schutz der Amphiktionie unterstellt und den Krisaeern der Krieg erklärt. In unserer Ueberlieferung werden sie beschuldigt, von den Pilgern Zölle erhoben oder sich an den Tempelschätzen vergriffen zu haben. Die Führung übernahmen die Thessaler unter Eurylochos, ausserdem leisteten die Athener (§. 413) und wohl auch andere Staaten Zuzug. Von der anderen Seite griff Kleisthenes von Sikyon energisch ein; seine Stellung hob sich mächtig, wenn er vor ganz Griechenland als der Schirmer des delphischen Heiligthums auftrat — um so mehr, wenn, wie es scheint, die Rivalen in Korinth sich zurückhielten. Krisa wurde eingeschlossen und lange belagert; Kallisthenes hat auch hier einen

zehnjährigen Krieg erfunden. Endlich, wahrscheinlich im J. 586, fiel die Stadt. Sie wurde zerstört, ihre Bewohner als Frevler am Heiligen vernichtet, ihr Gebiet dem delphischen Gott geschenkt, seine Bebauung für ewige Zeiten durch die schwersten Flüche untersagt. Damit war Delphi's Unabhängigkeit erstritten, seine Stellung als religiöser Mittelpunkt der ganzen griechischen Nation anerkannt. Die Oberaufsicht über das Heiligthum wurde den Amphiktionen übertragen, an die halbjährigen Versammlungen ihrer Abgesandten bei den Thermopylen schloss sich fortan ein Zug nach Delphi. Doch haben die Phoker den Anspruch, dass Delphi ein Glied ihres Stammbundes sei und politisch zu ihm gehöre, niemals aufgegeben und noch mehrfach zu verwirklichen gesucht. Zur Erinnerung an den »heiligen Krieg« wurden die pythischen Festspiele begründet, die wie die olympischen alle vier Jahre gefeiert wurden. Ihre feste Organisation erhielten sie im J. 582, vier Jahre nach der Siegesfeier; damals wurde statt der Gewinne aus der Beute ein Kranz als Siegeszeichen eingesetzt. Bei dieser Feier hat Kleisthenes im Wagenrennen den Sieg gewonnen. Auch in Sikyon verherrlichte er seine Erfolge durch Begründung pythischer Spiele und Erbauung einer Säulenhalle, zu der die Beute die Mittel beschaffte.

Dass die erste regelrechte Pythie Ol. 49, 3. 582 v. Chr. unter Damasias' Archontat fällt (chron. par. 38. Pausan. X, 7, 5. hypoth. Pind. Pyth.), ist nicht zu bezweifeln, vgl. Bergk, poet. lyr. I, p. 12. Den vorhergehenden ἀγὼν χρηματίτης, den Eurylochos gefeiert haben soll, setzen chron. par. 37 und die Pindarscholien unter Simon's Archontat 590, Pausan. X, 7, 4 dagegen Ol. 48, 3. 586. Eine Entscheidung ist unmöglich und ziemlich irrelevant. — Krisa liegt bei dem heutigen Chryso. Alle älteren sagen Κρῖσα, so Homer, hymn. Apoll., Pind. Pyth. 5, 49. Hekataeos fr. 85. 86. Herod. VIII, 32 u. a.; im vierten Jahrhundert kommt dafür die attische Form Κίρρα auf, die z. B. Aeschines, Kallisthenes, Ephoros (Diod. IX, 14, ebenso steht in der aus ihm stammenden Angabe über Lykurgs Tod bei Plut. Lyc. 31 Kirrha, bei Nic. Dam. fr. 57 Krisa, vgl. Forsch. I, 273), chron. par. (Κυρρα) anwenden. Die Späteren haben daher zum Theil zwei Orte daraus gemacht (so Strabo IX, 3. 1. 4, wo beide nach einander erobert werden; ebenso wohl schon Ephoros), und verlegen Kirrha (oder auch beide Orte) ans Meer. Das beruht darauf, dass an der Mündung

des Pleistos auf dem verfluchten Gebiet der Hafen lag, bei dem die Pilger landeten. Hier muss es daher auch immer eine Ortschaft oder wenigstens ein paar Häuser gegeben haben, auf die dann der alte Name übertragen wurde (Aeschin. c. Ktes. 107 τὸ Κιρραῖον ὠνομασμένον πεδίον καὶ λιμὴν ὁ νῦν ἐξάγιστος καὶ ἐπάρατος ὠνομασμένος; Pausan. X, 1, 2. 8, 8. 37, 4. 8 Kirrha ἐπίνειον Δελφῶν, als dessen homerischen Namen er Krisa betrachtet). Mit Recht ist schon im Alterthum dem gegenüber die Identität beider Orte behauptet worden (Steph. Byz. und Et. magn. s. v.). — Weihung und Verfluchung des Gebiets Aeschines c. Ktes. 107 ff. (über die bei ihm neben den Κιρραῖοι genannten Ἀκραγαλλίδαι wissen wir so wenig etwas wie die Alten, vgl. Harpokr. Κραυαλλίδαι und Suid. Hesych.). mit Hülfe eines Orakels in eine alberne Kriegslist umgewandelt bei Ephoros (Diod. IX, 16), Pausan. X, 37, 6. Polyaen III, 5. Aus der Geschichte des Kriegs war nur die Betheiligung des Eurylochos von Thessalien (der nach Hypoth. Pind. Pyth. den Hippias zur Bekämpfung der in den Kirphis geflüchteten Reste zurücklässt) und die des Kleisthenes im Gedächtniss geblieben, natürlich ohne dass man über das Zusammenwirken beider etwas wusste; das ist auch für uns nicht mehr zu ermitteln. Alles weitere ist Ausmalung, so die Betheiligung Solons (Aeschines l. c. Plut. Sol. 11 u. s. w.) und des Niesswurzstrategem (Polyaen VI, 13 von Eurylochos, Frontin III, 7, 6 von Kleisthenes, Pausan. X, 37, 7 von Solon), ferner die Geschichte des Kallisthenes vom Frauenraub (fr. 18 bei Athen. XIII, 560 c.) und die zehnjährige Dauer. Im allgemeinen vgl. Strabo IX, 3, 4. 10. — Kleisthenes' Sieg in Delphi: Pausan. X, 7, 6. Stoa in Sikyon: Pausan. II, 9, 6. Pythien in Sikyon: schol. Pind. Nem. 9, 2, von Pindar Nem. 9, 20 auf Adrastos zurückgeführt — man sieht, was von diesen Angaben der »Ueberlieferung« zu halten ist.

416. Im Gegensatz zu diesen innergriechischen Bewegungen erstreckt auch die allgemeine Politik ihre Einflüsse auf Griechenland. Seit die Assyrermacht vernichtet war — der Fall von Ninive um 606 v. Chr. zittert auch in der griechischen Welt nach; »besser eine kleine Stadt auf einem Fels in geordneten Verhältnissen als Ninos, wenn es die Besinnung verloren hat«, sagt Phokylides von Milet —, hatte sich in Vorderasien ein Staatensystem gebildet, in dem das Gleichgewicht der Kräfte einen längeren Friedensstand ermöglichte. Als der Mederkönig Kyaxares die Lyder angriff, vermittelten Nebukadnezar von Babylon und Syennesis von Kilikien im J. 585 einen Frieden, der durch Ehebündnisse bekräftigt wurde (I, 486); für alle diese Staaten war es von vitaler Bedeutung, dass

der erobernde medische Staat zurückgehalten wurde. Wie vielfach die Griechen durch diese Vorgänge berührt wurden, zeigt deutlicher noch als Antimenidas' babylonische Kriegsdienste (§. 398) die Thatsache, dass der Medername ihnen für das innerasiatische Reich immer geläufig blieb, auch als Kyros die Meder längst durch die Perser ersetzt hatte. Gewiss haben die Lyder schon damals mit den mächtigsten Griechenstaaten Verbindungen angeknüpft, um an ihnen gegen Medien einen Rückhalt zu haben. Noch mehr war Aegypten auf die Fremden angewiesen. Dass die eigene Kraft des Landes nicht mehr ausreichte, seine Unabhängigkeit zu wahren, hatten die Kämpfe der Aethiopen- und Assyrerzeit erwiesen. Auch jetzt scheiterte jeder Versuch, die syrischen Landschaften zu gewinnen, auf die man doch aus materiellen wie aus politischen Gründen nicht verzichten konnte; sowohl die Angriffe Nechos (604) wie die des Apries (587) wurden von Nebukadnezar zurückgeschlagen, Jerusalem zerstört, Tyros bezwungen und damit die letzten syrischen Kleinstaaten vernichtet, die den Aegyptern eine Stütze bieten konnten. Um so mehr mussten die Pharaonen von Sais darauf bedacht sein, den Handel und die Beziehungen mit den Seestaaten zu pflegen, durch eine geschickte Finanzpolitik sich die Mittel für ein starkes Söldnerherr zu schaffen (vgl. §. 296). Necho II. (609—595) begann den Bau eines Kanals vom Nil zum rothen Meer und entsandte phoenikische Schiffe zur Umschiffung Afrikas. Mit dem lydischen Reich und mit Periander von Korinth (§. 394) bestand Freundschaft und Bündniss, Necho weihte den Panzer, den er im syrischen Kriege getragen hatte, dem Apollo von Branchidae, bei seinem Sohne Psammetich II. (594—589) finden wir eine Gesandtschaft aus Elis. Immer zahlreicher werden die griechischen, karischen, libyschen und phoenikischen Söldnercorps, ausserdem baut Necho eine starke Kriegsflotte auf dem mittelländischen und dem arabischen Meer (Herod. II, 159), mit der Apries die Tyrier geschlagen hat.

Die Belege s. Bd. I und in meiner Geschichte Aegyptens. Der Zweifel Berger's an der Glaubwürdigkeit der Umschiffung Afrikas durch

Necho's Phoeniker (Gesch. der wissensch. Erdkunde der Griechen I, 37 ff.) scheint mir unbegründet.

417. Nachdem Nebukadnezar seine Herrschaft in Syrien wieder hergestellt hatte, unternahm er 568 einen erfolgreichen Feldzug gegen Aegypten. Hier hatte sich indessen, vielleicht im Zusammenhang mit dem babylonischen Angriff, eine Revolution vollzogen. Eine Expedition, die Apries gegen Kyrene entsandt hatte, war geschlagen worden (§. 418), an der Spitze der aegyptischen Truppen, die seit langem auf die fremden Söldner eifersüchtig waren, hatte sich Amasis gegen den Pharao erhoben, seine griechischen Truppen bei Momemphis geschlagen, ihn gefangen und nach kurzem Zögern umgebracht (569 v. Chr.). Der neue König verdankte seine Erhebung dem Hass der aegyptischen Kriegerkaste gegen die Fremden, und es war natürlich, dass diese den Rückschlag empfanden. Aber Amasis war durchaus nicht geneigt, sich dem starren Zwang des Aegyptertums zu fügen, und überdies ein viel zu guter Politiker, als dass er geglaubt hätte, jene entbehren zu können. Sie sollten der Krone gefügig gemacht werden; aber was er ihnen mit der einen Hand nahm, gab er ihnen doppelt mit der anderen. Die »Lager« bei Bubastis wurden eingezogen, aber die Ionier und Karer nach Memphis verlegt, um die Hauptstadt im Zaum zu halten. Die freie Bewegung der fremden Kaufleute wurde beschränkt, ihre Faktoreien aufgehoben; dafür überwies er den Griechen am westlichsten (kanobischen) Nilarm, wenige Meilen von der Residenz Sais entfernt, ein Gebiet, wo sie Grundbesitz erwerben und eine Stadt nach griechischer Art gründen konnten. So entstand Naukratis »die Schiffsmächtige«. Die Stadt erwuchs rasch zu einem grossen Handelscentrum mit üppigem Leben; nirgends gab es so viele Genüsse und so berühmte Hetaeren wie hier. Nur hier durften die Kauffahrer von jetzt an ihre Waaren ausschiffen. »Wenn aber jemand an einer der anderen Mündungen des Nils ankam, musste er schwören, dass er nicht freiwillig komme, und mit seinem Schiff nach der kanobischen Mündung fahren; war das wegen widriger Winde unmöglich,

so mussten die Waaren in Nilkähnen um das Delta herumgeschafft werden, bis sie nach Naukratis kamen.« Amasis hat die directe Berührung zwischen Aegyptern und Griechen möglichst beschränkt, dafür aber diesen in ihrem Kreise eine um so selbständigere Existenz gestattet. Naukratis hat ein durchaus griechisches Ansehen, die Verfassung war nach ionischem Muster geordnet; aegyptische Objecte, ja selbst aegyptischer Einfluss sind unter den Fundgegenständen kaum vorhanden. Um so stärker mischten sich hier die griechischen Stämme. Wie auf dem Markt die Waaren, so sind in den Funden Sprache, Schrift und Kunst der gesammten griechischen Handelswelt vertreten. Die führende Stellung nahmen die Milesier ein, die schon seit Psammetich I. in Aegypten festen Fuss gefasst hatten (§. 297); den Spätern gilt daher Naukratis meist als milesische Gründung. Den Mittelpunkt ihrer Niederlassung bildete der heilige Bezirk des Apollo. Ebenso hatten die Aegineten und Samier ihre eigenen Factorien und Heiligthümer: die übrigen Griechen dagegen, die Ionier von Chios, Teos, Phokaea und Klazomenae, die Dorier von Rhodos, Knidos, Halikarnass, Phaselis, die Mitylenaeer von Lesbos gründeten gemeinsam einen grossen »hellenischen« Bezirk, der von starken Backsteinmauern umschlossen war und die Tempel, ein grosses Magazin und einen Marktplatz enthielt. — Nach aussen hat Amasis die Politik seiner Vorgänger fortgesetzt; seinen Weihgeschenken begegnen wir in Kyrene, Samos, Lindos, Sparta. Ueber Cypern hat er die Herrschaft gewonnen, mit Kyrene freundliche Beziehungen angeknüpft. Je bedenklicher durch die Begründung der Persermacht die Lage Aegyptens wurde, um so mehr musste es streben, wenigstens bei den Griechen eine feste Stütze zu gewinnen.

Ich habe meine Ausführungen Gesch. Aegyptens 385 f. hier einfach wiederholen müssen. Durch die englischen Ausgrabungen (Naukratis pt. I by Petrie, pt. II by Gardner 1886. 88) sind Lage und Ruinen von Naukratis genau bekannt geworden. Die Ansicht Petrie's, dass Naukratis schon zu Anfang des siebenten Jahrhunderts entstanden sei, halte ich mit G. Hirschfeld, Rh. Mus. 42, 209. 44, 461 für verfehlt; eine kleine Factorei mag hier allerdings schon vor Amasis bestanden haben. —

Gegen Herodots Angaben II, 178 kommt Strabo XVII, 1, 18, der die Stadt von Milesiern nach einer ναυμαχία (wegen des Namens) gegen Inaros gegründet sein lässt, nicht in Betracht, geschweige denn Polycharm bei Athen. XV, 575 f. — Ueber die inneren Einrichtungen von Naukratis (darunter τιμοῦχοι, auch in einer späteren Urkunde bei Lumbroso, rech. sur l'écon. polit. d'Egypte S. 222) Hermias bei Athen. IV, 149 d.

III. Die letzten Zeiten der griechischen Colonisation. Begründung der karthagischen und der etruskischen Macht.

Kyrene. Der Pontos. Italien und Sicilien.

418. Um die Mitte des siebenten Jahrhunderts hatte die griechische Colonisation ihren Höhepunkt erreicht. Die folgende Zeit hat noch zahlreiche Erweiterungen und Neugründungen gesehn, so den Ausbau des korinthischen Colonialgebiets am ionischen Meer und der milesischen Siedlungen am Pontos. Aber im allgemeinen war der Rahmen abgesteckt, der die hellenischen Siedlungen umfasst; die Gründung neuer Gemeinwesen wird seltener und dient meist nur zur Ausfüllung von Lücken. In weitem Umfang nimmt die Emigration den Charakter eines Nachschubs in die schon besetzten Gebiete an, vielfach tritt bereits die Auswanderung von Kaufleuten, Handwerkern, Söldnern an ihre Stelle, so in Aegypten und Lydien und wohl auch sonst schon im Orient. Von einem starken Nachschub erfahren wir in Kyrene. Hier forderte gegen 570 König Battos II. der »Reiche« (εὐδαίμων), um sein Gebiet gegen die Libyer zu erweitern, ganz Hellas zum Zuzug auf, und zahlreiche Schaaren, namentlich aus dem Peloponnes, Kreta und den Inseln, folgte dem von Delphi unterstützten Aufruf. Die Libyer wandten sich um Hilfe an Aegypten und gaben den Anlass zu der verunglückten Expedition des Apries (§. 417), bei der die griechische Kampfweise ihre Ueberlegenheit

über die Orientalen glänzend bewährte. Seitdem blühte Kyrene mächtig auf; der ganze Rand des libyschen Berglandes (des Plateaus von Barka) wurde ihm unterthan. Die reiche kyrenaeische Vasenfabrication mit ihren vielfach der aegyptischen Kunst entnommenen Motiven legt für den Wohlstand und die Handelsverbindungen der Stadt Zeugniss ab. Freilich stellten sich damit auch die innern Wirren ein. Die Neubürger und die zahlreich in die Gemeinde aufgenommenen libyschen Elemente vertrugen sich nicht mit den Altbürgern, der Demos strebte nach Machterweiterung, die Könige suchten ihre Stellung zu behaupten. Battos' II. Nachfolger Arkesilaos II. gerieth in Hader mit seinen Brüdern; einer von ihnen wanderte mit seinem Anhang nach Westen aus und gründete Barka, gleichfalls auf der Höhe des Plateaus. Ein Versuch, die Aufständischen zu unterwerfen, scheiterte; Arkesilaos erlitt durch die Libyer eine schwere Niederlage, bei der 7000 kyrenaeische Hopliten gefallen sein sollen. Seitdem gehört der westliche Theil Kyrenaikas den Barkaeern, die unter eigenen Königen stehen; von hier aus scheinen an der Küste Taucheira (Herod. IV, 171 πόλις τῆς Βαρκαίης) und in reichem Fruchtlande, dem Garten der Hesperiden (§. 301), Euhesperides (Herod. IV, 171. 198. 204) gegründet zu sein. Arkesilaos II. wurde ermordet: unter seinem Sohn Battos III. dem Lahmen, dem die Mutter die Herrschaft rettete, beriefen die Kyrenaeer den Demonax aus Mantinea zur Ordnung ihres Gemeinwesens (um 550 v. Chr.). Demonax liess dem König die Ehrenrechte, ordnete aber im übrigen den Staat demokratisch. Die Bevölkerung vertheilte er in drei Phylen, von denen eine aus den Altbürgern und den libyschen Perioeken, die zweite aus den Peloponnesiern und Kretern, die dritte aus den von den Inseln Eingewanderten bestand. Battos III. fügte sich dem, aber sein Sohn Arkesilaos III., von der ehrgeizigen Mutter Pheretime aufgestachelt, suchte die alte Königsmacht wiederzugewinnen. Zunächst misslang der Versuch; Pheretime floh nach Cypern, Arkesilaos nach dem seit Alters mit Kyrene befreundeten Samos. Hier warb er, wohl durch Polykrates unterstützt,

gegen das Versprechen von Landanweisungen ein starkes Heer. Auch in Kyrene selbst gab es offenbar eine mächtige Partei, welche mit der demokratischen Umwälzung nicht einverstanden war. So erzwang er die Rückkehr. Er hob die Verfassung des Demonax auf und verhängte ein hartes Strafgericht über seine Gegner. Mit dem Könige Alazir — der Name ist libysch — von Barka lebte er in Frieden und vermählte sich mit seiner Tochter. Später ist er, angeblich wegen eines Orakels, nach Barka gegangen und hier mit seinem Schwiegervater von kyrenaeischen Flüchtlingen, denen sich Gesinnungsgenossen aus Barka anschlossen, erschlagen worden (um 510 v. Chr.).

Geschichte von Kyrene: Herod. IV, 159 ff. Ueber die Vasen Studniczka, Kyrene. Legende über Arkesilaos' II. Tod Plut. virt. mul. 25 = Polyaen. VIII, 41, zum Theil in Widerspruch mit Herodot, aus dem Nic. Dam. fr. 52 schöpft. Ebenso ist Ephoros (Diod. VIII, 30) lediglich Herodot gefolgt. Auf Demonax' Phylenordnung bezieht sich Arist. pol. VII, 2, 10. 11, wo die Aufnahme von Neubürgern als das Maass überschreitend und daher Anlass zu neuen Kämpfen bezeichnet wird. Dass die ganze Küste des Plateaus theils zu Kyrene, theils zu Barka gehört, sagt Skylax 108.

419. Aehnliche Vorgänge mögen sich in vielen Colonien abgespielt haben. Von den Neugründungen des sechsten Jahrhunderts liegen die bedeutendsten am schwarzen Meer. Gegen 560 gründeten die Phokaeer Amisos an der fruchtbaren kappadokischen Küste zwischen Halys und Iris. Bald darauf ging eine starke Colonie von Megarern und Boeotern (vgl. §. 413) ins Mariandynergebiet und gründete hier an einer geschützten Rhede die Stadt Heraklea. Den Schutzpatron Herakles brachten die Ansiedler aus Boeotien mit — man fand in der neuen Heimath die Stätte, wo er zum Hades hinabgestiegen war —, die herrschende Sprache aber und die Phylenordnung (Aen. tact. 11, 10) waren dorisch. Die Stadt gelangte rasch zu grosser Blüthe; die Mariandyner, ein kleiner, vielleicht thrakischer Küstenstamm, wurden Leibeigene. Mit den benachbarten Milesiern in Ticon standen die Herakleoten in freundlichen Beziehungen. Im Binnenlande gründeten sie die Stadt Kieros am Hypios, und bald konnten sie Colonien an die Nordküste des Pontos entsenden, Chersonesos auf dem

östlichsten Vorsprung der Krim (in der Nähe von Sebastopol) und Kallatis (angeblich um 540) inmitten der milesischen Siedlungen südlich von der Donaumündung. Weiter südlich am Golf von Burgas, dem milesischen Apollonia gegenüber, gründeten die Chalkedonier, von ihrer Mutterstadt Megara unterstützt, um 510 Mesambria. Bereits im fünften Jahrhundert ist Heraklea neben Sinope die blühendste und mächtigste der pontischen Städte. Freilich blieben die inneren Wirren auch hier nicht aus; schon bald nach der Gründung erhob sich der Demos gegen das starr oligarchische Regiment. Doch gelang es den verjagten Adelsgeschlechtern, die Rückkehr zu erzwingen und die Demokratie zu stürzen. Später ist dann die extreme Oligarchie wenigstens etwas gemildert worden, indem die Zahl der vollberechtigten Bürger auf 600 erhöht wurde. Doch gehören diese Vorgänge wohl zum Theil erst ins fünfte Jahrhundert.

Amisos, Φωκαέων ἀποικία, vier Jahre vor Heraklea, dieses καθ' οὓς χρόνους ἐκράτησε Κῦρος Μηδίας (d. i. nach antiker Chronologie 560 oder 558) gegründet Scymn. 918. 972; Strabo XII, 3, 4. 14 (nach Theopomp) erklärt beide Colonien für milesisch, vgl. §. 288 A. Heraklea megarisch Xen. Anab. VI, 2, 1. Arrian peripl. 18. Theilnahme der Boeoter: Scymn. 971. schol. Ap. Rhod. II, 351 (Euphorion). 845 (Ephoros). Pausan. V, 26, 7. Suidas Ἡρακλείδης. Steph. Byz. Πάντιλος. Gründungslegende Justin. XVI, 3. schol. Apoll. Rhod. 845. 848 (Promathidas). Die Mariandyner leibeigen: Plato legg. VI, 776c. Posidon. bei Athen. VI, 263d. Strabo XII, 3, 4 u. a. Kallatis und Chersonesos: Strabo VII, 4. 2. 6, 1. XII, 3, 6. Scymn. 761 (Kallatis ἡνίκα τὴν Μακεδόνων ἀρχὴν Ἀμύντας [l. 540 v. Chr.] παρέλαβεν). 823. Memnon 21. Mesambria: Herod. VI, 33. Scymn. 738. Memnon. Verfassungskämpfe: Arist. pol. VIII, 4. 2. 5. 2. 5. 10.

420. In Italien und Sicilien wuchs der Wohlstand der Colonien in demselben Maasse, wie sie kräftiger und volkreicher wurden und ihre Macht zu Lande weiter ausbreiteten. Für die Städte von Grosshellas und für Kyme beginnt im sechsten Jahrhundert die Blüthezeit. Ihre Herrschaft über das Binnenland stand unangefochten, in weitem Umfang versorgen sie das griechische Mutterland und Kleinasien mit Getreide und importiren dafür ihre Industrieerzeugnisse, die sie mit reichem

Gewinn an die einheimischen Stämme verkaufen. Ueberall erheben sich mächtige Tempelbauten; die gewaltigen Tempel von Paestum und Metapont, denen sich die Trümmer in Tarent, Lokri u. a. anreihen, sind auch uns noch lebendige Zeugen des Glanzes der westgriechischen Welt im sechsten Jahrhundert. Berühmt ist der Reichthum und die Macht von Sybaris (vgl. §. 307); in enger Verbindung mit Milet, dessen Handel mit Etrurien es vermittelte (§. 341), wird es die üppigste Stadt der griechischen Welt, deren Wohlleben sprüchwörtlich geworden ist. An Kämpfen zwischen den mächtigeren Gemeinden hat es natürlich nicht gefehlt. Wenn die Ionier in Siris dem Bündniss von Sybaris, Kroton und Metapont erlegen waren (§. 307), so herrscht in der Folgezeit zwischen Sybaris und Kroton erbitterte Feindschaft. Auch die Kämpfe zwischen Kroton und Lokri dauerten fort; am Flusse Sagra erlitten die Krotoniaten trotz ihrer Uebermacht eine schwere Niederlage. Grossen Ruhm erwarb sich Kroton im Gegensatz zu Sybaris durch die Pflege der körperlichen und militärischen Ausbildung; im sechsten Jahrhundert war es die Heimath der berühmtesten Athleten. Keine griechische Stadt hat so viele olympische Sieger aufzuweisen; von 588 bis 484 haben zwölfmal Krotoniaten den Preis im Stadion davongetragen, darunter einige zwei- und dreimal hinter einander. Dazu kommen die übrigen Sieger; unter allen der berühmteste war der Faustkämpfer Milon (vgl. Herod. III, 137), der bei den vier Nationalspielen im ganzen nicht weniger als 31 Siege gewonnen hat. Aber auch in den übrigen unteritalischen Städten wird der Sport eifrig betrieben. Die Sybariten sollen versucht haben, durch ihre heimischen Spiele die gleichzeitigen Olympien zu überbieten, Metapont verherrlicht seine Spiele zu Ehren des Acheloos auf Münzen (Αχελωιω αεθλον).

Die Schlacht an der Sagra (Plin. III, 95) lebte in dem Sprichwort ἀληθέστερα τῶν ἐπὶ Σάγρᾳ fort; damit wird eine ätiologische Erklärung des Dioskurencults in Lokri, der aus Sparta geholt sein soll, und die Angabe verbunden, die Nachricht von der Schlacht sei am selben Tage nach Olympia, Sparta u. a. gelangt [das gleiche von der Zerstörung von Sybaris Plin. VII, 86 u. a.]. Daraus ist der Bericht des Timaeos (Justin.

XX, 2. 3. Diod. VIII, 32, in jüngerer Gestalt bei Strabo VI, 1, 10. 12) zurechtgemacht, auf dem wohl auch die paroemiographischen (Zenob. II, 17. Suidas) und die philosophischen Erwähnungen (Plut. Aemil. Paull. 25 = Cic. de nat. deor. II, 6) beruhen. Erweiterungen: Pausan. III, 19, 12. Suid. Φορμίων. — Spiele in Sybaris: Heraklides bei Athen. XII, 522a (von Timaeos ib. 522c auf Kroton übertragen). Scymn. 350. Zu den Münzen Lenormant, rev. num. 3 sér. I, 20.

421. Nicht viel anders sah es in Sicilien aus. Nur sind hier auch im sechsten Jahrhundert noch neue Niederlassungen entstanden, während in Italien die Colonisation bereits um die Mitte des siebenten Jahrhunderts ihren Abschluss erreicht hat. Um 581 v. Chr. gründeten die Geloer an der Südküste auf einem hochaufragenden Hügelrücken unweit des Meers die Stadt Akragas (Agrigent), etwa halbwegs zwischen ihrer Heimath und dem ein halbes Jahrhundert zuvor von Megara gegründeten Selinus. Die Ansiedlung beweist, dass Gela sein Gebiet ständig nach Westen ausgedehnt hat. Wohl um sich ihr Gebiet nach Osten gegen Gela und Agrigent zu sichern, legten die Selinuntier an der Mündung des Halykos die Stadt Heraklea Minoa an (Herod. V, 46), vielleicht an Stelle einer alten phönikischen Ansiedlung (§. 305). Damit war die ganze Südküste in den Händen dorischer Colonisten. Das hatte zugleich eine Verschiebung der Machtverhältnisse und der Nationalitäten auf der Insel im Gefolge. In den Zeiten des Charondas und noch des Stesichoros haben die chalkidischen Städte und die ionische Cultur die Führung, seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts gewinnen die Dorier, stetig fortschreitend, das Uebergewicht und schliesslich die volle Herrschaft. Die chalkidischen Colonien haben meist bessere Häfen (abgesehen von Syrakus), aber nur ein sehr beschränktes Hinterland; steil und unzugänglich erheben sich die Gebirge an der Küste; einzig Katana und die Binnenstadt Leontini können ihre Macht weiter ins Innere ausdehnen (vgl. §. 305). Dagegen fällt der Süden der Insel flach ab und umschliesst ein reiches, nur von Hügeln und niedrigen Bergen durchzogenes Flachland. Daher war es den dorischen Städten möglich, ihr Gebiet schrittweise gegen die Sikeler und Sikaner zu erweitern. Wie

Selinus und Gela ist auch Agrigent rasch aufgeblüht. Die drei Städte (Heraklea Minoa blieb von Selinus abhängig) theilten sich in den Besitz der Südküste, jede gebot über ein ausgedehntes ertragreiches Hinterland. Die völlige Hafenlosigkeit der Küste war bei den Schiffahrtsverhältnissen der älteren Zeit kein Hinderniss; auch die Gefahren der Südstürme schreckten nicht ab, wo der Ackerbau die Grundlagen eines gefesteten Wohlstands in so ergiebigem Maass schuf, wie ihn das griechische Mutterland nirgends und auch Unteritalien nur an einzelnen Stellen, wie im Gebiet von Sybaris, kannte. Die Südecke der Insel endlich gehörte Syrakus, das sein Landgebiet immer weiter an der Küste wie ins Innere ausdehnte. Schon im siebenten Jahrhundert hat es im Binnenlande Akrai (664) und Kasmenai (644), im J. 599 an der Südküste Kamarina gegründet (§. 304). Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts leisten ihm das benachbarte Megara, das, zwischen Syrakus und Leontini eingekeilt, zu keiner Bedeutung gelangen konnte, und die Sikelerstadt Enna im Centrum der Insel Heeresfolge (Philistos fr. 8). Als um 550 Kamarina, das am entferntesten und günstigsten gelegen war, den Versuch wagte, selbständig zu werden, wurde es von Syrakus angegriffen und zerstört. Bei den Sikelern hatte es Unterstützung gefunden, Gela dagegen hatte ihm die Hülfe geweigert.

Gründung Agrigents 581 nach Thuk. VI, 4, Ol. 50 (580) nach Pindar Ol. 2, 166 mit den Schol. Zerstörung Kamarinas: Thuk. VI, 5. Philistos fr. 8, nach schol. Pind. Ol. 5, 16 Ol. 57, 552—549 v. Chr.

422. Auch die Westspitze der Insel, den letzten noch unabhängigen Theil der Küste, haben die Griechen zu gewinnen versucht. Um 580 suchten Dorier aus Knidos und Rhodos unter Führung des Pentathlos den Westvorsprung Siciliens, das flache Vorgebirge Lilybaeum, zu besiedeln. Hier aber traten ihnen die Phoeniker und die Elymer von Segesta entgegen. Das Unternehmen misslang; die Ansiedler fanden zwar bei Selinus Unterstützung, aber sie wurden geschlagen — Pentathlos fiel im Kampf — und mussten das Land räumen. Sie wandten sich über See nach Norden und besetzten die

zwischen Sicilien und Italien gelegenen aeolischen Inseln. Die neue Ansiedlung, durch die Fruchtbarkeit und die Mineralien ihres vulkanischen Bodens rasch aufblühend, hat durch ihre politische Organisation besonderes Interesse. Auf der grössten Insel, Lipara, lag die Hauptstadt. Hier lebten die Ansiedler zusammen in Syssitien, die übrigen Inseln wurden von hier aus bebaut und der Grundbesitz alle zwanzig Jahre neu aufgetheilt; nur auf Lipara selbst hat sich Privateigenthum entwickelt. Diese Zustände, scheinbar ein Ueberrest aus uralter, sonst längst überwundener Zeit, sind aber doch wohl nichts anderes als das Resultat der Vereinigung zahlreicher kleiner Inseln zu einem einzigen Stadtgebiet.

Die Grundlage unseres Berichtes bildet Antiochos von Syrakus (bei Pausan. X, 11, 3, der irrthümlich Pachynon statt Lilybaeon nennt), aus dem auch Thuk. III, 88 schöpft; überarbeitet von Timaeos bei Diod. V, 9.

423. An der Culturentwickelung von Hellas nehmen die Westgriechen regen Antheil. Aus Himera ist der Lyriker Stesichoros, aus Rhegion Ibykos hervorgegangen. Wie Italien erzeugt Sicilien Sieger bei den Nationalspielen; auch auf der Insel sind die Tempelbauten, von denen die ältesten in Selinus und Syrakus erhaltenen noch dem siebenten Jahrhundert angehören, Zeugen für die Macht und den Glanz der Städte. An innern Kämpfen hat es natürlich auch hier nicht gefehlt. Schon bei der Gründung von Himera um 649 erschienen Verbannte aus Syrakus (§. 304); auch aus Gela wird von Parteikämpfen berichtet, die der Priester Telines vermittelt haben soll (Herod. VII, 153). Meist sind die einzelnen Stadien der politischen Entwickelung in den Colonien natürlich etwas später als am aegaeischen Meer eingetreten, wenn auch die Ordnung des Rechtslebens durch schriftliche Gesetze gerade hier schon in sehr frühe Zeit fällt (§. 360). Als der älteste Tyrann der Westgriechen gilt Panaitios von Leontini (nach Euseb. um 615); es ist bezeichnend, dass hier zuerst die Krisis eintrat. Als Feldherr im Kampf mit Megara soll er die Ritterschaft überfallen und niedergemacht haben. Bekannter als er ist Phalaris von Agrigent geworden. Er hat sich schon bald

nach Gründung der Stadt, um 571 v. Chr., der Tyrannis bemächtigt; ein hohes Amt — nach der Legende die Pachtung der Erbauung des Zeustempels auf dem Gipfel der Burg — bahnte ihm den Weg. Seine Grausamkeit ist früh sprichwörtlich geworden; »der erbarmungslose Phalaris, der im ehernen Stier die Menschen verbrannte, lebt überall in schlimmem Gedächtniss«, sagt Pindar (Pyth. I, 185). Gegen die Sikaner hat er mit Erfolg gekämpft; die Angabe dagegen, dass er in Himera gegen die Warnung des Stesichoros zum Feldherrn erwählt sei und dadurch die Herrschaft gewonnen habe, gehört offenbar der Dichterlegende an. Schliesslich wurde Phalaris gestürzt, sein Geschlecht ausgerottet. Von dem weiteren Verlauf wird nur gemeldet, dass erst Alkamenes, dann Alkandros, der als milde gerühmt wird, an der Spitze der Stadt gestanden habe, und dass ihr Wohlstand trotz der inneren Kämpfe sich ständig hob (Herakl. pol. 37). In den übrigen sicilischen und italischen Städten ist die Tyrannis, wenn überhaupt, erst gegen Ende des sechsten Jahrhunderts eingetreten. Meist bestanden noch die aristokratischen Verfassungen, so in Syrakus, wo die Grundbesitzer (γαμόροι) das Regiment in Händen hatten. Lokri in Unteritalien ist durch die strengen Gesetze des Zaleukos dauernd vor Verfassungskämpfen bewahrt worden.

Panaitios: Aristot. pol. VIII, 8, 4. 10, 4. Polyaen. V, 47. Euseb. Ol. 41. 2 (cod. R; andere anders) Panaetius primus in Sicilia arripuit tyrannidem. — Phalaris: Arist. pol. VIII, 8, 4. Herakl. pol. 37. Polyaen. V, 1. Frontin III, 4, 6. Plut. ser. num. vind. 7. Die Geschichte von Stesichoros und Himera (Arist. rhet. II, 20) erzählte, wie Bergk lyrici III, 233 erkannt hat, schon Philistos fr. 16. Die Realität des Stiers (vgl. Diod. IX, 19. 20) wurde von Timaeos bestritten; er wurde aber bei der Zerstörung Karthagos von Scipio aufgefunden und Agrigent zurückgegeben: Polyb. XII, 25. Diod. XIII, 90. schol. Pind. Pyth. 1, 185. Cic. Verr. 4, 73. Was der Erzählung zu Grunde liegt, ist sicher nicht zu ermitteln; sie mag mit dem Cult des Zeus Atabyrios zusammenhängen [Zeus auf Rhodos in Stiergestalt auch Tzetzes chil. IV, 390. Isigonos bei Cyrill c. Julian. III, p. 88c, Müller FHG. IV, 435], die Verehrung des Gottes als Stier und das Menschenopfer sind dann aber nicht phoenikisch, wie allgemein angenommen wird, sondern dem kretischen Stierdienst verwandt. Beim

Sturz des Phalaris (vgl. Plut. cum princ. philos. 3, 5. praec. reip. ger. 28, 9) soll Therons Grossvater Telemachos eine Hauptrolle gespielt haben, schol. Pind. Ol. 3, 68; doch ist der Stammbaum sehr problematisch, s. schol. Ol. 2, 81. Zeit: Euseb. Ol. 32, 2 (651) Φάλαρις Ἀκραγαντίνων ἐτυράννησε; Ol. 39, 1 (624) Φάλαρις τυραννῶν κατελύθη, offenbar viel zu hoch; Ol. 52, 2 (571; so cod. R. Euseb. arm. u. a.) Phalaris tyrannidem exercuit annis sedecim.

Entdeckungen der Phokaeer. Adria und Spina. Tartessos. Massalia.

424. In derselben Zeit erfährt das Gebiet des griechischen Handels und der griechischen Colonisation noch einmal eine grosse Erweiterung. Sie ist fast ausschliesslich das Werk Phokaeas. Je weniger sich das Gebiet der nördlichsten Ionierstadt durch Fruchtbarkeit auszeichnete, desto energischer hat sie sich seit dem siebenten Jahrhundert dem Handel und der Schiffahrt zugewendet. Bald hat sie die meisten der alten Kaufmannsstädte überflügelt — die weite Verbreitung ihrer Elektronprägung, die sich noch lange nach dem Falle der Stadt im Curs behauptete, legt dafür ein sprechendes Zeugniss ab. Die Phokaeer sind nicht auf Verdrängung ihrer Concurrenten aus den schon bestehenden Handelsverbindungen, sondern auf die Erschliessung neuer Absatzgebiete ausgegangen. »Die Phokaeer«, erzählt Herodot I, 163, »haben zuerst von den Griechen weite Seefahrten unternommen; sie sind es, die das Gebiet von Adria und das Tyrsenerland und Iberien und das Land Tartessos entdeckt haben; sie führten aber ihre Fahrten mit Pentekonteren aus, nicht mit runden Kauffahrteischiffen«. Die unwirthlichen und stürmischen Küsten des adriatischen oder ionischen Meeres sind nur sehr langsam den Griechen erschlossen worden; die ältesten Berührungen mit den Venetern (§. 339) sind wohl auf dem Landweg vermittelt. An der dalmatischen Küste, nördlich von den korinthischen und korkyraeischen Colonien, haben die Knidier, die auch hier kühn vorgehen, die Insel Schwarzkorkyra besetzt (Scymn. 438). Grössere Bedeutung hatte die Polandschaft. Hier lagen im

Podelta die Städte Spina und Hatria (Adria), jene am südlichsten Poarm, diese an einem Wasserlauf zwischen Po und Etsch. Beide Städte waren wahrscheinlich ursprünglich umbrisch (§. 318), aber jetzt vielleicht schon von den Etruskern besetzt, die Adria durch einen Canal mit dem Po verbanden und gegen die Ueberschwemmungsfluthen sicherten (Plin. III, 120). Allerdings betrachtet Hellanikos (gegen 400) Adria offenbar nicht als etruskische Stadt, wenn er die Pelasger aus Thessalien nach dem Fluss von Spina ziehn und dann nach Cortona hinübergehn und »von hier aus das jetzt Etrurien genannte Land besiedeln lässt« (Dion. Hal. I, 28). Seit dem sechsten Jahrhundert treten beide Städte in regen, zunächst durch Phokaea vermittelten Verkehr mit der griechischen Welt. Spina sendet Weihgeschenke nach Delphi und erbaut hier ein eigenes Schatzhaus, in den Gräbern von Adria finden sich etwa seit der Mitte des Jahrhunderts vereinzelt attische Vasen. Nach Adria benennen die Griechen die ganze Landschaft mit Einschluss des Venetergebiets (ὁ Ἀδρίης, Herod. IV, 33. V, 9) und dann auch das ionische Meer. Auch nach Norden über die Alpen erstreckten sich die Handelsverbindungen der beiden Städte. Sie wurden ein Endpunct des bis an die Ostsee reichenden Tauschhandels, der den Bernstein an die Küsten des Mittelmeers brachte; in dem Fluss von Spina (§. 320 A.) erkannten die Griechen daher den Eridanos, den Bernsteinfluss der Phaethon- und Argonautensage.

Adria Strabo V, 1, 8. Plin. III, 120. Hekat. fr. 58 (aus Steph. Byz., wo aber das Citat über die Fruchtbarkeit des Landes u. s. w. nicht aus Hekataeos stammt). Spina und seine Weihgeschenke Strabo V, 1, 7. IX, 3, 8. Plin. III, 120. 125. Die aus Myrsilos entnommene Geschichte der Stadt bei Dion. Hal. I, 18 (cf. 28) verarbeitet Hellanikos' Erzählung und betrachtet Spina als etruskisch; ebenso Adria Liv. V, 33. Varro ling. lat. V, 161; Skylax dagegen nennt es eine griechische Stadt (ebenso Justin. 20, 1 wegen der Pelasger). Bei Skylax liegt Spina in Folge der Anschwemmungen schon 20, bei Strabo 90 Stadien vom Meer. — Der Name ὁ Ἀδρίας wird für das Meer erst seit dem vierten Jahrhundert geläufig, vgl. Nissen, ital. Landeskunde 89; doch bestreitet er mit Unrecht, dass schon Hekataeos ihn gebraucht haben kann (fr. 58. 61. 69. 71, falls die Citate genau sind; dagegen fr. 59. 60 nach älterem Sprachgebrauch von den Istrern

und Kaulikern ἔθνος ἐν τῷ Ἰονίῳ κόλπῳ). Helbig, Italiker in der Poebene, und Nissen unterschätzen das Alter der griechischen Verbindung mit dem Pogebiet. — Zum Bernsteinhandel Herod. III, 115, der den Eridanos als dichterische Erfindung verwirft: ἐξ ἐσχάτης ὦν (τῆς Εὐρώπης) ὁ κασσίτερος ἡμῖν φοιτᾷ καὶ τὸ ἤλεκτρον. Müllenhoff, deutsche Alterthumskunde I, 212 ff. In Oberdeutschland finden sich schon chalkidische und korinthische Vasen, der italische Handel über die Alpen hat also jedenfalls bereits im 7. Jahrh. begonnen.

425. Weit folgenreicher noch war die Erschliessung des Westmeers. Sie giebt uns Anlass, auf die Verhältnisse des westlichen Europas, das jetzt langsam in das historische Leben eingeführt wird, einen Blick zu werfen.

Das Bergland des oberen Apennin und der Seealpen westlich von den Etruskern war, wie früher schon erwähnt wurde (§. 313), die Heimath der Ligurer; noch jenseits der Rhone, im heutigen Languedoc, sassen ligurische Stämme, so die Elisyker. Hier berührten sie sich mit den baskischen oder spanischen Stämmen, deren Gebiet sich ehemals weit ins südliche Frankreich bis an die Garonne und die Cevennen ausdehnte. Daher schwanken hier die alten Berichte; manche rechnen das Land bis zur Rhone zu Iberien, andere dehnen die Ligurer bis an die Pyrenaeen aus. Am correctesten wird die Auffassung sein, welche um die Mitte des vierten Jahrhunderts der Periplus des Skylax gibt, dass zwischen Pyrenaeen und Rhone Iberer und Ligurer vermischt wohnen. Dass die zahlreichen baskischen Völkerschaften der Pyrenaeenhalbinsel ethnographisch und sprachlich eine Einheit bildeten, haben die Griechen erst allmählich erkannt. Zunächst fassten sie lediglich die Stämme der Ostküste etwa vom Cap de la Nao nordwärts unter dem Namen der »Ebrostämme« (Iberer) zusammen. Erst später wird dieser Name auf die Völker im Süden und Westen der Halbinsel übertragen, nachweisbar zuerst von Herodoros von Heraklea (gegen 400 v. Chr.), der in seinem Werk über die Züge des Herakles die Stämme Südspaniens bestimmt als Zweige einer einzigen Nation, des Ιβηρικὸν γένος, bezeichnete. In Südspanien sassen zwei grosse Völker, in der Sierra Nevada und dem Gebirge von Murcia

die Mastiener (bei den Römern Bastuli und Bastaetani), in der Guadalquivirebene die Tartessier (im Alten Testament das Land Tarschîsch, bei den Römern Turti, Turduli und Turdetani). Dazu kommen kleinere Küstenstämme, wie die Igleten (zwischen Guadiana und Guadalquivir), Cilbicener und Selbyssiner (etwa zwischen Cadix und Gibraltar). Westlich vom Guadiana in Algarve wohnten die Kyneten; die Stämme Portugals und des inneren Spaniens werden von der ältesten Geographie unter dem Namen der Kempser zusammengefasst.

Unsere Hauptquelle für die Geographie und älteste Geschichte des Westens ist die ora maritima des Avienus, die, seitdem sie Müllenhoff, deutsche Alterthumskunde I, 1870, in glänzender, wenn auch oft sehr kühner Weise (vgl. v. Gutschmid's Kritik Lit. Centralbl. 1871 = Kl. Schr. IV) erläutert hat, vielfach behandelt ist, am besten von Unger, Philologus, Suppl. IV, 1882. Müllenhoff's Annahme einer phoenikischen Urquelle hat so wenig Begründung wie die einer späteren Interpolation des zu Grunde liegenden Werks. Avien, ein römischer Staatsmann des vierten Jahrhunderts n. Chr., hat den absurden Gedanken ausgeführt, einen alten, kurz nach 400 v. Chr. unter Benutzung zahlreicher älterer Schriftsteller verfassten griechischen Periplus poetisch zu verarbeiten. Dabei hat er ausser den abgeschmacktesten poetischen Phrasen einige Bemerkungen aus eigenem Wissen hinzugethan (so v. 267 ff. die Gleichsetzung von Gades und Tartessos und die Bemerkungen über Gades, v. 426 die Nennung von Malaca, v. 329 ff. 347 ff. 477 f. 519 f. u. a., ferner die Citate aus Himilko 117. 382—416), im übrigen aber von den geographischen Anschauungen seiner Quelle keine Ahnung. — Weitere Quellen sind die Fragmente des Hekataeos und Ephoros (namentlich bei Skymnos), die Angaben bei Herodot, Skylax u. a. — Die Elisyker Ligurer Hekat. fr. 20; dass Herodot VII, 165 Ἰβήρων καὶ Λιγύων καὶ Ἐλισύκων scheidet, ist kein Gegenbeweis (die Stadt Narbo fr. 20 aus Steph. Byz. hat Hekataeos natürlich nicht genannt, sondern ein Volk Ναρβαῖοι, das bei Steph. Byz. auf Narbo gedeutet wird; nach Avien 587 war Narbo die Hauptstadt der Elisyker). Alte Ausdehnung Iberiens bis an die Rhone Strabo III, 4, 19. Aeschylos setzte den Eridanos nach Iberien Plin. 37, 32, dagegen die Steinwüste östlich vom Rhonedelta ins Ligurerland (fr. 199, Strabo IV, 1, 7); schwerlich hat er exacte geographische Angaben gegeben. Avien 613 setzt die Grenze zwischen Ligurern und Iberern an den Fluss Oranus, Scymnus 201 vielleicht an die Pyrenaeen. Ich glaube nicht, dass man daraus mit Unger S. 196 ein allmähliches Vorrücken der Ligurer folgern darf. Noch Eratosthenes bezeichnet die südwestliche Halbinsel Europas

als die ligustische (Strabo II, 1, 40). — **Iberer**: Hekataeos unterscheidet in Spanien Tartessos (fr. 4. 5), das Mastienergebiet (fr. 6—10), und die Iberer (fr. 11—18), zu denen die Ἐσδῆτες (so ist mit Meineke zu lesen) = Sedetani (Strabo Ἐδητανοί) südlich vom Ebro, die Ἰλαραυγάται = Ilergetes, die Städte Σικάνη = Sucro am Xucar (Strabo III, 4, 2. §. 316) und Κραβασία (= Avien 489) gehören. Ebenso scheidet Herod. I, 163 τὴν Ἰβηρίην καὶ τὸν Ταρτησσόν, Scymn. 199 (d. i. Ephoros) Ταρτήσσιοι . . εἶτ' Ἴβηρες. Herodoros' Angaben bei Steph. Byz. Ἰβηρία, Κυνητικόν, Γλῆτες. Bei Avien werden die westlichen Stämme, Kyneten u. s. w., zu den Iberern gerechnet, dagegen Tartessier und Mastiener nicht (253. 463. 472); der Name wird von einem angeblichen Fluss Iberus zwischen Guadiana und Guadalquivir abgeleitet. An dieser Stelle nennt Herodoros die Γλῆτες (Theopomp fr. 242 Γλῆτες, wahrscheinlich mit Aviens Ileates v. 302 identisch [Unger]); danach ist wohl Strabo III, 4, 19 zu lesen: <ἄλλοι δ' Ἰβηρίαν> μόνην ἐκάλουν τὴν ἐκτὸς [codd. ἐντὸς] τοῦ Ἴβηρος· οἱ δ' ἔτι πρότερον αὐτοὺς τούτους Ἰγλῆτας, οὐ πολλὴν χώραν νεμομένους, ὥς φησι Ἀσκληπιάδης ὁ Μυρλεανός. — **Tartessier**: Grosse Verwirrung hat die auf Movers zurückgehende Ansicht Müllenhoff's (so auch I, 281, ebenso Meltzer, Gesch. d. Karthager u. a.) angerichtet, die Tartessier seien die phoenikischen Colonisten in Spanien. In Wirklichkeit sind sie ein iberischer Stamm; das richtige bei Unger und namentlich bei Kiepert, Lehrbuch der alten Geogr. §. 419 f., der die Identität des Namens mit dem Lande Turta bei Cato p. 35 Jordan = Turdetania Liv. 34, 19 (bei Artemidor Τουρτουτανία und Τούρτοι Steph. Byz) erkannt hat. Die Ausdehnung des Namens auf ganz Südspanien bis zum terminus Tartesiorum (Avien 462) findet sich z. B. bei Avien und Herodot und ebenso in der Bestimmung des zweiten Vertrags zwischen Karthago und Rom, die Römer sollten Μαστίας Ταρσηίου μὴ λῄζεσθαι ἐπέκεινα Polyb. III, 24. Das kann trotz Unger und Rühl, Fl. Jahrb. 1889, 350, die sich auf Steph. Byz. Ταρσήιον [die Notiz hat gar keinen Werth] berufen, nur heissen, sie sollten nicht über die Stadt Mastia (urbs Massiena Avien. 452. Μαστία πόλις Hekat. fr. 6) im Lande Tarseion = Tarschisch hinausfahren; der Vertrag verlangt einen bestimmten Grenzpunkt, nicht zwei verschiedene Orte. Schon Polybios wusste die beiden Namen nicht mehr zu erklären, wie seine verlegene Bemerkung III, 24, 2 zeigt. — Kyneten als westlichstes Volk Herod. II, 33 (Κυνήσιοι). IV, 49 (Κύνητες), Herodor, Avien, vielleicht auch Polyb. X, 7, 5. Appian Iber. 57. 68. Justin. 44, 42. erhalten im Vorgebirge Cuneus Mela III, 1. Plin. IV, 116. Strabo III, 1, 4. [Ich bemerke, dass Müllenhoff's Ausführungen S. 115 über das heilige Vorgebirge falsch sind; Artemidor's Angaben bei Strabo III, 1, 4 stimmen genau zu der Schilderung des Cap St. Vincent bei Willkomm, Halbinsel der Pyrenaeen 141.] — Cempsi: Avien 195 (daneben Saefes). 257. 301. Dion. perieg. 337. — Für die Nationalität der iberischen Stämme ist

grundlegend W. v. Humboldt, Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens 1821.

426. Zwischen diese Stämme haben sich von Norden her die Kelten eingeschoben. Ihre Heimath ist das nördliche Frankreich und Oberdeutschland zu beiden Seiten der Donau bis nach Böhmen hin. Am atlantischen Ocean haben sie seit alten Zeiten gesessen — dass in Aviens Quelle als von ihnen vertriebene Urbevölkerung der Normandie die Ligurer genannt werden (150 ff.), ist wohl nur Combination —, und die britischen Inseln tragen schon beim Beginn der Geschichte ihre keltischen Namen (Avien 111 f.). Aber ans Mittelmeer das Rhonethal abwärts sind sie erst seit etwa 400 v. Chr. vorgedrungen; noch Ephoros und Skylax kennen sie hier nicht. Beträchtlich früher ist ein grosser Keltenschwarm nach Südwesten über die Pyrenaeen gezogen und hat jenseits des Ebro den ganzen Rand des kastilischen Hochlands, das Quellgebiet des Douro und Tajo, besetzt. Mit der Heimath haben diese »Kelten in Spanien« (Keltiberer) alle Verbindung verloren. Dagegen sind einzelne ihrer Stämme bis an den Ocean vorgedrungen, sowohl an die Nordwestspitze Spaniens, wie den Guadiana abwärts, wo sie sich zwischen Kyneten und Tartessier einschoben. Hier kennt sie um 430 Herodot als ein Volk des fernsten Westens, jenseits der Säulen des Herakles; er denkt sich bei ihnen, bei der Stadt Pyrene, die Donau entspringen (II, 33. IV, 49). Das ist die erste sichere Erwähnung der Kelten in der Geschichte. Sie können damals erst kurze Zeit hier gesessen haben, denn noch mehrere Decennien später erwähnen andere griechische Berichte die Kelten an der Küste nicht. Immerhin aber wird man ihr erstes Auftreten im Centrum der spanischen Halbinsel spätestens ins sechste Jahrhundert setzen müssen.

Ueber die älteste Geschichte der Kelten s. vor allem Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde II. Ueber die Kelten in Spanien Kiepert, Ber. Berl. Ak. 1864. — Wenn Avien und Herodoros die Kelten in Spanien nicht erwähnen, so müssen sie hier älteren Quellen als Herodot gefolgt sein. Wenn Stephanos' Angabe Νύραξ πόλις Κελτική· Ἑκαταῖος Εὐρώπῃ (fr. 21) correct ist, so kann die Stadt nur in Spanien gesucht werden.

Noch für Ephoros sind die Kelten das grosse Volk des Westens, nicht des Nordens (fr. 38. Scymn. 165 ff., vgl. Strabo I, 2, 28. IV, 4, 6).

427. Die Küsten zu beiden Seiten der Strasse von Gibraltar sind seit alter Zeit, vielleicht schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert, von den Phoenikern aufgesucht worden (§. 90). Sicilien, Sardinien, die Balearen bildeten die Zwischenstationen für die Fahrt nach dem spanischen Silberlande; der Rückweg führte, der Strömung folgend, an der nordafrikanischen Küste hin. Am Abhang der Sierra Nevada haben sie einzelne Niederlassungen gegründet, wie Sexi und Abdera, vielleicht auch eine Stadt an der Seguramündung (Avien 459); auch Karteja (bei Algeciras) und Kalpe und Abila, die Niederlassungen auf den Felsen von Gibraltar und Ceuta, mögen schon zu den altphoenikischen Colonien gehören, ebenso Tingis (Tanger; Hekat. fr. 326). Weitaus am bedeutendsten von allen aber war Gades, »die Festung« (Gadîr), ausserhalb der Meerstrasse auf dem felsigen Vorsprung einer schmalen, lang gestreckten Insel gelegen, die nur durch einen engen Sund und eine prächtige Hafenbucht vom Festlande getrennt war. Die Stadt trägt recht die Art eines phoenikischen Emporiums, dicht an dem gewinnbringendsten Theil der fremden Küste und doch durch einen schützenden Meerarm von ihr getrennt. Weitere altphoenikische Colonien in Spanien kennen wir nicht, es sei denn Onoba (bei Huelva) in dem Flachland zwischen Guadalquivir und Guadiana. An der atlantischen Küste Afrikas, etwa zehn Meilen südlich von der Meerenge lag die altphoenikische Colonie Lixos (el Arisch), von einer libyschen Ansiedlung durch die Mündung eines Wadi's getrennt (Skylax 112). Dagegen sind die 300 altphoenikischen, später von den Eingeborenen zerstörten Colonien an der Westküste Afrikas, von denen Eratosthenes zu erzählen wusste, eine Fabel; vor der karthagischen Zeit hat es hier, wie Hanno's Bericht lehrt, weitere Ansiedlungen nicht gegeben.

Die Gründungssage von Gades Strabo III, 5, 5 nennt als Vorläufer desselben Sexi und Onoba. Das Gründungsorakel erwähnt auch Justin. 44, 5. Diod. V, 20 ergibt nichts wesentliches. Gründungsdatum um die

Zeit der dorischen Wanderung Vell. I, 2. kurz vor Utica (das nach Timaeos bei Arist. mirab. ausc. 146. Plin. 16, 21 im J. 1101 gegründet ist), älter nach Mela III, 6, vgl. §. 90. Zur Topographie von Gades, die Müllenhoff falsch behandelt hat, s. ausser Avien Plin. IV, 119 f. Strabo III, 5, 3. Phoenikische Nekropole: de Laigue, rev. arch. 3 série, XX, 291. Die Gadesinsel ist die Isla de Leon, auf der die Stadt an derselben Stelle lag, wie das heutige Cadix; die alten Berichte sind ganz exact, nur ist bei Strabo die südliche Längsrichtung der Insel in eine westliche verschoben. In dem westlich von Cadix gelegenen Inselchen von S. Salvador fanden die Aelteren das Erytheia der Sage (Herod. IV, 8, ebenso Ephoros und Philistos bei Plin. IV, 120), während die Späteren, zuerst Pherekydes (Strabo III, 5, 4; ebenso Avien 309) Gades mit Erytheia identificirten. Die richtige Etymologie von Gadir geben Avien 268. Plin. IV, 120, während Timaeos auch hier seiner Neigung folgte, eine alberne Etymologie anzubringen (von γῆς δειρά wegen der Schmalheit, schol. Dion. perieg. 456). — Bei Avien werden die phoenikischen Ansiedlungen östlich von Gibraltar wiederholt erwähnt, doch ohne Namen zu nennen, und ohne dass zu erkennen ist, ob er mit Phoenices v. 440. 459 altphoenikische Ansiedler im Gegensatz zu den Libyphoenikern oder Karthagern v. 114. 329. 375. 421 bezeichnen will (vgl. v. 311). Bei Hekataeos fr. 9 scheint Sexi (Sixos) eine Mastienerstadt zu sein; doch darf man darauf nicht zu viel Gewicht legen. Malaca dagegen war, wie Unger richtig erkannt hat, zur Zeit von Aviens Quelle (v. 427) noch nicht an Stelle von Mainake getreten. — Lixos (Hekat. fr. 328. Plin. 19, 63, iuxta delubrum Herculis antiquius Gaditano) und die 300 Städte: Strabo XVII, 3, 2. 3. 8.

428. Aus dem spanischen Handel haben die Tyrier grossen Gewinn gezogen; und auch Gades ist zu einer reichen und unternehmenden Handelsstadt geworden, wenngleich der Umfang der Stadt immer sehr klein blieb. Zu einem Vordringen auf das Festland, zur Unterwerfung der einheimischen Stämme waren die Phoeniker weder geneigt noch mächtig genug; auch in Spanien sind sie ausschliesslich Kaufleute, welche die Eingeborenen exploitiren. So war auch Gades nichts anderes als eine reiche und unternehmende Kaufstadt; daher ist sein Umfang immer sehr klein geblieben (Strabo III, 5. 3). Von dem regen Handel der Tyrier mit Tartessos legen die Tarschischfahrer König Hirams Zeugniss ab. Aber auch den Eingeborenen kam der fremde Handel zu gute, vor allem den Tartessiern; ihnen gehörten die unerschöpflichen Silber- und Kupferminen des Sierra Morenagebiets und das andalusische

Fruchtland, durch ihr Gebiet floss der Baetis, der grosse Tartessosstrom, der, wie die Griechen meinten, direct aus dem Silberberg hervorkam und die edlen Metalle mit sich führte. So sind die Tartessier zu einem wohlhabenden und mächtigen Volk geworden, das eine eigene Cultur entwickelte — wie wenig die Phoeniker darauf einen tieferen Einfluss geübt haben, zeigt am deutlichsten der Umstand, dass die Tartessier und die übrigen Spanier nicht einmal die Schrift von den Phoenikern, sondern erst von den Phokaeern gelernt haben. Auf einer Insel in der Mündung des Guadalquivir lag die Hauptstadt des Volks, das reiche Tartessos. Auch Seefahrt haben sie getrieben. Den Phoenikern machte trotz alles Unternehmungsgeistes die Fahrt auf dem Ocean immer grosse Schwierigkeiten, wie noch die Angaben des Karthagers Himilko lehren (Avien 117 ff. 408 f.). Namentlich Ebbe und Fluth waren den Galeeren aus dem Mittelmeer, da man nicht wagte sich von der Küste zu entfernen, ebenso ungewohnt wie gefährlich; immer war Gefahr, dass das Schiff zur Ebbezeit auf Klippen und Untiefen geriet, die die Fluthwelle dem Auge verbarg. Die Tartessier dagegen kannten kein anderes Meer und waren seit langem gewohnt, mit grossen Kähnen, jedenfalls Segelschiffen, den Ocean zu befahren. Das nächste Ziel ihrer Fahrten waren die Zinn- und Silbergruben des nordwestlichen Spaniens (§. 98); von hier drangen sie über den biscayischen Golf bis an die Bretagne und den Eingang des Canals vor. Die grossen Inseln Albion und Hierne sind am Ende des fünften Jahrhunderts der griechischen Geographie bekannt (Avien 108 ff.), aber offenbar nur selten von den Kauffahrern besucht worden; die kleinere Gruppe der Scillyinseln, sechs Meilen vor der Westspitze von Cornwall, war das gewöhnliche Endziel ihrer Fahrten. Hier bestand, ehe die fremden Schiffer die britischen Küsten aufzusuchen wagten, Jahrhunderte lang ein äusserst lebhafter Zwischenhandel. Die Eingeborenen, rege und unternehmend, suchten die benachbarten Küsten mit ihren Lederkähnen auf und verhandelten das Zinn und Blei Englands und ebenso ihr Leder an die Fremden, von denen sie

Thon- und Erzwaaren und Salz einhandelten. Die Alten haben daher diese »Zinninseln« (κασσιτερίδες, bei Avien Oestrymnides) für die Heimath des Zinns gehalten, obwohl sie in Wirklichkeit kein Metall haben. Auch die Phoeniker von Gades haben sie aufgesucht; aber der Hauptheil des englischen Zinns und Bleis wurde von den Tartessiern exportirt. Daher galt den ältesten Griechen Tartessos selbst als Heimath des Zinns; sie glaubten, der Baetis führe auch dies seltene Metall mit sich.

Ταρτησσοῦ ποταμοῦ παρὰ πάγας ἀπείρονας ἀργυρορίζους Stesich. fr. 5 bei Strabo III, 2, 11. Ταρτησσὸς . . . ἀπὸ ποταμοῦ τοῦ ἀπὸ τοῦ Ἀργυροῦ ὄρους ῥέοντος, ὅστις ποταμὸς καὶ κασσίτερον ἐν Ταρτησσῷ καταφέρει Steph. Byz., ebenso Avien 291 ff. und noch (Ephoros bei) Scymn. 165 Ταρτησσὸς, ἐπιφανὴς πόλις, ποταμόρρυτον κασσίτερον ἐκ τῆς Κελτικῆς χρυσόν τε καὶ χάλκον φέρουσα πλείονα. Stadt Tartessos, deren Existenz Müllenhoff mit Unrecht bestreitet: Herodot IV, 152 (ἐμπόριον). Pausan. VI, 19, 3. Scymn. Steph. Byz. Strabo III, 2, 11, zwischen den zwei [jetzt nicht mehr vorhandenen] Mündungsarmen des Flusses; ebenso Aviens Quelle 269. 283 ff. Die Späteren erklärten die verschollene Stadt theils für Carteia (Mela II, 6. Plin. III, 7. Pausan. App. Iber. 2), theils für Gades (Sallust. hist. fr. II, 32. Plin. IV, 120. Avien. orb. terr. 613. or. mar. 85. 267). — Ueber die Cultur der Turdetaner Strabo III, 1, 5. — Die Realität der νῆσοι κασσιτερίδες bestreitet Herodot III, 115; also muss die ionische Geographie (Hekataeos, Anaximander) sie gekannt haben. Bei Avien 95 heissen sie Oestrymnides; ferner hat nach ihm Nordspanien ursprünglich Oestrymnis geheissen v. 154. Der Name wird also Zinnland bedeuten; ich vermuthe, dass Oestr-ymnis dieselbe Wurzel (mit phoen. Plural auf im?) enthält wie κασσιτερ-ίς. Handel der Tartessier und der Carthaginis coloni: Avien 113. πρότερον Φοίνικες μόνοι τὴν ἐμπορίαν ἔστελλον ταύτην ἐκ τῶν Γαδείρων κρύπτοντες ἅπασι τὸν πλοῦν Strabo III, 5, 11. Dass England zuerst von Spanien aus entdeckt ist, hat die Vorstellungen der Alten von seiner Lage bis in die Kaiserzeit beherrscht. Gegen die Müllenhoff'sche Annahme, die »Zinninseln« seien Britannien und Irland, die viel Anklang gefunden hat, protestirt v. Gutschmid mit Recht; Avien unterscheidet die Oestrymnides deutlich von Hierne und Albion, ebenso alle Späteren, so Timaeos bei Diod. V, 38. Strabo III, 5, 11 [den Ursprung aus Timaeos beweist der Vergleich mit schol. Lycophr. 1138]. Mela III, 6. Plin. IV, 119.

429. Von den Griechen soll zuerst der Samier Kolaios nach Tartessos gelangt sein (§. 339). Dann folgten gegen Ende des siebenten Jahrhunderts die phokaeischen Kaufleute. Sie fanden die beste Aufnahme; den Tartessiern mussten die

Concurrenten der Phoeniker natürlich willkommen sein. Vielleicht sind einige der späteren massaliotischen Ansiedlungen in Spanien schon von Phokaea gegründet, so Mainake an der Mastienerküste, die Vorgängerin Malakas. Hier haben sich Tartessier und Griechen neben einander niedergelassen, die Phokaeer auf dem Festlande, jene auf einer Insel vor dem Hafen. Auch noch weiter nach Osten bis zur Stadt Herna in der Nähe des Cap de la Nao (terminus Tartessiorum, Avien 463) haben die Tartessier Ansiedlungen gegründet (Avien 421). Die Phokaeer zogen aus dem tartessischen Handel reichen Gewinn — die Mauer ihrer Heimath soll aus einem Geschenk des Königs von Tartessos erbaut sein — und erzählten daheim Wunderdinge von dem reichen Lande; schon Anakreon kennt seinen König Arganthonios, der hundertundfünfzig Jahre lang auf dem Thron sass. Der Eindruck der Kunde von den Entdeckungen war ein gewaltiger: man glaubte das Ende der Welt erreicht zu haben, den die Erde umschliessenden Strom Okeanos, von dem Sage und Dichtung erzählten. »Ueber Gadeira nach Westen führt keine Strasse hinaus«, sagt noch Pindar (Nem. 4, 112). In einer kleinen Insel bei Gades erkannte man das Eiland Erytheia, von dem Herakles die Rinder des Geryones raubte (§. 427 A.), drüben auf der afrikanischen Küste liegt der Garten der Hesperiden, dort trägt Atlas den Himmel, draussen im Ocean sind die Inseln der Seligen. Die Felsen, welche die Meerenge einschliessen, das »Thor von Gades« (Pindar fr. 256 bei Strabo III, 5, 5), hat Herakles errichtet als Grenzpfähle der Erde.

Arganthonios: Anakreon fr. 8 (Strabo III. 2, 14. Plin. VII, 154 u. a.), bei Herod. I, 163 rationalisirt. Mainake ὑστάτη τῶν Φωκαικῶν πόλεων, östlich von Malaka Strabo III, 4, 2, nach Avien mit diesem identisch. Aviens Quelle unterscheidet die vorliegende Insel der Diana, die den Tartessiern gehört, von der Stadt, die in ihr nur griechisch gewesen sein kann [gegen Unger]. Nach Scymn. 116 ist die Stadt massaliotisch; über die andern Griechenstädte s. Bd. III. Dass die Anschauung von den Säulen des Herakles (deren geographische Fixirung den Alten viel Schwierigkeit gemacht hat) phoenikischen Ursprungs sei (I, 281), glaube ich jetzt nicht mehr.

430. Wie Tartessos sind alle Küsten des »sardischen« Meeres — in diesem Namen spricht sich die centrale Stellung aus, welche Sardinien als Verbindungsglied für die Fahrten im Westmeer einnahm — durch die Phokaeer erschlossen worden. Mit den Etruskern, den Ligurern, dem Ebrogebiet knüpften sie Beziehungen an; Sardinien und Corsica, auf dem sie um 565 in der Mitte der Ostküste die Stadt Alalia gründeten (Her. I, 165), sind durch sie in den Gesichtskreis der Ionier getreten. Am wichtigsten aber wurde die Colonie Massalia, welche sie um 600 v. Chr. an der Ligurerküste auf einer Landzunge mit vortrefflichem Hafen wenige Meilen östlich von der Rhonemündung gründeten. Die Eingeborenen, der ligurische Stamm der Salyer (Salluvier), nahmen auch hier die Fremden freundlich auf: nach der Legende erwählte sich die Tochter des Landeskönigs Nanos den gelandeten phokaeischen Gast zum Gemahl. Massalia ist rasch aufgeblüht und war, nachdem es Zuzug vom Mutterlande erhalten hatte (§. 438), im Stande, zahlreiche Colonien im Ligurerland und an der spanischen Küste zu gründen. Folgenreicher noch war die Eröffnung des Handelswegs längs der Rhone ins Innere des Continents. Massalia ist einer der Endpunkte des Bernsteinhandels geworden; auch die Rhone hat man daher wie den Po für den Eridanos gehalten.

Gründungslegende von Massalia: Arist. pol. fr. 239, überarbeitet, mit Einmischung der Gallier, bei Justin. 43, 3 (Timaeos), Plut. Sol. 2. Anders Liv. V, 34. Gründungsdatum nach Timaeos bei Scymn. 211 [aus Timaeos stammen v. 205—214, der ganze vorhergehende Abschnitt bis Ende 204 dagegen aus Ephoros, was Geffcken verkannt hat]. Solin II, 52. Hieron. (cod. B) Ol. 45, 2. 599. Weiteres Strabo IV, 1, 4. — Die moderne Hypothese, dass Phoeniker in Massalia gesessen hätten, ist gänzlich haltlos. Die aufgestellte phoenikische Etymologie ist falsch wie immer. Der hier gefundene karthagische Opfertarif ist, wie C. I. Sem. I, 165 zur Evidenz erwiesen ist, aus Afrika nach Marseille verschleppt. — Wenn Olbia auf Sardinien jemals griechisch gewesen ist, wird es von den Phokaeern gegründet sein.

Anfänge der karthagischen Macht.

431. Es konnte scheinen, als seien die phokaeischen Handelsfahrten die Vorläufer einer neuen grossen, das Westmeer umschliessenden Colonisation. Indessen dazu kam es nicht; vielmehr haben gerade sie den entscheidenden Rückschlag hervorgerufen. Die Phoeniker hatten sich Jahrhunderte lang eine Position nach der andern von den Griechen entreissen lassen. Das Handelsgebiet war viel zu gross, als dass die Mutterstadt Tyros auch nur den Versuch hätte machen können, es mit bewaffneter Hand gegen die Rivalen zu vertheidigen. Ueberdies war Tyros zu Ende des achten und Anfang des siebenten Jahrhunderts durch die fortwährenden Kämpfe mit den Assyrern gelähmt; höchstens vereinzelter Zuzug mag von hier aus den Colonisten gekommen sein. Den Colonien und Faktoreien aber fehlte die Widerstandskraft, und so mussten sie weichen, wo die griechischen Einwanderer Fuss fassten. So ist Sicilien bis auf die Westecke den Phoenikern verloren gegangen; jetzt bereitete sich in Spanien eine ähnliche Entwickelung vor. Nur ein Gebiet war unberührt geblieben. die Nordküste des westlichen Afrikas. Hier lagen zahlreiche bedeutende phoenikische Städte nahe bei einander, Klein-Leptis, Hadrumetum, Karthago, Utika, die beiden Hippo und gewiss noch manche andere an der Syrtenküste wie weiter im Westen; selbst tief im Innern Algiers in der Nähe des heutigen Aumale gründeten die Tyrier um 880 Auza (Menander bei Jos. ant. VIII, 324), offenbar durch die benachbarten Bergwerke gelockt. Unter diesen Phoenikerstädten gewinnt seit etwa dem Ende des siebenten Jahrhunderts Karthago die Führung; es beginnt zu Land und zur See seine Macht zu erweitern, die Grundlage zu einem mächtigen Reich zu legen. Wie das geschehen ist, wird uns nicht überliefert; falls die Alten davon Kunde hatten und Timaeos in seiner ausführlichen Geschichte Karthagos die ersten Stadien seiner Machtentwickelung hat darlegen können — eine Frage, die wir weder bejahen noch verneinen können —, so ist uns jedenfalls nichts davon erhalten.

Ueberhaupt ist uns fast alle zusammenhängende Kunde über Karthago verloren bis auf einen elenden Auszug, den Justin aus dem Geschichtswerk des Trogus, der wieder aus Timaeos schöpfte, gemacht hat. Justin hat hier wie überall äusserst liederlich und lediglich nach rhetorischen Gesichtspunkten gearbeitet; die wichtigsten Dinge verwirrt er oder übergeht sie ganz, um ein paar rührsame Geschichten breit zu erzählen und moralische Betrachtungen daran zu knüpfen. — Karthagos Lage war äusserst günstig, nahe der Westküste Siciliens inmitten der grossen tunesischen Bucht mit trefflichem Hafen und fester Burg. Dadurch mag es früh seine Nebenbuhler überflügelt haben, so dass die kleinern Städte bei ihm Anschluss suchten. Nur sein nächster Nachbar Utika, an der Mündung des fruchtbaren Bagradasthals, konnte mit ihm rivalisiren: bis ins fünfte Jahrhundert hat es Karthago gegenüber seine Selbständigkeit behauptet.

Im allgemeinen HEEREN, Ideen II. BÖTTICHER, Gesch. d. Karth. 1827. MOMMSEN, röm. Gesch. I. MELTZER, Gesch. d. Karthager I, 1879. Ueber die Gründungsdaten von Karthago (nach Philistos 50 J. vor dem troischen Kriege, nach Timaeos 814/3 in demselben Jahre wie Rom) s. I, 282 und MELTZER's Kritik. Ob es auf Flüchtigkeit Justins oder Mangel an Ueberlieferung beruht, dass bei ihm zwischen der Gründung und den Anfängen der karthagischen Eroberungen um 600 eine grosse Lücke klafft, ist mit Sicherheit nicht zu entscheiden, doch das letztere weit wahrscheinlicher. Utika wird im officiellen Urkundenstil 348 und 215 neben Karthago besonders genannt (Καρχηδονίων καὶ Τυρίων καὶ Ἰτυκαίων δήμῳ καὶ τοῖς τούτων συμμάχοις Polyb. III, 24, 3, gleichartig VII, 9, 5. 7), dagegen im ersten Vertrage mit Rom noch nicht (Καρχηδονίοις καὶ τοῖς Καρχηδονίων συμμάχοις III, 22, 4). Das ist nur dadurch zu erklären, dass Utika erst nach ca. 500 in das karthagische Reich eingetreten ist, und zwar als vornehmster »Bundesgenosse«, mit formeller Wahrung seiner Selbständigkeit.

432. In noch ganz anderer Weise als Milet oder Korinth war Karthago ausschliesslich eine Handels- und Industriestadt. Das Landgebiet der Karthager wird ursprünglich sehr beschränkt gewesen sein; bis ins fünfte Jahrhundert zahlten sie den Libyern Grundzins und sicherten sich dadurch zugleich gegen feindliche Angriffe der einheimischen Stämme. Nicht

auf afrikanischem Boden ist die karthagische Grossmacht begründet, sondern durch die Schöpfung einer Seemacht und durch eine zielbewusst durchgeführte Handelspolitik, welche das Handelsgebiet ständig erweitert und gegen fremde Eingriffe sicherstellt. Das führte mit Nothwendigkeit zum Conflict mit den Griechen, und eben aus diesem ist Karthagos Macht erwachsen: die bedrängten Phoenikerstädte suchten und fanden bei ihm den Schutz, den weder das Mutterland noch sie selbst sich gewähren konnten. Karthago hat den Phoenikern gerettet, was sie von ihrer alten Position im Mittelmeer noch besassen, und nicht wenig von dem Verlornen wiedergewonnen. Mit der Heimath hat es immer enge Beziehungen, commerciell und politisch, aufrecht erhalten, die Pietät gegen Tyros stets gewahrt: Karthago war der vorgeschobene Posten der asiatischen Welt und besass in ihr ein Absatzgebiet, das ihm die Griechen trotz aller Concurrenz doch nie entreissen konnten. — Die erste auswärtige Eroberung ist, wenn wir einer Angabe des Timaeos trauen dürfen, die Besiedlung der Insel Ebusos (auf Münzen אי בשם), der grösseren der Pityusen, im Jahre 654 gewesen. Dann fasste man auf Sicilien festen Fuss. Die Phoeniker, welche früher die Insel umsiedelt hatten, berichtet Thukydides VI, 2, zogen sich vor den Griechen auf Motye Soloeis und Panormos zurück »im Vertrauen auf die Bundesgenossenschaft der Elymer und weil sie hier Karthago am nächsten waren«. Zu Anfang des sechsten Jahrhunderts hat der karthagische Feldherr Malchus (oder Mazeus, der Name ist unsicher überliefert) mit Erfolg auf Sicilien gekämpft, ob gegen Pentathlos (§. 422 — unsere Berichte darüber reden von Karthago nicht) oder etwa gegen Phalaris, ist nicht bekannt. Dann ging er nach Sardinien. Viele Jahrzehnte lang haben die karthagischen Heere hier Krieg geführt, zuerst unter Malchus, dann unter Mago und seinen Söhnen Hasdrubal und Hamilkar, bis der Widerstand der Eingeborenen gebrochen und wenigstens die Küsten dauernd unterworfen waren — die Ilienser im Innern und die Corsen auf der Nordspitze haben ihre Unabhängigkeit behauptet. Zahlreiche Karthager-

städte wurden auf Sicilien gegründet, zum Theil wohl als Erweiterungen altphoenikischer Ansiedlungen, so Karalis, Sulci mit der benachbarten Habichtsinsel (î naṣîm C. I. Sem. I, 139), Tharros u. a. Seit dieser Zeit finden sich in den sardinischen Gräbern karthagische Waaren neben den einheimischen Typen. Gleichzeitig beginnt die Erweiterung des afrikanischen Gebietes; wenn nicht früher, so sind jetzt die übrigen Phoenikerstädte ausser Utika Bundesgenossen der Karthager geworden. Zu Anfang des fünften Jahrhunderts (Periplus des Hanno) ist die ganze Küste bis nach Lixos am Ocean von Karthago abhängig, wenigstens soweit sie mit Städten besetzt war; auch hier haben die Karthager wohl schon im sechsten Jahrhundert nicht wenige Colonien gegründet. Sofort tritt hier der Charakter der karthagischen Politik deutlich hervor: alle Fremden werden von den Häfen westlich vom karthagischen Golf ausgeschlossen, ihr Handel auf die Hauptstadt beschränkt. Auch gegen die Libyer versuchte man das Gebiet zu erweitern und den Zins, den man ihnen zahlte, abzuschütteln, doch zunächst ohne Erfolg; das karthagische Heer wurde geschlagen, die Tributzahlung erneuert. Noch zu Anfang des fünften Jahrhunderts scheint von dem reichen Fruchtlande an der kleinen Syrte, dem Gebiet der Maxyer und Byzanten (Herod. Γυζάντες, Hekat. Ζυγάντες), nur wenig in karthagischem Besitz gewesen zu sein.

Im allgemeinen Justin. 18. 7. 19, 1. Für Sardinien vgl. Pausan. X, 17. Diod. IV, 30. V, 15. Arist. mirab. ausc. 100 (Grundlage überall Timaeos). Der periplus Hannos um 450 v. Chr. (vgl. C. Fischer, Unters. auf dem Gebiet der alten Länder- und Völkerkunde I, 1893) setzt die Herrschaft über die afrikanische Küste bis Lixos voraus. Leider ist aus den Fragmenten des Hekataeos fast nirgends zu ersehen, ob die zahlreichen von ihm genannten πόλεις Λιβύης bereits den Karthagern gehörten.

433. Die Begründung der auswärtigen Herrschaft hat auf die inneren Verhältnisse des Staats eine tiefe Rückwirkung geübt. Das Regiment in Karthago lag in den Händen der kaufmännischen Aristokratie. An der Spitze des Staats standen zwei Jahresbeamte mit dem auch in Phönikien (I, 285. 496) gebräuchlichen Richtertitel (suffetae). Ihnen zur Seite steht ein Rath. Sind Rath und Suffeten über eine Sache

einig, so braucht sie dem Volk nicht vorgelegt zu werden; andernfalls hat die Volksversammlung die Entscheidung (Arist. pol. II, 8, 3). In den Händen der Suffeten liegt die gesammte politische Leitung des Staats; daher werden sie von den Griechen immer »Könige« genannt. Ursprünglich mögen sie auch den militärischen Oberbefehl gehabt haben; dann aber wurden erwählte Feldherren an die Spitze der Heere gestellt. Von dem Moment an, wo die auswärtigen Kriege und die überseeischen Eroberungen beginnen, tritt damit ein neues Element in den Staat ein: die grosse Gefahr entsteht, dass die Armee und der Feldherr übermächtig werden und die legitimen Organe matt setzen oder beseitigen. Der Conflict ist sofort hervorgetreten. Als Malchus, so erzählt unser freilich aufs ärgste entstellter Bericht (Justin 18, 7), der nur mit den schwersten Bedenken überhaupt für die Geschichtserzählung benutzt werden kann, nach grossen Erfolgen in Sicilien und Afrika auf Sardinien eine schwere Niederlage erlitt, wurde er mit dem Rest des Heers zur Verbannung verurtheilt — vielleicht hat man die Truppen in einer Colonie ansiedeln wollen. Das Heer bestand damals offenbar noch aus Bürgern; es war nicht gewillt, sich der Entscheidung zu fügen, sondern beschloss die Rückkehr zu erzwingen, zunächst durch Bitten und Drohungen, als diese nichts fruchteten, mit Gewalt. Malchus rückte gegen Karthago vor und eroberte die Stadt. Zehn Rathsherrn liess er hinrichten, im übrigen hat er, so heisst es, die Verfassung nicht geändert. So konnte die regierende Partei sich von dem Schlage erholen; bald darauf wurde Malchus des Strebens nach königlicher Gewalt angeklagt und hingerichtet (um 550 v. Chr.). — Sein Nachfolger im Feldherrnamt war Mago, der nicht nur kriegerische Erfolge errang, sondern vor allem das Heerwesen von Grund aus reformirte. Die schlimme Erfahrung hatte den Karthagern die Augen geöffnet. Die herrschende Bevölkerung wurde fortan vom Kriegsdienste ausgeschlossen; die karthagischen Heere bestehn seitdem aus den Contingenten der Unterthanen und einer grossen Söldnertruppe, die aus allen Stämmen im Bereich des westlichen

Mittelmeers angeworben wird. Nur die Officiere sind Karthager; ausserdem ist dem Feldherrn wohl schon damals von der Regierung ein Ausschuss zur Controlle beigegeben worden. An der Spitze dieses Heers hat Mago in Sicilien, Sardinien, Afrika gekämpft und seine Stellung auf seine Söhne Hasdrubal (fällt um 520 auf Sardinien) und Hamilkar (fällt 480 an der Himera) und weiter auf seine Enkel vererbt. Nicht selten mögen sie das Suffetenamt mit der Feldherrnwürde vereinigt haben; Herodot nennt den Feldherrn Hamilkar 480 »König der Karthager« (VII, 165). Ein Jahrhundert lang hat der karthagische Staat diese Machtstellung des magonischen Hauses ertragen; die Gesundheit der inneren Zustände, wie sie bei einem aufblühenden, seinen Machtbereich stetig erweiternden Staat natürlich ist, liess es nicht zu Conflicten zwischen der Militärmacht und der Civilgewalt kommen, die Vielsprachigkeit der rohen Soldatenmasse, die nur durch die Disciplin ihrer Officiere und die Soldzahlung zusammengehalten wurde, wirkte zunächst als Gegengewicht gegen ehrgeizige Pläne der Feldherrn. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts begann dann der Conflict aufs neue: von da an beherrscht der Gegensatz und das Misstrauen zwischen der Militärmacht und der Staatsregierung die weitere Geschichte Karthagos. Er hat überall lähmend eingewirkt, am verhängnissvollsten aber auf die energische Durchführung einer zielbewussten Politik.

Ueber die karthagische Verfassung in der späteren Zeit sind wir durch Aristoteles II, 8 und gelegentliche Angaben bei Polybios, Livius u. a. wenigstens nicht ganz ununterrichtet; aber wie viel davon schon in älterer Zeit bestand, ist nicht zu sagen. Die Einführung des Collegiums der 104 Richter im fünften Jahrhundert (Justin. 19, 2) wird nicht die einzige Neuerung gewesen sein. Namentlich die Suffeten haben früher gewiss eine weit mächtigere Stellung eingenommen als später; Arist. pol. VIII, 10, 3 lässt daher die spätere Aristokratie aus der reinen Monarchie (τυραννίς) hervorgehn, wie in Sparta. Dass Magos militärische Reformen (Justin. 19, 1) in der Einführung des Söldnerheers und seiner Disciplin und Taktik bestanden, ist evident. Das Heer Hamilkars 480 (Herod. VII, 165) ist bereits das spätere karthagische Heer. — Die Darstellung der inneren Organisation des karthagischen Reichs muss dem folgenden Bande vorbehalten bleiben.

Die Etruskerherrschaft in Italien.

434. Um dieselbe Zeit vollzieht sich in Italien die Begründung einer einheimischen Macht. Der Wohlstand der etruskischen Städte war seit dem Eindringen des griechischen Handels ständig gewachsen, die heimische Industrie, durch die griechischen Muster bereichert und gefördert, machte ununterbrochen Fortschritte und exportirte ihre Erzeugnisse, namentlich die Kupferarbeiten für alle Bedürfnisse des Haushalts, aber ebenso z. B. goldbeschlagene Schalen, ferner etruskisches Schuhwerk und das Eisen von Elba (Aithalia), nicht nur zu den übrigen italischen Stämmen und nach Norden weit über die Alpen, sondern auch nach Griechenland (Kritias eleg. 1, 7). Mit den Kymaeern und vermuthlich auch mit den sicilischen Griechen bestanden rege Handelsverbindungen, Milet vertrieb seine Waaren über Sybaris nach Etrurien, Korinth seine Vasen, die phokaeischen Kaufleute suchten die etruskischen Küsten auf, die Geldprägung fand in den Etruskerstädten Eingang. Daneben gingen seit Alters feindliche Berührungen einher. Je weniger die Griechen daran denken konnten, sich an den Küsten Etruriens festzusetzen, desto ungehinderter konnten die Etrusker sich ihrer alten Neigung zum Seeraub — der natürlich auch von griechischen Piraten vielfach betrieben ward — hingeben. So bildete sich hier ein scharfer nationaler Gegensatz. Es ist begreiflich, dass als Gegengewicht gegen die Griechen die Karthager in den etruskischen Häfen freundliche Aufnahme fanden. Seit dem sechsten Jahrhundert mehrt sich aufs neue der phoenikische Import in Mittelitalien: in Praeneste, Caere, Volci finden sich in den Gräbern aus dieser Zeit zahlreiche karthagische Waaren (vereinzelt auch in Campanien), darunter eine grosse Silberschale mit Imitation aegyptischer Darstellungen und dem Namen des karthagischen Künstlers (oder Besitzers?) Eschmunja'ir, Sohnes des ʿAschto (Mon. dell' Inst. X, Taf. 32, 1). Unter den Etruskerstädten tritt in unseren Berichten die südlichste Küstenstadt Caere am meisten hervor, von den Griechen mit dem phoenikischen

Namen Agylla, »die Runde«, bezeichnet, den die Karthager ihr gaben; einer ihrer Hafenorte führt den Namen Punicum nach den Kaufleuten, die hier landeten. Bei den Griechen wird Caere gerühmt, weil es keinen Seeraub getrieben habe (Strabo V, 2, 3); es war die bedeutendste Handelsstadt Etruriens. Kaum weniger mächtig und glänzend waren nach Ausweis ihrer Mauern und Gräber seine Nachbarn Tarquinii und Volci, vielleicht auch weiter nördlich Vetulonia, Rusellae, Volaterra, und die mächtigen über ein ausgedehntes fruchtbares Gebiet herrschenden Binnenstädte Volsinii (Orvieto), Clusium, Cortona, Arretium, Perusia und dicht an der Latinergrenze nahe der Tiber Veji.

435. Der Aufschwung Etruriens führte zu einer Expansion des Volks. Die etruskischen Adligen liebten den Lebensgenuss mindestens eben so sehr wie ihre ionischen Standesgenossen, aber die spätere Verweichlichung war noch nicht eingetreten. Sie geboten über reiche Mittel und eine grosse Gefolgschaft, kriegerische Ausbildung und vortreffliche Waffen machten sie den benachbarten Bauernschaften überlegen; so zogen sie auf Beute und Eroberungen aus. Nur ausnahmsweise, wenn überhaupt, werden derartige Unternehmungen von der Gesammtheit des etruskischen Bundes ausgegangen sein, häufiger von den einzelnen Städten und ebenso oft vielleicht von einzelnen Adligen. Auch an Fehden unter den Etruskern selbst hat es niemals gefehlt. Ob die Ausbreitung in die Poebene, die Besetzung von Adria und Spina (§. 424) schon in diese Zeit fällt, ist mit Sicherheit nicht zu entscheiden; nach Süden dagegen sind die Etrusker seit dem Ende des siebenten Jahrhunderts stetig weiter vorgedrungen. Schon das südliche Etrurien mit Ausnahme von Falerii haben sie ja durch Eroberung gewonnen (§. 318. 321); jetzt wurde mit den Latinern um die Tibergrenze gekämpft. Zwischen den Grenzstädten Veji und Rom ging die Fehde ununterbrochen, namentlich um den Besitz Fidenae's, der festen Position am linken Tiberufer gegenüber der Mündung des Bachs von Veji, der Cremera, das Veji ebenso eifrig zu gewinnen, wie Rom zu behaupten

suchte. Aber auch andere Städte haben an dem Kampfe Theil genommen. Etwa um 600 v. Chr. wurde Rom von den Etruskern erobert. Seitdem gebietet in Rom ein etruskisches Königsgeschlecht, die Tarquinier — der Name zeigt, dass die Römer mit Recht seine Heimath in Tarquinii suchten. Ihren etruskischen Ursprung hat die römische Ueberlieferung, so sehr sie sonst die Spuren der Fremdherrschaft zu verwischen sucht, nicht bestreiten können. Sie denkt sich die Tarquinier als mächtige Herrscher, deren Macht sich weithin über Latium ausdehnt, und schreibt ihnen die Einführung etruskischen Prunks zu, des elfenbeinernen Königsstuhls, des Triumphzugs. Die ganze weitere Entwickelung der römischen Cultur steht unter etruskischem Einfluss. Die vornehmen Knaben sollen in etruskischer Sprache und in etruskischer Weisheit unterrichtet worden sein (Liv. IX, 36), nicht wenige etruskische Götter, so Minerva und Janus, haben in Rom Eingang gefunden, die etruskische Eingeweideschau und Blitzlehre, die Lehre von der Weihung des Templum sind hier heimisch geworden, ein sehr grosser Theil der römischen Namen ist etruskisch, in der Schrift hat man nach etruskischem Vorbild das Zeichen k aufgegeben und verwendet dafür das c, obwohl die Römer anders als die Etrusker in der Aussprache den G- und den K-Laut scheiden. Man sieht wie lange und viel Etruskisch in Rom geschrieben worden ist. Auch grosse Bauten werden, gewiss mit Recht, auf die Tarquinier zurückgeführt, so der Abzugscanal, welcher den Sumpf zwischen Capitol und Palatin trocken legte, das Staatsgefängniss, der in etruskischem Stil erbaute Tempel auf dem Capitol, die Stadtmauer. Die servianische Mauer freilich, welche die Tradition in diese Zeit setzt, umschliesst die Grossstadt der Samniterkriege, welche sich anschickt, Italien zu erobern, und ist gewiss erst in dieser Zeit entstanden; aber die Vierregionenstadt, die auch einmal ihre Mauern gehabt haben muss, wird der Tarquinierzeit angehören, ebenso vielleicht der vorgeschobene Wall über den Höhenrücken des Quirinal (agger Servianus). Rom war eben eine etruskische Königsstadt geworden; seine Herrscher suchten es denen

der andern Etruskerstädte gleich zu thun, hinter denen sie an Macht nicht zurückstanden. Der Erfolg der Tarquinier verführte andere etruskische Kriegshelden, ein gleiches zu versuchen. Die etruskische Sage erzählt von einem Abenteurer Caeles Vibenna, der mit seinen Schaaren in Etrurien umherzieht und nach mannigfachen Schicksalen schliesslich, wie es scheint, den Untergang findet. Die Wandgemälde eines Grabes aus Volci aus der Blüthezeit der etruskischen Kunst (etwa 3/2. Jahrh. v. Chr.) zeigt uns die Befreiung des Caeles Vibenna (Caile Vipinas) aus der Gefangenschaft durch seinen treuen Genossen Mastarna (Macstrna) und seinen Bruder Aulus Vibenna (Avle Vipinas) als Gegenstück zu der Opferung trojanischer Gefangener für Patroklos, und daneben die Ermordung des »Römers Gnaeus Tarquinius« (Cneve Tarchunies Rumach) durch Marcus Camiternas (Marce Camitrnas) als Gegenstück zu dem Brudermord des Eteokles und Polynikes, ein Beweis, wie lebendig diese Sagen bei den Etruskern waren. Die Gestalt des Caeles Vibenna ist von Varro aufgegriffen worden, um von ihm die Namen des mons Caelius, eines Hügels im Süden des Stadtgebiets, und der »Tuskergasse« (vicus Tuscus) zwischen Palatin und Capitol — in Wirklichkeit offenbar der Strasse, wo die etruskischen Kaufleute ihr Quartier hatten — abzuleiten; Varro und seine Nachfolger lassen ihn daher dem Romulus zu Hülfe ziehen. Kaiser Claudius aber, der selbst eine etruskische Geschichte geschrieben hat, erzählt in einer Rede, der römische König Servius Tullius sei nach etruskischer Ueberlieferung identisch mit Caelius' treuem Genossen Mastarna, habe nach dessen Untergang die Reste seines Heeres aus Etrurien geführt, den mons Caelius besetzt und das Königthum in Rom gewonnen. Die Gleichsetzung des Servius Tullius mit Mastarna ist wohl nur Combination; aber wahrscheinlich ist es immerhin, dass der Usurpator, den die römische Sage zwischen Tarquinius dem Vater und dem Sohn regieren lässt — sie macht ihn um des Namens willen zu einem ehemaligen Sklaven oder Kriegsgefangenen —, etruskischen Ursprungs war. Wohl mit Recht

wird auf ihn die Organisation des römischen Bürgerheers — denn das ist die sogenannte servianische Verfassung — zurückgeführt. Auch von andern etruskischen Eroberern berichtet die römische Sage, so von dem blutdürstigen Tyrannen Mezentius von Caere, der in die Aeneassage verflochten wird. Dagegen scheinen die Eroberungen des Porsena von Clusium erst in die Zeit nach dem Sturz der Tarquinier zu gehören (§. 499).

Im allgem. namentlich Gardthausen, Mastarna oder Servius Tullius 1882, der freilich in der römischen Ueberlieferung mehr Historisches sucht, als mir zulässig erscheint. Dass Mommsen die Etruskerherrschaft über Rom und den etruskischen Einfluss auf dasselbe bei Seite schiebt, ist aus dem Streben, dem Etruskerräthsel möglichst aus dem Wege zu gehen, sehr begreiflich, verkennt aber den Charakter der ältesten Geschichte Italiens. Und man sollte nicht ausser Acht lassen, dass trotz der Dunkelheit ihres Ursprungs die Etrusker doch für uns ein geschichtlich völlig greifbares Volk sind, weit mehr als z. B. die Karthager. — Ueber die Kämpfe um Fidenae vgl. O. Richter, die Fabier am Cremera, Hermes XVII, 425. Ueber die servianische Mauer O. Richter, Antike Steinmetzzeichen (Berl. Winckelmannsprogramm 1885) und seine Topographie Roms in Baumeister's Denkm. sowie im Handbuch der cl. Phil. III. — Vom Standpunkt der stadtrömischen Geschichte können diese Fragen erst später behandelt werden. Hier weise ich nur darauf hin, dass die Chronologie der Königszeit secundär ist und die Zusammenhänge der Sage natürlich vollständig ignorirt. — Tarquinius wird von der römischen Erzählung zum Sohn des aus Korinth vertriebenen Bakchiaden Demaratos gemacht. Bei Dion. Hal. III, 59 ff. Florus I, 5. Fast. triumph. wird er auch Oberkönig Etruriens, vgl. Strabo V, 2, 2. Caeles Vibenna: Claudius in der Lyoner Rede [zuerst von Niebuhr, Kl. Schr. II behandelt]: Servius Tullius, si nostros sequimur, captiva natus Ocresia, si Tuscos, Caeli quondam Vivennae sodalis fidelissimus omnisque eius casus comes, postquam varia fortuna exactus cum omnibus reliquis Caeliani exercitus Etruria excessit, montem Caelium occupavit et a duce Caelio ita appellitavit [die Inschr. -tus], mutatoque nomine (nam Tusce Mastarna ei nomen erat) ita appellatus est ut dixi. Varro ling. lat. V, 46 Caelius mons a Caele Vibenna, Tusco duce nobili, qui cum sua manu dicitur Romam venisse auxilio contra Tatium regem, etc. Ebenso Dion. Hal. II, 36. Festus p. 44 u. a. Tac. ann. IV, 64 setzt den Hülfszug des Caeles Vibenna unter Tarquinius Priscus, ebenso Festus p. 355, die Entstehung des vicus Tuscus dagegen Liv. II, 14 und Festus p. 355 unter Porsena. Damit sind so ziemlich alle Möglichkeiten erschöpft. Ueber das Gemälde aus Volci s. Mon.

ined. VI, Taf. 31 und Gardthausen l. c. Vgl. auch §. 439. — Mezentius: Cato fr. 9 ff. Justin. 43, 1. Liv. I, 2. Dion. Hal. I, 64. Virgil.

436. Auch südlich von Rom begegnen uns die Spuren der Etrusker. Bei Tusculum auf den Höhen des Sabinergebirges bezeugt der Name den Ursprung. Ausführlich hatte die Ausdehnung der Etruskermacht »fast über ganz Italien« Cato dargelegt, speciell ihre Herrschaft über die Volsker eingehend erwiesen (fr. 62 Serv. ad Aen. XI, 567). Wie die Volsker im Gebirge, wird ihnen auch die Küste unterthan gewesen sein. So stand ihnen der Weg nach Campanien offen. Die reichste und lockendste Landschaft Italiens wurde von ihnen erobert, Capua und Nola wurden Etruskerstädte. Undenkbar wäre es nicht, dass die Etrusker zur See an die Volturnusmündung gekommen sind, aber weit wahrscheinlicher ist ein Vordringen zu Lande. Cato hat die Besetzung Capua's durch die Etrusker 260 Jahre vor die Einnahme durch die Römer gesetzt, d. i. wahrscheinlich um 600 v. Chr.; das wäre ungefähr dieselbe Zeit, in der Tarquinius die Herrschaft über Rom gewann. Von Capua aus haben die Etrusker den Süden der campanischen Ebene mit der Hauptstadt Nola besetzt; von hier aus sind sie an die Küste vorgedrungen. Herculaneum und Pompei am Fuss des Vesuv werden als etruskisch bezeichnet, ebenso ein verschollener Ort Marcina am Golf von Salerno. So war das Opikerland, das Gebiet des südlichen Zweiges der Ausoner, bis an die Grenze der sybaritischen Stadt Posidonia ihnen unterthan. Dagegen sind alle Versuche gescheitert, auch Kyme zu bezwingen und das phlegraeische Hügelland zu erobern (§. 498). — Eine Wirkung der Etruskerherrschaft in Campanien ist es wahrscheinlich, dass die sabellischen Stämme im Binnenlande die Schrift von den Etruskern entlehnt haben.

Mit Unrecht hat v. Duhn (§. 302 A.) im Anschluss an Niebuhr die Realität der Etruskerherrschaft in Campanien bestritten; archäologische Thatsachen können eine gesicherte Ueberlieferung zwar bestätigen, aber nicht umstossen, und das Vorkommen etruskischer Gefässinschriften aus dem vierten und dritten Jahrhundert in Campanien ist ja nicht zu bestreiten. — Velleius I, 7 folgt einer Ueberlieferung, welche die Gründung

Capuas und Nolas durch die Etrusker um 800 v. Chr. setzt, und fährt fort: sed M. Cato quantum differt! qui dicat Capuam ab iisdem Tuscis conditam ac subinde Nolam, stetisse autem Capuam, antequam a Romanis caperetur, annis circiter CCLX. Velleius bezieht das auf die Einnahme durch die Römer im J. 211; aber wohl mit Recht deuten Beloch, Campanien S. 8, und Gardthausen, Mastarna S. 19, die Angabe auf die erste Gewinnung Capuas durch Rom im J. 334 v. Chr. Strabo's Angabe V, 4, 3, die Etrusker hätten in Campanien zwölf Städte mit der Hauptstadt Capua [das auch sonst von caput abgeleitet wird] gegründet, ist wohl falsche Analogie zu den toscanischen Städten. Etrusker in Campanien auch Polyb. II, 17. Servius ad Aen. X, 145. Pompei und Herculaneum Strabo V, 3, 8. Marcina ib. 13; dazu stimmt, dass nach Plin. III, 70 das spätere Picentinerland zwischen Salerno und Silarus früher etruskisch war. Dass Capua als Etruskerstadt Volturnum geheissen hat (Liv. Serv.), ist wenig wahrscheinlich. — Auf die allgemeine Bezeichnung des westlichen Italiens (Dion. Hal. I, 29) und einzelner Städte wie Dikaearchia (Pausan. IV, 35, 12. VIII, 7, 3) und Suessa (Steph. Byz.) als etruskisch ist nicht viel zu geben.

Bündniss zwischen Karthagern und Etruskern. Schlacht bei Alalia.

437. So gehörte ein grosser Theil der italischen Westküste den Etruskern; nach ihnen nennen die Griechen das Meer westlich von Italien das tyrrhenische. Die Etrusker versuchten, den Namen zur Wahrheit zu machen. Fortwährend lagen sie mit den griechischen Kauffahrern und Piraten in Fehde. Wie Karthago nach Sardinien, so streckten sie die Hand nach Corsica aus; ebenso haben sie, wohl von Campanien aus, die liparischen Inseln wiederholt angegriffen. Das sind offenbar nicht nur Piratenzüge, sondern Versuche gewesen, sich hier an der Strasse nach Osten, nahe der südlichen Küste, festzusetzen. Uns wird von einem grossen Siege berichtet, den die Liparaeer über die etruskische Uebermacht davon trugen; zum Dank für die zwanzig den Feinden abgenommenen Schiffe weihten sie dem delphischen Apollo ebenso viele Statuen. Es ist begreiflich, dass der gemeinsame Gegensatz gegen die Griechen Etrusker und Karthager zusammenführte; das einer festen Geschlossenheit und Einheit-

lichkeit entbehrende Streben der etruskischen Städte und ihres Adels nach Machterweiterung wurde dadurch dem zielbewussten Vorgehn der karthagischen Handelspolitik untergeordnet. Etwa zu Anfang des sechsten Jahrhunderts mögen die Karthager mit den Etruskerstädten — wohl mit jeder Küstenstadt einzeln — feste Verträge abgeschlossen haben; »es waren Bestimmungen über Einfuhr und Rechtssatzungen über den Handelsverkehr (σύμβολα περὶ τοῦ μὴ ἀδικεῖν) und Bündnissverträge«, sagt Aristot. pol. III, 5, 11. Sie werden ungefähr dieselben Bestimmungen enthalten haben, wie der zu Ende des sechsten Jahrhunderts mit Rom geschlossene Vertrag (§. 500). In diesem wird Freundschaft und Bündniss geschlossen und der gegenseitige Besitzstand anerkannt. In Libyen, d. h. in den karthagischen Besitzungen östlich vom Eingang des Golfs von Karthago, und auf Sardinien wird den Fremden der Abschluss von Geschäften nur unter Vermittelung eines vom Staat anerkannten Notars (ἐπὶ κήρυκι ἢ γραμματεῖ) gestattet; dann aber übernimmt der karthagische Staat die Garantie, so dass der fremde Anspruch klagbar und die in dem Verkehr der griechischen Staaten unvermeidliche Selbsthülfe (§. 237) unnöthig wird. Dagegen die afrikanische Küste westlich vom schönen Vorgebirge (Cap Farina, auch Ras Sidi Ali el Mekki genannt) wird den Fremden gesperrt. Nur wenn der Sturm oder feindliche Verfolgung sie hierher verschlägt, dürfen sie anlaufen, aber lediglich kaufen, was sie für ihr Schiff brauchen; und in fünf Tagen müssen sie den Hafen wieder verlassen. Im schärfsten Gegensatz dazu wird in den sicilischen Besitzungen Karthagos der Verkehr völlig freigegeben — natürlich, denn hier gilt es, den griechischen Städten möglichst wirksam Concurrenz zu machen. Diese Bestimmungen bilden den Anfang des später völlig durchgeführten karthagischen Handelssystems; sie zeigen zugleich, dass Karthago damals in Spanien noch nicht Fuss gefasst hatte.

Kämpfe mit Lipara (Grundlage Timaeos): Pausan. X, 11, 3. 16, 7. Diod. V, 9. Strabo VI, 2, 10; Corsica: Diod. V, 13. XI, 88, vgl. Serv. ad Aen. X, 172. — Aus der Erzählung des Timaeos von einer von den

Karthagern entdeckten, äusserst fruchtbaren Insel im Ocean, deren Besiedelung durch die Etrusker sie gehindert hätten (Diod. V, 20. mir. ausc. 84), folgern O. Müller und Meltzer mit Unrecht ehemalige Feindschaft zwischen beiden Völkern. — Der Vertrag mit Rom Polyb. III, 22 ist offenbar nach einem feststehenden Schema entworfen. Polybios meint, die Karthager hätten den Römern die Emporien an der Syrte sperren wollen; aber gerade in Libyen wird ihnen ja der Handel gestattet. Die richtige Lage des schönen Vorgebirges (auch Liv. 29, 27: der Name war zu Polybios' Zeit nicht etwa verschollen, wie der von Mastia und Tarseion) hat Meltzer, comm. Fleckeisenianae 1890, 259 ff., erwiesen; sehr unglücklich ist der Gedanke C. Müller's zu Ptolem. II, 6, 14, den Fischer, Unters. auf dem Gebiet der alten Länder- und Völkerkunde I, 83, wieder aufnimmt, das schöne Vorgebirge sei in Spanien zu suchen.

438. Zur Bethätigung der karthagisch-etruskischen Bundesgenossenschaft fand sich bald Gelegenheit. Als Phokaea im Jahr 545 den Persern unterthan wurde, wanderte ein grosser Theil der reichen Kaufherrn aus, zum Theil nach Massalia, zum Theil nach der vor zwanzig Jahren auf Corsica gegründeten Colonie Alalia. Diese Bildung eines seemächtigen Gemeinwesens inmitten ihres Machtbereichs konnten die Verbündeten nicht dulden; im Jahr 540 griffen die Etrusker und Karthager mit je 60 Schiffen Alalia an. Die Phokaeer konnten ihnen nur mit 60 Schiffen entgegentreten. In der Schlacht schrieben sie sich zwar den Sieg zu, aber der grösste Theil ihrer Flotte und ihrer Mannschaft war vernichtet oder gefangen, ihre Stellung unhaltbar. So räumten sie Alalia und gingen mit Weib und Kind nach Unteritalien, zunächst nach Rhegion. Von hier aus haben sie an der Oenotrerküste südlich von Posidonia die Stadt Elea (Hyele) gegründet. Seitdem ist Alalia in etruskischem Besitz; auch eine Siegesstadt Nikaia sollen sie auf der Insel gegründet haben. — Die Schlacht bei Alalia bezeichnet den ersten entscheidenden Rückschlag gegen die bis dahin nirgends gehinderte Ausbreitung der hellenischen Nation. Die glänzende Stellung, welche Phokaea gewonnen hatte, war vernichtet. Was noch zu retten war, hat Massalia gerettet, und nicht nur mit Erfolg die Ligurerküste behauptet, sondern auch in Spanien festen Fuss zu fassen gesucht; als Karthago vielleicht schon bald nach der Schlacht bei

Alalia die Massalioten angriff, haben sie sich erfolgreich vertheidigt. Aber der Haupttheil des halberschlossenen Gebiets im Westen blieb dem griechischen Handel und der griechischen Colonisation verloren, und bald konnten die einheimischen Gegner zu neuen Angriffen übergehn.

Neben Herodot I, 165 ff. ist uns der Bericht des Antiochos bei Strabo VI, 1, 1 erhalten, der auch die Auswanderung nach Massalia erwähnt (ebenso Isokr. 6, 84. Timagenes fr. 7. Hygin bei Gellius 10, 16, 4). Darauf beruht Thuk. I, 13 »zur Zeit des Kyros und Kambyses war Polykrates seemächtig, Φωκαῆς τε Μασσαλίαν οἰκίζοντες Καρχηδονίους ἐνίκων ναυμαχοῦντες« (daraus Paus. X, 8, 6). Timaeos bei Diod. V, 13 nennt Alalia (lat. Aleria) Κάλαρις wohl durch Verwechselung mit Karalis auf Sardinien. Nikaia auch bei Steph. Byz.

Die etruskische Cultur.

439. Nach der Schlacht bei Alalia, erzählt Herodot, wurden die Gefangenen unter die Sieger vertheilt. Die Bewohner von Caere führten den ihnen zugefallenen Theil auf einen Platz vor die Stadt und steinigten sie. Zur Strafe dafür wurde die Stadt von schlimmen Zeichen heimgesucht. Da wandte man sich um Sühne nach Delphi. Der Gott befahl die Vollziehung von Todtenopfern für die Erschlagenen und die Einführung gymnischer Spiele und eines Wettrennens. Dieser Bericht ist typisch für die Entwickelung Etruriens; er zeigt, wie trotz des erbitterten Gegensatzes der Nationalitäten der griechische Einfluss ständig zunahm. In weitem Umfang erscheint das Leben in den Etruskerstädten wie eine Copie der griechischen Zustände. Die griechischen Spiele wurden von den etruskischen Adligen mit Eifer betrieben; Wagenrennen, Ringkämpfe, Wettlauf, Schaustellungen der waffenfähigen Jugend wurden in Etrurien ebenso heimisch wie in Griechenland, vielfach sind sie in den Gräbern und auf Thongefässen abgebildet. Nicht minder wurden die Festzüge zu Ehren des Dionysos mit ihren Scherzen und Masken übernommen. Die etruskische Dynastie hat diese Feste in Rom eingeführt. Der Circus für die Wagenrennen gilt als Bau des ersten Tarqui-

nius; der vorhergehende Festzug, bei dem die ganz nach griechischer Art (§. 373) als Silene und Satyrn verkleideten Possenreisser so wenig fehlen durften, wie die Musikanten, führt den Namen pompa, der in ähnlicher Weise gestaltete Einzug des siegreichen Königs in die Stadt heisst triumphus, d. i. griechisch dithyrambos — man sieht, wie völlig die etruskischen Vorbilder Roms in Form und Namen von Griechenland abhängig waren; auch der Preis des Siegers im Wettrennen ist wie in Griechenland ein Kranz. Ebenso fand die griechische Musik in Etrurien Eingang: die griechische Doppelflöte erschallt bei den Banketten des Adels, ein Bronzespiegel aus Volsinii zeigt den Helden Caeles Vibenna mit seinem Bruder Aulus einem jungen Sänger (also einem Kitharoeden) zuhörend, den ein Citherspieler begleitet (Helbig, bull. dell' inst. 1868, 216). Auch die Stoffe des griechischen Gesangs sind den Etruskern ganz geläufig geworden. Wer die unzähligen Darstellungen etruskischer Gräber und Vasen betrachtet, welche Scenen der griechischen Epen mit allem Detail wiedergeben, wird nicht zweifeln, dass den Etruskern nicht nur ihr Inhalt, sondern auch ihr Wortlaut ganz vertraut gewesen ist; offenbar hat wie später die römische, so vorher die etruskische Literatur mit einer Uebersetzung der griechischen Epen begonnen. Daran mag eine einheimische Literatur angesetzt haben, welche die fremden Stoffe weiter bildete und heimische, wie die Sage von Caeles Vibenna, hinzufügte; doch kann sie grossen Umfang nach Ausweis der Denkmäler nicht gehabt haben. — Von der griechischen Einwirkung auf die Religion ist schon geredet. Alle griechischen Götter erscheinen in Etrurien unter eigenem Namen oder, wie Zeus, Dionysos, Hephaestos, Athene u. a., identificirt mit einheimischen Gestalten. Ueber die Todten regieren Hades und Persephone, der Fährmann Charon wird der Todesgott. Den Einfluss Delphis zeigt die Geschichte von Caere; wie Spina (§. 424) hat auch Caere ein Schatzhaus in Delphi erbaut (Strabo V, 2, 3). Nach Olympia hat der Etruskerkönig Arimnestos seinen Thron geweiht (Paus. V, 12, 5). Dass

endlich in der Kunst die griechische Einwirkung nicht unterbrochen wurde, bedarf kaum der Bemerkung. Die orientalisirenden Gestalten der korinthischen Vasen sind in der etruskischen Decoration immer herrschend geblieben (vgl. §. 336). Aber daneben finden sich alle Darstellungen, welche in der griechischen Kunst aufkommen, auch in Etrurien, Scenen aus der Mythologie wie aus dem täglichen Leben, Grabstelen mit dem Bilde des Kriegers zu Ross oder zu Fuss (auch in den umbrischen Gräbern von Bologna), Abschiedsscenen und Darstellungen des Todtenmahls u. ä. Besonders stark tritt mehrfach der Einfluss Ioniens hervor. So findet sich sehr häufig die ionische Säule, mit mannigfachen Variationen, und manche Gräber, z. B. das sog. Pythagorasgrab bei Cortona, zeigen dieselben Formen, wie das »Grab des Tantalos« in Smyrna.

Circus maximus: Liv. I, 35. Dion. Hal. III, 68 u. a. Fabius Pictors Beschreibung der pompa und der ludi romani hat Dion. Hal. VII, 71 ff. bewahrt. Die von O. Müller, Etrusker II, 279 ff. zusammengestellten Erzählungen von griechischen Heroen und einheimischen Eponymen sind wohl sämmtlich nicht Volkssagen, sondern gelehrte Combinationen und Ausspinnungen griechischer Erzählungen.

440. Aber die Etrusker sind nicht nur Nachahmer gewesen; auf mehr als einem Gebiete haben sie das Fremde selbständig verarbeitet und Eigenes hinzugethan. In der Metallarbeit haben sie ihre aus heimischen Ansätzen erwachsene Meisterschaft zu allen Zeiten bewahrt; den etruskischen, mit mythologischen und ähnlichen Darstellungen verzierten Metallspiegeln z. B. und ebenso manchen Schmucksachen haben die Griechen nichts Gleichartiges an die Seite zu setzen. Desgleichen haben die Etrusker im Städtebau Hervorragendes geleistet. Die Entwicklung des Mauerbaus in Italien, des Polygonalstils wie des Quaderbaus, läuft dem griechischen parallel; aber in dem in Griechenland wenig entwickelten Gewölbebau stehn die Etrusker auf eigenen Füssen; die Thorbogen, die Anlage grosser gewölbter Abzugscanäle (z. B. der cloaca maxima in Rom u. ä.) sind hervorragende Schöpfungen ihrer Baukunst. Die Strassen sind breit und geradlinig, durchweg gepflastert, mit tiefen Rinn-

steinen und Steigen für die Fussgänger zu beiden Seiten. Breite auf den Fahrdamm gelegte Steine schaffen einen bequemen Uebergang. Die einzelnen Häuser sind meist isolirt, zwischen den Hausmauern laufen Abzugsgräben, durch umfassende Canalisation ist für die Reinlichkeit und Entwässerung der Städte gesorgt. Neben diesen materiellen Leistungen stehen die geistigen Fortschritte freilich sehr zurück. Die etruskische Cultur ist eben nicht innerlich durchgebildet, nicht von dem ahnungsvollen Drängen eines kräftigen Volksthums getragen, sondern sie hat sich die Errungenschaften anderer Völker zu eigen gemacht, äusserer Glanz und reicher Lebensgenuss sind die Bedürfnisse, die sie befriedigen soll. Auch in der Kunst fehlt ihr daher die Seele, die warme innige Empfindung; so genau sie die griechischen Vorbilder copirt, ihre Gestalten bleiben plump und kalt, auch als sie die tastenden Versuche der archaischen Epoche längst hinter sich hat; ein unschöner Realismus gewinnt die Herrschaft. In der Religion gelangt daher der Hang zum Formalismus zu voller Ausbildung; was ein Culturvolk durch angestrengtes Ringen der Gedanken sich zu erarbeiten sucht, ohne es je erreichen zu können, das leistet der Halbcultur bequem und mühelos die Negation des Denkens, die stumpfsinnige Regel. Je absurder, um so willkommener ist sie; wenn sie peinlich beobachtet wird, ist der Wille der weltbeherrschenden Mächte erfüllt und ihre Gnade gewonnen. So beherrscht das Ritual alle Seiten des religiösen Lebens; die Lehren von der Eingeweide- und Blitzschau, vom Vogelflug, von der Abgrenzung des Templum, von der Folge der menschlichen Geschlechter (saeculum), von den Göttercyklen wird bis ins kleinste Detail ausgebildet. Auch die Spiele sind Götter- und Todtenfeste, die genau nach der Regel abgehalten werden müssen; jedes Versehen macht eine Wiederholung der ganzen Feier (instauratio) nöthig. Die etruskische Weisheit gilt als Offenbarung des wunderbaren Knaben Tages, eines Sohnes des Genius, Enkels des Juppiter. Mit grauen Haaren kam er zur Welt, ein Ackersmann von Tarquinii pflügte ihn aus der Erde heraus; da offenbarte er dem zu-

sammenströmenden Volke seine Weisheit und starb dann sofort. Unter seinem Namen gehen die heiligen Bücher der Etrusker, die vielleicht erst in den folgenden Jahrhunderten aufgezeichnet sind, aber in ihren Anfängen gewiss ins sechste Jahrhundert hinaufragen. — Neben dem Ritualismus tritt die Kehrseite einer derartigen Cultur, die düstere Auffassung der Religion und die Neigung zur Grausamkeit, auch in Etrurien drastisch hervor. Charon, dessen Namen man den Griechen entlehnte, ist ein Greis von abschreckender Hässlichkeit, mit fletschenden Zähnen und langen Ohren, der mit dem Hammer seine Opfer erschlägt; neben ihm erscheint ein anderer, Schlangen gegen seine Opfer aussendender Todtengott. Auch in die Darstellung griechischer Sagen werden diese Gestalten eingeflochten, so in den Abschied der Alkestis von Admetos; Theseus und Peirithoos werden in der Unterwelt von dem Dämon Tuchulcha gepeinigt, einem Schreckgespenst mit Vogelschnabel, Eselsohren und Schlangenhaaren. Ansätze zu derartigen Vorstellungen finden sich auch in Griechenland, aber hier sind sie von der harmonisch fortschreitenden Ausbildung der Cultur überwunden worden. Die Darstellungen der etruskischen Gräber und Sarkophage enthalten mit Vorliebe blutige Scenen, Kämpfe und Mordthaten, das Opfer der trojanischen Gefangenen für die Seele des Patroklos u. ä. Das ist ein Ersatz für alte Menschenopfer bei der Bestattung. Auch im Leben verbindet sich die Befriedigung des Sinnenkitzels und der Wollust mit dem Hang zu Blutvergiessen und Grausamkeit. Je mehr Erfolge die etruskische Nation erringt, je weiter ihre Macht sich ausbreitet, desto stärker treten diese Züge hervor. In Etrurien hat sich keine innere Fortentwickelung der Nation vollzogen, die Herrschaft des Adels über die rechtlosen Massen ist wohl einmal angetastet, aber niemals gestürzt worden; und wenn der etruskische Adel in der Blüthezeit der Nation, im sechsten Jahrhundert, noch tapfer und thatkräftig war, so ist er in der Folgezeit in Wohlleben und stumpfen Sinnengenuss versunken. So hat die etruskische Cultur trotz allen Glanzes doch immer einen barbarischen

Charakter behalten. Beides, die Neigung zu wollüstiger Grausamkeit und der finstere Aberglaube, verbindet sich in den Gladiatorenspielen zu Ehren der Verstorbenen — einer etruskischen Erfindung, die wahrscheinlich in der Ueppigkeit Capuas zuerst aufgekommen ist und bestimmt war, einmal der Ausdruck der italischen Weltherrschaft und das Wahrzeichen zu werden, dass die griechische Cultur durch die römische Halbcultur ersetzt sei.

Durch die Ruinenstadt Marzabotto bei Bologna wissen wir, dass eine Etruskerstadt des fünften Jahrhunderts im wesentlichen schon ebenso ausgesehn hat wie Pompei; s. Brizio, una Pompei etrusca, Bologna 1887, und seinen Ausgrabungsbericht in den Mon. dei Lincei I. Die Ueberreste von Vei, Caere u. a. zeigen, dass die Städte Toscanas den gleichen Charakter trugen. — Für alles andere s. die Belege in O. Müller's Etruskern und in den etruskischen Denkmälern.

IV. Geistige Entwickelung des sechsten Jahrhunderts. Theologie und Philosophie.

Das Zeitalter der sieben Weisen.

441. Die Volkstradition fasst die hervorragendsten unter den Staatsmännern, welche in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts an der Spitze der Griechenstädte des Mutterlandes und Kleinasiens gestanden haben, unter dem Namen der sieben Weisen zusammen: es sind diejenigen Männer, welche den tiefsten Einblick gethan haben in den Gang der irdischen Dinge, welche mit fester Hand das Staatsschiff zu lenken wissen und in jeder Lage im Rath wie im Gericht die treffende Entscheidung finden. Periander von Korinth, Solon von Athen, Cheilon von Sparta, Pittakos von Mitylene, Thales von Milet, Bias von Priene, Kleobulos von Lindos bilden den Kreis der Sieben. Von manchem ist kaum mehr als der Name bekannt; von Kleobulos' Wirksamkeit wissen wir noch weniger

als von der des Cheilon oder des Thales. In kurzen Kernsprüchen, so glaubt man, haben sie die Summe ihrer Lebenserfahrung — denn das ist ihre »Weisheit« — niedergelegt. Mehrere derselben waren im delphischen Tempel eingegraben. Es sind Sprüche, wie »Erkenne dich selbst« oder »Die Uebung macht alles«, die einer Autorität als Stütze bedürfen; doch enthalten manche in der That eine treffliche Charakteristik des Mannes, dem sie zugeschrieben werden: so »alles mit Maass« (richtiger »nichts übertreiben«) für Solon, »es ist schwer tugendhaft zu sein« für Pittakos, den lesbischen Staatsmann, der allen Versuchungen widerstand und in den schwierigsten Lagen dennoch sein hohes Ziel nie aus den Augen verlor. Auch die Warnung vor der Bürgschaft (§. 348) passt gut in den Mund eines vorsichtigen und misstrauischen lakonischen Staatsmanns, wie es Cheilon gewesen sein wird. Frühzeitig hat die Legende ihre Ranken um die Sieben gewoben; man denkt sie in persönlichem Verkehr, beim Gastmahl vereinigt, man setzt sie in Verbindung mit den mächtigsten der ausländischen Herrscher, mit Amasis von Aegypten und Kroesos von Lydien. An den Hof von Sardes lässt man sie alle kommen (Herod. I, 29), Thales verkündet dem Lyderkönig die Sonnenfinsterniss des J. 585 und bahnt ihm den Weg über den Halys, Bias oder Pittakos macht ihm das Thörichte eines Angriffs auf die Inseln begreiflich, Solon repräsentirt gegenüber seiner Ueberhebung und seinem eitlen Stolz auf den Reichthum die Besonnenheit und Einsicht des Hellenen (vgl. §. 445 A.). Auch andere Gestalten schliessen sich an; so Myson, der Bauer vom Oeta, den Apollo für den weisesten der Menschen erklärt hat (Hipponax fr. 45), der Repräsentant des behaglichen Friedens des in seinem Kreise aufgehenden Landmanns im Gegensatz zu den nie endenden Mühen des Staatsmanns und des Denkers, so der bildungsdurstige Skythe Anacharsis, der nicht selten an der griechischen Cultur scharfe Kritik übt, so der lydische Sklave Aesop, der den grossen Weisen gegenüber die volksthümliche Lebensklugheit vertritt, die er in seinen Fabeln niederlegt. Die Ge-

stalt Aesops enthält gewiss einen historischen Kern; auch mag es richtig sein, dass die griechische Thierfabel ihre typische Gestalt zunächst in Kleinasien unter lydischem Einfluss gewonnen hat. Aber falsch ist es, zu glauben, sie sei erst in dieser Zeit entstanden und aus der Fremde importirt. Die Thierfabel ist bei jedem Volk heimisch und so alt wie Gesang und Dichtung, und sobald die Dichtung von der Höhe des Epos zum Volk herabstieg, tritt sie uns auch in Griechenland in der Literatur entgegen: schon Hesiod und Archilochos haben sie verwendet. — In derselben Weise ist die Räthseldichtung im Kreise der Sieben durch Kleobulos' kluge Tochter Kleobulina vertreten.

Es ist häufig verkannt worden, dass die Sage von den sieben Weisen, die uns in späterer Ueberarbeitung bei Hermippos (benutzt von Diodor lib. IX und Diog. Laert.) und Plutarch (conv. sept. sap.) vorliegt, in ihren Wurzeln auf die Zeitgenossen selbst zurückgeht, wie alle echte Sage. Schon zu Ende des sechsten Jahrhunderts stand sie offenbar in den Hauptzügen fest (vgl. Hipponax fr. 45. 79. Simonides fr. 5. 57. Heraklit fr. 112 Bywater bei Diog. Laert. I, 88), Herodot hat sie in Geschichte umgesetzt (I, 28. 29. II, 134; verwandt ist die Geschichte von Psammis und den Eltern II, 160), Plato kennt sie und ersetzt den Tyrannen Periander durch Myson (Protag. 343. pol. X, 600. Hipp. maior 281, vgl. epist. 2. 311), die Späteren haben dann noch weitere Namen hinzugefügt (Diog. Laert. I, 41 f.). Ein σοφός aus dem Westen ist Amyris von Siris Herod. VI, 127. Schon früh ist Thales, weil er und er allein zugleich speculativ thätig war, zum weltfremden Grübler gemacht worden (Plato Theaetet 174. Aristot. pol. I, 4, 5, eth. nic. VII, 7). Dass auch er ein Staatsmann war, wissen wir aus Herodot. Die Umwandlung des Begriffs des σοφός oder σοφιστής kann hier nur angedeutet werden; im fünften Jahrhundert bezeichnet das Wort nicht mehr den erfahrenen Praktiker, sondern das, was seit Sokrates Philosoph genannt wird. Daher glaubt Plato Hippias mai. 281, die sieben Weisen seien nicht politisch thätig gewesen. Das haben Aristoteles und die Peripatetiker, besonders Dikaearch (Diog. Laert. I, 40. 41) mit Recht bekämpft; vgl. Cic. de orat. III, 137 septem sapientes . . . hi omnes praeter Milesium Thalen civitatibus suis praefuerunt. — Anaximenes bei Diog. Laert. I, 40 meint, πάντας ἐπιθέσθαι ποιητικῇ, und Lobon von Argos, dem Diog. Laert. folgt, hat jeden mit einer Anzahl Gedichte ausgestattet (Hiller, Rh. Mus. XXXIII, 518); in Wirklichkeit hat nur Solon Gedichte hinterlassen. — Zur Aesopbiographie vgl. Crusius, Philol. N. F. VI, 202.

442. Das Zeitalter der sieben Weisen bildet den Höhepunkt der archaischen Culturepoche Griechenlands. Ueberall entfalten sich die Keime, welche das siebente Jahrhundert gepflanzt hat, zu neuen, kräftigen Trieben. Ein reger Eifer, das errungene Können und Wissen zu bethätigen und zu vermehren, eine frische Schaffensfreudigkeit geht durch die ganze Zeit. Der Staatsmann, sei er ein Selbstherrscher oder der erwählte Leiter eines freien Gemeinwesens, gestaltet den Staat nach den Grundsätzen, die ihm Weisheit und Erfahrung gegeben haben, er lenkt seine Politik mit weitem Blick nach einem festen Ziel. Aus dem Werk des Künstlers, der wieder und wieder versucht, sein Ideal im Stein zu verkörpern, spricht der Stolz über jeden neuen Fortschritt, über jede Annäherung an Naturwahrheit und lebensvollen Ausdruck, so naiv und unbeholfen es auch noch ausgefallen ist. Die belebten Scenen aus dem Leben und der Sage, mit denen der Maler die Vasen, der Bildhauer und Erzarbeiter den Tempel oder auch, wie in Sparta Bathykles von Magnesia, den Thronsitz eines Gottes schmückt, sie zeigen in ihrer Gestaltenfülle, in der Masse der sich drängenden und nicht selten sich ausschliessenden Motive die helle Freude über das erreichte Können, die Lust, dem Beschauer möglichst viel zu erzählen, Heiteres und Ernstes, die Ueberlieferung lebendig auszugestalten und weiterzubilden, womöglich in eine einzige Scene ein ganzes Epos zusammenzudrängen. Der Tempelbau nimmt immer grössere Dimensionen an; um die Mitte des Jahrhunderts werden Wunderwerke geschaffen, wie auf Samos der Tempel der Hera, den Rhoikos erbaute (Herod. III, 60), und der von Chersiphron erbaute Tempel der ephesischen Artemis. Als im J. 548 (Pausan. X, 5, 13. Euseb.) der delphische Tempel abbrannte, beschlossen die Amphiktionen einen Neubau im grössten Maassstabe. Von den auf 300 Talente angesetzten Kosten haben die Delpher ein Viertel durch eine grosse, in der ganzen griechischen Welt veranstaltete Sammlung aufgebracht, zu der auch Amasis von Aegypten beisteuerte; die drei übrigen Viertel sind aus dem Tempelschatz und vielleicht aus Beiträgen der

amphiktionischen Staaten beschafft worden (Herod. II, 180). Der ausgeführte Bau übertraf, dank der berechneten Munificenz der Alkmaeoniden (§. 490), noch den Entwurf; der neue Bau war der erste dorische Tempel mit einer Front von parischem Marmor (Her. V, 62; vgl. Pindar Pyth. 7, 10).

443. In der Elegie hat zu Anfang des sechsten Jahrhunderts Mimnermos von Smyrna das höchste geschaffen. Nur bei ihm trägt sie einen wahrhaft lyrischen Charakter; das erotische Element und die subjective Empfindung bestimmen den Ton seiner Gedichte. Gleichzeitig erreichte die Spruchdichtung ihren Höhepunkt in Solon und Theognis und den zahlreichen namenlosen Elegikern, von denen Bruchstücke in der grossen, unter Theognis' Namen gehenden Sammlung erhalten sind. Etwa in derselben Zeit hat in Milet Phokylides seine Weisheit in ganz knappen, regelmässig mit seinem Namen gezeichneten Sprüchen niedergelegt. Gleichzeitig schaffen in Mitylene Sappho und Alkaeos das abgerundete, für den Einzelgesang bestimmte Lied, den echten Träger der Lyrik. Wenig später ersteht in dem Sikelioten Stesichoros von Himera der Gesetzgeber des Chorgesangs, dem er die feste Form der von da an stets innegehaltenen strophischen Gliederung mit einem Abgesang nach jedem Stollenpaar gegeben hat. Die ältere Compositionsweise Terpanders wird dadurch verdrängt. Im Gegensatz zu der volksthümlichen Weise des Liedes und der Elegie herrscht hier eine getragene hochtönende Weise, die namentlich weniger begabte Dichter leicht zur Manierirtheit, zu gesuchtem, fast unverständlichem Ausdruck verführt hat. Nicht nur durch die Form seiner Gesänge ist Stesichoros maassgebend geworden, sondern ebensosehr durch den Inhalt. Auch seine Vorgänger haben vielfach aus der Sage geschöpft; aber erst Stesichoros macht die Sage zum Inhalt seiner Dichtungen. All die Stoffe, die das Epos behandelt hat, werden von ihm aufs neue bearbeitet und dabei nach den Bedürfnissen der Zeit vertieft und neu gestaltet. Damit wird der Untergang der epischen Dichtung besiegelt. Träger des fortschreitenden Lebens war sie schon lange nicht mehr, so gern sie auch überall ge-

hört, so vielfach sie noch von den kraftlosen Nachkommen der Aoeden weiter fortgesponnen wurde; jetzt muss sie auch ihren Stoff an eine neue Dichtungsform abgeben. Mit Recht macht die Legende den Stesichoros zum Nachkommen Hesiods.

Dass die Chrestomathie aus den Elegikern, die Theognis' Namen trägt, jedenfalls schon im fünften, wenn nicht im sechsten Jahrhundert entstanden ist, ist mir nicht zweifelhaft. — Phokylides wird bei Suidas und Eusebius um 540 gesetzt; tiefer wird man wegen der Erwähnung Ninive's fr. 5 nicht hinabgehen können. Gleichartig war der wenig bekannte Demodokos von Leros. — Stesichoros wird in die Zeit des Phalaris gesetzt (§. 423). Dem entsprechen ungefähr die Daten bei Suidas (ἐπὶ τῆς λζ ὀλυμπιάδος 632 ff. γεγονώς, ἐτελεύτησε δ' ἐπὶ τῆς νς 556 ff.) und Eusebius, wo seine Blüthe Ol. 42, 2. 611 [gemeint ist der Antritt des Alyattes], sein Tod Ol. 56, 2. 555 [codd. R. M. Ol. 55, 1. 560, wozu stimmt, dass nach der parischen Chronik 57 Simonides 559 geboren ist; gemeint ist die Epoche des Kyros] gesetzt wird. Natürlich sind das nur Schätzungen, ebenso wie die sinnige Angabe, dass in seinem Todesjahre sein grosser Nachfolger Simonides geboren sei (Euseb. Cic. rep. II. 20). Zu genauerer Zeitbestimmung fehlt jeder Anhalt; ungefähr ist der antike Ansatz offenbar richtig. Dagegen muss die Angabe chron. par. 50, Stesichoros sei 486 v. Chr. nach Griechenland gekommen, auf einem Versehen beruhen. Die biographischen Angaben über Stesichoros sind natürlich Fabel.

444. Wie die Kunst, zeigt auch die Literatur ihre localen Schulen. Aber ihre Wirkung ist universell; sofort verbreitet sich, was an einem Orte geschaffen ist, weithin durch ganz Hellas. Theognis kann sich rühmen, dass er bei allen Menschen berühmt ist (23): seinem Kyrnos hat er Flügel gegeben, mit denen er über das weite Meer in jedes Land fliegt, bei allen Gastmählern und Schmäusen ist er zugegen, die jungen Leute singen von ihm beim Komos zur Flöte (237 ff.). Ein reger Austausch umspannt die ganze Griechenwelt von Italien und Sicilien bis Kyrene und bis an die pontischen Küsten. Wie die Kaufleute ziehen die Sänger und Künstler, die Athleten und Wagenkämpfer von Ort zu Ort. Das Nationalfest in Olympia und die neuen Stiftungen zu Delphi, Korinth, Nemea bilden die grossen Mittelpunkte des nationalen Lebens; aber auch zu den Gymnopaedien in Sparta und den Panathenaeen

in Athen, zu den Lykaeen Arkadiens, den Festspielen in Argos, Theben, Sikyon, Eleusis, Marathon u. s. w. strömen die Wettbewerber und die Zuschauer von überall her zusammen (vgl. z. B. Pindar. Ol. 9. 13. IGA. 79). Einen zweiten grossen Centralpunkt bildet das delphische Orakel. Ueberall tauscht man aus, was man an Neuem und Eigenem mitzutheilen hat. Das Interesse an den Vorgängen der Fremde, an allem Merkwürdigen und Eigenartigen ist erwacht. Daher entsteht in der Zeit der sieben Weisen auch eine gesammtgriechische Tradition. Ihren Charakter haben wir schon kennen gelernt (§. 388); nicht das nackte Factum ist es, das sie bewahrt und im Gedächtniss erhält, sondern das Aussergewöhnliche und Charakteristische, das Individuelle, vor allem aber der Gegensatz zwischen dem menschlichen Thun und dem jäh hereinbrechenden Schicksal, zwischen Schuld und Sühne, das grosse Schicksalsproblem, das die Ereignisse den Mitlebenden immer wieder vor Augen führen und die Tradition immer aufs neue und immer tiefer zu erfassen sucht.

445. Auf diesem Boden erwächst das Grösste und Unvergängliche, was die Zeit der sieben Weisen geschaffen hat: ihr sittliches Ideal. Eine derartige Verbindung heiterer Lebensfreude mit tiefem sittlichen Ernst, ein derartiges Gleichmaass, das sich von der Rigorosität des Sittenpredigers eben so fern hält wie von roher Genusssucht, hat kein Volk und keine Zeit wieder geschaffen. Der grosse frische Zug, der die Zeit durchdringt, weht auch uns noch daraus entgegen. Die neu erwachte Individualität schaut in das Leben hinaus und sieht mit frohem Erstaunen, wie reich und wie schön es ist. Sie geniesst mit vollen Zügen. Aber eben deshalb lernt sie, was der ausgereiften, mit allen Gütern gesättigten Civilisation das schwerste ist, das Maasshalten. Wohl gibt es Männer genug, die nicht verstehen, sich selbst zu beschränken, denen das Gewonnene nur die Vorstufe ist zu immer grösserer Macht, zur Aufhäufung immer neuer Schätze, bis sie zu schwindelnder Höhe sich erheben, von der den Verblendeten der nächste Schritt jäh in den Abgrund stürzt. Aber gerade ihr Schicksal

zeigt dem, der das Leben wirklich durchschaut hat, die Grenzen der Menschheit; schon das übermässige Glück, schon die übergrosse Macht ist Ueberhebung, ist eine sittliche Verschuldung, die die göttliche Strafe herbeiführt. Wer es wirklich versteht, täglich Neues zu erwerben, geistig und materiell, strebt nicht ins Ungemessene, er begnügt sich mit dem, was er hat, weil ihm das Nächstliegende so viel bietet. So löst sich das grosse Problem der Verschuldung, das im Mittelpunkt des gesammten sittlichen und religiösen Denkens steht. Mannigfach verschieden sind die Wege des Schicksals, oft schiebt Zeus die Strafe hinaus; erst Kinder und Enkel büssen für das, was der Vater gesündigt. Aber unbeirrt hält der Glaube daran fest: wo Strafe ist, ist auch Schuld, sei es auch nur die Ueberhebung, das leichtsinnige Vertrauen auf das eigene Glück. Daher übt der Weise Tugend und Gerechtigkeit; er weiss, dass sie allein ein unvergängliches Gut ist, dass sie allein ihm die Gnade der Götter bewahrt. Eine philosophisch genügende Lösung des Problems ist das nicht, und die folgende Zeit hat den Schleier hinweggerissen, mit dem Solon und seine Zeitgenossen den Gegensatz zwischen der ethischen Forderung und den Thatsachen des Weltregiments zu verhüllen suchen[1]; aber auf ihr beruht der feste Glaube an sich selbst, an die Lösbarkeit der grossen politischen Aufgaben, an die Gerechtigkeit des göttlichen Regiments, der einen Solon, einen Pittakos und so viele andere fast verschollene Staatsmänner dieser Zeit nie verlassen hat, der durch keinen Misserfolg erschüttert werden kann; daher ihr sicherer Blick für das Erreichbare und ihre freiwillige Unterordnung unter die grosse Idee des Gemeinwohls; daher jene Harmonie des Wollens und Könnens, jenes innere Gleichgewicht der Stimmung und der Kräfte, wie es uns am grossartigsten in Solons Thun und Denken entgegentritt.

---

[1]) Es ist sehr bezeichnend, dass Herodot in dem Gespräch zwischen Solon und Kroesos dem Solon die Anschauungen seiner eigenen Zeit in den Mund legt: ἐπισταμενόν με τὸ θεῖον πᾶν ἐὸν φθονερόν τε καὶ ταραχῶδες, ohne zu ahnen, dass er damit das Gegentheil der solonischen Weltanschauung ausspricht.

446. Freilich fehlt auch die Gegenströmung nicht. In der fortgeschrittenen ionischen Welt ist man hinaus über die hehren und naiven Ideale, die im übrigen Griechenland noch so zweifellos geglaubt werden. Phokylides kritisirt nicht nur die unberechtigten Ansprüche der gedankenarmen Vornehmen, die sich einbilden, den Staat regieren zu können (fr. 4. 9), er zieht auch die Consequenzen aus den Sätzen, die von Solon so zuversichtlich vorgetragen werden. Wenn es wahr ist, dass das Wandeln auf den Höhen die Lebensgefahr bringt, warum denn überhaupt sich hinaufwagen? »Vieles ist für den Mittelstand am besten; dem Mittelstand im Staat will ich angehören« (fr. 62). Auch er mahnt zur Tugend und Gerechtigkeit; aber wenn für die Erreichung des sittlichen Ideals das behagliche Auskommen die Voraussetzung bildet, wie kann der Arme tugendhaft sein? »Erst suche Dir Lebensunterhalt, die Tugend, wenn Du bereits zu leben hast« (fr. 10). Es ist die Zersetzung der herrschenden Staatsidee, die sich zum ersten Mal in leisen Ansätzen hier ankündigt. Und auch der frohe Glaube an das Leben, der heitere Lebensgenuss, dessen Solon und Alkaeos sich erfreuen, dessen Verlust Theognis beklagt, geht den Ioniern der Lyderzeit verloren. Die Weisheit ist schal, der Genuss sättigt nicht mehr. Ohne ihn wäre das Leben nichts; aber er ist vergänglich und nie zu stillen; die Jugend entflieht, dahinter lauert das trostlose Alter und der bittere Tod. Das ist der Gedanke, den Mimnermos von Smyrna immer aufs Neue wiederholt. Auch er hat in seinen Elegien seine Heimath verherrlicht und zum Ausharren im Kampf gegen die Lyder nach der Väter Weise, freilich vergeblich, ermahnt (§. 391). Aber die Grundstimmung seiner Poesie bildet das unendliche Sehnen einer ewig ungestillten Liebessehnsucht, der tiefe Weltschmerz einer reichen, aber übersättigten und am Leben verzweifelnden Cultur. Die schrankenlose Subjektivität der Lyrik offenbart sich hier zum ersten Male. Nichts als Mühe und Noth bringt das Leben selbst für Götter und Heroen, geschweige denn für die armen Sterblichen; auf die kurze Zeit der Jugend folgt die entsetzliche Zeit des freudlosen

Alters. »Dem Tithonos gab Zeus nie endendes Uebel, das Alter, das schlimmer noch ist als der arge Tod.« »Möchte ohne Krankheit und schwere Sorgen im sechzigsten Jahre mich das Loos des Todes ereilen«, ist sein höchster Wunsch. Auch Solon hat an den seinen eigenen Gedichten an poetischer Kraft weit überlegenen Schöpfungen des Mimnermos seine Freude gehabt; er hatte die Fähigkeit, auch die Sentimentalität zu verstehen. Aber sie ist ihm fremd und er weist sie von sich: »Lass Dich auch jetzt noch bereden, nimm den Vers heraus und weigere Dich nicht, weil ich es besser als Du erkannt habe; ändere ihn und singe so: ‚im achtzigsten Jahre möge mich das Todesloos treffen'.« Es sind zwei entgegengesetzte Weltanschauungen, die hier auf einander stossen.

Stesichoros und die Anfänge des Rationalismus.

447. Das ethische Ideal, welches die solonische Zeit geschaffen hat, sucht die Dichtung zu verwirklichen, indem sie Götter und Helden nach seinem Bilde gestaltet und an ihnen die Probleme behandelt, welche die Zeit bewegen. Vor allem die Neubearbeitung der Sagenstoffe für den Chorgesang, wie sie Stesichoros geschaffen hat, hat diese Aufgabe ergriffen. Zwar ist uns von ihm kein einziges grösseres Fragment erhalten, aber die gewaltige Wirkung, die er geübt hat in Verbindung mit den Angaben über seine Behandlung der Stoffe lässt es nicht zweifelhaft erscheinen, dass die spätere ethische Auffassung der Sage, wie sie uns bei seinen Nachfolgern, z. B. Pindar, ausgebildet entgegentritt, grossenteils sein Werk ist. Er hat die Sagen nicht nur erweitert und den ganzen Westen in die Mythologie eingeführt, indem er z. B. den Aeneas nach Sicilien und Italien, den Herakles nach Tartessos ziehen liess, sondern vor allem hat er sie sittlich vertieft; er hat die grossen ethischen Probleme, die in ihr schlummern, herausgeholt und neue eingeführt. Wohl ist es auch ihm (fr. 26) wie dem Hesiod (fr. 112) das Werk der von Tyndareos beleidigten Aphrodite, dass seine Töchter Helena, Klytaemnestra,

Timandra fremden Männern nachlaufen; aber für ihn bedürfen ihre Thaten zugleich einer sittlichen Motivirung. Die Hinopferung der Tochter treibt Klytaemnestra in die Arme der Aegisthos und zur Rache an Agamemnon; und ihr Sohn ringt mit dem Conflict der Pflichten, er frevelt, wenn er den Mord des Vaters nicht rächt, er frevelt, wenn er die Rache an der Mutter vollzieht; nur ein Gott, nur der reine Apollo vermag das Problem zu lösen und Orestes den rechten Weg zu weisen. Die spätere Gestaltung der grossen Tragödie des Atridenhauses, die von Generation zu Generation sich steigernde Verkettung des Frevels und der sich forterbenden Verschuldung ist von Stesichoros geschaffen. Aber Helena, die Tochter des Zeus, die mächtige Göttin von Sparta, ist sie wirklich das leichtfertige Weib gewesen, das namenloses Elend über die ganze Welt gebracht hat? Dem Epos war das kein Gegensatz, ihm bleibt sie die gefeierte Heroine, auch wenn sie, von Aphrodite verführt, dem fremden Manne folgt. Aber die geläuterte religiöse Auffassung kann das nicht mehr ertragen; ihr bleibt nur die Alternative: entweder war Helena eine Frevlerin oder die Tradition ist falsch. Auch Stesichoros hat die Helena geschmäht; dann aber kamen ihm die Bedenken — die Legende erzählt, dass die zürnende Göttin ihm das Augenlicht raubte — und er widerrief, was er gesungen hatte: »nicht wahr ist diese Erzählung; nicht bestiegst Du die schöngebordeten Schiffe, noch kamst Du nach Troja's Burg.« Ein Trugbild haben die Götter dem Paris gegeben, sie selbst nach Aegypten entrückt, wo Menelaos am Ende seiner Kämpfe und Irrfahrten die reine Gattin wiederfindet. Aehnlich wird Stesichoros andere Mythen umgewandelt haben. Mehrere seiner Gedichte behandelten die Heraklessage; wie er dem Zuge zu den Rindern der Geryones fern auf der Insel Erytheia bei Gades und von da zum Atlas und zu den Gärten der Hesperiden an den afrikanischen Küsten des Oceans die massgebende Gestalt gegeben hat, so wird er auch das Idealbild des Helden geschaffen haben, wie es von da an fortlebt. Herakles ist fortan der Typus des Heros, das Vorbild des unverzagten, auf seiner eigenen Kraft ruhenden Mannes, des

wahren Adligen; den Genuss des Weins und der Liebe verschmäht er nicht, aber ohne Ermatten schreitet er vorwärts von Kampf zu Kampf, bis er alle Ungeheuer und Frevler auf Erden bezwungen hat und sich fern im Westen die Aepfel der Unsterblichkeit gewinnt.

Ueber Stesichoros und speciell seine Orestie s. vor allem Robert, Bild und Lied 170 ff. (vgl. 24. 78), dem ich nur darin nicht beistimmen kann, dass er in der Umwandlung der Atridensage eine tendenziöse Umgestaltung der einheimischen Sagen durch die Dorier sucht. Ueber die Behandlung der Heraklessage lernen wir einiges aus den Fragmenten (z. B. die Abweichung vom hesiodeischen Kyknos fr. 12. 67), und eine Umwandlung des Typus dürfen wir aus den entstellenden Angaben des Megakleides bei Athen. XII, 512 folgern; aber entscheidend ist, dass die spätere Zeit (Pindar) ein Idealbild des Herakles kennt, das von der Gestalt des Epos wesentlich abweicht. Die Gestalt, welche Wilamowitz (Euripides' Herakles I) dem Dodekathlos zuschreibt, wird im wesentlichen von Stesichoros geschaffen sein. [Oben §. 168 z. E., vgl. §. 169, habe ich leider Wilamowitz noch die Concession gemacht, dass Herakles der Träger des dorischen Ideals sei. Das ist nur eine Folgerung aus der falschen Auffassung, Pindar sei »der letzte Prophet des Dorerthums und seiner Ideale« (Wilamowitz l. c. 329); man hat sich eben gewöhnt, die Begriffe aristokratisch und dorisch gleich zu setzen, und Stammesgegensätze zu suchen, wo es sich um culturelle Gegensätze handelt.]

448. Nicht nur für die Dichtung, sondern noch mehr für die Fortbildung der Religion ist diese Mythenwandlung von der grössten Bedeutung. Auch die homerischen Dichter haben den Mythus umgestaltet, Hesiod und seine Nachfolger haben Widersprüche beseitigt und neue Motive eingeführt — um die Allmacht des Zeus gegenüber der Sage von der Misshandlung der Io durch Hera zu retten, wird erzählt, dass Zeus selbst die Io in eine Kuh verwandelt, um schwören zu können, er habe sie nie berührt, und dann die Bitte der Hera, ihr das schöne Thier zu schenken, nicht abschlagen kann, da er sich in seinem eigenen Netze gefangen hat (Forsch. I, 70). Gleichartig ist die Erklärung des Todes der Semele in der Umarmung des Zeus u. a. Aber alle diese Aenderungen enthalten noch keinen Zweifel an der Ueberlieferung — wenn Hesiod die Erfindungen des Aoeden für Lügen erklärt, so ist

das ein Protest gegen die bisherige Art der Dichtung, nicht gegen die Tradition —, im Gegentheil, sie setzen den Glauben an dieselbe voraus; sie ergänzen nur, was in ihr unvollkommen erscheint. Stesichoros dagegen erhebt Widerspruch gegen die Tradition; er citirt und bekämpft seine Vorgänger (fr. 12. 67, ebenso in der Helena). Bei ihm zuerst tritt der bisher latente Gegensatz zwischen dem ererbten Glauben und den fortgeschrittenen Anschauungen ins Bewusstsein. Die Unterschiede sind so gross und die Anstösse so augenfällig geworden, dass sie sich nicht mehr übersehen lassen. Damit entsteht der Rationalismus, die verstandesmässige Kritik der Tradition, der Versuch, ihre Mängel durch rationelle Umdeutung zu erklären. Seinem Ursprunge nach ist er hier so wenig wie sonst irgendwo irreligiös, im Gegentheil, er erwächst aus einer Steigerung des religiösen Bedürfnisses: um den Glauben an Helena zu retten, wird die Helenasage verworfen. Zunächst sind es immer nur einzelne Erzählungen, an denen das erwachende Denken ethisch oder physisch Anstoss nimmt. So hat Stesichoros an Wunder und an die Intervention der Götter so gut geglaubt wie alle vor ihm; aber dass Artemis einen Menschen in ein Thier verwandelt hat, erscheint ihm unmöglich: sie hat dem Aktaeon ein Hirschfell übergeworfen, und da haben ihn seine Hunde für einen Hirsch gehalten (Pausan. IX, 2, 3, dargestellt auf einer Metope von Selinus). Von da bis zu einer systematischen Kritik und Bekämpfung der Tradition ist noch ein weiter Weg. Aber der entscheidende Schritt ist geschehen. Indem der Verstand die geheiligte Tradition kritisirt, erhebt er sich zum Richter über sie; nicht mehr die gemeinsame Ueberlieferung, sondern die individuelle Ueberzeugung ist fortan die Grundlage des religiösen Glaubens.

Die neue religiöse Strömung und die Mysterien.

449. Mit den Anfängen des Rationalismus ist die Grenze erreicht, innerhalb deren sich die alte Religion überhaupt noch behaupten lässt. Die geistigen Führer der Nation haben sich

ein religiöses Ideal geschaffen, welches die Volksreligion von Grund aus umgestaltet. Die alten, sittlich nicht, wohl aber local und physisch mannigfach gebundenen Götter haben sich in universelle ethische Mächte umgewandelt, die hoch oben im Olympos thronen, unterthan einer festen, unverbrüchlichen Ordnung, die sich in dem Götterkönig verkörpert. Damit verflüchtigt sich, so wenig man sich dessen auch bewusst ist, zugleich ihre Individualität: sie alle sind nichts andres als Träger der einen, zugleich kosmischen und ethischen göttlichen Macht (§. 378). Die Athene, zu der Solon betet, der Zeus die Herrschaft über Athen übertragen hat, ist von der homerischen fundamental verschieden; sie ist lediglich die Vollstreckerin des Willens ihres göttlichen Vaters. Indem jetzt auch die heilige Geschichte vor den religiösen Forderungen nicht mehr Stand hält, ist der überlieferten Religion überhaupt die Axt an die Wurzel gelegt. Ausgleichsversuche mögen noch viele gemacht werden: aber die Consequenz lässt sich nicht mehr aufhalten, die Zeit ist nicht fern, wo der Bruch mit der gesammten Ueberlieferung offen erklärt wird. — Aber die geistig fortgeschrittenen Kreise sind nicht mehr die einzigen Träger der Entwickelung des griechischen Volks. Durch die Emancipation der unteren Stände sind die Massen auch auf religiösem Gebiete aus der Passivität herausgetreten. Die dadurch geschaffene Umgestaltung und Erweiterung der Culte, die Steigerung der Frömmigkeit haben wir schon kennen gelernt. Doch auch dem Volke genügt die überkommene Religion nicht mehr; sie braucht eine kräftigere religiöse Nahrung. Dieselbe Zeit, welche den Rationalismus geschaffen hat, erzeugt eine tiefe religiöse Bewegung in den Massen. Scheinbar bewegen sich beide Strömungen in entgegengesetzter Richtung; und doch erstreben sie nicht nur dasselbe Ziel, die Ersetzung des unbrauchbar gewordenen Alten durch eine neue Religion, sondern sie entspringen auch derselben Wurzel. Der Individualismus, der Staat, Literatur, Kunst umgestaltet hat, ergreift auch die Religion. Man bedarf einer persönlichen Verbindung mit der Gottheit, jeder einzelne will zu ihr in Beziehung treten,

sich ihre Gnade sichern; der erwachende Unsterblichkeitsglaube (§. 379) fordert religiöse Garantien auch für das Jenseits; er ruft alle Schrecknisse ins Leben, mit denen die menschliche Phantasie die unerforschbaren Zustände nach dem Tode umgibt, die Schauer der trostlosen Verlassenheit der in ewiger Nacht dahin wandelnden Seele und die Angst vor einer Vergeltung, vor einem drohenden Gericht. Der Geschlechtscult, auf dem ehemals die Existenz des einzelnen Familiengliedes beruhte, versagt hier um so mehr, je mehr der Geschlechtsverband seine praktische Bedeutung verliert; er wird eifrig weiter betrieben, weil er überliefert ist, aber er kann nicht mehr erwärmen, es sei denn, dass er seinen Verehrern einen geheimnissvollen Segen verkündet, wie dem attischen Geschlecht der Lykomiden der Cult in Phlya. Die Staatsgötter sichern wohl die Dauer und das Gedeihen der Gemeinde, aber eben darum leisten sie dem Einzelnen nicht genug. Noch weniger genügt das Lebensideal, welches einen Solon befriedigt. Schon bei Hesiod ist das Leben ein Elend; seit das Denken und der Individualismus erwacht ist, ist es erst recht zu einer schweren Bürde geworden, deren Druck man bei der Unbeständigkeit des Geschicks doppelt empfindet; und hinter ihm lauert der Tod und die trostlose Schattenexistenz im Hades. Erlösung ist es, was man von der Religion fordert, Befreiung des gedrückten Ichs, Durchdringung mit der Gottheit, einen festen Halt für dieses und jenes Leben, den nur der Glaube gewähren kann. Diese Bedürfnisse können die Olympier nicht befriedigen: der Sieg der epischen Anschauung, der sie in die seligen Regionen des Himmels erhebt, entrückt sie den Menschen. So wendet sich das religiöse Bedürfniss des Volks zurück zu den Formen der alten, längst überwundenen Naturreligion, zu den Göttern, die mit und in den Menschen leben und leiden, zu Dionysos, Demeter, Persephone und ihren zahlreichen Verwandten. In den Bauernculten haben sich die alten Formen erhalten; in ihnen steigt die Gottheit zu den Menschen herab. Wohl kann auch der Staat und der Blutsverband der Träger ihres Dienstes sein, aber zunächst

wenden sie sich an die durch freiwilligen Zusammenschluss ihrer Verehrer gebildete Gemeinde; sie fordern die persönliche Hingabe und Mitwirkung des Einzelnen. Daher bedarf es einer besonderen Weihe für jeden, der an der Gemeinschaft Theil nehmen will. Zu den nächtlichen Festen der »Rechtbringerin« (θεσμοφόρος, d. i. Demeter als die Ordnerin des menschlichen Lebens) vereinigen sich die Frauen, zu den rauschenden Kelterfesten des Dionysos mit ihren Umzügen und Possen die Bauern; an der Trauer der Demeter um den Verlust der Tochter, an der Freude über das Wiederfinden nimmt das ganze Volk thätigen Antheil. Demeter selbst hat das Fest gestiftet und seine Bräuche bestimmt, als sie umherirrte die Tochter zu suchen, Dionysos ist von Ort zu Ort gezogen, um die Menschen zu seinem Dienst aufzurufen und die Frevler zu bestrafen, die sich ihm widersetzten.

450. An sich betrachtet bezeichnet die Verbreitung des Cults der Demeter und des Dionysos einen Rückschritt zu einer längst überwundenen Stufe der Religion; ihre Gestalten stehen tief unter Apollo oder dem olympischen Zeus, sie sind von den religiösen und geistigen Fortschritten eines halben Jahrtausends kaum berührt. Das Demeterfest von Eleusis besteht aus absurden Ceremonien und derben Spässen — der Legende nach ist durch sie Demeter zuerst aus ihrer verderblichen Trauer gerissen —, die phallischen Processionen, die Tänze und Possen der dionysischen Festzüge, die Zerreissung des Opferthiers und die Verschlingung des rohen Fleisches durch die Schaaren trunkener Bakchanten und Mänaden tragen einen burlesken und derb sinnlichen Charakter. Aber sie befriedigen das neu erwachte individualistische Bedürfniss: sie geben dem einzelnen, was ihm die festen Formen der alten Staatsculte und die unnahbare Majestät der Olympier niemals gewähren konnten. Die persönliche Betheiligung, die Durchdringung mit der Gottheit in den Orgien der Demeter und des Dionysos, die unmittelbare Verbindung mit den ewigen Mächten durch die Weihung in den Mysterien, der Segen, der dadurch auf Erden wie im Reiche des Hades

gesichert wird, das sind die neuen Momente, die sie in die religiöse Entwickelung Griechenlands bringen, und um ihrerwillen bezeichnen sie trotz aller bizarren Formen doch einen religiösen Fortschritt, eine Verinnerlichung der Religion; sie sind der Bewegung gleichartig, welche im dreizehnten Jahrhundert die Bettelorden erzeugt hat. Anschaulicher noch als die Literatur — obwohl ja auch sie erfüllt ist von den Wirkungen des Dionysosdienstes — zeigt uns die Kunst die weite und in die Tiefen des Volkes dringende Verbreitung dieser Dienste; auf Schritt und Tritt begegnen uns die Darstellungen orgiastischer Scenen, die Symbole der Demeter und des Dionysos, die Aehre und der Wein, die mystische Kiste und der Thyrsosstab u. s. w.

451. Die Erdmutter hat man unter zahlreichen Namen und Gestalten, die später alle für Formen der Demeter erklärt werden, überall in der griechischen Welt verehrt, auch in den Colonien des Westens. Aber keiner dieser Culte hat so früh feste Formen und allgemeine Bedeutung erlangt, wie der von Eleusis. Schon der homerische Hymnus auf die Demeter aus dem Anfang des siebenten Jahrhunderts verkündet die Einsetzung der Orgien durch die Göttin und die Verheissung: »selig der Mensch, der sie geschaut hat; wer aber nicht geweiht ist und nicht Theil hat an den heiligen Handlungen, der hat nicht gleiches Loos nach dem Tode in der Weite des dunklen Reichs«. Der Segen der Königin der Unterwelt, welche zeitweilig ans Licht des Tages zu ihrer Mutter zurückkehrt, ist dem sicher, der ihr die Ehren erwiesen hat (480 ff. vgl. 365 ff.). Ursprünglich wurde der Gottesdienst von dem Adel des eleusinischen Staates verwaltet, und bei der Annexion durch Athen hat er seine Vorrechte behalten; aber attische Beamte treten ihm zur Seite, der Cult wird von dem Gesammtstaat geleitet. Seitdem wächst sein Ansehen ständig und überflügelt weitaus alle gleichartigen Culte; freigebig spendet Eleusis seinen Gnadenschatz jedem, der darum nachsucht; der attische Bürger kann jedem Griechen, ja dem Sklaven die Weihen übermitteln, wenn derselbe von Blut-

schuld rein ist. An vielen Orten werden Filialen des eleusinischen Dienstes gegründet. Nicht auf dem Geheimniss, in dem die überlieferten heiligen Handlungen (τὰ δρώμενα) vollzogen werden, beruht seine Wirkung — das kehrt bei vielen griechischen und ausländischen Gottesdiensten wieder, die nicht die geringste religionsgeschichtliche Bedeutung gewonnen haben —, sondern auf dem persönlichen Element der Weihe, der vorbereitenden Fasten, der orgiastischen Stimmung des Festzugs und des nächtlichen Dienstes, auf der an jeden einzelnen gerichteten Verheissung, die das Bedürfniss nach einer Fortexistenz der Persönlichkeit stillt. Der Glaube wird allgemein, dass wer die Weihen von Eleusis empfangen hat, einem seligen Geschick im Hades entgegengeht (Pindar fr. 137. Sophokl. fr. 753. Aristoph. ran.), während die Ungeweihten ein freudloses Dasein nach Art der homerischen Schatten führen — in ein (durchlöchertes) Fass lässt sie Polygnot auf seinem Unterweltsgemälde aus zerbrochenen Krügen Wasser schöpfen.

452. Der Dionysoscult hat seinen Hauptsitz im mittleren Griechenland, in Theben, in den Thälern des Parnass und Kithaeron, in den attischen Dörfern (Ikaria, Eleutherae). Aber auch in den Isthmusgebieten (Korinth §. 393, Sikyon §. 396), auf dem Taygetos, auf den Inseln (Naxos) und in Kleinasien, wo er mit dem Sabazios (I, 253) verschmilzt, ist er heimisch oder doch jetzt eingeführt; in Delphi tritt der Dionysoscult mit dem Apollos in Verbindung, in die eleusinischen Mysterien wird er, wohl im sechsten Jahrhundert, in der Gestalt des Iakchosknaben eingeführt; nur in Sicilien und Italien scheint er noch wenig Verbreitung gefunden zu haben. Auch sein Cult findet seinen Ausdruck vor allem in den grossen Festen, welche theils jährlich, theils in jedem zweiten Jahr sein Erscheinen und seinen Triumph, aber auch seinen Tod feiern. Aber anders als der Demeterdienst kann er sich völlig von dieser Grundlage loslösen; mit der dionysischen Begeisterung kann man sich jederzeit erfüllen, einen Dithyrambos singen, einen orgiastischen Umzug halten. Daher tritt hier neben den öffentlichen Cult in weitestem Umfang der private, der

in religiösen Vereinen (θίασοι) seinen Träger hat: die Vasengemälde des sechsten Jahrhunderts, namentlich aus Attika, sind voll von Darstellungen ihres ausgelassenen Treibens. — Auch in anderen Theilen der griechischen Welt haben sich aus alten Cultbräuchen orgiastische Dienste der gleichen Färbung entwickelt, die, wenn sie auch den genannten an Bedeutung nicht gleichkommen, doch zum Theil weite Verbreitung gefunden haben und zeigen, wie allgemein das Bedürfniss nach einer Umwandlung der alten Religion gewesen ist. Derart sind auf Kreta die Waffentänze der jungen Mannschaft, der Kureten, am Geburtsfest des Zeus — der kretische Zeus entspricht ja dem kleinasiatischen Sabazios und dem griechischen Dionysos —, in Ephesos die Feste der Artemis, die durch ganz Ionien und weit darüber hinaus eine ähnliche Bedeutung gewinnt wie für das Mutterland die eleusinische Demeter — die Phokaeer haben ihren Cult bereits in alle ihre Colonien übertragen (Strabo IV, 1, 4), und das alte Cultbild der latinischen Diana auf dem Aventin entlehnt ihr seine Gestalt. Ihr Cult wurzelt in der kleinasiatischen Religion, die seit Alters den Charakter eines orgiastischen Naturdienstes trägt. Auch ihr Vorbild selbst, die Göttermutter mit ihren Korybantenschaaren, findet Eingang in die griechische Religion. In Kyzikos wird sie, die Berggöttin vom Dindymos, mit nächtlichen Orgien gefeiert. Eine Legende, die darum so bezeichnend ist, weil sie den orgiastischen Dienst als Charakteristikum der griechischen Religion betrachtet, erzählt, der weise Skythe Anacharsis sei von seinen Landsleuten erschlagen worden, weil er den Dienst der kyzikenischen Göttin in seiner Heimath feierte (Herod. IV, 76).

Grundlegend für diesen und den folgenden Abschnitt ist Lobeck's Aglaophamos 1829, der mit den Phantastereien der Aelteren gründlich aufgeräumt hat. Die Neueren übersehen über den mythologischen und speculativen Fragen gewöhnlich das weit wichtigere religiöse Problem, das in dem Aufkommen der eleusinischen und bakchischen Culte liegt; so wenig wie Lobeck ist Rohde, Psyche 256 ff. darauf eingegangen. In grossem Zusammenhang hat Wilamowitz, homer. Unters. 199 ff. diese Fragen behandelt; einzelne seiner Annahmen sind allerdings mindestens

einseitig, die Zurückführung der späteren Gestalt der eleusinischen Religion auf Pisistratos und die Orphiker geradezu falsch. Der Kern liegt ja schon im Demeterhymnus vor (vgl. auch Diels, sibyll. Blätter 123). Das Neue ist vor allem die allgemeine Verbreitung, welche der eleusinische Dienst findet. Pisistratos hat höchstens den äusseren Abschluss gegeben. Dass orphische Einflüsse in Eleusis nicht nachweisbar sind und der auch nicht orphische Iakchos dem ursprünglichen Cult nicht angehört, hat im Anschluss an Lobeck und Rohde Kern MAI. XVI, 1 ff., XVII, 123 ff. weiter ausgeführt.

Die orphische Theologie.

453. So erwächst aus dem grossen Gährungsprocess der neuen Zeit trotz aller Anlehnung an die überkommenen Formen thatsächlich eine neue Religion. Aber sie ist nicht mehr die naive Religion eines naturwüchsigen Volkes, sondern sie entspringt aus dem dunklen Triebe des zum Selbstbewusstsein erwachten Menschen, der über die ihm gesetzten Schranken hinaus will. Das Dasein ist ein Räthsel und nur zu oft eine Last; von der Religion fordert der Gläubige die Aufklärung und die Befreiung, die er selbst sich nicht geben kann. Daher bedarf die neue Religion eines festen Systems, einer Theologie. Die ersten Anfänge einer griechischen Theologie haben wir bei Hesiod kennen gelernt. Er zuerst hat den Versuch gemacht, die Traditionen über Ursprung und Wesen der Götter und der Welt zu ordnen und mit den Ergebnissen des eigenen Nachdenkens zu einem System zu verbinden. Zugleich hat er die Sätze der theoretischen und praktischen Lebenserfahrung zu einem Lehrgedicht verbunden. Daran reihen sich die zahlreichen Gedichte, welche die Mythen und die Ursprünge der einzelnen Stämme und Städte ordnen und sichten. Bis weit ins sechste Jahrhundert hinein hat diese Literatur sich fortgesetzt (§. 375): das Interesse an den Anfängen des Menschengeschlechts und seiner Cultur und die Umwandlung der Anschauungen von den Göttern zeigen eben so gut wie der an die »Werke« angefügte Anhang über Tagewählerei und Vogelflug, wie manche Einschaltungen in der Theogonie, wie das neue auf Hesiods Namen gehende grosse

Werk über Ackerbau, über Pflanzen und Steine (ἔργα μεγάλα) und die Sammlung moralischer Vorschriften auf den Namen des Chiron, des Lehrmeisters der Heroen (Χείρωνος ὑποθῆκαι), dass man den verschiedenen Strömungen der Zeit gerecht zu werden suchte. Doch das Geleise war ausgefahren; für die grossen und freien Gedanken, welche die Lyrik bewegen, war hier kein Raum; für die neue religiöse Strömung aber reichte die Weiterspinnung des alten Fadens nicht mehr aus. Auch hier entsteht das Bedürfniss, die Ueberlieferung zu corrigiren: sie genügt dem Glauben so wenig wie dem Verstande. So weit wie möglich schliesst sich die Umarbeitung äusserlich der Tradition an; aber innerlich wird sie von Grund aus umgestaltet; sie ist zur Trägerin des neuen religiösen Systems bestimmt.

Mit Recht gelten die Grenzen zwischen Hesiod und Orpheus den Alten als schwankend; jüngere hesiodeische Epen wie der Aigimios werden dem angeblichen Orphiker Kerkops zugeschrieben. Unter Hesiods Werken erscheinen idaeische Daktylen (Suidas) und eine Hadesfahrt des Theseus (Paus. IX, 31, 5). Auch die Phoronis, die von Adrasteia, den idaeischen Daktylen und den phrygischen Kureten erzählte, gehört dieser Uebergangsschicht an, ebenso das den Abschluss der thebanischen Sagen bildende Epos Alkmaionis (Wilamowitz, hom. Unters. 73. 214), in dem die orphische Lehre vom Zagreus vorkam. — Durch die berechtigte Abneigung gegen die Phantastereien der Symboliker und das begreifliche, aber ganz unhistorische Streben, in der geistigen Entwickelung Griechenlands und speciell seiner Philosophie im Gegensatz zum Orient Mystik und unklare Schwärmerei womöglich ganz zu streichen, vor allem aber dadurch, dass das Studium der Mythologie rein religionsgeschichtliche Forschung überhaupt nicht hat aufkommen lassen, ist trotz Lobeck's glänzender Untersuchungen die Orphik lange Zeit ganz unbillig vernachlässigt worden; Schuster's These, die rhapsodische Theogonie sei eine Fälschung des zweiten Jahrhunderts n. Chr. (de veteris Orphicae Theog. indole 1869), hat allgemeinen Anklang gefunden, obwohl doch ihre Spuren bei Plato, Euripides und in zahlreichen Anspielungen der älteren Literatur (z. B. Herod. II, 81 τοῖσι Ὀρφικοῖσι καλεομένοισι καὶ Βακχικοῖσι, wodurch allein schon die centrale Stellung des Dionysos in der alten Orphik erwiesen wird) deutlich vorliegen, bis O. Kern, de Orphei, Epimenidis, Pherecydis theogoniis 1888, ihr Alter siegreich erwiesen hat [Zeller's Einwände dagegen in der neuen Auflage seiner Gesch. d. Phil. I, 96 ff. scheinen mir den Kern der Frage nicht zu treffen]. In Wirklichkeit ist ohne

richtige Würdigung der Orphik die griechische Entwickelung des sechsten und fünften Jahrhunderts, namentlich die der Philosophie, gar nicht zu verstehen. Im einzelnen bleibt noch vieles zweifelhaft und dunkel; eine neue Durcharbeitung und Ordnung der Fragmente ist dringend erforderlich [die Ausgabe von Abel 1885 reicht nicht aus]. Dabei müssten die religionsgeschichtlichen Zusammenhänge mehr verfolgt werden, als das für Lobeck, der erst das Fundament zu schaffen hatte, möglich war. Einzelnes bei Kern, Hermes XXIII und XXIV, namentlich in dem Aufsatz über die Kabiren, Arch. Jahrbuch III, 234, Archiv für Gesch. d. Philos. I, 498. II, 387. Im allgemeinen vgl. Wilamowitz, Homer. Unters. 199 ff.

454. Die neue Lehre, welche die alte Religion ersetzen soll, tritt eben darum in der Form einer Offenbarung auf. Was Homer und Hesiod, die bisherigen Autoritäten, verkünden, ist nur ein Abglanz der ächten, ursprünglichen Weisheit. Daher ist Orpheus ihr Prophet, der uralte thrakische Sänger, von dem die Argonautensage erzählt, der durch sein Lied Thiere und Menschen bezaubert, und der, um seine Gattin aus dem Todtenreiche zu befreien, selbst in den Hades hinabgestiegen ist und seine Geheimnisse geschaut hat. Sein Landsmann ist Eumolpos, der Begründer des eleusinischen Cults, sein Schüler Musaeos, auf dessen Namen gleichfalls nicht wenige Gedichte verfasst sind. Orpheus und Musaeos sind Söhne der Selene und der Musen (Plato pol. II, 364 e), sie stehen der Götterwelt weit näher als Homer und Hesiod, die für ihre späten Nachkommen gelten. Im schärfsten Gegensatz gegen die Lyrik und die gleichzeitig beginnende Prosalitteratur, in der die Verfasser sehr energisch ihre Individualität betonen, ist die orphische Dichtung daher nothwendig anonym oder vielmehr pseudepigraph so gut wie die Thora oder das Awesta. Freilich ist sie mit dem Anspruch, uralt zu sein, nicht durchgedrungen. Wie jung die angeblichen Gedichte des Orpheus oder Musaeos waren, ist aufgeklärten Männern der Folgezeit nie zweifelhaft gewesen; die theologische Offenbarung hat eben in Griechenland nicht wie im Orient die Herrschaft über das geistige Leben errungen. »Die Dichter, die älter sein sollen als Hesiod und Homer, sind nach meiner Meinung jünger«, sagt Herodot (II, 53); als Aegypter und Pythagoreer

bezeichnet er die angeblichen Orphiker und Bakchiker (II, 81). Die beginnende literarische Forschung hat daher auch nach den Namen der Verfasser gesucht. Manche erfanden einen jüngeren Orpheus, den man zu einem Pythagoreer und Krotoniaten machte (vgl. §. 502), andere schrieben die Gedichte dem Kerkops zu, ursprünglich einem neckischen Kobold, der dann in die Hesiodsage als Rivale des Dichters eingeführt ist (Aristot. fr. 65 Rose) — die orphische Dichtung ist ja nichts als der verbesserte Hesiod. Andere griffen geschichtlich bekannte Namen auf, wie Prodikos von Samos (oder Perinthos oder Phokaea), Zopyros von Heraklea u. a. Am meisten Anklang hat, namentlich durch Aristoteles' Autorität (fr. 9 Rose), in alter und neuer Zeit die Hypothese gefunden, der Verfasser sei Onomakritos von Athen [1]). Onomakritos war in der That ein Orphiker, der am Hofe des Hippias lebte und von ihm zu literarischen Arbeiten, darunter einer Sammlung der Orakel des Musaeos, verwendet wurde: dabei liess er sich, wie Herodot (VII, 6) erzählt, auf einer Fälschung ertappen (§. 483). Aber eben diese Erzählung, die den Anlass zu der Hypothese gegeben hat, ist zugleich ihre beste Widerlegung. Es liegt auf der Hand, dass es ebenso aussichtslos ist, nach den Verfassern der orphischen Dichtungen zu fragen, wie nach denen der Thora oder der neutestamentlichen Apokryphen. Wohl aber würden wir, wären uns die Gedichte vollständig erhalten, auch in ihnen eine Schichtung früheren und späteren Guts erkennen können; es wäre grundverkehrt, wollte man annehmen, dass eine bestimmte Persönlichkeit unter der Maske des Orpheus als Sektenstifter aufgetreten wäre. Die Orphik ist ein Product einer ganzen Epoche, ihre Literatur das Erzeugniss zahlreicher sich ergänzender und fortbildender theologischer Dichter. Das System der neuen Lehre war in dem grossen Epos

[1]) Das hat die wunderliche Wirkung gehabt, dass die orphischen Citate, die namentlich bei Pausanias unter Onomakritos' Namen angeführt werden, von den Neueren streng von den orphischen Gedichten gesondert werden; sie glauben alles Ernstes, es habe wirklich besondere Gedichte des Onomakritos gegeben.

niedergelegt, das die Späteren als die rhapsodische Theogonie oder auch als die Naturlehre (φυσικόν) bezeichnen. Daneben standen zahlreiche ergänzende und in Einzelheiten abweichende Dichtungen, theils lehrhaften Inhalts, so die Theogonie des Musaeos, ferner das »Netz«, dem vielleicht der Vergleich der Entstehung der lebenden Wesen mit dem Flechten eines Netzes angehört; die Hadesfahrt der Orpheus (auch Minyas genannt, vgl. §. 126 A.); die orphische Ueberarbeitung der hesiodeischen Werke und Tage, theils praktischen Zwecken dienend, wie die unter Orpheus' und Musaeos' Namen gehenden Orakelsammlungen und Hymnen.

455. Der grosse Gott der Orphik ist Dionysos. Aber ein Volk, dessen Religion ins Wanken geräth, sucht in der Fremde die Autorität, welche die eigenen Götter verloren haben. Das haben auch die Orphiker in weitem Umfange gethan; zuerst durch sie sind ausser den halbgriechischen Culten von Kreta phrygische und thrakische Dienste und Namen in grosser Zahl in die griechische Religion eingeführt worden. Sie haben den Cult der Göttermutter mit den bakchischen Orgien verbunden (Pindar fr. 79. 80. Eurip. fr. 472, vgl. Strabo X, 3, 10) und ihren Sohn Sabazios mit Dionysos identificirt, ebenso vielleicht die thrakische Göttin Bendis; die Legenden von den Kureten und Korybanten, von den Daktylen vom Ida, den Dienern der Göttermutter, die zuerst die Metalle bearbeitet und damit die Civilisation begründet haben, die bei Kyzikos verehrte phrygische Schicksalsgöttin Adrasteia sind durch sie den Griechen bekannt geworden, ebenso der den Phoenikern entlehnte Name des Kabiros oder der Kabiren, der »grossen Götter«. Nicht selten hat man deshalb die ganze Orphik auf fremden Ursprung zurückgeführt. Schon Herodot leitet die orphische Seelenwanderungslehre (II, 123) so gut wie die dionysischen Orgien, die nach ihm Melampus, der Seher der argivischen Sage, zuerst importirt, die späteren Weisen, d. h. die Orphiker und Pythagoreer, weiter ausgebildet haben (II, 49), aus Aegypten ab, und das ist ihm bis auf die Gegenwart immer

wieder nachgesprochen worden[1]), obwohl sich von einer Seelenwanderung in der gesammten aegyptischen Literatur keine Spur findet. In Wirklichkeit ist der fremde Einfluss doch nur ein ganz äusserlicher gewesen; so ist z. B. von den Phoenikern schwerlich mehr entlehnt als der Kabirenname, der von den Orphikern in die Culte von Theben, Lemnos, Samothrake, Milet (§. 389 A.) eingeführt und auf ganz verschiedenartige Gottheiten übertragen ist. Die grundlegenden Ideen sind überall griechischen Ursprungs und ein nothwendiges Product der einheimischen religiösen Entwickelung; aber sie sollen durch fremde Autoritäten gestützt werden.

Ueber die Kabiren s. jetzt Kern, Hermes XXV, 1 ff. auf Grund der deutschen Ausgrabungen im Kabirion bei Theben. — Die mystischen und orientalischen Autoritäten der Orphiker hat Plato copirt in der Diotima, die durch ihre Opfer einen zehnjährigen Aufschub der Pest bewirkt (sympos. 201), wie Epimenides für den Perserkrieg, und in dem Pamphyler Er, Sohn des Armenios, der wie Orpheus die Geheimnisse der Unterwelt geschaut hat und verkündet (rep. X, 614).

456. Die Hauptprobleme, welche die orphische Theologie lösen will, sind das Wesen der Gottheit und ihr Verhältniss zur Welt, und das Wesen und Schicksal der menschlichen Seele. Die religiöse Entwickelung des siebenten Jahrhunderts hatte Zeus zum Träger der einheitlich gewordenen Gottesidee erhoben; er regiert die Welt, die anderen Götter sind nicht nur seine Kinder, sondern auch die Vollstrecker seines Willens. Der bakchischen Religion dagegen ist Dionysos die alle Welt durchdringende und belebende Gottheit. Die Orphiker vereinigen beide Gedanken. Alle göttliche Macht ist nur Ausfluss der einen ursprünglichen weltbildenden Gottheit, die zugleich Dionysos und Zeus ist. Zu Anfang, so erzählt die orphische Theogonie in Weiterbildung der hesiodeischen Gedanken, waren neben dem Chaos, dem unendlichen Raum »ohne Grenze,

[1]) Auch ich habe darin gesündigt (I, 470). Herodot hat hier wie so oft die griechischen Anschauungen, die er aus Aegypten ableiten will, selbst nach Aegypten getragen oder von den dort ansässigen Griechen gehört.

Boden noch Thronsitz«, die Zeit (Chronos) und der Aether, der leichte feurige Urstoff. Dass alle drei persönlich vorgestellt werden, dass auch der ewige Stoff keine todte Masse ist, sondern nur als eine, wenn auch passive Macht gedacht werden kann, ist die Eigenart alles religiösen Denkens der Griechen. Aus Chaos und Aether bildet Chronos das silberne Weltei, und aus diesem geht die erstgeborene belebende Macht (Protogonos, Erikapaios [1]) oder auch Phanes, weil er zuerst in die Erscheinung trat) hervor, der Inbegriff alles Göttlichen, der Vater und Gestalter der Welt, die nichts anderes ist als die Manifestation und Entfaltung seines Wesens. Bei Hesiod ist die Liebe die zeugende Urmacht, das erste Element der Bewegung: ohne Eros können auch die Götter nicht entstehen. Das wird von den Orphikern beibehalten, aber es erschöpft das Wesen des Urgottes nicht. Phanes ist zugleich Dionysos, der die Welt durchdringende Gott, und Metis, die Einsicht, und alles Licht und Leben, zugleich männlich und weiblich. Er erzeugt die Urmutter Nacht und von ihr Himmel und Erde; er schafft Menschen und Thiere, Sonne und Mond, die Sonne gleichfalls eine Manifestation des Dionysos, der Mond eine zweite bewohnte Erde. Als er dann selbst hervortritt, vermag Niemand seinen Glanz zu fassen ausser der Nacht; und so bleibt er verborgen in der Höhle der Nacht, sie wird seine Prophetin für die Götter. Die weitere Göttergeschichte wird im wesentlichen nach Hesiod erzählt, doch nicht ohne tiefgreifende Abweichungen — so erscheint unter Zeus' Ammen die Schicksalsgöttin Adrasteia. Sie ist Ananke, der Zwang [2]); mit dem Recht zusammen haust sie in der Vorhalle der Nacht am Eingang der Wohnung des Phanes, sie schwingt »eherne Keulen und schallende Becken« und gibt den Göttern die Gesetze. Als dann Zeus der Götterkönig geworden ist, verschlingt er mit Hülfe der Nacht den Phanes — eine Umbildung der alten hesio-

[1]) Ueber den Namen s. Diels bei Kern, de Orphei Theog. 21 f.

[2]) Vgl. Wilamowitz, hom. Unters. 224, 22. Eurip. Helena 513. Kern, Arch. Jahrb. III, 235.

deischen Sage, dass Zeus die Metis, die Einsicht, verschlungen und so die Athene geboren habe. Phanes durchdringt alle seine Glieder; sein Wesen geht in den Götterkönig auf. So wird Zeus der Neubildner der Welt und die vollendete Verkörperung der Gottheit, wesenseins mit der Urmacht. »Zeus ist das Haupt, Zeus die Mitte, aus Zeus ist alles geschaffen; er ist männlich und weiblich, der Grund der Erde und des gestirnten Himmels, der Windhauch in allem, die Kraft des Feuers, die Wurzel des Meers, Sonne und Mond, Zeus ist der König, der Stammvater aller Dinge. Denn alles hat er verborgen und wieder aus sich ans Licht gegeben, Wunderthaten verübend.« »In den Augen des Vaters und Königs wohnen die unsterblichen Götter und die sterblichen Menschen, alles, was gewesen ist und was dereinst werden wird.«

457. Unter Zeus' Söhnen ist der grösste Dionysos mit dem Beinamen Zagreus, gezeugt von Persephone und Demeter, die den Orphikern nichts anderes ist als eine Form der Erdgöttin Rhea, der Mutter des Zeus. Dionysos ist vom Vater zum König der Welt bestimmt; schon als Kind setzt er ihn auf seinen Thron und gibt ihm das Scepter. Aber die Titanen, welche, von Hera angestiftet, die Weltherrschaft wieder zu gewinnen streben, betrügen seine Wächter, die Kureten, und bethören den Knaben durch schönes Spielwerk, »Kegel, Kreisel, Gliederpuppen und Aepfel der Hesperiden«. So geräth er in ihre Gewalt, sie zerreissen, braten und verzehren ihn. Nur sein Herz wird von Athene gerettet und dem Zeus gebracht, der es in dem dritten Dionysos, den Semele gebiert, dem Gott des Weins und der Orgien, wieder zum Leben erweckt. Die Titanen zerschmettert Zeus mit dem Blitzstrahl und zerstreut ihre Asche in alle Winde. — Diese Erzählung stammt wie der Name Zagreus wahrscheinlich aus dem trieterischen Dionysoscult des Parnass und ist wohl ursprünglich ein aetiologischer Mythus für die Zerreissung und Verschlingung der Opferthiere durch Bakchanten und Maenaden. Aber von der Orphik ist er kosmologisch umgedeutet und zum Träger ihrer tiefsinnigsten Speculation geworden. Durch die Asche der Titanen, welche

die Winde umhertragen, kommt der dionysische Funken in alle lebenden Wesen, auch in die Menschen. Die Seele ist ewig und unsterblich, ein Theil des Göttlichen. Freilich ein trauriges Loos ist ihr zu Theil geworden; die pessimistische Auffassung des Lebens bei Hesiod erscheint bei den Orphikern noch gesteigert. »Ein sündhaftes Geschlecht sind die Menschen, der Erde eine Last, Schattenbilder, die von nichts irgend wissen, unfähig, das Böse wie das Gute zu erkennen und zu ergreifen.« So ist der Körper für die Seele ein Grab oder ein Gefängniss, in das sie die Götter gebannt haben — desshalb verwerfen die Orphiker den Selbstmord als einen Versuch, dem Willen der Gottheit zu trotzen; auch hier steht die neue auf der volksthümlichen Empfindung ruhende Lehre im Gegensatz gegen die namentlich in den höheren Kreisen herrschende Anschauung (Plato Phaedo 61 f.). Mit dem Tode verwehen die Seelen der Thiere und Vögel in die Winde, bis sie wieder einen neuen Sitz finden; die Seele des Menschen aber führt Hermes in den Hades zum Gericht nach den Gesetzen der Ananke. Hier weilt sie eine bestimmte Zeit, büssend oder geniessend; aber eine ewige Stätte, wie der alte Glaube lehrte, hat sie hier nicht. Sie muss wieder zurück auf die Erde; je nach ihrer Schuld wird sie wiedergeboren bald als Mensch, bald als Thier in ewigem Wechsel. So entsteht ein ewiger Kreislauf, eine Verkettung vergangener Schuld mit dem gegenwärtigen Dasein, ganz wie in dem indischen Glauben. Aber es gibt eine Erlösung; der Persephone und dem Dionysos hat Zeus die Gabe gewährt, »den Kreis zu lösen und die Seelen vom Elend zu kühlen«. Die mystischen Weihen, welche Eleusis und die Orphik spenden, schaffen den gequälten Menschen Befreiung. Orpheus selbst ist ja lebend in den Hades hinabgestiegen; er kann berichten, wie es im Hades ausschaut, er schildert die Qualen der Verdammten im Tartaros und die Schmutzmassen, in denen die unreinen Seelen sitzen, und daneben die Seligkeit der Geweihten bei Trinkgelage und Gesang. Wie in jeder Religion ist die Weihe das erste und wesentlichste; aber sie allein thut es nicht: das Leben muss ihr entsprechen. Nur

der Tugendhafte und Reine ist der Erlösung gewiss: »viele sind Thyrsosträger, aber wenige sind Bakchen« (πολλοὶ μὲν ναρθηκοφόροι, παῦροι δέ τε Βάκχοι). So kann die Lehre zu der reinen Gestalt sich entwickeln, in der zu Anfang des nächsten Jahrhunderts Pindar sie ausspricht (Ol. 2, 101 ff.): das Gericht wartet jeder Seele, aber wer sich dreimal freigehalten hat von aller Sünde, geht ein auf die Inseln der Seligen in Kronos' Reich.

Zu den orphischen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode vgl. die Goldtäfelchen aus dem 4./3. Jahrhundert aus Thurii und Petelia bei Comparetti, J. Hell. Stud. III, 111 ff. Inscr. Siciliae etc. ed. Kaibel no. 638. 641. 642; Kern, Orphischer Todtencult, in »Aus der Anomia« S. 86. Zu Pindars Anschauungen (ausser Ol. 2 die Fragmente der θρῆνοι 129—133. 137) vgl. Lübbert, indices lect. Bonn W. S. 1887. 1888.

458. So hat sich die Dionysosreligion in der Orphik zum vollen Pantheismus entwickelt. Die halbstofflichen, halbbegrifflichen Urelemente sind ewig, noch keine Götter, aber die Wurzeln des Göttlichen. Sie schaffen aus sich die eine grosse Gottheit, die das All schafft, durchdringt und belebt. Die ganze Geschichte der Welt und der Götter ist nur eine Manifestation des einen lebendigen Urgottes, des Phanes-Dionysos, eine Entfaltung der göttlichen Urmacht zu immer reicherer Gestaltung, ein ewiger Werdeprocess. Auch die menschliche Seele ist nur ein Theil von ihm, ein verworfener, ins Elend gebannter; und doch winkt auch ihm nach allen Mühen die Hoffnung der Erlösung. Eine derartige Lehre verlangt auch einen Abschluss, ein Ende der Weltgeschichte, die zugleich die Geschichte der Gottheit ist; aber erst die Folgezeit hat die eschatologischen Vorstellungen ausgebildet, die orphische Theogonie wagt sich noch nicht daran: »mit dem sechsten Göttergeschlecht (dem des Zeussohnes Dionysos) beschliesst den Bau des Gesanges.« Nur in dürftigen Trümmern liegt uns das grosse Gedicht vor, welches die orphischen Lehren verkündete; wer das Ganze überblickt, wird der grossartigen Gedankentiefe dieser vielverkannten Schöpfung seine Bewunderung nicht versagen können und mehr noch staunen über die Energie des religiösen Denkens, welches die ganze Tradition zwingt, einem

einheitlichen System dienstbar zu werden und rohe Mythen wie den von Dionysos und den Titanen zu Trägern der tiefsten Lehren der neuen Offenbarung macht. In gleicher Weise haben Inder und Iranier, Hebraeer und Aegypter, als ihre Religion in das theologische Stadium trat, die alten Mythen umgewandelt und in den Dienst neuer sittlicher und religiöser Ideen gestellt. Dem Gedankeninhalt nach ist die Orphik der aegyptischen Theologie am nächsten verwandt, wenn diese auch, namentlich in ihren vom Zauberwesen noch fast erdrückten älteren Stadien, weit tiefer steht. Vor allem aber tritt auch auf diesem Gebiete die formelle Ueberlegenheit der Griechen über den Orient lebendig zu Tage. Auch die Fragmente lassen den hohen poetischen Werth der orphischen Theogonie erkennen, z. B. in der Schilderung des Phanes oder des Elends der Menschen oder der Berathung des Zeus mit der Mutter Nacht; das ist um so mehr anzuerkennen, da es sich vielfach um Gedanken handelt, die eigentlich überhaupt nicht in Worte gefasst werden können. Wie sehr der neue Inhalt und die religiöse Begeisterung die absterbende epische Form, die in den jüngeren Epen mühselig ihre Existenz hinschleppte, neu belebt hat, vermögen wir am besten aus der orphischen Einlage in die Hadesfahrt des Odysseus zu erkennen (Od. λ 566 bis 639). Die orphischen Kreisen entstammende Schilderung der Büsser in der Unterwelt und der Vergeblichkeit des irdischen Mühens in der Gestalt des Herakles gilt mit Recht für einen der schönsten Edelsteine selbst in der Strahlenkrone Homers.

Der orphische Ursprung der von Wilamowitz, hom. Unters. 142. 199 richtig abgegrenzten Interpolation der Nekyia ist bereits von den Alten erkannt worden; denn nichts anderes will es besagen, wenn λ 602 f. auf Onomakritos, d. i. den Verfasser der orphischen Theogonie (§. 454), zurückgeführt wird. Eben deshalb lässt die Ausmalung der Erzählung von der Pisistratidenredaction (§. 255 A.) diese durch eine Commission von Orphikern veranstaltet werden. — Für die Art, wie die Orphiker arbeiteten, sind die etymologischen Combinationen sehr charakteristisch. Sie sind eben so naiv wie die der Genesis und finden sich, was chronologisch wichtig ist, auch schon in jungen homerischen Epen (Od. α 62. τ 564 ff., ferner im Danaidenepos, Forsch. I, 80).

459. Das theologische System der Orphiker ist nur die theoretische Grundlage der praktischen Bethätigung der Religion. Die Orphiker wollen den Menschen zur ewigen Seligkeit führen und ihn erlösen aus den Qualen des Daseins. Deshalb verkünden sie ihr Evangelium und ziehen von Ort zu Ort mit der Aufforderung, die Gnadenmittel zu ergreifen, die es bietet. Immer ist es die einzelne Seele, an die sich ihre Predigt wendet; aus den Gläubigen bilden sich religiöse Gemeinden, mystische Conventikel unter der Leitung männlicher und weiblicher Priester und Propheten. Die mystischen Weihen (τελεταί) und die bakchischen Orgien sind die grossen Sakramente der Erlösungslehre. Aber die Ceremonie allein genügt nicht; der Gläubige soll sich heiligen, sein ganzes Leben soll sich durchdringen mit der göttlichen Offenbarung, er muss rein sein und bleiben, wenn er der Erlösung sicher sein will. Daher die orphischen Bussübungen und Fasten, die Reinigungen mit Thon und Kleie (Demosth. 18, 259) u. s. w. Das grösste Verbrechen, welches die Orphiker kennen, ist der Mord (vgl. auch Aristoph. ran. 1032). Aber auch wer ein Thier tödtet, frevelt an der Gottheit, denn auch die Thierseele ist ein Ausfluss des Dionysos und weilte vielleicht ehemals in einem menschlichen Körper. Daher ist den Orphikern die strengste Enthaltung von Fleischnahrung geboten (Plato leg. VI, 782. Eurip. Hippol. 952. fr. 472). Ehemals, so lehrt die Theogonie, verzehrten die Menschen ihr eigenes Fleisch; die fortschreitende Cultur hat ihre Sitten gemildert, jetzt ist nur noch der Genuss von Pflanzen gestattet. Daraus erklärt sich wohl auch das Verbot wollener Leichenhemden (Herod. II, 81). Ebenso ist, wir wissen nicht aus welchem Grunde, der Genuss der Bohnen verpönt. Aber auch für jede einzelne Lebenslage haben die Orphiker Heilmittel zur Hand, für Krankheiten und böse Vorzeichen, für die Sühnung von Vergehungen, für die Sicherung der göttlichen Hülfe zu besonderen Zwecken. Auch die Seelen der Verstorbenen können durch Sühnopfer aus der Qual erlöst werden (Plato rep. II, 364 e). Die orphischen Bücher sind voll von Hymnen, Beschwörungsformeln und vieldeutigen Sprüchen (χρησμῳδίαι, ἐπῳδαί, vgl.

Eurip. Alc. 966), aus denen der Priester die geeignete Formel unter mystischen Ceremonien abliest. Es geht hier wie in jeder Religion; die grossen Gedanken verkümmern in der Praxis und werden den betrogenen Betrügern, die sie verwerthen, ein Mittel bequemen Geldgewinns; die gesteigerte Religiosität erzeugt, da sie die Fälle ständig mehrt, in denen man der göttlichen Intervention bedarf, einen Wust krassesten Aberglaubens. Auch in den medicinischen Schriften, die unter Musaeos' (Aristoph. ran. 1033) und Orpheus' Namen gingen, und in den orphischen »Werken und Tagen« verbinden sich mit fortgeschrittener Beobachtung und Naturkenntniss mystische Formeln und eine peinliche Tagewählerei. Die Orphik verhält sich keineswegs ablehnend gegen die fortschreitende Erkenntniss z. B. in der Behandlung der Krankheiten und der Heilkraft der Pflanzen — die Schriften darüber gingen vorwiegend unter Musaeos' Namen (Aristoph. ran. 1033) —; aber auch die Beobachtung der Vorzeichen und Wunder, die Berechnung der richtigen Tage und Stunden ist ihr eine Wissenschaft; und so sind die einschlägigen Schriften, namentlich die orphischen Werke und Tage, voll von Aberglauben noch weit über das hinaus, was die hesiodeische Literatur bot. Daher entstehen in den orphischen Kreisen auch zahlreiche Orakelsammlungen, theils unter den Namen des Orpheus und Musaeos selbst, theils unter dem alter Propheten wie Bakis (Herodot, Aristoph. eq. 123. pac. 1070, Theopomp fr. 81 u. a.), Epimenides, des Skythen Abaris. Ihre Sprüche werden von herumziehenden Propheten (χρησμολόγοι) verkündet und gedeutet, die ihre eigenen Weissagungen daran anschliessen. Die private Weissagung tritt in Concurrenz mit der der apollinischen Orakel. Ueber Zukünftiges und Vergangenes — über das Epimenides allein prophezeite (Arist. rhet. III, 17) —, über das Wesen und den richtigen Cult der Götter wie über das Schicksal der Welt und der Völker wird hier Auskunft gegeben in möglichst dunkler und vieldeutiger Sprache; eben dadurch gewinnen sie sich ein um so grösseres Publicum.

460. Die ersten Ansätze der orphischen Lehre mögen noch dem siebenten Jahrhundert angehören; zu voller Ausbildung ist sie erst um die Mitte des sechsten Jahrhunderts gelangt. Bis auf Solon und Stesichoros hinab findet sich in der Literatur, soweit sie sicher datirbar ist (vgl. §. 453 A.), von ihr keine Spur; dann aber begegnet uns ihre Einwirkung auf Schritt und Tritt, bei Xenophanes, Pherekydes, Pythagoras, Pindar, Heraklit, Aeschylos; Ibykos zuerst nennt den Namen des »weitberühmten Orphen« (fr. 10 a). Mit den Anfängen der Philosophie steht sie in Wechselwirkung; gleichzeitig mit ihr und aus denselben Wurzeln ist sie erwachsen. Ihre eigentliche Heimath ist Attika, wie nicht nur ihr Zusammenhang mit Eleusis und dem attischen Dionysosdienst, sondern auch die Verwerthung specifisch attischer Sagen (Kern, Hermes XXV, 10) lehrt. Aber offenbar haben Männer aus allen Gauen Griechenlands an ihrer Ausbildung mitgewirkt, und rasch hat sie sich überall hin verbreitet; sie wird heimisch nicht nur in Mittelgriechenland und dem Peloponnes, sondern eben so gut in Ionien und auf den Inseln und in Grosshellas und Sicilien. Die griechische Welt füllt sich mit wandernden Propheten, mit Sühnpriestern und Wunderthätern, die ihre Gaben feilbieten und durch geheimnissvolle Bräuche und Opfer den Einzelnen und ganze Gemeinwesen von der Schuld befreien, die auf ihnen lastet, oder wenigstens das drohende Strafgericht hinauszuschieben vermögen. Voll recipirt ist die orphische Religion nur in dem engeren Kreise der Gläubigen; die Masse des Volks wendet sich an die Propheten nur, wenn sie in Noth ist oder wenn eine religiöse Erregung über sie kommt, und entnimmt im Uebrigen aus der neuen Offenbarung, was ihr zusagt, namentlich die Unsterblichkeitslehre und die neue Auffassung der Gottheit. Bei den Gebildeten mischt sich Anerkennung mit Zweifel. Daher erleidet die orphische Lehre mannigfache Variationen. Auch concurrirende Systeme wurden aufgestellt. So gibt sich eine gegen Ende des sechsten Jahrhunderts verfasste Theogonie als Offenbarung des Epimenides, eines attischen Heros aus dem Buzygengeschlecht, der aber hier zu einem Kreter

gemacht wird. Aus langem Wunderschlaf erwacht, verkündet er den »Kretern, den ewig verlogenen [1]), den bösen Thieren, faulen Bäuchen«, die Räthsel der Vergangenheit. Wie es scheint, waren hier die kretischen Sagen von Zeus' Geburt und Tod, von der Bergmutter Rhea, und die kretischen Orgien mit der orphischen Zagreusreligion verbunden. Der Ursprung der Welt wird auf Luft und Nacht zurückgeführt, die den Tartaros und aus diesem das Weltei zeugen; das ist eine Modification der orphischen Lehre. Auch die spätere Sagengeschichte war in dem Epos behandelt. Andere Offenbarungen scheinen an Apollo, namentlich an die delische Hyperboreersage, angeknüpft zu haben; denn in diesen Zusammenhang scheinen die Gestalten des Hyperboreers Abaris und des Prokonnesiers Aristeas zu gehören. Abaris trägt ohne zu essen einen Pfeil um die ganze Erde [ursprünglich wird er wohl von dem Pfeil getragen] und vollzieht auf Apollos Geheiss ein grosses Sühnopfer in Athen. Aristeas, der die Gabe besitzt, zu verschwinden und an anderer Stelle wieder aufzuleben, dringt über die Skythen hinaus zu den Issedonen vor und zieht hier über die Arimaspen und Hyperboreer Kunde ein. Unter ihrem Namen gab es Epen und Orakel; wie es scheint, hat die apollinische Religion den freilich wenig erfolgreichen Versuch gemacht, der bakchischen Orphik Concurrenz zu machen. Auch die delischen Hymnen des Lykiers Olen (§. 373) und manches Aehnliche dürfte hierher gehören, ebenso die Sammlung und Ueberarbeitung der delphischen Sprüche, die bei Herodot benutzt ist; sie soll die Untrüglichkeit des Orakels in helles Licht stellen.

Wenn Kern's sehr wahrscheinliche Annahme richtig ist, dass die Darstellungen des Kypseloskastens auf die orphische Theogonie Bezug nehmen (Arch. Jahrb. III, 234), so kann dieser nicht älter sein als das sechste Jahrhundert und ist erst durch etymologische Spielerei zu einem Weihgeschenk der Kypseliden geworden. Dagegen wäre vom historischen Standpunkt aus nichts einzuwenden. Ueber Epimenides' Theogonie s.

[1]) D. h. was sie glauben, sind Lügen, hier wird die richtige Offenbarung gegeben. Bekanntlich wird der Vers von Paulus ad Tit. 1, 12 citirt. Die Nachahmung Hesiods (theog. 26) hat Wilamowitz erkannt.

ausser KERN, de Orphei, Epimenidis, Pherecydis theogoniis vor allem WILAMOWITZ, Euripides' Hippolytos 224. 243. Dass der kretische Prophet keine geschichtliche Persönlichkeit, sondern aus dem attischen Heros entwickelt ist, hat auch TÖPFFER, Attische Genealogie 140 ff. erkannt; vgl. §. 400 A. Die Sühneceremonien bei Diog. Laert. I, 110 werden wohl dem Gedicht entnommen sein. Dass ihn Xenophanes schon kennt, gibt die wichtigste Altersbestimmung. Die Mysterien der kuretischen Bakchen des Zeus Idaios, die weisse (linnene) Gewänder und Enthaltung von der Fleischnahrung gebieten, welche Euripides in den Kretern fr. 472, vgl. fr. 912, in der Zeit des Minos bestehen lässt (zu dem Stück vgl. ROBERT, der Pasiphaesarkophag, Halle'sches Winkelmannsprogramm 1890, S. 22 f. WILAMOWITZ, Hippolytos 40), werden wohl der Lehre des Epimenides entstammen. — Ueber Abaris und Aristeas Pindar fr. 270. 271. Herodot IV, 13—16. 36. Plato Charmides 158. schol. Arist. eq. 729 und dann Heraklides u. s. w. Weiteres CRUSIUS und M. MAYER in ROSCHER's mythol. Lexicon I, 2814. 2837.

Die ionische Philosophie. Vermittelungsversuche.

461. Mit der Entstehung der orphischen Theologie hat die geistige Entwickelung Griechenlands dasselbe Stadium erreicht, auf dem die Culturen der orientalischen Völker dauernd stehen geblieben sind. Die religiöse Fixirung der gewonnenen Resultate in der Form einer Offenbarung legt allen kommenden Generationen einen festen Zwang auf. Sie ist das Ergebniss kühnen und vorwärts dringenden Denkens; aber mit dem Moment, wo sie zur Herrschaft gelangt, wendet sie das Antlitz der Nation nach rückwärts und setzt dem Denken eine Grenze, über die es, wenn es sie nicht zu sprengen vermag, nur durch Umdeutungen hinaus kann. Sie ist die Wahrheit, sie ist ewig und unwandelbar; daher fordert sie Unterwerfung. So bahnt sie demjenigen Stande den Weg zur Herrschaft, der ihre Gedanken praktisch verwirklicht und die Gläubigen leitet, zwischen ihnen und der Gottheit vermittelt. Die allgemein herrschende Anschauung, die geistige Entwickelung Griechenlands unterscheide sich von der des Orients vor allem dadurch, dass in ihr von einer Selbständigkeit, von einer leitenden Mittlerstellung des Priesterthums keine Spur zu finden sei, ist zwar nicht falsch, aber sie trifft den Kern der Sache nicht. Auch in Israel waren unter David und Salomo und noch Jahr-

hunderte später die Priester lediglich Beamte, sei es des Königs, sei es eines Privatmanns; in Aegypten ist im Alten und Mittleren Reich die Stellung der Priester genau dieselbe wie in Griechenland, erst die Vollendung des theologischen Systems schafft im Neuen Reich die allmächtige Stellung der Priesterschaft; nicht anders ist es in Indien gewesen, und auch in Iran sind die Magier erst im Sassanidenreich, als die Theokratie durchgeführt wird, der herrschende Stand geworden. Ueberall, wo wir die treibenden Kräfte der religiösen Bewegung genauer erkennen können, sind es keineswegs die Priester der altererbten Culte, die mit ihrer Stellung ganz zufrieden sind und überdies gar nicht die Macht haben, sich gegen ihre Brodherren aufzulehnen. Die Bewegung erwächst zunächst auf rein geistigem Boden: die Propheten Israels haben die Priester und ihren Betrieb des Gottesdienstes ganz ebenso scharf bekämpft, wie alle bestehenden staatlichen und socialen Zustände und Anschauungen, und für die Ausbildung des katholischen Systems, auf dem die christliche Theokratie beruht, ist es gleichgültig, ob seine Schöpfer Bischöfe waren oder nicht. Der Gewinn fällt, oft sehr gegen die Absicht der Urheber, der Priesterschaft zu; bei den Juden hat die Durchführung des Gesetzes, das die Ideen der Propheten verkörpern soll, das freie Gotteswort erstickt. Jede Offenbarungsreligion muss streben, die religiösen Interessen über die politischen zu erheben, die Nation in eine Gemeinde, eine Kirche umzuwandeln; ihr Ziel ist die Theokratie, das ist praktisch die Priesterherrschaft. Das Gleiche gilt von Griechenland. Hätte die orphische Religion die volle Herrschaft gewonnen, so wäre der Gewinn in erster Linie den bereits organisirten Priesterschaften der Orakel von Delphi, Branchidae, Delos, Abae, der Heiligthümer des Amphiaraos und Trophonios zugefallen. So wenig sie aus der Orphik erwachsen sind, so wenig sie zunächst mit ihr gemein haben mochten, der Gewinn aus ihren Ideen konnte ihnen nicht entgehen. Wir werden sehen, wie stark auch die politische Entwickelung dieser Bewegung entgegenkam. In der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts scheint

es, als ob auch Griechenland in die Bahnen des Orients einlenken würde, als ob das Resultat der langen tiefbewegten Entwickelung doch kein anderes sein würde, als die Entstehung einer weitern, in sich für alle Zeiten abgeschlossenen religiösen Cultur. Aber es ist nicht dazu gekommen: hier ist der entscheidende Wendepunkt der griechischen Geschichte. Gleichzeitig mit der Orphik entsteht eine Gegenströmung, welche die religiöse Bewegung durchbricht und in langem Ringen zu Boden wirft, und so die Einzigartigkeit der griechischen Entwickelung begründet. Noch einmal hat Ionien seine führende Stellung im geistigen Leben der Nation bewährt; es hat ihr ein letztes und höchstes Geschenk dargebracht, das, worauf für alle kommenden Generationen der Menschen die befreiende Kraft der griechischen Cultur beruht, die Philosophie.

462. Auch für die Philosophie ist die Unzulänglichkeit des bisherigen Weltbildes die Voraussetzung. Den Anstoss geben die neuen Erfahrungen, die, sobald die Augen einmal geöffnet sind, immer zahlreicher sich häufen und zu denen das Denken Stellung zu nehmen gezwungen ist. Das Bild der Erde hat sich gewaltig erweitert; die Umrisse des Mittelmeers von den Säulen des Herakles bis zum Phasis und zur Maeotis treten bestimmt hervor, dahinter die grossen Erdmassen der Continente, umschlossen von dem Ocean, den man im Westen und im Südosten (Babylonien und Suez) erreicht hat; die Berührung mit den innerasiatischen Reichen gibt die erste unbestimmte Kunde von den Völkern des Ostens. Noch stärker verschoben ist das Himmelsbild. Den alten Glauben, dass die Berge des Heimathlandes den Himmel tragen und die Götter auf ihrem Gipfel wohnen, hat selbst die populäre Anschauung aufgegeben; sie hat den himmlischen Olymp von dem thessalischen Berge losgelöst und den Atlas aus Arkadien in den fernsten Westen gesetzt. Die beginnende Erkenntniss hebt den Zusammenhang überhaupt auf; der Himmel ruht nicht mehr auf der Erde, sondern umgibt sie in weitem Abstand, Helios steigt nicht mehr zum Ocean hinab und fährt dann auf diesem zum Sonnenaufgang zurück, wie noch

Mimnermos und Stesichoros glauben, sondern er zieht seine Bahnen am Himmel und umkreist die Erde, oder er verschwindet im Westen und am nächsten Morgen entsteht eine neue Sonne. Die Gesetzmässigkeit der Bewegungen der Himmelskörper wird erkannt und damit die Möglichkeit geboten, die Himmelserscheinungen zu erklären und im Voraus zu berechnen. Noch mächtiger vielleicht wirkt die Erkenntniss, dass die Form aller Dinge einer unverbrüchlichen immanenten Gesetzmässigkeit unterliegt, die von ihrem Stoff ganz unabhängig ist: die ersten mathematischen Lehrsätze werden gefunden. Dazu kommt die wachsende Masse der Erfahrungen, welche die Naturbeobachtung, die Technik, die Medicin ergeben. Sie alle zeigen eine Gesetzmässigkeit in den Dingen, eine Nothwendigkeit in der Verkettung von Ursache und Wirkung, von Entstehen und Vergehen, im schärfsten Gegensatz zu der alten religiösen Anschauung, welche in den Erscheinungen die Bethätigung persönlicher, willkürlich handelnder Mächte sieht.

Für die Geschichte der Philosophie besitzen wir zahlreiche treffliche Einzeluntersuchungen und zusammenfassende Werke, allen voran Zeller's Gesch. d. Phil.; der Versuch freilich, die Entwickelung der Philosophie im Zusammenhang mit der gesammten geistigen und politischen Entwickelung Griechenlands zu begreifen, ist hier nicht unternommen. In dieser Beziehung ist Berger's Geschichte der wissensch. Erdkunde der Griechen mustergültig (allen Einzelheiten kann ich natürlich nicht zustimmen). Dem Parallelismus zwischen Orphik und Philosophie ist man erst in letzter Zeit näher getreten, so vor allem Freudenthal, Theologie des Xenophanes 1886, ferner Kern, Diels u. a. Gegenüber der Annahme einer Abhängigkeit der Orphiker von den ionischen Philosophen scheint mir allerdings zur Zeit noch die grösste Zurückhaltung geboten; von den Uebereinstimmungen wird weit mehr spontan sein, als es uns aus weiter Ferne scheint. — Weit verbreitet ist die Annahme, dass die Anfänge der griechischen Wissenschaft vom Orient beeinflusst seien. Einzelne astronomische, mathematische, medicinische Lehren mögen ja daher übernommen sein, aber eine tiefere Einwirkung vermag ich nirgends zu erkennen. Die babylonische Astronomie ist den Griechen erst weit später bekannt geworden, und die Wirkung Aegyptens, die wir erkennen können (§. 465), liegt auf ganz anderem Gebiet. Für die Geschichte der Mathematik zeigt das ausgezeichnete Werk von Hankel, zur Gesch. der Math. im Alterthum und Mittelalter 1874, den richtigen Weg, auf dem aber M. Cantor, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik, nicht viel weiter

gekommen ist; es gilt, aus den abstrakten Lehrsätzen die ursprünglichen Probleme und ihre Lösungsversuche wiederzugewinnen, welche die Grundlage für die Entwickelung der Mathematik gebildet haben. Für die anderen Wissenschaften, auch für die Historiographie, besitzen wir meines Wissens noch keine ausreichenden Darstellungen.

463. Auch die Orphik hat diese Probleme behandelt. Sie erklärt den Mond für »eine andere weite Erde, die Phanes ersonnen, mit vielen Bergen, Städten und Häusern«, und zersprengt durch diesen ungeheuren Fortschritt der Erkenntniss das homerische Weltbild vollständig; auch die Anschauung, dass die Sonne den Seligen unter der Erde leuchtet, scheint ihr nicht fremd gewesen zu sein. Sie beschäftigt sich mit der Heilkunde, mit der Entstehung des Lebens und der Seele, nicht wenige ihrer Lehren decken sich fast völlig mit den Speculationen der ältesten Philosophen; beide sind ja Erzeugnisse derselben Zeit und suchen dieselben Probleme zu lösen. Aber sie wahrt den religiösen Charakter; indem sie die Tradition verbessert, erkennt sie sie an und sucht sie aufs neue zu festigen. In den aufgeklärten Kreisen Ioniens dagegen ist die Religion keine Macht mehr; das Denken sprengt die letzten Fesseln, es verwirft jede fremde Autorität, aus eigener Kraft sucht es sich das Weltbild zu gestalten. Nicht Gotteserkenntniss, sondern Welterkenntniss ist, was es erstrebt, nicht als Wirkung unfassbarer übernatürlicher Mächte, sondern als gesetzmässige Entwickelung aus den durch die Erfahrung gegebenen einfachsten Elementen sucht es die Welt zu begreifen. Nicht als Offenbarung treten daher die neuen Lehren auf, sondern als Ergebniss des Nachdenkens des Einzelnen; das Individuum wahrt sich seine Rechte, es tritt mit seiner eigenen Autorität der Tradition entgegen. So entsteht die Wissenschaft zunächst als eine Einheit, als Zusammenfassung aller Erkenntniss; ihre Träger sind die »Weisen«, die den Zusammenhang der Dinge erkannt haben. Darin besteht der Fortschritt über die solonische Zeit hinaus; nicht mehr die praktische Einsicht in Politik und Ethik, die in Lebensregeln niedergelegt wird, sondern die theoretische Erkenntniss, die Befriedigung des speculativen

Verstandes, ist die Aufgabe. Die älteste Philosophie ist daher ihrer Methode nach zugleich empiristisch und rationalistisch, in ihren Ergebnissen materialistisch, nicht so, dass sie das Geistige aus dem Stoff zu erklären suchte — derartige Gedanken liegen dieser Zeit noch ganz fern —, sondern dass sie das Wesen der Dinge, das Gestaltende, im Stofflichen als dem durch die Erfahrung Gegebenen sucht, während die Religion umgekehrt die stofflichen Elemente als geistige, göttliche Potenzen erfasst. Von der unendlichen Schwierigkeit, ja der Unlösbarkeit der Aufgabe, die Welt zu begreifen, hat man noch keine Vorstellung; sofort wagt man sich an die höchsten Probleme, aus wenigen sicheren Erkenntnissen glaubt man ans Ziel gelangen, mit ihrer Hülfe all die zahlreichen Einzelprobleme spielend lösen zu können. Es ist der Gang aller menschlichen Entwickelung, dass sie in den Anfangsstadien die Ergebnisse vorweg zu nehmen versucht, deren Erreichung durch die Vertiefung der Forschung in immer weitere Ferne hinausgeschoben wird.

464. Die Heimath der Philosophie ist Milet, die commercielle und geistige Hauptstadt Ioniens. Vielfach mögen hier die Probleme discutirt sein, ehe sie zu einer festen Gestaltung gelangten. Als der erste, der sich durch theoretische Kenntnisse einen Namen erwarb und den Versuch machte, sie zu einem Weltbild zusammenzufassen, lebt Thales, der Staatsmann der Zeit des Alyattes, in der Erinnerung fort. Er hat die Sonnenfinsterniss vom 28. Mai 585 »den Ioniern vorhergesagt, indem er eben dies Jahr, in dem sie eintrat, als Termin für sie setzte« (Herod. I, 74). Mag die Berechnung noch so roh gewesen sein, sie setzt eine klare Einsicht in die gesetzmässige Bewegung der Himmelskörper und die Entstehung der Finsternisse voraus, welche mit den mythischen Anschauungen gründlich aufräumt. Wohl mit Recht schreibt daher die Tradition dem Thales auch die Kenntniss zu, dass der Mond sein Licht von der Sonne borgt. Ebenso wissen wir, dass er das Räthsel der Nilüberschwemmung, das er offenbar aus eigener Anschauung kannte, auf natürlichem

Wege durch die Wirkung der Passate erklärte. Auch mathematische Probleme werden ihn beschäftigt haben; die Vertheilung der grundlegenden Lehrsätze auf die ältesten Philosophen freilich, welche die Späteren vorgenommen haben, ist rein willkührlich. Als das Grundelement, aus dem sich die Welt gebildet hat, betrachtete Thales das Wasser; in ihm wird er wohl auch den Träger der belebenden Macht gefunden haben, welcher alle Dinge, auch leblose Körper wie den Magnetstein, durchdringt. So ist ihm, ebenso wie den Orphikern, aber freilich in ganz anderem Sinne, alles von Göttern erfüllt. — Von Thales' Weisheit hat die Tradition nur einzelne Sätze bewahrt; der volksthümlichen Anschauung galt er als ein Wundermann, der Kroesos' Heer ohne Brücke über den Halys bringt und sich zwar sonst um die irdischen Dinge nicht viel kümmert, aber, wenn er will, eine reiche Ernte aus den Sternen vorausberechnet und zu einem glänzenden Geschäft verwerthet. Einen grossen Schritt weiter hat in der nächsten Generation Thales' Landsmann Anaximander gethan. Er begnügt sich nicht, seine Weisheit den Altersgenossen und den jungen Leuten vorzutragen, die sich um ihn sammeln; er hat sie auch in einem Buch niedergelegt. Auch hier vollzieht sich der Bruch mit der Vergangenheit; an die Stelle der bisher alleinherrschenden poetischen Rede tritt hier, vielleicht zum ersten Mal in Griechenland, die schlichte Form der Prosa. Inhaltlich ist Anaximander weit über Thales hinausgegangen. Das Urprincip ist ihm nicht mehr ein bestimmter Stoff, sondern das Unbegrenzte schlechthin, d. h. das, was aller Materie gemeinsam ist, also dasselbe, was die Theologie in Chaos und Aether zu erfassen sucht. Es ist der Träger alles Lebens, ist ewig und unvergänglich, umfasst und regiert alles; aus ihm entwickeln sich alle Dinge; unendlich ist es, weil es immer neue Wesen erzeugt. Von der Entstehung der vier Elemente, der Weltkörper, der Naturphänomene hat er zuerst ein wissenschaftliches Bild zu gewinnen versucht. Was entstanden ist, muss auch zu Grunde gehn; und so lehrt Anaximander, auch hier wieder mit Anklängen an orphische Gedanken, dass die

Dinge »einander nach der Ordnung der Zeit Bussen und Strafe geben müssen für das Unrecht«, das sie sich zufügen, indem sie in die Erscheinung treten. Die Erde ist nach Anaximander ein fester Cylinder, der frei, durch den gleichen Abstand von den sie umschliessenden Himmelskugeln gehalten — denn deren dachte er sich mehrere in einander, auf denen sich die Gestirne bewegen —, inmitten des Weltalls schwebt, aber in schräger Stellung zur Weltaxe. Die Erdoberfläche ist kreisrund, am Rande vom Okeanosstrom umgeben, der die bewohnte Erdinsel umschliesst. Ursprünglich war diese von Wasser bedeckt, als dies verdunstete, sind die Continente hervorgetreten. Die Mitte der Erde bildet natürlich Griechenland — das lehrt ja der Augenschein. Den Völkern des fernen Ostens scheint die Sonne des Morgens am heissesten (so noch Herodot III, 104). Aber Anaximander begnügt sich nicht mit dieser allgemeinen Anschauung: er zuerst hat den Versuch gemacht, das Erdbild in Form einer Karte (γεωγραφία) darzustellen. Die Zeichnung soll zusammenfassen, was die Erfahrung gelehrt hat; aber die Lücken sind zu gross, und so tritt überall die theoretische Construction ergänzend hinzu, die sich in der Kreisgestalt und der Einführung des Okeanosstroms mit starken Rudimenten der mythischen Vorstellungen verbindet. Trotzdem hat Anaximanders Karte ein Jahrhundert lang die Anschauungen beherrscht; dann ist sie den Angriffen erlegen, welche Empirie und Theorie gleichzeitig gegen sie richteten.

Ueber die antiken Nachrichten s. ausser Zeller vor allem Diels' doxographi graeci 1879 und die treffliche Materialsammlung von Ritter und Preller, historia philos. graecae. — Ueber Thales' Abstammung s. Diels, Archiv für Gesch. d. Phil. II, 165 und meine Forsch. I, 128. Die Angabe der Alten, dass er in Aegypten gewesen ist so gut wie Solon, wird richtig sein, auch wenn sie nur auf Vermuthung beruht (vgl. §. 502 A.); nur darf man dabei nicht an einen Unterricht in den Priesterschulen denken. Zu den Angaben bei Herodot II, 20 ff. Diod. I, 37. Athen. II, 87 u. a. über die Ursachen der Nilschwelle vgl. Bauer in der Festschrift für A. Schäfer, Berger, Gesch. der Erdkunde I, 105 ff., dem ich freilich betreffs Hekataeos' nicht zustimmen kann, ebensowenig wie der Ansicht

von Diels, Ber. Berl. Ak. 1891, 582, Hekataeos sei von Euthymenes von Massalia abhängig. — Die eherne Erdkarte erscheint zuerst in der Erzählung von Aristagoras' Hülfsgesuch in Sparta 499 Herod. V, 49.

465. Seit der Verstand die Ergebnisse der Erfahrung zu einem neuen einheitlichen Weltbild zusammengestellt hat, ist auch die Tradition über die Vergangenheit nicht mehr haltbar. Ihr Widerspruch mit den neuen Anschauungen liegt überall klar zu Tage; die Erzählungen der Dichter, welche das Volk nachspricht, sind in sich ebenso absurd wie unmöglich, sie sind nur begreiflich als Missverständnisse und Ausschmückungen einer rohen Zeit, der der natürliche Hergang nicht genügte. Diesen gilt es daher zu ermitteln, die schlichte prosaische Wahrheit aus der Umhüllung herauszuschälen. Der Rationalismus, der bei Stesichoros und später bei Pindar und Aeschylos die überlieferte Religion retten will, indem er die sittlichen und physischen Anstösse entfernt, wendet sich jetzt gegen die Religion selbst; er setzt die heiligen Geschichten mit ihren Wundern in natürliche, ganz alltägliche Vorgänge um und schafft dadurch Raum für die neue rationelle Auffassung der Welt und der Götter. Der Träger dieser Gedanken ist Anaximanders Zeitgenosse Hekataeos von Milet. Im J. 500 beim Ausbruch des ionischen Aufstandes stand er auf der Höhe seiner politischen Wirksamkeit: damals hat er den für seine Denkweise bezeichnenden Rath gegeben, die Tempelschätze von Branchidae für den Krieg zu verwerthen. Einige Jahre vorher mögen seine Werke erschienen sein. Er war weit in der Welt herumgekommen. Vor allem hatte er Aegypten bis an seine Südgrenze bereist und das hohe Alter der aegyptischen Cultur, die lange, von der priesterlichen Tradition noch weit überschätzte Reihe ihrer Könige und Priester kennen gelernt. Davor stürzte die ganze griechische Geschichtsanschauung zusammen: dass erst vor wenigen Jahrhunderten die Völker entstanden, dass damals noch die Götter auf Erden erschienen seien und Söhne gezeugt hätten, war angesichts dieser Ueberlieferung eine Unmöglichkeit (Herod. II, 143, vgl. Forsch. I, 193), das Menschengeschlecht und seine Geschichte hatte ein

viel höheres Alter. So geht denn Hekataeos daran, die gesammte Ueberlieferung einer energischen Revision zu unterziehen, natürlich in der Form eines Prosabuchs: »So redet Hekataeos von Milet: dies schreibe ich, wie ich es für wahr halte; denn die Erzählungen der Griechen sind meiner Meinung mannigfach und lächerlich«. Die angeblichen Göttersöhne sind Jungfernsöhne, deren Mütter ihren Fehltritt durch eine Fabel, welche bei der damaligen Leichtgläubigkeit Glauben fand, zu decken suchten; »Aigyptos hatte, wie Hesiod gedichtet hat, fünfzig Söhne, wie ich meine, nicht einmal zwanzig«; Herakles ist nicht in den Hades hinabgestiegen, sondern »am Taenaron gab es eine böse Schlange, die man wegen ihres tödtlichen Bisses den Hadeshund nannte; diese Schlange hat Herakles dem Eurystheus gebracht«; Erytheia liegt nicht in Spanien, sondern aus dem Festland bei Ambrakia hat Herakles die Rinder des Geryones geholt; »auch das ist schon keine schlechte Leistung«. Man sieht, der griechische Rationalismus ist ebenso platt wie der des vorigen Jahrhunderts; aber seine Wirkung ist nicht weniger bedeutend gewesen. Von den Anfängen Griechenlands gewinnt Hekataeos ein ganz anderes Bild, als es die Tradition entworfen hatte. Hellenen gibt es erst seit Hellen und seinen Söhnen; vorher wohnten im Lande barbarische Stämme, vor allen die Pelasger, die zuerst Hekataeos zu dem grossen Urvolk gemacht hat; »den Peloponnes bewohnten vor den Hellenen Barbaren«. Die Cultur ist durch fremde Einwanderer gebracht, die zuerst grosse Reiche gründeten, so den Phoeniker Kadmos, den Aegypter Danaos, den Lyder Pelops. Eine Generationsrechnung zu vierzig Jahren ermöglicht, in die Ueberlieferung Ordnung und chronologischen Zusammenhang zu bringen: danach steht die Zeit des troischen Kriegs etwa 760 Jahre von der Gegenwart ab. — Hekataeos ist der Begründer der Geschichtsschreibung bei den Griechen, doch nur in dem Sinne, dass er der erste war, welcher die Traditionen über die Vorzeit als rein menschliche Vorgänge auffasste und in prosaischer Form darstellte. Die wirklich historische Zeit hat er nicht oder höchstens einmal in

einem Excurs berührt, und der Gedanke, die geschichtlichen Vorgänge der Vergessenheit zu entreissen und der Nachwelt zu überliefern, liegt ihm ganz fern. Sein Ziel ist die Berichtigung des überlieferten Weltbildes, die Beseitigung und Erklärung der verkehrten Angaben Hesiods und der übrigen Dichter; daher hat er mit diesen auch die genealogische Form gemeinsam. — In einem zweiten Werk hat Hekataeos eine Erdbeschreibung gegeben, gewissermassen den Text zu Anaximanders Karte. Dem Laufe der Küste folgend zählt er die Völker und Städte auf, zuerst die des nördlichen Continents (Europa) vom Tartessierland bis zur Maeotis und der Tanaismündung, die als östlichster Winkel des Mittelmeers galt, dann die des südlichen (Asien) von da zurück bis zu den Säulen des Herakles und Lixos. Die eigene Anschauung und die in der grossen Handelsstadt zusammenströmenden Nachrichten gaben ihm dazu das Material, Schilderungen der Merkwürdigkeiten der fremden Länder, der Sitten und Geschichte ihrer Bewohner waren eingeflochten. Die Tendenz war dieselbe wie in dem genealogischen Werke. Aber es ist begreiflich, dass Hekataeos der folgenden Zeit nicht genug gethan hatte. Vielfach war seine Information ungenügend; in andern Fällen hatte er Dinge geglaubt, deren Unmöglichkeit die nächsten Generationen erkannten, z. B. die Existenz einer schwimmenden Insel auf dem Nil, die Realität der Hyperboreer und des Eridanos, vielleicht auch die auf der Argonautensage beruhende Annahme, dass Phasis und Nil mit dem Ocean in Verbindung ständen. Daher hat Herodot ihn und die Erdkarte des Anaximander behandelt, wie er den Hesiod, und dabei auch Dinge verworfen, die in Wirklichkeit auf richtiger Kenntniss beruhten, z. B. die Existenz der Kassiteriden.

Dass ich die Zweifel an der Aechtheit der Fragmente des Hekataeos für unbegründet halte, habe ich schon §. 5 gesagt. Die Angriffe auf die Aechtheit der Ueberreste der γενεηλογίαι, die von ihrem Rationalismus hergenommen sind (Cobet und neuerdings Sieglin, vgl. Fischer, Unters. auf dem Gebiet der alten Länder- und Völkerkunde I, 96), verkennen vollständig den Charakter der griechischen Entwickelung dieser Epoche.

466. Anaximander und Hekataeos sind die Begründer der Weltanschauung, welche die folgende Zeit als die ionische bezeichnet. Sie haben zahlreiche Fortsetzer gefunden. So hat Anaximenes von Milet die Ansichten des Anaximander mit denen des Thales zu verbinden gesucht, indem er Anaximanders Unbegrenztes in dem Element der Luft erkannte; so sind vielleicht schon in der Zeit des Hekataeos Einzelschriften entstanden, welche die Urgeschichte einzelner Stämme und Städte behandelten und an der Hand der Königs- und Beamtenlisten in die spätere Zeit hinabführten (§. 6; vgl. Kreophylos' Geschichte von Ephesos §. 156 A.). Wichtiger sind die Versuche, zwischen dem physischen Weltbild der milesischen Philosophen und dem theologischen der Orphik zu vermitteln und die persönliche, schöpferische Gottheit zu retten. So verfasste Pherekydes von Syros in Prosa ein mystisches Buch »Von den fünf Schlüften«, d. h. den fünf grossen Gelassen des Weltraums (πεντάμυχος, wahrscheinlich dem Urocean [mit absichtlich verdrehtem Namen Ὠγηνός genannt], Tartaros, Erde, Feuer [Aether] und Luft oder Wind), in dem er neben dem orphischen Chronos und der Erde (Chthonia) die Gottheit für ewig erklärt — er nennt sie mit willkürlich gebildetem Namen Zas, da der Zeus des Volksglaubens zu speciell ist und doch auf diesen hingewiesen werden soll —, aus denen dann mittels Umwandlung des Zas in Eros die Welt hervorgeht: »Zas bildet ein grosses schönes Gewand und webt die Erde und Ogenos und Ogenos' Wohnung hinein«; dies Gewand spannt er über einen geflügelten Eichbaum. An Pherekydes knüpfen die Alten den Pythagoras von Samos, der ganz in diesen vermittelnden Kreis hineingehört (§. 502 f.). Nahe verwandt sind die Offenbarungen des Epimenides (§. 460). Reiner und grossartiger tritt uns der religiöse Gedanke bei Xenophanes von Kolophon entgegen. Er war, so scheint es, ein junger Mann, »als der Meder kam« (546 v. Chr., fr. 17 Mullach), und ist dann weit in der griechischen Welt herumgekommen, bis er in dem neugegründeten Elea eine zweite Heimath fand. Hier werden wir ihm noch wieder begegnen (§. 504). Vermuthlich war er ein Rhapsode;

daher sind ihm Sprache und Vers Homers geläufig. Er hat die Gründung von Kolophon und Elea besungen und auch seine philosophischen Ansichten in epischer und elegischer Form niedergelegt und dem Volk selbst vorgetragen (Diog. Laert. IX, 18, 20. fr. 3 Bergk). Sein ganzes Denken ist beherrscht von der Idee der einheitlichen, die Welt durchdringenden göttlichen Macht. Darin berührt er sich mit der Orphik; aber er verschmäht ihren Mysticismus und ihre kosmogonischen Phantastereien; in seinen Spott-Gedichten (Sillen) hat er sie und den Pythagoras scharf angegriffen. Wie Hekataeos verwirft er die Fabeln Homers und Hesiods, aber nicht sowohl, weil sie physisch und historisch unmöglich, sondern weil sie sittlich unwürdig sind; daher versucht er auch keine rationalistischen Deutungen, sondern er will von der gesammten Tradition nichts wissen. Das sind »Erfindungen der Vorfahren ohne Werth«; »alles, was den Menschen als schimpflich und unsittlich gilt, haben Homer und Hesiod den Göttern zugeschrieben, Diebstahl, Ehebruch und Betrug«. »Ein Gott ist unter Göttern und Menschen der höchste, den Sterblichen weder an Gestalt gleich noch an Sinn«; dass die Götter in Menschengestalt gedacht werden, ist menschliche Erfindung: »hätten Rinder und Löwen Hände und könnten schaffen wie der Mensch, so würden sie die Götter in ihrer Gestalt darstellen«. Freilich eben deshalb ist das Wesen der Gottheit vom Menschen nicht zu fassen. Sie ist ganz Auge, Ohr und Sinn; sie herrscht auch nicht über andere Götter, denn sie genügt sich selbst und bedarf keiner fremden Dienste. »Niemanden gibt es und wird es geben, der klar erfassen könnte, was ich über die Götter und über das All rede; sagte er es auch noch so genau, so wüsste er selbst es doch nicht; denn der Schein ist über alles gebreitet«. Zum ersten Mal treten hier als Ergebniss der Speculation die Grenzen der menschlichen Erkenntniss und die Unzulänglichkeit der menschlichen Vorstellungen ins Bewusstsein: welch weitreichende Folgerungen Xenophanes und seine Schüler daraus gezogen haben, wird später darzustellen sein. Nur soweit er die religiöse Bewegung des sechsten

Jahrhunderts zum Abschluss bringt, indem er versucht, die geläuterte, rationelle Weltanschauung mit den tiefen und gereinigten Grundgedanken der Theologie zu verbinden, kommt Xenophanes an dieser Stelle für uns in Betracht. Nach der herrschenden, aber neuerdings energisch bestrittenen Ansicht wäre Xenophanes der erste Verkünder des Monotheismus in Griechenland gewesen. Damit wird die Frage auf ein Gebiet verschoben, das den Kern des Problems nicht berührt. Monotheismus und Polytheismus sind bequeme Schlagwörter der theologischen Polemik, aber religionsgeschichtlich kommt dem Gegensatz fast immer nur eine untergeordnete Bedeutung zu; selbst in dem Kampf des Jahwismus gegen die populäre Religion und des Islam gegen Heiden und Christen handelt es sich in erster Linie um den Gegensatz zwischen dem ausserweltlichen, streng persönlichen Gotte und der in der Welt in mannigfachen Erscheinungsformen sich offenbarenden Gottheit. In Griechenland vollends hat die Frage, ob ein Gott oder viele Götter, kaum eine Rolle gespielt; ob die göttliche Macht als Einheit oder als Vielheit gedacht wird, ist irrelevant gegenüber der Frage, ob sie überhaupt existirt und wie ihr Wesen und ihr Verhältniss zur Welt zu fassen ist.

Die Darstellung der geistigen Entwickelung Griechenlands hat uns bereits ans Ende des sechsten Jahrhunderts hinabgeführt. Es ist Zeit, die politischen Verhältnisse kennen zu lernen, in denen die Gegensätze sich gebildet und bethätigt haben.

Ueber Pherekydes s. Kern, de Orphei etc. theog. Die Annahme von Diels, Archiv für Gesch. d. Philos. I, 11, er sei von Anaximander abhängig, scheint mir keineswegs sicher. — Ueber Xenophanes s. Freudenthal, Theologie des X. 1886, Archiv für Gesch. d. Philos. I, 322, und dagegen Zeller, Archiv II, 1. Ueber X.' Sillen Wachsmuth im corpusc. poes. epicae gr. ludibundae II, 55 ff.

V. Die Begründung des Perserreichs. Sparta, die Pisistratiden und Kleisthenes.

Die Weltlage um 560. Anfänge der spartanischen Hegemonie.

467. Im Gegensatz zu den unfertigen Zuständen des Westens, zu dem Umsichgreifen der Karthager, der Etrusker, der dorischen Staaten auf Sicilien schienen sich in der Culturwelt des Ostens gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts Verhältnisse gebildet zu haben, welche eine längere Dauer verhiessen. Die Grossstaaten des Orients hielten sich das Gleichgewicht. Das unruhige Vorwärtsdringen der Meder unter Kyaxares war durch Lydien und Kilikien, durch die weitschauende Politik und die starken Vertheidigungsmassregeln Nebukadnezars (604—562) zurückgewiesen, und König Astyages (584—550) scheint keinen Versuch mehr gemacht zu haben, sein Reich nach Westen hin zu erweitern. Auch zwischen Aegypten und Babylon bestand seit Nebukadnezars Zug 568 Friede; Amasis hatte die Undurchführbarkeit der Versuche erkannt, in Syrien die alte Stellung zu behaupten, und um so eifriger die Stärkung der sonstigen Machtmittel seines Reichs, der Seemacht und der Handelsverbindungen mit den Küstenstaaten, betrieben. Das Reich von Sardes hatte unter Alyattes und Kroesos sein Ziel, die Unterwerfung des inneren Kleinasiens und der griechischen Küsten, erreicht und konnte, gestützt auf seine reichen Einkünfte, auf ein tapferes Reiterheer und auf zuverlässige Allianzen, der Zukunft ruhig entgegensehen. Von den griechischen Handelsstädten haben nur einzelne, wie Kolophon, durch die Fremdherrschaft gelitten; die Blüthe von Phokaea, Priene, Teos, Knidos gehört der lydischen Zeit an, das verbündete Milet hielt sich auf der Höhe; mit den Inseln, die man nicht unterwerfen konnte, bestanden gute Beziehungen; Mitylene, Chios, Samos, Rhodos wuchsen ständig an Wohlstand und Bedeutung.

468. Wie in Kleinasien beginnen auch im Mutterlande die Wogen der Parteikämpfe sich zu ebnen; die grossen Revolutionen sind vorüber, ihre Ergebnisse nehmen feste Gestalt an. In Megara und Sikyon hat die Bauernschaft die Herrschaft gewonnen, der Adel sich grollend gefügt; in Korinth führen die Kaufleute ein weises und stabiles Regiment, an das die ärmere städtische Bevölkerung durch die materiellen Interessen gefesselt ist. Nicht viel anders werden die Zustände in Aegina gewesen sein. In Argos hat die Aristokratie die Macht des Königthums gebrochen. In Attika ist freilich die Zeit der inneren Kämpfe noch nicht zu Ende, die Usurpation des Pisistratos steht zunächst auf schwankenden Füssen; aber das Adelsregiment ist gestürzt, die Emancipation der Landbevölkerung durchgeführt, die Homogenität der Landschaft begründet. Zugleich vollzieht sich eine Verschiebung der Machtverhältnisse. Korinth und Aegina sind zwar noch die ersten Handelsstädte des griechischen Mutterlandes, während die Glanzzeit von Euboea und Megara vorüber ist. Aber ständig wächst die Bedeutung der neuen, auf der geeinten Kraft einer grösseren Landschaft beruhenden Mächte. Zu Land und zur See greift Athen immer weiter um sich. Es hat Eleusis incorporirt, Salamis annectirt, am Hellespont festen Fuss gefasst, es beginnt den Wetteifer mit den älteren Handels- und Industriestaaten. In seinem Rücken hat Theben wenn nicht früher, so im sechsten Jahrhundert seine Hegemonie im boeotischen Bunde durchgeführt (§. 222); Tanagra, Thespiae, Koronea (Herod. V, 79) und die übrigen Städte der Landschaft leisten ihm Heeresfolge, nur Plataeae am Fuss des Kithaeron sucht seine Selbständigkeit zu wahren. Im Norden dringen die Thessaler fortwährend weiter; die meisten der kleineren amphiktionischen Stämme sind von ihnen abhängig. Eurylochos' Zug gegen Krisa war zugleich ein entscheidender Schlag gegen Phokis; freilich ist die Unterwerfung der Landschaft nie gelungen (§. 189). Auch gegen Boeotien haben sie zu Anfang des sechsten Jahrhunderts unter Lattamyas einen Vorstoss versucht; aber bei Keressos im Gebiet von Thespiae erlitten sie

durch die Thebaner eine Niederlage, die ihrem weiteren Vordringen ein Ziel setzte (Plut. Cam. 19. de Her. mal. 33. Pausan. IX, 14, 2).

469. Wichtiger noch war das Vordringen Spartas im Peloponnes. In der langen Fehde mit Argos um die kynurische Küste fiel um 550 die definitive Entscheidung. Die Spartaner griffen den nördlichsten Theil derselben an, das Gebiet von Thyrea. Ehe es zur Schlacht kam, einigte man sich, durch einen Zweikampf von je 300 auserwählten Kriegern den Streit zu entscheiden. Fast alle Kämpfer fanden den Tod; aber das Ergebniss war umstritten, und so kam es doch noch zu einer Schlacht, in der die Spartaner siegten. So wurde Thyrea eine spartanische Perioekengemeinde. Damit war ihr Gebiet bis dicht an Argos heran vorgeschoben. Aehnliche Fehden hatte Sparta seit Alters gegen seine nördlichen Nachbarn in Arkadien geführt; man mochte hoffen, hier in der grossen ostarkadischen Hochebene ein zweites Messenien zu gewinnen. Lange Zeit haben die Tegeaten die spartanischen Angriffe abgewehrt; endlich erlangte die numerische und vor allem die immer stärker ausgebildete taktische Ueberlegenheit der Spartaner das Uebergewicht. Aber zur Annection des feindlichen Gebiets schritt man diesmal nicht. Vielmehr wurde mit Tegea ein Vertrag geschlossen, durch den die Stadt sich verpflichtete, Sparta Heeresfolge zu leisten, die flüchtigen Messenier, die bei ihnen Aufnahme gefunden hatten, zu verjagen und Niemand wegen spartanerfreundlicher Gesinnung hinzurichten. Der Vertrag mit Tegea bezeichnet einen Wechsel der spartanischen Politik; wenn bisher die spartanische Heergemeinde auf Gewinnung neuen Ackerlandes zur Vertheilung unter die Bürger und auf Unterwerfung der benachbarten Küstengebiete ausging, so erstrebt sie von jetzt an die politische Führerschaft zunächst über die Nachbarstaaten, dann über den ganzen Peloponnes. Es mag sein, dass die Widerstandskraft Tegeas durch die Niederlage nicht so gebrochen war, dass man es hätte behandeln können wie Messenien; vor allem aber hatte offenbar das Staatsgebiet bereits einen Umfang erreicht, über den man nicht hinausgehen konnte, ohne seine Organisation zu

ändern; und in eine Perioekengemeinde wie die kleineren Küstenorte liess sich das volkreiche und wehrkräftige Tegea nicht verwandeln. Wer die neue Politik begründet hat, wissen wir nicht. Den Sieg über Tegea gewannen die Könige Anaxandridas und Ariston (etwa 560—520); aber es liegt nahe, in dem berühmten spartanischen Staatsmann Cheilon, dessen erstes Ephorat ins Jahr 556 fällt (§. 358), ihren Hauptträger zu sehen. Dem ersten Erfolge folgten rasch weitere; ohne dass unsere freilich gänzlich lückenhafte Ueberlieferung von Kämpfen berichtet, haben im Lauf der nächsten Jahrzehnte sämmtliche Arkadergemeinden die Führerschaft Spartas anerkannt. Auch das alte Bundesverhältniss mit Elis verwandelte sich allmählich in eine Unterordnung der Elier unter die spartanische Hegemonie. Durch den Umfang seines Gebiets wie durch seine Organisation war der spartanische Militärstaat weitaus die stärkste Macht der griechischen Welt; mit Nothwendigkeit musste sein Uebergewicht die kleinen Nachbargemeinden zum Anschluss zwingen und zur Begründung einer politischen Herrschaft führen. Auch die fremden Mächte knüpften mit Sparta Verbindungen an; Kroesos schenkte ihnen das Gold für eine Statue des Apollo auf dem Thornax, Amasis einen kostbaren Panzer (Herod. I, 69. III, 47); beide Herrscher mussten bestrebt sein, für Verwickelungen in Asien die Hülfe der trefflichen Krieger zu gewinnen.

Im allgemeinen: Busolt, die Lakedaimonier und ihre Bundesgenossen I, 1878. Kampf um Thyrea: Herod. I, 82 (der Synchronismus mit der Belagerung von Sardes hat natürlich keine historische Bedeutung und beruht wesentlich auf der Oekonomie des herodotischen Geschichtswerks). Die zahlreichen späteren Erwähnungen gesammelt und besprochen von Kohlmann, Othryades, Rh. Mus. XXIX. Die Realität der Ueberlieferung bezeugen die Verhandlungen Thuk. V, 41. Tegea: Herod. I, 67 ff. Bruchstücke des Vertrags: Aristoteles bei Plut. qu. gr. 5. qu. rom. 52. Zu den Daten der Späteren vgl. §. 344 A.

Fall des lydischen Reichs. Die Perser in Kleinasien.

470. Im Jahre 553 hat sich der persische König Kyros gegen seinen Lehnsherrn, den Meder Astyages, erhoben; im

Jahre 550 fiel Astyages durch Verrath seines Heers in seine Hände, seine Hauptstadt Ekbatana wurde von den Persern besetzt und ausgeplündert. Damit war das Staatensystem gesprengt, welches aus der Zerstörung der Assyrermacht und den Raubzügen der Nomaden erwachsen war. Die dynastischen und politischen Bande, auf denen es beruhte, waren für Kyros nicht vorhanden; er selbst wie sein jugendfrisches, noch in den Anfängen höherer Cultur stehendes und von dem Glauben an den wahren und lichten, siegverheissenden Gott getragenes Volk brannten vor Begier, weitere Erfolge zu erringen. So schlossen sich alle Mächte gegen Kyros zusammen: Naboned von Babylon, Amasis von Aegypten, Kroesos von Lydien, endlich der spartanische Staat, mit dem Kroesos einen Vertrag abschloss. Voll Vertrauen auf seine Macht brach Kroesos im Frühjahr 546 in Kappadokien ein; das lydische Heer war bis jetzt unbesiegt, alle griechischen Orakel, Delphi voran, hatten ihm den Sieg verheissen. Wie konnte es zweifelhaft sein, dass der mächtigste König, von dem die Griechen wussten, das Barbarenvolk aus dem inneren Asien, dessen Namen man kaum je gehört hatte, mit Leichtigkeit niederwerfen würde? Aber es kam anders. Kyros warf sich dem Kroesos mit voller Macht entgegen, und dieser wurde nach hartem Kampf zum Rückzug gezwungen. Kyros folgte ihm auf dem Fusse; ehe von den Bundesgenossen irgend wer zur Stelle war, kam es in der Hermosebene zu einer zweiten entscheidenden Schlacht. Die lydische Reiterei wurde durch persische Kameelreiter in Verwirrung gebracht und nach tapferer Gegenwehr völlig geschlagen; vierzehn Tage darauf fielen Sardes und mit ihm Kroesos selbst in die Hände des Kyros (Herbst 546). Das lydische Reich war vernichtet.

Die Belege I, 501 ff. Dass Kyros' Erhebung gegen Astyages ins J. 553 fällt, wissen wir jetzt aus dem Cylinder Naboneds von Abu Habba col. I, 28 (Schrader, Keilinschr. Bibl. III, 2, S. 99; die Angaben der Chronik Naboneds ib. S. 129 f.). — Dass das Bündniss des Kroesos mit Sparta auf Delphis Anstiften geschlossen ist, ist höchstens formell richtig; dazu brauchte Kroesos nicht erst den Rath des Orakels.

471. Die jähe Katastrophe des mächtigen Reichs hat auf die Griechen einen ungeheuren Eindruck gemacht: das Bild des Kroesos, des edlen, wohlwollenden, freigebigen Fürsten, der durch eine furchtbare Katastrophe von seiner Höhe herabgestürzt wird, ist von der Erinnerung allezeit lebendig bewahrt worden, die folgenden Generationen haben ihre Anschauungen über Menschenloos und Schicksal an seinem Beispiel entwickelt. Namentlich die Orakel haben den Schreck über den unerwarteten Ausgang nie verwunden. Nicht dass ihre Stellung dadurch ernstlich erschüttert wäre — der Glaube überwindet noch ganz andere Schläge —, aber empfindlich war es doch, dass sie sich so gründlich getäuscht hatten; noch nach einem Jahrhundert ist Delphi, wie Herodots Erzählungen lehren, eifrig bemüht gewesen, durch Umgestaltung der Ueberlieferung die Schlappe zu verwischen. Fortan stand es den Orakeln fest, dass Persien unüberwindlich sei; bei jeder Gelegenheit haben sie den Griechen gerathen, sich dem übermächtigen Gegner zu fügen und auf jeden Widerstand zu verzichten — bis sie dann aufs neue eine noch empfindlichere Enttäuschung erfuhren. — Kyros hat das lydische Reich in zwei Satrapien getheilt, die von Sardes und die von Daskylion an der Propontis. Ein Aufstandsversuch der Lyder unter Paktyes wurde von Mazares niedergeschlagen. Paktyes suchte bei den Griechen an der Küste Zuflucht, aber vergebens. Das Orakel von Branchidae empfahl seine Auslieferung, und keine der Griechenstädte wagte dem Zorn des Perserkönigs zu trotzen. Die Kymaeer schickten den Paktyes erst nach Mitylene, dann nach Chios; die Chioten übergaben ihn den Persern und erhielten zum Lohn dafür die Stadt Atarneus, Lesbos gegenüber, zum Geschenk.

Pindar Pyth. 1, 184 οὐ φθίνει Κροίσου φιλόφρων ἀρετά, im Gegensatz zu Phalaris. Das ist eine wesentlich andere Auffassung als die ein halbes Jahrhundert jüngere Herodots. — Die Geschichte des Paktyes hatte Charon fr. 1 kürzer und ohne Eingehn auf den Verrath der Griechen berichtet; Plutarch de mal. Her. 20 tadelt Herodot, dass er davon erzählt.

472. Beim Beginn des lydischen Kriegs hatte Kyros die griechischen Küstenstädte zum Abfall verleiten wollen, aber

vergeblich. Jetzt wurde Mazares und nach seinem Tode Harpagos mit ihrer Unterwerfung beauftragt. Die griechischen Städte machten wohl einen Versuch, den Welteroberern zu trotzen oder doch durch Unterhandlungen die bequemen Zustände der lydischen Zeit zu erhalten. Aber Kyros wies sie ab; nur dem seemächtigen und unbezwinglichen Milet gewährte er ein Bündniss auf die gleichen Bedingungen, wie ehemals Alyattes. Sparta, an das man sich wandte, begnügte sich wohlweislich mit einer natürlich ergebnisslosen diplomatischen Intervention. So war aller Widerstand vergeblich. Mit Recht rieth die Pythia z. B. den Knidiern von dem aussichtslosen Versuch ab, ihre Landzunge durch einen Canal in eine Insel zu verwandeln (Herod. I, 174). Die Städte, die es auf einen Kampf ankommen liessen, wurden besiegt, das den Lydern treu ergebene Priene erobert und eines grossen Theils seiner Einwohner beraubt, Magnesia am Maeander unterworfen, ebenso die Karer und die von Lydien niemals unterworfenen Lykier; die heroische Gegenwehr der Lykierstadt Xanthos und der Karerstädte Pedasos und Kaunos führte nur ihren Untergang herbei. Bald nach 545 war das ganze Festland Kleinasiens den Persern unterthan. Auch die vorliegenden Inseln wagten nicht, sich ihren Befehlen zu entziehen, wie schon die Auslieferung des Paktyes lehrte; freiwillig leisteten sie dem Kyros die Huldigung. — Die äussere Stellung der Griechenstädte schien durch den Uebergang aus der lydischen in die persische Unterthanenschaft nicht wesentlich geändert; aber innerlich war sie von Grund aus umgewandelt. Mit den Lydern stand man seit Jahrhunderten in engen culturellen und commerciellen Beziehungen, der nationale Gegensatz war vielleicht nie sehr stark empfunden und unter dem Scepter der Mermnaden immer mehr verwischt; für die Herrscher von Sardes waren die Griechenstädte der wertvollste und unentbehrlichste Besitz, für diese konnte die Verschmelzung mit dem Hinterlande materiell nur Gewinn bringen. Jetzt aber stand man einer Nation gegenüber, die den Griechen in Sitte und Religion gänzlich fremd war, deren Schwerpunkt nicht am

Mittelmeer, sondern im inneren Asien lag. Die kleinasiatische Küste war für die Perser nur die entlegenste ihrer Besitzungen; neben den grossen Gebieten, die von ihnen schon unterworfen waren oder demnächst erobert werden sollten, spielte sie nur eine sehr untergeordnete Rolle. Der Perserkönig war fern und unnahbar, in seinen Organen erkannte man nur den fremden Herrn, nicht den befreundeten, wohlwollenden Herrscher. Die Rückwirkung auf die Entwickelung der Städte konnte nicht ausbleiben. Den Persern war die republikanische Staatsform bisher ebenso fremd, wie das eigenartige Leben des griechischen Volkes. So griffen sie tiefer und rücksichtsloser in die inneren Zustände ein als die Lyder; überall haben sie das Emporkommen von Usurpatoren begünstigt, die sich eng an Persien anlehnen mussten, um sich zu behaupten, nicht selten offenbar auch geradezu die Tyrannen selbst eingesetzt. Dass sie härtere Steuern erhoben oder absichtlich das Interesse der Städte geschädigt hätten, ist nicht anzunehmen; aber thatsächlich werden sie es auch bei wohlwollenden Absichten nicht selten durchkreuzt haben. So musste der Wohlstand der Griechenstädte einen schweren Rückgang erleiden. Es ist begreiflich, dass gleich nach dem Siege der Perser der Gedanke aufkam, die kleinasiatische Küste, wo eine selbständige Existenz fortan unmöglich war, zu verlassen und sich eine neue Heimath zu suchen. Schon vor der Einnahme durch Harpagos ist ein grosser Theil der Kaufleute Phokaeas ausgewandert. Chios weigerte sich, begreiflich genug, ihnen die oenussischen Inseln (im Sunde zwischen Chios und dem Festlande) zu verkaufen; so gingen sie nach Massalia und nach Alalia auf Corsica (§. 438). Ebenso sind die Bewohner von Teos theils nach Abdera an der thrakischen Küste, wo Klazomenae bereits vor einem Jahrhundert eine Colonie zu gründen versucht hatte (§. 300), theils nach Phanagoreia am kimmerischen Bosporus (§. 290) ausgewandert. Einen weit umfassenderen Plan legte bald darauf der prienensische Staatsmann Bias der ionischen Tagsatzung im Panionion vor: alle Ionier sollten nach Sardinien auswandern und hier ein einziges

grosses Gemeinwesen gründen. Es war eine grossartige Perspective, die er eröffnete; der Gang der Geschichte des Abendlandes wäre ein anderer geworden, auch das Westmeer hätten die Griechen gewonnen und behauptet, wenn er energisch durchgeführt wäre. Aber es ist begreiflich, dass er von der Mehrheit verworfen wurde; die Zeiten der Wanderung waren vorbei.

Pisistratos, Polykrates und der spartanische Bund.

473. Fern im Westen von ihrer Heimath haben die Perser zuerst das Mittelmeer erreicht. Noch stand das Reich von Babylon, wenn auch der Krieg mit Kyros schon durch das Bündniss mit Kroesos eingeleitet war; erst durch die Eroberung Babylons Ende 539 fiel Syrien und die phoenikische Küste in die Hände der Perser. Dann wandte sich Kyros nach Osten. Hier ist er im J. 529 im Kampf gegen die sakischen Nomaden gefallen. Sein Sohn Kambyses begann sofort die Vorbereitungen für den Angriff auf Aegypten; mit dem Fall des Pharaonenreichs im J. 525 war die Unterwerfung des Orients vollendet. Erst von da an machte sich die volle Wucht des neuerstandenen Weltreichs der Griechenwelt fühlbar. Davor liegt eine Zwischenzeit von zwei Jahrzehnten, in der die griechische Nation, abgesehn von den Küsten Kleinasiens, sich noch in den alten Bahnen weiter bewegen konnte. Zwar hat die Begründung der Perserherrschaft sofort auch auf Europa zurückgewirkt, wie schon das Hülfsgesuch des Kroesos und dann der Ionier an Sparta beweist; und wenn wir die Details der Geschichte dieser Zeit kennten, würden wir unzweifelhaft von zahlreichen diplomatischen Beziehungen z. B. des Pisistratos zu Persien erfahren und deutlicher noch, als es jetzt möglich ist, erkennen, wie stark die Rücksicht auf die Entwickelung in Asien den allgemeinen Gang der griechischen Politik beeinflusst hat. Aber ein positives Eingreifen der Perser in die Verhältnisse am aegaeischen Meer war noch nicht möglich, sie hatten zuerst andere Aufgaben zu erledigen; überdies gelangten

sie erst durch die Unterwerfung Babylons und Phoenikiens in den Besitz einer Flotte, auf die sie sich verlassen konnten, und diese musste zunächst der aegyptischen Seemacht die Wage halten. So konnten sich am aegaeischen Meer politische Combinationen bilden, die scheinbar eine grosse Macht und selbständige Bedeutung besassen, denen aber doch nur eine vorübergehende Bedeutung beschieden war. Maassgebend für diese Gestaltung ist in erster Linie die Entwickelung Athens gewesen.

474. Die Herrschaft über Athen, die Pisistratos im J. 561 gewonnen hatte, war nicht von langer Dauer; Adel und Paraler, sonst erbitterte Feinde, schlossen sich gegen den Usurpator zusammen und zwangen ihn, das Land zu räumen. Die Tradition berichtet, dass Pisistratos noch ein zweites Mal die Herrschaft wieder gewonnen und wieder verloren und erst beim dritten Mal sich dauernd behauptet habe; aber mit Recht ist bemerkt worden, dass das kaum denkbar ist. Wahrscheinlich liegen hier verschiedene Traditionen über denselben Vorgang vor, die Herodot bei der Sammlung der Berichte an einander gereiht hat, da er ihre Identität nicht erkannte. Pisistratos suchte zunächst auf den Besitzungen Zuflucht, die er an der thrakischen Küste gewonnen hatte; dann ging er nach Eretria, und von hier aus ist er im elften Jahre nach seiner Verjagung mit einer stattlichen Kriegsmacht, unterstützt von Theben und von Parteigängern aus Argos und Naxos, im Gebiet von Marathon gelandet, wo der Kern seiner Anhänger sesshaft war. Er fand zahlreichen Zuzug; auf dem Marsch nach Athen erfocht er beim Heiligthum der Athene von Pallene einen leichten und entscheidenden Sieg. Nach der andern Version hätte Megakles, da er sich gegen Lykurgos nicht behaupten konnte, dem Pisistratos seine Unterstützung und die Hand seiner Tochter geboten; dann habe Athene selbst ihn im Triumph in die Stadt eingeführt. Dass die Alkmeoniden, da sie sich den Gegnern nicht gewachsen fühlten, den Versuch gemacht haben, mit Hülfe des Tyrannen wenn nicht die erste, so die zweite Stelle im Staat zu ge-

winnen, ist nicht zu bezweifeln; sie haben ihn im J. 490 wiederholt. Ob aber das zeitweilige Zusammengehen mit Pisistratos in die erste oder in die zweite Tyrannis fällt, ist nicht zu entscheiden. Jedenfalls ist es nicht von Dauer gewesen; Megakles musste mit seinem Haus Athen verlassen und hat von da an alle Hebel angesetzt, das feindliche Geschlecht zu stürzen.

Ueber die Chronologie der Pisistratidenzeit ist im einzelnen um so weniger Sicherheit zu erreichen, als die Daten in Aritosteles' pol. Ath. unheilbar verschrieben sind und überdies von denen in der Politik VIII, 9, 23 abweichen [vgl. jetzt Ad. Bauer, Chronologie des Peis., in Analecta graeciensia, Wien 1893]; nur so viel ist klar, dass authentische Daten über die einzelnen Phasen nicht vorlagen. Um so mehr ist die Bekämpfung der dreimaligen Tyrannis (aus der Unger, Fl. Jahrb. 127 auf Grund eines späten ungenau abgefassten Epigramms sogar eine viermalige gemacht hat) durch Beloch, Rh. Mus. XLV, 469 berechtigt. Dass die erste Tyrannis unter dem Archontat des Komeas 561/0 begann (Arist. Plut. Sol. 32. chron. par. 40. Euseb.), wird richtig sein. — Für die Zuverlässigkeit der Ueberlieferung ist charakteristisch, dass die rationalistische Erzählung bei Herodot über die Einführung durch die als Athene verkleidete Phye von allen Späteren wiederholt wird, zum Theil mit Variationen (Herod. I, 60. Kleidemos fr. 24. Arist. pol. Ath. 14. Polyaen I, 21). — Kampf bei Pallene auch Androtion fr. 42.

475. Seit seiner Rückkehr (um 545 v. Chr.) stand Pisistratos' Regiment dauernd fest. Die entschiedenen Gegner verliessen die Stadt, die anderen mussten Geiseln stellen, die auf Naxos in Sicherheit gebracht wurden, eine starke Soldtruppe ward gehalten. Pisistratos war an der Spitze der Bauernschaft des Gebirgslands emporgekommen; so hatte er vor allem ihre Interessen zu befriedigen. Zwar die alte Forderung der Landauftheilung hat er so wenig erfüllt wie Solon: aber er überwies der ärmeren Bevölkerung brachliegende Grundstücke zur Bebauung und gab ihnen die nöthigen Gelder für die erste Einrichtung. Häufig unternahm er selbst Inspectionsreisen auf das Land und sprach den Bauern Recht, ausserdem wurden für die Dorfdistricte Civilrichter eingesetzt; zahlreiche Landstrassen wurden angelegt und mit Hermen geschmückt, die zugleich als Wegweiser dienten. Auch in Attika hat die Tyrannis die bäuerlichen Culte eifrig gepflegt.

Zugleich wehrte Pisistratos, wie früher Periander in Korinth, dem Zudrang der Landbevölkerung in die Stadt; in diesen Zusammenhang gehört das vielleicht erst von Pisistratos herrührende Gesetz, welches den Müssiggang unter Strafe stellt (§. 400 A. Theophrast bei Plut. Solon 31); die Ergänzung dazu bildet die Einführung einer Staatspension für Invaliden (Plut. l. c. Philochoros fr. 67. 68). Aber auch die städtischen Interessen wurden nicht vernachlässigt. Athen erhielt eine grosse Wasserleitung, die bei den »Neunbrunnen« (Enneakrunos) oberhalb des Markts mündete, und wurde mit glänzenden Tempelbauten geschmückt. Dadurch wurden zugleich zahlreiche müssige Hände beschäftigt. Die erfolgreiche äussere Politik, die Erweiterung des Handelsgebiets kam dem Handel und der Industrie zu Gute. Die neuerworbenen auswärtigen Besitzungen wurden mit Colonisten besiedelt, wie früher Salamis. Auch in Athen ist, wie in Korinth und vielen anderen Staaten, das neue Königthum ein Versuch, durch ein unparteiisches Regiment die Interessen von Stadt und Land auszugleichen; wenige Decennien nach seinem Sturz gewinnt die Stadtbevölkerung und die commercielle Politik auch in Attika die Alleinherrschaft. — Seine Residenz hat Pisistratos auf der Burg aufgeschlagen, wie seine Vorgänger, die alten Könige. Die Kosten der Hofhaltung und der Regierung wurden durch eine Ertragssteuer von fünf Procent und durch die Einkünfte aus den Bergwerken und Gefällen gedeckt. Am Hofe entwickelte sich ein reges, geistig bewegtes Leben: es waren Zustände wie an zahlreichen italienischen Fürstenhöfen der Renaissancezeit. Auch vom Adel waren nicht wenige bereit, sich in der Gunst des Hofes zu sonnen (z. B. der Philaide Kimon, der Bruder des Herrschers des thrakischen Chersones, der dann aber doch von Hippias beseitigt wurde, Herod. VI, 103), trotz ihres gern zur Schau getragenen Tyrannenhasses, hinter dem sich nur zu oft lediglich die eigene Herrschsucht verbarg. An der Verfassung des Staats hat Pisistratos formell nichts geändert: die Autorität der Gerichte hat er mit Ostentation anerkannt. Das hinderte freilich nicht, dass die Volksversamm-

lung alle Bedeutung verlor, dass die Aemter thatsächlich vom Herrscher besetzt wurden, dass Pisistratos und seine Söhne trotz aller Leutseligkeit ihres Auftretens verdächtige Männer ohne viele Scrupel aus dem Wege räumten. Von einer Theilnahme der Unterthanen an der Regierung wollte Pisistratos nichts wissen: »Die Bürger sollten ihren Geschäften nachgehen und ihm die Sorge für die Staatsinteressen überlassen«, lässt ihn Aristoteles sagen (pol. Ath. 15). Nach der späteren attischen Tradition hätte Pisistratos die Bürgerschaft entwaffnet. Aber das ist wenig wahrscheinlich; seine Stellung war so fest, dass er keinen Grund hatte, auf die Wehrkraft des Bürgerheers zu verzichten. Trotz Aristoteles' Polemik wird Thukydides' Bericht richtig sein, dass erst Hippias nach Hipparchs Ermordung die Entwaffnung vornahm. Das stetige Fortschreiten des Wohlstands liess die ärmere Bevölkerung den Verlust der politischen Freiheit leicht verschmerzen. Wie das goldene Zeitalter unter Kronos schien ihnen später die Zeit des Pisistratos. Das Idealbild des Theseus, des mächtigen volksfreundlichen Herrschers, ist in dieser Zeit geschaffen worden; erst die nächste Generation hat den König in den Heros der Demokratie umgewandelt. So ist Pisistratos im sicheren Besitz der Macht gestorben (528); ohne Widerstand folgte ihm sein Sohn Hippias.

Auch über die Pisistratiden hat es natürlich keine zusammenhängenden Nachrichten gegeben; aber es sind weit mehr Ereignisse im Gedächtniss geblieben, als aus der früheren Zeit. Die ältere Tradition liegt bei Herodot I, 60 ff. V 55 ff. Thuk. I, 20. VI 54 ff. vor. Die von Thukydides bekämpfte Volkstradition, dass Hipparch Tyrann gewesen sei, findet sich in dem aus Platos Zeit stammenden Dialog Hipparchos (ebenso z. B. chron. par. 45), verbunden mit werthvollen Angaben über sein Regiment. Aristoteles hat ausser Herodot und Thukydides auch diesen Dialog benutzt, schliesst sich aber in der Regel derjenigen attischen Tradition an, die auch bei Diodor (d. i. Ephoros) IX, 37 (vgl. Zenob. IV, 76). X, 17 und Polyaen I, 21. V, 14 vorliegt: sie erhöht unter anderem die Steuer aus einer εἰκοστή, wie Thuk. angibt, zu einer δεκάτη. Angebliche Finanzmassregeln des Hippias [Arist.] oecon. II, 5. — Ueber die Enneakrunos s. Dörpfeld, MAI. XVII, 439. Dass eine genauere Analyse der Theseussage, die trotz allem, was darüber geschrieben ist, noch immer aussteht,

zu dem obigen Ergebniss führen wird, ist mir nicht zweifelhaft. Darauf weist, wie mir Robert mittheilt, auch das archäologische Material hin.

476. In der äusseren Politik bezeichnet das Regiment des Tyrannen ein energisches und erfolgreiches Fortschreiten auf der seit dem Anfang des sechsten Jahrhunderts betretenen Bahn: zu der Grossmachtstellung Athens im nächsten Jahrhundert hat Pisistratos bereits den Grund gelegt. Wie er die Megarer nochmals schlug (§. 413), hat er auch Sigeon behauptet oder den Mitylenaeern aufs neue entrissen (§. 402). Das Fürstenthum der Philaiden auf der thrakischen Chersones (§. 414) blieb zu Athen im Vasallenverhältniss; nach dem Tode des ersten Miltiades entsandten die Pisistratiden als Herrscher zuerst seinen Neffen Stesagoras, Kimons Sohn, dann, als dieser im Kampf mit Lampsakos gefallen war, dessen Bruder Miltiades II., der im J. 524 in Athen das Archontat bekleidet hatte (Dion. Hal. VII, 3). Miltiades II. hat von hier aus die Tyrsener von Lemnos und Imbros, vielleicht auch von Samothrake verjagt und die Inseln mit attischen Kleruchen besetzt. So war der Eingang zum Hellespont ganz in den Händen Athens. Ebenso hat Pisistratos bereits sein Augenmerk auf den Nordwesten des aegaeischen Meeres gerichtet. An der makedonischen Küste besetzte er, wie es scheint während seiner ersten Verbannung, den Hafenort Rhaikelos und knüpfte von hier aus commercielle und politische Beziehungen zu den Königen Makedoniens an (vgl. Herod. V, 94); von der Strymonmündung aus gewann er einen Antheil an den Goldminen des Pangaion. Auch in Griechenland sicherte er sich starke Allianzen. Wenn er bei seinem Zuge zur Wiedergewinnung der Herrschaft auch bei Theben Unterstützung gefunden hatte, so konnte doch die Freundschaft bei der wachsenden Macht Athens nicht von Dauer sein. Dagegen stand er mit den Herrschern Thessaliens im Bündniss; einer seiner Söhne trägt den Namen (nach Aristoteles Beinamen) Thessalos. Noch fester war die Freundschaft mit Argos (vgl. Arist. pol. Ath. 19); zu seiner rechtmässigen Gemahlin hatte er eine Argiverin heimgeführt und dadurch von hier aus einen

Zuzug von 1000 Mann erhalten. Auch mit Korinth werden gute Beziehungen bestanden haben, während die Spannung mit Aegina ständig zunahm.

Zur Geschichte des Chersones und der Besetzung von Lemnos (Herod. VI, 34 ff. 137 ff.) vgl. Forsch. I, 13 ff. — Niederlage der Kardianer durch die Bisalten Charon fr. 9.

477. Trotz seiner überseeischen Besitzungen hat Athen auch unter Pisistratos noch nicht den Versuch gemacht, sich eine grössere Seemacht wie Korinth oder Aegina zu schaffen. Die continentalen und agrarischen Interessen standen im Vordergrund, die Seewehr wurde nicht über den alten Bestand von 50 Schiffen hinaus vermehrt. Aber doch hat Pisistratos auch im Centrum des aegaeischen Meeres Fuss zu fassen gesucht. Er suchte Anknüpfung an das delische Heiligthum, dessen grosses Fest ehemals alle Ionier vereinigt hatte, und liess aus dem Umkreis des Tempels des lichten Gottes alle Leichen entfernen, damit er nicht durch eine Berührung mit dem Tode befleckt werde. Wichtiger war ein Kriegszug gegen Naxos. Mit demselben stattete Pisistratos dem reichen Naxier Lygdamis seinen Dank für die Unterstützung ab, die er ihm gewährt hatte. Lygdamis wurde Tyrann von Naxos, und so kam die wichtigste der Kykladen in politische Abhängigkeit von Athen. Mit Lygdamis' Hülfe haben sich dann drei samische Brüder, Polykrates, Pantagnostos und Syloson, der Herrschaft über ihre Heimath bemächtigt; bei einem Aufzug am Herafest raubten sie ihren Mitbürgern die Waffen und machten die Gegner nieder. Der Wohlstand und Handel von Samos war in stetigem Wachsen begriffen; jetzt, wo die Rivalen an der kleinasiatischen Küste durch den Druck der persischen Herrschaft gelähmt waren — auch Milet empfand trotz seines Bündnisses den Rückgang schwer und war überdies durch inneren Hader zerrissen (§. 389) —, konnte die Insel den Primat in den kleinasiatischen Gewässern gewinnen. Eine Zeit lang haben die drei Brüder gemeinsam regiert; dann hat Polykrates den Pantagnostos beseitigt, den Syloson verjagt und so die Alleinherrschaft gewonnen; Syloson suchte am persischen Hof

Hülfe, zunächst vergeblich (Herod. III, 139). Polykrates war eine völlig gewissenlose, aber höchst energische Natur: im Inneren schaffte er bei Seite, was ihm im Wege stand, nach aussen beutete er jeden Vortheil rücksichtslos aus. Er hielt sich 1000 Bogenschützen und eine Kriegsflotte von 100 Fünfzigrudern, mit denen er Milet und Lesbos bekriegte und einen grossen Theil der Inseln seiner Herrschaft unterwarf. Daneben trieb er Seeraub unterschiedslos gegen Feind und Freund; denn, meinte er, die Freunde würden ihm dankbarer sein, wenn er ihnen das Geraubte zurückgebe, als wenn er ihnen überhaupt nichts abgenommen hätte. So lange die Perser durch dringendere Aufgaben in Anspruch genommen waren, gab es Niemanden, der ihm hätte die Spitze bieten können; eine Seemacht wie seine hatte das aegaeische Meer noch nicht gesehen. Auch Polykrates suchte die Gunst des delischen Apollo zu gewinnen; er schenkte ihm die benachbarte Insel Rheneia. Auf Samos entfaltete er eine glänzende Hofhaltung. Die starke Stadtmauer und der sie umgebende Graben ist sein Werk, ebenso wahrscheinlich die grosse durch den Felsen getriebene Wasserleitung, die Eupalinos von Megara gebaut hat, die Hafendämme und die Vollendung des grossen Heratempels, das Werk des samischen Baumeisters Rhoikos, Bauten, die noch Herodot als die grössten Wunderwerke der griechischen Welt bezeichnet. Der Handel von Samos nahm stets grösseren Aufschwung und mag jetzt den des feindlichen Milet überflügelt haben. Die Ansiedlung von Samiern in Dikaearchia (Puteoli) bei Kyme (nach Eusebius 528) ist allerdings wohl eher von Gegnern des Tyrannen als von diesem selbst ausgegangen. Mit Amasis von Aegypten stand Polykrates in engem Bündniss; der Pharao hat zwei hölzerne Königsstatuen in den Heratempel geweiht (Herod. II, 182). Arkesilaos III. verdankte seine Rückkehr nach Kyrene wahrscheinlich der Unterstützung des Polykrates (§. 418). Dem Pisistratos mochte die starke Entwickelung der samischen Macht unerwünscht sein; aber es ist nicht zu bezweifeln, dass beide Herrscher in nahen politischen und wohl auch persönlichen Beziehungen standen.

Lygdamis: Herod. I, 60. 64. Arist. pol. VIII, 5, 1. pol. Ath. 15. [Arist.] oecon. II, 3. Polyaen I, 23. Polykrates: Herod. III, 39 ff. 120 ff. Thuk. I, 13. III, 104. Polyaen I, 23. Diod. X, 16. Strabo XIV, 1. 16. An μεγαλοπρεπείη nur von den sicilischen Tyrannen übertroffen: Herod. III, 125. ἔργα Πολυκράτεια auf Samos: Arist. pol. VIII, 9, 4. Bauten: Herod. III, 60. Ueber die Wasserleitung: Fabricius, MAI. IX. Das Datum seiner Usurpation steht nicht fest; der Ansatz des Pythagoras auf Ol. 62, 1. 532 scheint danach bestimmt zu sein, da man annahm, er sei bei Beginn der Tyrannis ausgewandert. Ebenso scheint die 16jährige Seeherrschaft der Samier (Euseb.) sich auf Polykrates' Regierung zu beziehen. Vgl. die Zusammenstellung der Daten bei Busolt I, 602. — Samier in Dikaearchia: Euseb. Steph. Byz. s. v. Ποτίολοι.

478. Das Gegengewicht gegen diese Staaten bildete die wachsende Macht Spartas. Seit die arkadischen Gaue die Führerschaft Spartas anerkannt hatten, war der Anschluss der übrigen Staaten des Peloponnes nur eine Frage der Zeit. Nur Argos konnte sich den spartanischen Ansprüchen nicht fügen: zwischen beiden Staaten ist die Fehde höchstens durch einen Waffenstillstand auf eine Reihe von Jahren unterbrochen worden. Der gemeinsame Gegensatz gegen Argos führte Korinth und die argolischen Küstenstädte zu Sparta — dieser Zeit gehört ein eherner Helm an, den die Argiver aus korinthischer Beute nach Olympia geweiht haben (IGA. 32) —, Aegina musste dem Bunde beitreten, schon um sein Absatzgebiet nicht zu verlieren. Dazu kam der Rückhalt, den die Aristokratien an Sparta gegen den Demos fanden. In Sikyon fällt der Anschluss an Sparta wahrscheinlich mit einer aristokratischen Restauration zusammen; 60 Jahre nach Kleisthenes' Tode, um 510, ist hier die alte Phylenordnung wieder hergestellt worden (Herod. V, 68). Folgenreicher war der Anschluss von Megara, wo gleichfalls die Besitzenden wieder ans Regiment gelangt zu sein scheinen. Die Megarer verdankten dem spartanischen Schiedsspruch bereits die Wiedergewinnung ihres Hafens Nisaea (§. 413); jetzt stand ihr Gebiet unter spartanischem Schutz. Dadurch kamen aber die spartanischen Interessen mit den attischen in Conflict; zwischen beiden Staaten entstand, wenn auch noch keine Feindschaft, so doch

eine Spannung, die noch dadurch erhöht wurde, dass das im Peloponnes völlig isolirte Argos Anschluss bei Athen suchte (§. 476). Bald führten die Dinge weiter. Als der Spartanerkönig Kleomenes im J. 519 in der Nähe des Isthmos stand, wandten sich die Plataeer, die Nachbarn Megaras jenseits des Kithaeron, an ihn um Hülfe gegen Theben. Damit war Sparta vor eine schwierige Entscheidung gestellt. Gewährte es die Hülfe und gebot es dem Streben Thebens nach der Suprematie in Boeotien Halt, so verfeindete es sich nicht nur mit der mächtigen Stadt, sondern trieb sie geradezu Athen in die Arme. So wies Kleomenes das Ansuchen der Plataeer ab und rieth ihnen, sich an Athen zu wenden; war der Rath von Erfolg, so war Theben an Spartas Interesse gefesselt und mit Athen dauernd verfeindet. Hippias nahm das Anerbieten an, welches den attischen Expansionsgelüsten so verlockend entgegenkam. Die Folge war der Ausbruch des Kriegs mit Theben. Ein Vermittelungsversuch der Korinther, die auch jetzt an der Freundschaft mit Athen festhielten, scheiterte; aber in der Schlacht erfochten die Athener einen glänzenden Sieg, der nicht nur die Freiheit Plataeaes sicherte, sondern auch den Athenern ermöglichte, das Vorland des Kithaeron und Parnes bis zum Asopos zu annektiren. Die Ortschaften Hysiae, Eleutherae, Oropos wurden Unterthanen Athens.

Plataeae: Herod. VI, 108. Thuk. III, 53. Das von Thukydides III, 68 gegebene Datum ἔτει τρίτῳ καὶ ἐνενηκοστῷ vor der Zerstörung 427 ist mit Unrecht bestritten worden. Dass die Tradition von Hippias nicht redet, ist begreiflich genug. Im J. 509, in das man sie gewöhnlich setzt, wären die Vorgänge ganz unverständlich. Auch nennt Herod. V, 74 im J. 507 Hysiae und Oinoe δήμους τοὺς ἐσχάτους τῆς Ἀττικῆς.

479. So wird Sparta immer mehr in eine grössere Politik hineingezogen. Da es bei weitem die stärkste Kriegsmacht der griechischen Welt ist, wenden sich alle Schwachen hierher; die Auffassung gewinnt Boden, dass Sparta das Schwert von Hellas ist und in allen grossen Fragen das entscheidende Wort zu sprechen hat. Bisher hat Sparta sich vorsichtig zurückgehalten, am Krieg gegen Kyros nicht aktiv Theil genommen,

das Hülfsgesuch der Ionier zurückgewiesen; und wenn Amasis sich auf spartanische Hülfe Hoffnung machte, so sollte sich auch das als Illusion erweisen. Spartas Aspirationen gingen zunächst nicht über den Peloponnes hinaus. Aber es konnte hier nicht innehalten; jede politische Macht wird, je stärker sie ist, um so mehr gezwungen, in immer weiteren Kreisen sich geltend zu machen. Das zeigten schon die Verhandlungen mit Plataeae. Aber bereits lange vorher drängten Korinth und Aegina zur Intervention gegen Polykrates. Die ehemalige Freundschaft zwischen Korinth und Samos war schon seit Perianders Zeiten in erbitterten Hass umgeschlagen (Her. III, 48), zwischen Aegina und Samos bestand alte Feindschaft (Her. III, 59); jetzt forderten beide Rivalen von Sparta Schutz ihres Handels gegen die samischen Uebergriffe. Auch die Spartaner waren schon vor Polykrates' Usurpation von den Samiern durch den Raub eines kostbaren Panzers, den ihnen Amasis geschenkt hatte, und eines für Kroesos bestimmten Mischkrugs gekränkt worden (Herod. I, 70. III, 47). Für den Augenblick freilich war ein Angriff auf die Macht des Tyrannen unausführbar; es galt, den geeigneten Zeitpunkt abzuwarten.

480. Der peloponnesische Bund ist der erste Staatenverein, den die griechische Welt geschaffen hat. Sein Gefüge war locker genug. In der von Sparta berufenen Bundesversammlung hatten alle Staaten, gross und klein, gleiche Stimme, und die Mehrheit entschied; zwischen den einzelnen Staaten kam es mehrfach zu blutigen Kämpfen, ohne dass der Bund intervenirte. Allerdings war das thatsächliche Uebergewicht Spartas so gross, dass es fast immer seinen Willen durchsetzte. Die Hauptsache war, dass die Contingente der Bundesgenossen den spartanischen Königen zur Heeresfolge verpflichtet waren (vgl. Herod. V, 74); zwei Drittel seiner waffenfähigen Mannschaft hatte jeder Staat im Kriegsfall zu stellen (Thuk. II, 10. III, 15). Dadurch war die Zersplitterung überwunden, welche die griechischen Kleinstaaten jedem äusseren Feinde gegenüber zur Ohnmacht verurtheilte. Kam es zu einem Kampfe um die Existenz, so war eine Organisation vorhanden,

die trotz aller Mängel einen festen Kern des Widerstandes bilden konnte. Freilich waren damit dem leitenden Staat Aufgaben gestellt, deren Lösung er, wie er nun einmal beschaffen war, kaum durchzuführen vermochte. Die Könige des Agiadenhauses — etwa um 520 folgte hier Kleomenes seinem Vater Anaxandridas —, hochfahrend und selbstherrlich, suchten eine energische äussere Politik durchzuführen; ihnen war die Erweiterung der Macht Spartas die Hauptsache, mochte darüber auch die alte Staatsordnung zu Grunde gehen und eine Hereinziehung der Unterthanen und Leibeigenen in die Bürgerschaft nothwendig werden; dadurch konnte die Stellung des eigenen Hauses nur gewinnen. Dem gegenüber ist die Masse der Bürgerschaft ängstlich bedacht, ihre Vorrechte zu bewahren; sie will von kühnen Unternehmungen nichts wissen und dem Staat nicht mehr zumuthen, als er in seiner jetzigen Gestalt tragen kann. Diese Politik haben die volksfreundlichen Könige aus dem Eurypontidenhause — in dieser Zeit regiert Demaratos, Sohn des Ariston, der daher mit Kleomenes in ständigem Hader lebt — immer verfochten (vgl. §. 357); ihre eigentlichen Träger aber werden jetzt die vom Volke gewählten Jahrbeamten, die fünf Ephoren. Schritt für Schritt hat das Ephorat seine Macht erweitert — freilich sind die einzelnen Stadien für uns verschollen, da wir eine Ueberlieferung über die spartanische Verfassungsgeschichte überhaupt nicht besitzen. Ursprünglich Civilrichter (§. 226), haben sie, als der Staat sich erweiterte, die Oberaufsicht über Perioeken und Heloten erhalten und verhängen über sie Todesurtheile nach eigenem Ermessen. Gegen Bürger erheben sie die Criminalklage vor dem Rath. Ihre richterlichen Funktionen geben ihnen die Möglichkeit, von jedem Beamten Rechenschaft zu verlangen, jeden Bürger, der sich gegen die hergebrachten Ordnungen vergeht, zur Verantwortung zu ziehen und ihm eine Busse aufzuerlegen. Auch der König muss, wenn er dreimal geladen ist, vor ihrem Richterstuhl erscheinen. So haben sie die Macht des Königthums stetig eingeschränkt und sind das eigentliche Bollwerk der bestehenden Ordnung geworden. Die

immer strengere Durchführung der alten Satzungen, die immer peinlichere Einschärfung des Herkommens, die Absperrung gegen alles Fremde und Verdächtige ist ihr Werk (§. 358); der heimliche Krieg gegen die Heloten, durch den jeder Verdächtige aus dem Wege geräumt wird, wird von ihnen verkündet (Plut. Lyc. 28 nach Aristoteles). So entsteht ein permanenter Conflict zwischen dem Agiadenhause und dem Ephorat, der zwar nicht zu entscheidenden Krisen geführt hat — das war nicht spartanische Art —, wohl aber bei allen wichtigeren Entscheidungen unverhüllt und lähmend zu Tage tritt.

Cultur der Pisistratidenzeit.

481. In der Entfaltung von Glanz und Pracht hat Polykrates mit den berühmtesten Tyrannen der älteren Zeit gewetteifert. Was durch Geld und Ehren erreichbar war, fand sich auf Samos zusammen. Der berühmteste Arzt seiner Zeit, Demokedes von Kroton, dem Aegina ein Talent und Athen, d. h. Pisistratos, 100 Minen gezahlt hatte, trat für ein Jahrgehalt von zwei Talenten in seine Dienste (Herod. III, 131 ff.). Ebenso Ibykos von Rhegion, der Nachfolger des Stesichoros, dessen Gesänge wilde Liebesgluth durchweht, und der leichtlebige Anakreon von Teos, der die leichten ionischen Weisen in die Lyrik einführte. Bei Anakreon zuerst verliert die Lyrik den tiefern Gehalt, den ihr Leidenschaft und Lebensweisheit verliehen hatten. Er ist der Sänger der Liebe und des Weins, den jede schöne Gestalt entflammt, der sich aber auch zu trösten weiss, wenn sein Flehen keine Erhörung findet. Nicht wenige seiner Gedichte verherrlichen die schönen Pagen, die den Tyrannen bedienten. Polykrates' Bauten haben wir schon kennen gelernt. Eine tiefere Wirkung konnte allerdings von dem glatten und gefährlichen Boden dieses Hofs nicht ausgehen; Spiel und Scherz füllten die müssigen Stunden, den Augenblick wollte man in vollen Zügen auskosten, immer mehr erraffen und geniessen, mochte dann das Geschick bringen, was es wollte. In der Menge fanden auch hier die mystischen

Strömungen Eingang, wie Pythagoras' Beispiel lehrt; der Tyrann selbst stand natürlich auf dem Boden der Aufklärung, die bei ihm frivol genug gewesen sein mag, wenn er sich auch einen Seher aus Elis hielt (Her. III, 132, vgl. 124). Aber die Philosophie ist in dem feindlichen und materiell zurückgehenden Milet entstanden, nicht auf Samos.

482. Weit nachhaltiger haben Pisistratos und seine Söhne gewirkt; sie stehen recht eigentlich im Mittelpunkt der grossen geistigen Strömung ihrer Zeit. Die Gedanken der milesischen Philosophen freilich lagen dem Athen dieser Zeit noch ganz fern. Wohl aber macht es den Versuch, zugleich den neuen religiösen Forderungen Rechnung zu tragen und alle grossen Errungenschaften der älteren Epoche festzuhalten; indem es den Reichthum beider Richtungen vereinigt, bereitet es die Geburt einer neuen, umfassenderen Cultur vor. Bezeichnend dafür ist Pisistratos' Verhalten zur Religion. Dass er in ihr eine Stütze suchte, dass er besonders die Bauernculte pflegte, so gut wie Periander und Kleisthenes, liegt im Wesen der Tyrannis. Aber Pisistratos nimmt auch hier die führende Stellung ein, er gibt den leitenden Ideen der Zeit ihre feste Gestalt im Staatscultus; wohl selten hat ein Herrscher auf religiösem Gebiet so viel Neues und Dauerndes geschaffen, wie er und seine Söhne. Der Landesgöttin errichtete er auf der Burg neben ihrem alten Heiligthum im Hause des Erechtheus (das wohl auch jetzt wieder mit der Residenz in unmittelbarer Verbindung stand) einen neuen hundert Fuss langen Tempel (Ἑκατόμπεδον), der den Zwecken der Panathenaeenfeier diente. Er hat die grossen panhellenischen Götter, den olympischen Zeus und den pythischen Apollo, in Athen eingeführt und den älteren local ausgeprägten Culten der gleichnamigen Götter zur Seite gestellt. Der Entwurf für den Tempel des olympischen Zeus im Ilissosthal war von so gewaltigen Dimensionen, dass er nicht vollendet werden konnte — erst Antiochos Epiphanes und dann Jahrhunderte später Hadrian haben den Bau zu Ende geführt, natürlich in ganz anderer Gestalt —: das Heiligthum des pythischen Apoll hat Hippias' Sohn Pisi-

stratos als Archon geweiht. Derselbe hat den zwölf Göttern auf dem Markt einen Altar errichtet. So hielten die universalen Göttergestalten, welche die Dichtung verherrlicht, ihren Einzug in Athen. Ebenso aber hat Pisistratos dem Dionysos, der in Athen bisher nur ein Heiligthum auf dem »Kelterplatz« (Lenaion) in den »Sümpfen« (Limnai) vor den Thoren hatte, einen Tempel am Fuss der Burg erbaut und auch hier einen Cult des Gesammtstaats den localen Gemeindediensten (Διονύσια κατ᾽ ἀγρούς) übergeordnet. Ebenso ist er der Erbauer des grossen Weihetempels der Demeter in Eleusis. Durch das panathenaeische Fest, das er geschaffen hat (§. 413), hat Pisistratos die gymnastische und musische Bildung des Adels zum Eigenthum des gesammten Volkes gemacht. Aber ebenso hat er aus den bäuerlichen Gesängen und Tänzen das grosse »Dionysosfest in der Stadt« geschaffen, das berufen war, der Träger einer neuen volksthümlichen Kunstform zu werden, an der ganz Athen mitwirkte. Den eleusinischen Dienst hat er vermuthlich neu geordnet, die spätere Gestalt des dionysischen Cults ist grossentheils sein Werk; die zahlreichen Darstellungen der bakchischen Orgien und κῶμοι auf den attischen Vasen gehören der Pisistratidenzeit an. Der attische Dionysosdienst ist keineswegs auf die Lehren der Orphiker aufgebaut — um die Grundlagen eines Staatscultus zu werden und damit officielle Anerkennung zu finden, hätte es für diese noch einer langen Entwickelung und energischer Propaganda bedurft —, aber ihre Ausbildung fällt gleichfalls unter die Regierung der Pisistratiden und ist gewiss vom Hofe gefördert worden. Pisistratos selbst mag persönlich noch aufgeklärt gewesen sein und in der Religion nur ein Mittel der Regierung gesehen haben; seine Söhne waren der neuen Frömmigkeit ganz ergeben und fanden in den mystischen Culten und den Geheimnissen der Offenbarung ihre Befriedigung. Pisistratos hatte, als er zum Kampf bei Pallene zog, einen Orakelpropheten bei sich, den Akarnanen Amphilytos (Her. I, 62); seine Söhne haben eifrig Orakel gesammelt und offenbar fest an ihre Voraussagen geglaubt: »Hippias kannte

die Orakel am genauesten von allen Menschen«, sagt Herodot (V, 93, vgl. V, 90. VII, 6).

Pisistratidisches Hekatompedon: DÖRPFELD MAI. XI. XII. XV. Die Polizeivorschriften für dasselbe enthält die von LOLLING in der Zeitschrift Ἀθηνᾶ 1890, 627 publicirte Inschrift (= CIA IV, p. 138, vgl. DITTENBERGER, Hermes XXVI, 472), vielleicht aus dem Jahre 485. Derselben Zeit gehört die Inschrift CIA. I, 1 = IV, 1 über die Ordnung des eleusinischen Cults an (vgl. MAI. XIV, 410). Auch über den pisistratidischen Tempel des Dionysos und den von Eleusis haben die Ausgrabungen Aufschluss gegeben. Zur Lage des Dionysostempels vgl. WILAMOWITZ, Hermes XXI, 615 ff. Thuk. II, 15 τὸ ἐν Λίμναις Διονύσου, ᾧ τὰ ἀρχαιότερα Διονύσια [τῇ δωδεκάτῃ] ποιεῖται ἐν μηνὶ Ἀνθεστηριῶνι, ὥσπερ καὶ οἱ ἀπ' Ἀθηναίων Ἴωνες ἔτι καὶ νῦν νομίζουσι; das sind eben die Lenaeen im Gegensatz zu den städtischen Dionysien. Ueber das Pythion und den Zwölfgötteraltar Thuk. VI, 54. CIA. IV, 373e. Olympischer Tempel: Aristot. pol. VIII, 9, 4. Vitruv. VII, praef. 15.

483. Der Stellung zur Religion entspricht die Stellung zur Dichtung, die vor allem Pisistratos' jüngerer Sohn Hipparchos gepflegt hat, der überhaupt von der geistigen Bewegung der Zeit am lebendigsten erfasst war. Auf ihn geht die Ordnung des panathenaeischen Rhapsodenagons und die Bestimmung zurück, dass die Rhapsoden die gesammten Epen im Zusammenhang, einer den andern ablösend, dem Volke vortragen sollten. Aber wie er das alte Epos pflegte, so hat er eifrig Orakel gesammelt. Für ihn hat der Athener Onomakritos (§. 454) die Prophezeiungen des Musaeos zusammengestellt; als er dabei von Lasos auf einer Fälschung ertappt wurde, musste er in die Verbannung gehen (Her. VII, 6). Hipparch hat sich selbst als Dichter versucht und die Hermen an den Landstrassen mit Sinnsprüchen nach Art der sieben Weisen geschmückt, wie »Denkstein des Hipparch: täusche den Freund nicht« oder »wandle mit gerechten Gedanken«. Er hat nach Polykrates' Sturz den Anakreon und den jungen Simonides von Keos, der in der Weise des Stesichoros dichtete und namentlich durch seine für Sieger in den Wettspielen verfassten Festgedichte hohen Ruhm erwarb, nach Athen gezogen. Aber nicht weniger nahe stand ihm der Hauptvertreter der dionysischen Dichtung, Lasos von Hermione, der den

Dithyrambos wenn nicht zuerst in einen Chorgesang umgewandelt, so doch als solchen ausgebildet hat. Zugleich trat Lasos als musikalischer Neuerer auf: er hat die Begleitung verstärkt und dem Gesange gegenüber selbständiger gemacht, dadurch aber freilich nicht selten dem Text Gewalt angethan und sich zu Spielereien verführen lassen; so hat er in mehreren Dichtungen den übelklingenden s-laut völlig gemieden. Er war zugleich der erste Schriftsteller über musikalische Theorie. Auch sein Gegner Pratinas von Phlius hat in Athen gelebt, vielleicht schon zur Zeit der Tyrannis. Auch er steht im Dienste des Dionysos; aber energisch bekämpft er im Namen der altgriechischen, dorischen und aeolischen Weisen die neue Composition, den phrygischen Eindringling und die ionische Weichlichkeit: »Den Gesang setzte die Muse zum König, die Flöte folge, sie ist der Diener«. — Beide Dichter stammen aus dem Norden des Peloponnes; hier waren, vor allem in Korinth (§. 393), die ausgebildeten Kunstformen geschaffen worden, welche die Pisistratiden jetzt in den attischen Dionysoscult einführten.

Ueber Hipparchs Thätigkeit s. den Dialog Hipparchos, den Aristoteles pol. Ath. 18 benutzt. Aus der Ordnung des Rhapsodenagons sind die Angaben über die Homerredaction und weiter über die Bibliothek des Pisistratos (Gellius VII, 17; bei Athen. I, 3a erhält auch Polykrates eine Bibliothek) hervorgegangen. — Lasos, Begründer der κύκλιοι χόροι des Dithyrambos: schol. Aristoph. Av. 1403 (Hellanikos, Dikaearch, und ebenso Aristoteles fr. 275 führen sie dagegen auf Arion zurück). Clem. Al. strom. I, 78. Suidas: πρῶτος δ' οὗτος περὶ μουσικῆς λόγον ἔγραψε καὶ διθύραμβον εἰς ἀγῶνα εἰσήγαγε καὶ τοὺς ἐριστικοὺς εἰσηγήσατο λόγους. Weiteres Plut. de mus. 29. Ueber die ἄσιγμος ᾠδή Athen. X, 455 c. d. Bergk fr. 1. Anekdoten über ihn Aristoph. vesp. 1410. Athen. VIII, 338b. Plut. de vit. pud. 5. Zu den sieben Weisen gerechnet: Diog. L. I, 42 Suidas. — Ueber Pratinas s. Suidas. Seine Polemik fr. 1. 5. Bergk.

484. Ausser den dithyrambischen Chören hat Pisistratos die Tänze und Gesänge der als Satyrn verkleideten Gefolgschaft des Dionysos in die Festfeier der städtischen Dionysien aus dem Volksfest aufgenommen. Derartige Darstellungen waren weit verbreitet (vgl. §. 373); sie sind ja nichts anderes

als die δρώμενα so zahlreicher Culte (daher trägt auch die neue Kunstform, die sich aus ihnen entwickelt, den Namen δρᾶμα), die Vorführung der heiligen Geschichte, nur dass die Schaustellungen und Gesänge der Satyrn, der lustigen Dienerschaft des Gottes der Freude und des Genusses, vorwiegend einen heitern und derb volksthümlichen Charakter trugen. Vielleicht sind übrigens auch hier Elemente aus der Nachbarschaft herübergenommen; denn dem attischen Volksglauben sind die Satyrn Mischwesen aus Pferd und Mensch, ähnlich den Kentauren, eine Weiterbildung eines alten chetitischen Mischtypus, während der Satyrnchor auf dem Tanzplatz (ὀρχήστρα) aus Böcken besteht — sie tragen einen zottigen Schurz mit riesigem Phallus und eine verzerrte Maske mit Ziegenohren. Der »Bocksgesang«, die Tragödie, entlehnt seine Form dem Dithyrambos und verwendet daher den dorischen Dialekt; aber in Athen hat sich aus ihm eine neue Kunstform entwickelt. Der Vorsänger, welcher den Gesang gedichtet und eingeübt hat, tritt als Sprecher dem Chor gegenüber, er unterhält sich mit ihm in ionischen Tetrametern — erst später sind iambische Trimeter an ihre Stelle getreten —, berichtet, was geschehen ist, und gibt ihm dadurch Anlass zu seinen Gesängen. Natürlich trägt er dabei das Costüm einer an dem Vorgang betheiligten Persönlichkeit; auch kann er sich umkleiden und die Rolle mehrfach wechseln; wo diese es erfordert, erscheint er in reichem Prunk zu Wagen mit glänzendem Gefolge. Diesen ersten Schritt zur Entstehung des Schauspiels hat der Ueberlieferung nach Thespis gethan. Wohl ist es glaublich, dass er zuerst bei den Dionysosfesten auf den Dörfern herumzog; bei den städtischen Dionysien ist er zum ersten Male im Jahre 534 aufgetreten. Damit war die Tragödie begründet und ihre Entwickelung unter staatlichen Schutz gestellt. Den weiteren Fortgang vermögen wir nicht zu verfolgen. Vielleicht hat man schon in den Vorstadien der Tragödie sich nicht auf den dionysischen Kreis beschränkt, sondern frei andere Stoffe, vorwiegend aus der Sage, gewählt. Dann hat man auch den Chor in anderem Costüm auftreten lassen;

dreimal hinter einander wechselt er seine Rolle, nur am Schluss erscheint er in seiner ursprünglichen Satyrngestalt, und nur dieses Schlussstück behält den burlesken Charakter der ursprünglichen Tragödie bei. Ob wir diese Umwandlung als Werk des Phrynichos betrachten dürfen, dessen Wirksamkeit zu Ende des Jahrhunderts begann, wohl nach dem Sturz des Hippias, steht dahin. Auch hier finden wir Pratinas als Vertreter des Alten: er hat sich vorwiegend auf Satyrdramen beschränkt und ihnen die feststehende Gestalt gegeben. — Auch in der neuen Form ist die Tragödie von dem, was wir ein Drama nennen, noch weit entfernt. Handlung enthält sie nicht, wohl aber viel Gepränge und glänzende Schaustellungen. Von einer Entwickelung der Charaktere ist keine Rede, kaum von einer Darstellung ihrer Schicksale. Nur die Empfindungen, welche das Ereigniss hervorruft, werden ausführlich vorgeführt. Durchaus behauptet der Chor den Vorrang, der Schauspieler ist nur seine Ergänzung. Erst ganz langsam hat die Tragödie den Charakter eines religiösen Festakts abgestreift; zu einem wirklichen Drama ist sie erst im fünften Jahrhundert geworden. — Andere dionysische Lustbarkeiten, Possen, Maskeraden, komische Aufführungen, bei denen einzelne Berufe oder auch die Nachbarn oder angesehene Männer durchgehechelt wurden, hat es wie überall in Griechenland, so auch in Attika bei den phallischen Processionen auf den Dörfern und wo ein Fest Anlass zu einem κῶμος gab, vielfach gegeben; der Staat hatte sich darum zu kümmern keinen Anlass. Zu reicherer Entwickelung sind diese Anfänge dagegen in dem benachbarten Megara und in anderer Gestalt in Sicilien und Unteritalien gelangt.

Ueber die Anfänge der Tragödie s. ausser den Literaturgeschichten Wilamowitz, Die Bühne des Aeschylos, Hermes XXI, und seinen Herakles, Bd. I. [Die Uebersetzung der τραγικοὶ χόροι in Sikyon bei Herod. V, 64 durch »Bockschöre« halte ich aber für unzulässig.] Den klareren Einblick in die Entwickelung verdanke ich Robert. Ursprung ἀπὸ τῶν ἐξαρχόντων τὸν διθύραμβον Arist. poet. 4. Thespis: Plato Minos 321. Horaz art. poet. 275. Suidas. Die parische Chronik und Suidas geben das Datum. Leider ist die Angabe chron. par. 46 über die Einführung der χοροὶ ἀνδρῶν im J. 508, bei denen Hypodikos von Chalkis siegt, für

uns zu unbestimmt, um verwerthet werden zu können. Pratinas' Satyrdramen: Suid. Pausan. II, 13, 5. Die Combinationen Droysen's über Phrynichos, kl. Schr. II, sind äusserst kühn. Die Gestalt des Satyrdramas lehrt die bekannte Vase (z. B. bei Baumeister, Denkm. Taf. V no. 422.) — Ursprung der Komödie ἀπὸ τῶν τὰ φαλλικὰ (ἐξαρχόντων), ἃ ἔτι καὶ νῦν ἐν πολλαῖς τῶν πόλεων διαμένει νομιζόμενα Arist. l. c. Ueber derartige Volksfeste s. Athen. XIV, 621. Die von Wilamowitz bestrittene Existenz der megarischen Komödie ist mir so wenig zweifelhaft, wie Zielinsky. Gliederung der altattischen Komödie, dessen Combinationen ich aber nicht überall folgen kann [auch hier ist die Zurückführung auf einen Gegensatz des dorischen und ionischen unberechtigt], so problematisch auch die Gestalten des Susarion und seiner Nachfolger und die dafür gegebenen Daten sind. Weiteres bei Körte, Archäologische Studien zur alten Komödie. Arch. Jahrb. VIII, 61 ff. — Auf die verschiedenen Etymologien von τραγῳδία, κωμῳδία, τρυγῳδία und die daran geknüpften Erzählungen brauchen wir hier nicht einzugehn.

485. Dasselbe rege Leben, welches in der Literatur herrscht, zeigt die Kunst. Auch hier bereitet sich die führende Stellung vor, welche Athen im nächsten Jahrhundert einnehmen sollte. Von Chios, Paros, Naxos, von Aegina und Lakonien kommen die Meister nach Athen, einheimische Künstler treten ihnen zur Seite; die Burg füllt sich mit Weihgeschenken, die Giebel der Tempel mit Sculpturen. Die Vasenmalerei gewinnt immer mehr Leben und Freiheit; die zahlreichen im Schutte der Burg gefundenen Statuen, mit denen die Maler und Töpfer der »Werkmeisterin« Athene den Tribut des Dankes zollten, zeigen den reichen Gewinn, den ihre Arbeit brachte. Nicht weniger herrscht in Ionien und Lykien, in Sikyon, Korinth, Aegina, in Sparta und Theben, in Sicilien und Unteritalien reges künstlerisches Leben. In Delphi und Olympia mehren sich die Kunstwerke von Jahr zu Jahr. Die Kunst dringt bis in die kleinsten und entlegensten Gemeinden. Wie die Adligen sich bei den berühmtesten Dichtern und Componisten — denn beides ist identisch — für einen Sieg bei den heimischen Spielen oder den grossen nationalen Festen einen Siegesgesang, die Staaten für das Fest ihrer Schutzgottheit ein Preislied bestellen, so berufen sie von weither die Meister zur Ausführung des Cultbildes oder der Tempelsculpturen oder bestellen bei

ihnen ein Weihgeschenk oder ein Grabrelief. Die kleine, aber goldreiche Insel Siphnos schmückt Markt und Rathhaus mit parischem Marmor (Herod. III, 57). Der gewaltige Fortschritt, den die Plastik im sechsten Jahrhundert gemacht hat, liegt jetzt in zahlreichen Monumenten klar vor unseren Augen; welch eine Entwickelung von den Sculpturen des Tempels von Assos zu den Giebelgruppen des Athenetempels von Aegina, die etwa um die Wende vom sechsten zum fünften Jahrhundert geschaffen sind, von den Sitzbildern, welche ionische Grosse etwa um 600 an der Strasse zum branchidischen Heiligthum errichten liessen, zu den Statuen der Tyrannenmörder in Athen, von den ältesten Grabstelen zu den Grabreliefs attischer und boeotischer Krieger aus dem Ende des Jahrhunderts, von den älteren zu den jüngeren Metopen von Selinus. Und doch rufen die langen Reihen der Athene- oder Apollostatuen trotz alles Fortschritts im Detail denselben Eindruck der Monotonie hervor, wie die Serien aegyptischer Götter- und Königsstatuen oder assyrischer Sculpturen. Auch die entwickelte archaische Kunst, so treu sie die Natur beobachtet und z. B. in der Gestaltung der Musculatur nachahmt, steht noch unter dem Zwang einer festen Regel, die sie nur zögernd zu variiren wagt. Sie ringt mit dem Stoff, aber sie ist seiner noch nicht Herr; die Gesichtszüge bleiben ausdruckslos oder sind zu einem steifen Lächeln verzerrt; sie möchte einen lebensvollen Gesammteindruck schaffen, aber es gelingt ihr noch nicht. Die volle Freiheit ist noch nicht errungen, und es konnte fraglich erscheinen, ob es gelingen werde die letzten Schranken zu durchbrechen. Auch hier hatte es den Anschein, als werde die Entwickelung trotz aller Bewegung und aller localen Differenzen doch nur in eine neue festgeregelte Kunstübung auslaufen, die ihren orientalischen Vorgängern zwar vielfach überlegen, aber innerlich doch nur gleichwerthig zur Seite träte.

Den Athenetempel auf Aegina erwähnt Herodot III, 59 bei dem Zug der Aegineten gegen die Samier in Kydonia um 519 (§. 487); aber es ist umstritten, ob damals die Giebelsculpturen schon vorhanden waren.

Der Fall Aegyptens. Polykrates' Ausgang. Ionien unter Darius.

486. Durch Kambyses' Angriff auf Aegypten im Frühjahr 525 ist das Staatensystem der Pisistratidenzeit unhaltbar geworden. Der Umschwung zeigte sich sofort. Die Hülfe aus der Griechenwelt, auf die Amasis gehofft hatte, erhielt sein Sohn Psammetich III. nirgends. Die Uebermacht der Perser war zu offenkundig. Auch Polykrates hielt es für gerathen, den Bund mit dem Pharao zu brechen und dem Perserkönig ein Flottencontingent von 40 Schiffen zu schicken. Die Cyprier fielen von Aegypten ab und leisteten dem Kambyses Zuzug (Her. III, 19, vgl. Xen. Cyrop. VII, 4, 2. VIII, 6. 8). Dass der Söldnerführer Phanes von Halikarnass in Folge einer Beleidigung von Aegypten abfiel und den Persern die Wege wies, kam noch hinzu. Psammetich III. hat den Pharaonenthron nur bestiegen, um ihn zu verlieren; in wenigen Monaten war Aegypten erobert. Auch die Libyer und die Fürsten von Kyrene und Barka sandten ihre Huldigungsgaben (Her. III, 13. IV, 165); der Grosskönig konnte Pläne zu weiteren Unternehmungen gegen Aethiopien und Karthago entwerfen (vgl. I, 507 ff.).

487. Polykrates hatte für die Flotte, die er dem Kambyses sandte, seine Gegner ausgehoben, um sie dem Untergang zu weihen. Aber die Mannschaft empörte sich, kehrte nach Samos zurück, und versuchte durch einen Handstreich den Tyrannen zu stürzen. Das Unternehmen misslang: Polykrates hatte die Frauen und Kinder der Samier auf den Schiffswerften eingesperrt und drohte sie zu verbrennen, wenn die Bürgerschaft sich rege. So wandten die Flüchtigen sich nach Sparta. Hier hielt man die Gelegenheit für günstig, um die Uebermacht von Samos zu brechen und dem Drängen der Korinther und Aegineten zu willfahren. Ein peloponnesischer Kriegszug ging nach Samos (etwa 524 v. Chr.) und schloss die Stadt ein. Aber ein Sturm wurde zurückgeschlagen, und auf kunstgerechte Belagerungen verstanden die Spartaner sich

nicht. Auch soll Polykrates ihnen Gold gezahlt, sie dabei übrigens durch starke Legierung mit Blei betrogen haben. Jedenfalls zogen die Spartaner nach vierzig Tagen unverrichteter Dinge wieder ab. Die samischen Rebellen zogen darauf auf Abenteuer aus. Sie dachten Zakynthos zu erobern, erpressten aber zunächst Geld von Siphnos und Hermione — hier trat man ihnen das Felseiland Hydrea ab, das sie dann an Troezen verpfändeten —, und setzten sich dann in Kydonia auf der Nordküste Kretas fest. Nach fünf Jahren (um 519) wurden sie hier von den Aegineten angegriffen und vernichtet — ein Beweis, wenn es dessen noch bedarf, dass der peloponnesische Kriegszug nicht aus Tyrannenhass hervorgegangen ist, sondern aus dem Streben, die samische Seeherrschaft zu brechen. Die Aegineten haben dann Kydonia selbst besiedelt (Strabo VIII, 6, 16. Plato leg. IV, 707 e). — Den spartanischen Angriff hatte Polykrates abgewehrt; aber kurze Zeit darauf liess er sich von einem überlegenen Gegner in die Falle locken. Oroetes, der ehrgeizige Satrap von Sardes, gedachte die durch Kambyses' lange Abwesenheit in Aegypten entstandenen Unruhen zur Begründung einer selbständigen Macht zu benutzen. Polykrates hatte ihn früher beleidigt und stand seinen ehrgeizigen Plänen im Wege. Ein Angriff war aussichtslos; so gab er sich den Anschein, als wolle er mit Polykrates gemeinsame Sache machen, und lud ihn zu sich nach Magnesia. Polykrates kam; aber Oroetes liess ihn greifen und hinrichten (um 522). Samos zu erobern hat er nicht versucht; aber mit der Machtstellung der Insel war es fortan vorbei.

Einzige Quelle ist Herodots auf der ethisirenden Volkssage und auf Erkundigungen in Samos und Sparta beruhender Bericht: III, 44 ff. [mit chronologischer Verwirrung in c. 48]. 120 ff. Herodots Erzählung ist von Hekataeos von Abdera (Diod. I, 95) rationalisirt.

488. Nachdem Darius in hartem Ringen der Prätendenten und Usurpatoren, welche sich nach Kambyses' Tode und der Ermordung des Magiers überall in den östlichen Provinzen erhoben hatten, Herr geworden war (521—519, I, 511 ff.), ergriff er das Regiment mit fester Hand. Den Oroetes, der

inzwischen den Satrapen von Daskylion, Mitrobates, ermordet hatte, räumte er aus dem Wege und stellte die königliche Autorität in Kleinasien wieder her. Gegen Samos, wo sich Polykrates' Vogt Maeandrios nach einem vergeblichen Versuch, die Republik herzustellen, der Herrschaft bemächtigt hatte, sandte er eine Expedition unter Otanes, die den Gewalthaber nach hartem Kampf bezwang und Polykrates' Bruder Syloson zum Herrscher einsetzte. Damit war der letzte selbständige Staat an der kleinasiatischen Küste vernichtet; die ganze ehemals so mächtige und freiheitsstolze ionische Welt war dem Grosskönig unterthan; in den Städten geboten die Tyrannen, die er eingesetzt hatte. Das politische Leben war zu Ende, soweit es nicht in dem engen Kreise der städischen Verwaltung aufging; geistig aber herrschte auch jetzt noch ein reges Leben. In dieser Zeit sind die Schriften der Milesier Anaximander und Hekataeos entstanden; wenig später trat in Ephesos Heraklit auf, der alle bisherige Weisheit für Trug erklärte und aus dem eigenen Innern eine tiefere Erkenntniss schöpfte. Etwa in dieselbe Zeit setzen die Alten den Hipponax von Ephesos, den rechten Repräsentanten der ionischen Zustände dieser Zeit. Von den ephesischen Tyrannen vertrieben ging er nach Klazomenae, und hier hat er seine Spottgedichte verfasst. Die Schärfe seiner Satire, die Invectiven gegen seine Gegner, die Rücksichtslosigkeit, mit der er von sich selbst und seiner Dürftigkeit redete, erinnern an Archilochos. Aber er steht am Ende der Epoche, die jener eröffnete. Ihm fehlt der grossartige politische und geistige Hintergrund, der kühne Trotz, das gewaltige Stürmen und Drängen, das jenen bewegte. Hipponax führt uns in das alltägliche Leben seiner Zeit. Ideale gibt es nicht mehr, nur Geld will der Dichter haben und gut zu essen. Dem Inhalt entspricht aufs glücklichste die Form, der platte, die Sprache des gemeinen Mannes wiedergebende Dialekt und der derbe Hinkiambus, den er in die Dichtung eingeführt hat.

Sturz des Hippias. Kleisthenes und Kleomenes.

489. Das griechische Mutterland hat die Rückwirkung der Ereignisse in Asien sofort empfunden. Als Maeandrios nach seiner Vertreibung aus Samos sich nach Sparta um Hülfe wandte, wurde er auf Betreiben des Kleomenes von den Ephoren aus dem Peloponnes ausgewiesen. Wann das Perserreich in die europäischen Verhältnisse eingreifen würde, war jetzt nur noch eine Frage der Zeit. Bald nach 515 hat Darius den Bosporus überschritten, Thrakien unterworfen und im Kriege gegen die Skythen die Donau überschritten. Die glänzende Stellung, welche Pisistratos eingenommen hatte, ging seinem Sohn verloren, ohne dass er etwas thun konnte sie zu behaupten. Miltiades, der Herrscher der Chersones, wurde, wenn er auch die Beziehungen zu Athen aufrecht erhielt, doch aus einem attischen ein persischer Vasall und leistete dem Darius getreulich Heerfolge gegen die Skythen wie alle aeolischen und ionischen Tyrannen; Hippias selbst hat als Herrscher von Sigeon unzweifelhaft dem Perserkönig gehuldigt. Wie Polykrates gestürzt wurde, ging auch die Tyrannis des Lygdamis auf Naxos zu Ende; in diesem Falle dürfen wir wohl glauben, dass die Spartaner ihn gestürzt haben (Plut. mal. Her. 21, vgl. apophth. lac. 64 und §. 395 A.), vielleicht beim Zuge gegen Samos. So wurde Athen immer mehr isolirt. Auch im Innern wurde die Stellung des Tyrannen schwieriger; im Jahre 514 gab eine Beleidigung, die Hipparch dem jungen Harmodios zugefügt hatte, den Anlass zu einer grossen Verschwörung. Zwar das Attentat auf Hippias wurde vereitelt, aber Hipparch wurde von Harmodios und seinem Liebhaber Aristogeiton bei der Ordnung des panathenaeischen Festzugs niedergestossen. So sah Hippias den Boden unter seinen Füssen wanken; er entwaffnete die Bürger (vgl. §. 475) und sah sich zu Gewaltthaten und Hinrichtungen gezwungen; er befestigte den Hügel von Munichia an der See. Um so concilianter wurde seine äussere Politik. Er trat in nahe Verbindung mit Sparta (Herod. V, 63. 90), und vermählte, um

sich für alle Fälle einen Rückhalt zu sichern, seine Tochter Archedike mit Aiantides, dem Sohn des beim Perserkönig angesehenen Tyrannen Hippoklos von Lampsakos, des alten Gegners der Athener auf dem Chersones (Thuk. VI, 59). Die Emigranten schöpften Muth; wie schon früher Kedon, versuchten jetzt die Alkmeoniden, deren Haupt jetzt Megakles' Sohn Kleisthenes war, der Enkel des Herrschers von Sikyon, die Tyrannis mit Gewalt zu stürzen. Sie brachen von Boeotien aus in Attika ein und besetzten die Burg Leipsydrion im Parnes. Sie erhielten auch einigen Zuzug aus der Stadt; aber Hippias schlug sie aufs Haupt und zwang sie, den attischen Boden zu räumen.

490. So war die Befreiung Athens aus eigener Kraft misslungen; nur durch fremde Hülfe war es möglich, zum Ziel zu gelangen. Auch dafür wusste Kleisthenes Rath. Die Alkmeoniden hatten sich das delphische Orakel durch den glänzenden Neubau des Tempels (§. 442) zu Dank verpflichtet; so wurde die Pythia gewonnen, den Spartanern bei jedem Anlass die Befreiung Athens zu befehlen. Der spartanischen Politik kam dieser Befehl sehr ungelegen; sie konnte nichts Besseres wünschen, als mit Hippias in guten Beziehungen zu leben. Aber auf die Dauer wagte man nicht, dem Geheiss des Gottes zu trotzen; im Jahre 511 landete ein spartanisches Corps unter Anchimolios bei Phaleron. Hippias war auf den Angriff vorbereitet; mit Unterstützung der thessalischen Reiterei, die ihm der König Kineas zuführte, schlug er die Spartaner, Anchimolios selbst fiel im Kampf. Jetzt war die Ehre Spartas engagirt. Im nächsten Jahre führte König Kleomenes selbst den Heerbann nach Attika. Die Truppen des Hippias und die thessalischen Reiter wurden geschlagen, der Tyrann auf der Burg eingeschlossen. Durch einen Zufall fielen seine Söhne den Feinden in die Hände; Hippias capitulirte auf freien Abzug und ging nach Sigeon (Frühjahr 510). Athen war befreit; der Tyrann und sein Haus wurde geächtet, dem Harmodios und Aristogeiton als Tyrannenmördern heroische Ehren zugesprochen. Oberhalb des Markts wurden ihre Statuen in

Erz aufgestellt, ein Werk des attischen Meisters Antenor, das uns durch zahlreiche Nachbildungen bekannt ist; ihre Nachkommen erhielten ständige Speisung im Prytaneon; bei allen Trinkgelagen erschollen die Lieder zu ihren Ehren und zum Andenken an Kedon und die bei Leipsydrion Gefallenen.

Ueber das auf einer ehernen Stele aufgezeichnete Aechtungsdekret (ἡ στήλη περὶ τῆς τῶν τυράννων ἀτιμίας [so HERWERDEN für ἀδικίας], Thuk. VI, 55; der Ausdruck ἀτιμία in dem Gesetz Arist. pol. Ath. 16 ist von Aristoteles missverstanden) s. SWOBODA, Arch.-epigr. Mitth. XVI, 57. 60. Ueber die Statuen der Tyrannenmörder WACHSMUTH, Stadt Athen II, 393 ff. Die Skolien hat bereits Aristoteles herangezogen, und vollständiger Athen. XV, 695 bewahrt. Die populäre Anschauung von den »Tyrannenmördern« verwerfen Herodot (vgl. VI, 123) und Thukydides in gleicher Weise; Aristoteles hat neben ihnen auch hier die Ausschmückungen der späteren Tradition (Ephoros bei Diod. X, 17. 18. Polyaen I, 22) berücksichtigt.

491. Nicht durch eine Erhebung des Volks ist die Tyrannis gefallen, sondern durch die ausgewanderten Adligen und die spartanische Intervention. Hippias hinterliess bei seinem Abzug nicht nur in den unteren Ständen, sondern auch in den vornehmen Kreisen (zu denen z. B. Hipparchos, der Sohn des Charmos, gehörte) einen starken Anhang, der noch nach Jahrzehnten seine Herrschaft zurücksehnte. So lag die Entscheidung zunächst bei Sparta. Kleomenes, dem die Alkmeoniden mit Recht verdächtig erschienen, unterstützte den alten Adel, mochte er auch zum Theil mit den Pisistratiden seinen Frieden gemacht haben. Durch eine aristokratische Restauration konnte er hoffen, Athen im Fahrwasser der spartanischen Politik festzuhalten. An die Spitze des Adels trat sein Gastfreund Isagoras, der Sohn des Tisandros. Aber Kleisthenes hatte nicht alle Hebel zum Sturz der Tyrannis in Bewegung gesetzt, um sich aufs neue einem andern unterordnen zu müssen. Er griff zu der alten Politik seines Hauses zurück und trat an die Spitze des Demos; durch grosse Reformen suchte er diesem das Uebergewicht zu schaffen und an seiner Spitze selbst zu regieren. Auch von den Adligen haben sich ihm nicht wenige angeschlossen. Isagoras wandte sich um Hülfe an Kleomenes, und dieser forderte die

Verjagung des fluchbeladenen Geschlechts. Kleisthenes wagte keinen Widerstand; er verliess mit seinem Anhang das Land, Isagoras trat als Archon an die Spitze des Staats (Juli 508). Jetzt erschien Kleomenes selbst mit bewaffneter Macht in Athen, um gründlich Ordnung zu schaffen: siebenhundert Familien wurden verjagt, die Regierung in die Hände von dreihundert Adligen gelegt. Aber seine Macht war nicht stark genug. Der Rath setzte sich zur Wehr und rief die Bürgerschaft zu den Waffen; Kleomenes und Isagoras wurden auf der Burg belagert und mussten nach zweitägigem Widerstand capituliren. Sie erhielten freien Abzug; wer von ihren Anhängern den Athenern in die Hände fiel, wurde hingerichtet, Kleisthenes und die übrigen Verbannten zurückgerufen. Die geplante Verfassungsreform konnte sofort ausgeführt werden.

Hauptquelle ist Herodot V, 66 ff., in Einzelheiten bestätigt und ergänzt durch Aristoph. Lysistr. 274 mit den Scholien. Thuk. I, 126; rhetorisch ausgeschmückt Isocr. 16, 25 f. Aristoteles folgt im Wesentlichen Herodot, setzt aber wohl mit Recht die Kleisthenischen Reformen erst unter Isagoras' Archontat 508/7 (das Datum bestätigt durch Dion. Hal. V, 1. chron. par. 46), nicht wie Herodot vor Kleomenes' Intervention; übrigens zeigt Aristoteles, dass, wie natürlich, nicht alle Institutionen auf einmal geschaffen sind. Dass Aristoteles den Isagoras als φίλος τῶν τυράννων bezeichnet, ist gewiss nicht correct; aber zu den Emigranten hat er nicht gehört, vgl. Herod. V, 70. — Die Constructionen von Wilamowitz, Kydathen 114 ff., halte ich, soweit sie über die Ueberlieferung hinausgehen (Athen sei bis zu den Perserkriegen Mitglied des peloponnesischen Bundes gewesen), für verfehlt.

492. Der inneren Feinde war man Herr geworden, im Felde stand die Entscheidung noch bevor. Dass Kleomenes die Schmach rächen würde, war sicher; mit den Peloponnesiern verbanden sich die Thebaner und die Chalkidier von Euboea — Eretria wird auch jetzt die Freundschaft mit Athen gewahrt haben —, um Athen zu erdrücken. In dieser Noth hat sich Kleisthenes an Persien gewandt; attische Gesandte gingen zu dem Satrapen von Sardes, Artaphernes, mit der Bitte um Hülfe. Artaphernes sagte sie zu, wenn Athen dem Perserkönig huldige; und die Gesandten waren dazu bereit. Dass es jetzt noch nicht zu einer persischen Intervention in Griechenland

kam, lag weniger daran, dass die Gesandten — wenn wir in diesem Punkte der Tradition glauben dürfen (Herod. V, 73) — in Athen desavouirt wurden, als daran, dass die Krisis diesmal vermieden wurde und die Perser keine Eile hatten, sich in die griechischen Händel zu mischen. — Im Frühjahr 507 rückten beide spartanische Könige, von Isagoras und seinen Parteigängern begleitet, mit dem Aufgebot des peloponnesischen Bundes in Attika ein und besetzten Eleusis; gleichzeitig brachen die Boeoter über den Kithaeron vor und eroberten das ihnen 519 entrissene Gebiet und das Grenzdorf Oinoe; die Chalkidier verwüsteten das Küstenland am Euripos. Das attische Bürgerheer zog den Peloponnesiern entgegen. Aber zur Schlacht kam es nicht. Die Korinther, auch jetzt ihrer athenerfreundlichen Politik getreu, weigerten den Spartanern den Gehorsam, und König Demarat selbst trat seinem Mitkönig entgegen. An dem Widerspruch der von den Eurypontiden gestützten zurückhaltenden Politik des spartanischen Demos sind Kleomenes' weitausschauende Pläne gescheitert, die ihn und Sparta zum Herrscher von Hellas machen sollten; um einer ungerechten Sache willen alles aufs Spiel zu setzen und den schweren Krieg mit Athen zu wagen, war man nicht gewillt. Kleomenes musste sich fügen; unverrichteter Dinge kehrte das grosse Heer über den Isthmos zurück. Wie bedenklich für Spartas Stellung der Ausbruch des inneren Conflicts im offenen Felde war, empfand man wohl; es wurde verordnet, dass in Zukunft immer nur einer der beiden Könige, und demgemäss auch nur einer der beiden Dioskuren, der Schutzgötter des Königthums, mit dem Heere ausziehen dürfe. — Kleomenes hat noch einmal versucht, auf einer Bundesversammlung seine Absicht durchzusetzen und diesmal die Rückführung des Hippias gefordert; aber auch dieser Plan scheiterte an dem Widerspruch der Korinther. Nur die Aegineten setzten den Krieg fort; sie überfielen den Hafen von Phaleron und plünderten die attische Küste. Die zwischen den beiden Nachbarn ausgebrochene Fehde hat sich Jahrzehnte lang hingezogen. — Nach dem Abzug der Pelopon-

nesier erfochten die Athener einen glänzenden Sieg über die Boeoter, überschritten an demselben Tag den Euripos und schlugen die Chalkidier. Gegen Boeotien wurde die Grenze von 519 wiederhergestellt; Chalkis musste das ehemals den Eretriern entrissene lelantische Gebiet abtreten, das mit Kleruchen, angeblich 4000, besiedelt wurde. Die augenblickliche Gefahr war überstanden. Aber schon kündigte sich ein neuer Feind an. Hippias hatte die Angebote seiner alten Freunde, der Thessaler und des Amyntas von Makedonien, abgelehnt, sich in Iolkos oder in der Landschaft Anthemus (nördlich von der Chalkidike) anzusiedeln, und war nach Sigeon gegangen, um von hier seine Rückführung durch persische Hülfe zu betreiben. Seine Vorstellungen hatten Erfolg, trotz der Remonstrationen einer athenischen Gesandtschaft; Artaphernes von Sardes sandte den Athenern den Befehl, Hippias bei sich aufzunehmen. Kleisthenes und die junge Demokratie mochten im Vertrauen auf die gewonnenen Siege der drohenden Gefahr zuversichtlich entgegensehen; wer tiefer blickte, konnte schon jetzt nicht mehr verkennen, dass am politischen Horizont eine Wetterwolke aufzog, wie sich noch keine über der griechischen Welt entladen hatte.

Von der Weihinschrift aus der boeotischen und chalkidischen Beute, Her. V, 77 (daraus Ephoros bei Diod. X, 24), sind Bruchstücke in älterer und jüngerer Fassung erhalten: CIA. I, 334. IV, 2, 334a. Vgl. Pausan. I, 28, 2.

Die Reform des Kleisthenes.

493. Kleisthenes' politische Reformen erstrebten die vollständige Brechung der Adelsmacht. Nachdem Solon dem Adel die politischen Vorrechte genommen hatte, versuchte Kleisthenes seinen persönlichen Einfluss zu beseitigen. Deshalb wurden die alten auf dem Blutsverbande beruhenden Phylen, in denen die grossen Geschlechter und die seit Jahrhunderten ererbten Familienverbindungen den maassgebenden Einfluss hatten, aller politischen Rechte entkleidet. An ihre Stellen traten

zehn neue Phylen, die nicht mehr nach der Abstammung, sondern wie alle gleichartigen Neueintheilungen der Bürgerschaft (§. 204) nach dem Wohnsitz gebildet wurden. Freilich durften sie auch nicht einfach die natürliche Gliederung der Landschaft wiedergeben; sonst wäre lediglich eine neue Organisation für die Vertretung der Sonderinteressen geschaffen und der Gegensatz der grossen Landdistricte verewigt worden, der in der Geschichte des sechsten Jahrhunderts eine so verhängnissvolle Rolle gespielt hatte. Deshalb wurde die Landschaft in drei Hauptgruppen zerlegt, das Stadtgebiet mit den umliegenden Dörfern und Höfen, das Küstengebiet, und das Binnenland, und jeder dieser Theile in zehn an Bevölkerungszahl etwa gleich grosse »Drittel« (τριττύες) zerschlagen; je drei dieser Drittel wurden durch das Loos zu einer Phyle vereinigt. Die neuen Phylen sind die Stimmkörper und die Heeresabtheilungen wie früher die alten; sie werden wie diese als Blutsverbände gedacht und erhalten ihren Ahnen oder Schutzheiligen aus den attischen Heroen, deren Namen sie tragen — man hat dem delphischen Orakel hundert Namen vorgelegt und dies zehn daraus ausgewählt —; aber ihnen fehlt jede innere Einheit, sie sind lediglich administrative Bezirke. Mit den Städtern stimmen und dienen die Bauern aus der Diakria und die Schiffer von der Küste in derselben Abtheilung, während die Angehörigen desselben Geschlechts, wenn sie getrennte Wohnsitze haben, in verschiedenen Phylen stehen. Die Trittyen sind zwar räumliche Einheiten, Gaue von durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Quadratmeilen, aber sie haben keine politische Bedeutung. Die niedere Einheit, aus der sich die Phylen zusammensetzen, bilden vielmehr die Dörfer (δῆμοι). Auf diese wird die Organisation der jetzt aufgehobenen Naukrarien übertragen; auch die Stadt wird in Dorfgebiete zerlegt. Jedes Dorf, ob gross oder klein, verwaltet seine Gemeindeangelegenheiten selbst, unter Leitung des erwählten Dorfschulzen (δήμαρχος); es führt die Bürgerliste und entscheidet im Zweifelsfall durch Abstimmung (διαψηφισμός) über das Bürgerrecht des Einzelnen. Jeder attische Bürger wird

fortan officiell nach seinem Demos benannt, nicht mehr nach der Abstammung und dem Vatersnamen. Auf der Dorfangehörigkeit beruht das Staats- oder vielmehr correcter das städtische Bürgerrecht. — Die neue Phylenordnung gab zugleich die Möglichkeit, den zahlreichen, zum Theil seit Jahrhunderten in Attika ansässigen Bewohnern, die den alten Blutsverbänden nicht angehörten, Nachkommen von Zuwanderern und Sklaven, das Bürgerrecht zu ertheilen. Die Neubürger schlossen sich zu religiösen Verbänden (θίασοι, ὀργεῶνες) zusammen, die ihnen den Blutsverband ersetzten; wie die alten Familien verehrten sie in diesen den Zeus des Hofs und den Stammvater Apollo. Sie wurden das Ferment der neuen Ordnung, auf der ihre Rechte beruhten. Die alten Phylen mit ihren Phylenkönigen, die Phratrien und die Geschlechter liess Kleisthenes als religiöse Verbände unangetastet; nur wurde verordnet, dass »die Phratrien verpflichtet seien, sowohl die Geschlechtsgenossen wie die Orgeonen aufzunehmen«. So behielten die Phratrien eine grosse Bedeutung, concurrirend mit den Demen führen sie eine Bürgerliste; sie waren ja für das Blutrecht unentbehrlich.

Die Bedeutung des Kleisthenes und seines Werkes ist neuerdings mehrfach auf Kosten Solons stark überschätzt worden, namentlich von Wilamowitz; die Auffindung der πολ. Ἀθ. hat manche kühne Hypothese beseitigt. Erst durch sie haben wir eine sichere Grundlage gewonnen. Natürlich erwähnt Aristoteles nur die Hauptpunkte; die Atthidographen sind, wie die Fragmente zeigen, weit mehr ins Detail gegangen. — Ueber das Wesen der Phylenordnung hat erst Aristoteles Klarheit gebracht; jetzt ist ihre Herstellung in den Grundzügen möglich, s. Milchhoefer, Unters. über die Demenordnung des Kleisthenes, Abh. Berl. Ak. 1892, und, diesen mehrfach berichtigend, Loeper, MAI. XVII. Herodots Irrthum V, 69, jede Phyle habe aus zehn Demen bestanden, ist widersinnig, obwohl leicht begreiflich. Nach Kleidemos fr. 8 hätte Kleisthenes 50 Naukrarien eingerichtet; doch finden sich die Naukrarien in den Inschriften nie, und so hat Aristoteles' Angabe, dass Kleisthenes sie abschaffte, wohl mehr Berechtigung. Höchstens können sie für die Flotte bis auf Themistokles beibehalten sein. Köhler's Hypothese MAI. X, 109 ist allerdings jetzt nicht mehr haltbar. — Dass das Bürgerrecht erweitert wurde, sagt Arist. pol. Ath. 16 (der διαψηφισμός nach dem Sturz der Tyrannen c. 13 kann sich nur darauf beziehen, und mag ja in einzelnen

Fällen auch zu einer Ausstossung von Anhängern der Pisistratiden geführt haben, die durch diese das Bürgerrecht erhalten hatten). pol. III, 1, 10 Κλεισθένης ... πολλοὺς ἐφυλέτευσε ξένους καὶ δούλους μετοίκους. Bisher hatte man auf Grund von pol. VII, 2, 11 auch eine Aenderung der Phratrien angenommen; das wird durch pol. Ath. 21 widerlegt. Das aus Philochoros fr. 94 bewahrte Gesetz des Jahres 403 τοὺς δὲ φράτορας ἐπανάγκες δέχεσθαι καὶ τοὺς ὀργεῶνας καὶ τοὺς ὁμογάλακτας (οὓς γεννήτας καλοῦμεν setzt Phil. hinzu) gibt wohl ein älteres kleisthenisches Gesetz wieder; vgl. Schöll, Die Kleisth. Phratrien. Ber. Münch. Ak. 1889, II [Wilamowitz' Auffassung Herakles I, 57, 16 halte ich nicht für richtig]. Ebenso enthält die Aufzeichnung der Volksrechte bei der Gesetzescodification nach dem Sturz der Vierhundert CIA. I, 57 vielleicht einige kleisthenische Satzungen, zu denen aber das ausschliessliche Recht Todesurtheile zu verhängen und das Verbot des θωὰν ἐπιβάλλειν ohne Zustimmung des Volks nicht gehören.

494. Die sonstigen Neuerungen des Kleisthenes sind meist einfache Consequenzen der neuen Phylenordnung. Die Zahl der Rathsherren wurde von 400 auf 500 erhöht, 50 aus jeder Phyle, und diese in den Demen erloost (Arist. pol. 62); jedem Demos wurde nach seiner Grösse eine bestimmte Anzahl von Rathsstellen zugewiesen (Köhler MAI. IV, 105. Hausoullier BCH. V, 365 ff.). So war dafür gesorgt, dass auch die Landgemeinden ihre ausreichende Vertretung in der regierenden Körperschaft hatten. Dem entspricht die Eintheilung des Jahrs in zehn Abschnitte, während deren je eine Phyle des Raths (Prytanie) die laufenden Geschäfte und den Vorsitz in der Volksversammlung führte; die Folge der Prytanien wurde durch das Loos bestimmt. Im J. 503 wurde der neue Rathseid eingeführt. Im J. 502 wurden zuerst zehn Strategen als Commandanten des Aufgebots der einzelnen Phylen gewählt — man sieht, wie die neuen Institutionen erst allmählich durchgeführt sind. Mit dem Polemarchen zusammen, der den Vorsitz hatte und den rechten Flügel commandirte, bildeten die Strategen den Kriegsrath; der Oberbefehl wechselte von Tag zu Tag. Auch die Finanzämter wurden zum Theil reorganisirt (Androtion fr. 3. 4). An den übrigen Bestimmungen der Verfassung hat Kleisthenes nichts geändert. Dem Areopag blieben seine Rechte gewahrt;

das Archontat wurde durch Wahl besetzt; die Pentakosiomedimnen allein hatten Zutritt zu den höheren Staatsämtern. Nur wurde die souveräne Stellung des Volks stärker betont als bisher. Bezeichnend dafür ist, dass die Anlage des grossen für die Volksversammlungen bestimmten Platzes auf dem Pnyxhügel westlich am Areopag, der durch gewaltige Futtermauern gestützt wurde, dieser Zeit angehört. Die Hochverrathsprocesse, die in der Form einer Denunciation (εἰσαγγελία) erfolgen, sind offenbar durch Kleisthenes vom Areopag (§. 409) auf das Volk übertragen worden; die Processe des Miltiades zeigen bereits die spätere Form. Auch sonst mag die Volksgerichtsbarkeit erweitert worden sein. Die polizeiliche Strafgewalt der Beamten, des Areopags und des Raths blieb indessen unangetastet. Um die Wiederkehr einer Tyrannis unmöglich zu machen, wurde dem Volke das Recht gegeben, einen hervorragenden Mann, der ihm verdächtig schien, auf zehn Jahre aus dem Staatsgebiet zu verweisen. Alljährlich unter der sechsten Prytanie wurde angefragt, ob ein derartiges Verfahren stattfinden solle; wurde das beschlossen, so versammelten sich in der achten Prytanie (April) die Bürger auf dem Markte. Mindestens 6000 Stimmen mussten abgegeben werden, wie bei jedem Ausnahmegesetz (§. 409). Die herumliegenden Scherben gaben das Schreibmaterial, daher trägt das Verfahren den Namen »Scherbung« (ὀστρακισμός). Es ist zuerst im J. 487 zur Anwendung gekommen.

Dass Herodots Angabe VI, 109, der Polemarch sei schon zur Zeit der Schlacht bei Marathon erloost worden, unhaltbar ist, hat man längst erkannt (vgl. Demetrios von Phaleron bei Plut. Arist. 1); jetzt wird es durch Aristoteles bestätigt. — Dass die grosse Terrassenanlage südlich vom Nymphenhügel wirklich die Pnyx ist, ist jetzt wohl ziemlich von allen competenten Forschern anerkannt.

495. Durch Kleisthenes' Reformen ist der Grundgedanke der solonischen Staatsordnung voll verwirklicht. Attika ist in der That eine einzige Stadt; alle Unterschiede innerhalb der Bürgerschaft, soweit sie auf Abstammung und Wohnsitz beruhen, sind aufgehoben. So kehrt die Entwickelung zu

ihrem Ausgangspunkt zurück; die rechtliche und politische Gleichheit der Vollfreien, welche die Grundlage des alten Stammverbandes bildete, ist jetzt in den Formen des die ganze Landschaft umfassenden Stadtstaats durchgeführt. Damit ist ein Ideal geschaffen, das nicht nur die nächsten Generationen (vgl. Herod. V, 78) begeistert hat. Die Idee der Gleichheit, der Selbstregierung des gesammten Volks, des Aufgehens jedes Bürgers und seiner Sonderinteressen in dem allgemeinen Staatsbegriff, die hier zum ersten Mal, wenn auch noch nicht vollkommen — denn noch begründet ausser der Befähigung der Persönlichkeit auch der Besitz einen tiefgreifenden Unterschied — durchgeführt ist, übt immer von neuem einen Zauber. Freilich liegt es im Wesen jedes politischen Ideals, dass der Versuch, es zu verwirklichen, sich über die thatsächlichen Verhältnisse hinwegsetzen muss. Die berechtigten Sonderinteressen, der natürliche und sociale Gegensatz zwischen Stadt und Land, sind dadurch nicht aufgehoben, dass die Verfassung sie geflissentlich ignorirt. Indessen für den Augenblick war von diesem Gegensatz noch wenig zu spüren. Die kleisthenische Verfassung stützt sich auf die breiten Massen des Mittelstands — daher gilt sie der späteren Epoche als conservativ. Begründet hat ihn Solon, materiell existenzfähig gemacht Pisistratos; jetzt übernimmt er das Regiment. In den Festen, die er feiert, in den Chorgesängen zu Ehren des Dionysos verherrlicht er sich selbst; in den geschlossenen Bataillonen des Bürgerheers findet er seinen vollendeten Ausdruck. Die Organisation der Hoplitenphalanx nach spartanischem Muster (vgl. §. 359), von der die Chroniken freilich nichts berichten, ist offenbar gleichfalls Kleisthenes' Werk. Beim Sturz des Hippias hatte die thessalische Reiterei gezeigt, wie wenig sie dem geschlossenen Angriff der Hopliten gewachsen war. So verschwindet die Bürgerreiterei auch in Athen aus dem Heer; beim Panathenäenfest zieht die vornehme Jugend zu Ross auf, aber in den Perserkriegen hat sie zu Fuss gekämpft. Erst später ist dann aufs neue ein kleines Reitercorps geschaffen worden.

Auch das ist ein wesentliches Moment für die Durchführung der bürgerlichen Gleichheit. — Auch in Athen ist die Neugestaltung nicht ohne schwere innere Kämpfe erreicht worden. Viel Bürgerblut war geflossen; zahlreiche Emigranten waren mit Hippias gegangen und hofften von den Persern die Rückführung in die Heimath; ihnen werden sich die Anhänger des Isagoras angeschlossen haben, die mit Kleomenes gegen Athen gezogen waren und über die jetzt die Acht verhängt, deren Häuser geschleift wurden (Schol. Arist. Lysistr. 273). Aber ein günstiges Geschick hat Athen vor dem Aeussersten bewahrt, dem Vernichtungskampf der Parteien, wie er in so manchen anderen Staaten sich abgespielt hatte. Männer aus den ersten Familien, der Medontide Solon, der Alkmeonide Kleisthenes, waren die Führer der volksfreundlichen Partei; zahlreiche Adelsgeschlechter haben sich ihnen angeschlossen und sich ohne Groll in die neue Ordnung gefügt. So blieb der Adel und sein grosser Besitz unangetastet und damit die Fülle materieller Mittel und politischer Intelligenz Athen erhalten, welche ein adliger Grossgrundbesitz dem Staate zu bieten vermag. Noch ein Jahrhundet lang sah das Volk in den Adligen die berufenen Leiter des Staats, und diese waren bereit ihre ganze Kraft, und wenn es sein musste, Leben und Gut dem Gemeinwohl zu widmen.

VI. Der Westen bis auf die Perserkriege.

Die Karthager gegen Dorieus.

496. Als König Anaxandridas von Sparta lange Zeit in kinderloser Ehe gelebt hatte, zwangen ihn die Ephoren, eine zweite Frau zu nehmen, damit sein Haus nicht aussterbe. Von dieser zeugte er seinen Nachfolger Kleomenes. Aber kurz darauf gebar auch die erste Frau einen Sohn, Dorieus, dem dann noch zwei Brüder folgten. Dorieus vermochte, heran-

gewachsen, das Regiment seines Bruders, der ihm als Eindringling galt, nicht zu ertragen. So zog er aus, eine Colonie zu gründen (um 515 v. Chr.). Eine Anzahl Spartiaten betheiligte sich an der Expedition (Herod. V, 46), eine starke Schaar von Auswanderern, wohl nicht nur aus Lakonien, sondern aus dem ganzen Peloponnes, schloss sich an. Zunächst machte er den Versuch, sich an der afrikanischen Küste mitten zwischen den Syrten in der Oase des Kinyps (östlich von Tripolis) festzusetzen, die durch ihre üppige Fruchtbarkeit zu der umgebenden Wüste um so stärker contrastirt (vgl. Herod. IV, 175. 198). Die Theraeer, durch ihre Beziehungen zu Kyrene mit den afrikanischen Gewässern bekannt, wiesen ihm den Weg; man mochte hoffen, von der neuen Ansiedlung aus ganz Libyen bis zum Tritonsee zu besetzen und hier ein grosses Colonialreich zu gründen (vgl. Herod. IV, 179 f.). Um so mehr hatten die Karthager Anlass, die neue Ansiedlung im Keim zu ersticken; im dritten Jahr griffen sie, von den benachbarten Nomaden unterstützt, den Dorieus an und verjagten ihn aus Afrika. Die Trümmer der Ansiedlung am Kinyps waren noch später sichtbar (Skylax 109). In der Nähe gründeten die Karthager die Kolonie Grossleptis (bei den Griechen Neapolis), und überhaupt haben sie wohl die Gelegenheit benutzt, um das ganze Syrtengebiet in ihren Machtbereich einzuziehen. Im Winkel der grossen Syrte bildete fortan ein kleines Heiligthum, die Altäre der Philaenen, die Grenze gegen die Griechen von Kyrene.

Ueber Dorieus am Kinyps haben wir nur Herodots Bericht V, 42 ff.; für die Ansiedlung in Heraklea kommt noch Timaeos' Bericht Diod. IV, 23 hinzu, der die von Herodot V, 43 angedeutete Sage vom Kampf des Herakles mit Eryx erzählt; vgl. Pausan. III, 16. 4. Dass Leptis von den Sidoniern ob discordias civilis gegründet sei (Sallust Jug. 78), ist offenbares Autoschediasma; der Name Νέα πόλις (z. B. Skylax 109. Strabo XVII, 3, 18) spricht deutlich genug. An die Philaenenaltäre, die schon Skylax als Grenze kennt, knüpft die bekannte Legende Sallust Jug. 79. Mela I, 7 [vgl. die Erzählung von Lampsakos und Parion Polyaen VI, 24 u. ä.]. Dass es vorher zum Krieg zwischen Karthago und Kyrene gekommen wäre, ist höchst unwahrscheinlich.

497. Nach dem Scheitern seiner ersten Unternehmung zog Dorieus nach Westen. Zuerst soll er mit den Krotoniaten gegen Sybaris gekämpft haben, dann wiederholte er den Versuch des Pentathlos (§. 422), die Westspitze Siciliens den Griechen zu gewinnen. Am Fuss des Eryx gründete er eine Stadt Heraklea. Diesen Eingriff in sein Machtgebiet konnte Karthago natürlich noch weniger dulden als die Festsetzung im Syrtengebiet; mit den Elymern von Segesta griff es die Ansiedlung an, Dorieus und der Kern seines Heers — darunter auch ein reicher Krotoniate Philippos (§. 501) — fielen im Kampfe (um 510, vgl. Herod. VII, 158). Mit dem Rest ging der Spartiate Euryleon nach Heraklea Minoa im Gebiet von Selinus (§. 421), stürzte den Tyrannen Peithagoras von Selinus, machte sich dann selbst zum Tyrannen und wurde endlich bei einem Aufstand erschlagen. Das spartanische Unternehmen war vollständig gescheitert.

Die Etrusker gegen Kyme. Befreiung Roms.

498. Während Karthago seinen Besitz sicherte und erweiterte, ist ein Angriff der Etrusker auf Kyme gescheitert. Wir haben von diesem Krieg nur eine später phantastisch ausgemalte Schilderung: ungezählte Schaaren von Etruskern, Umbrern, Dauniern und anderen Stämmen seien im J. 524 gegen die Stadt gezogen, aber durch die Tapferkeit der Bürger und das wunderbare Eingreifen der Götter in den Bergen um Kyme vernichtet worden. Offenbar handelt es sich um einen Versuch der campanischen Etrusker, die Küste zu unterwerfen; dass sie dabei Zuzug aus der Heimath und von anderen Volksstämmen erhalten haben, ist wohl möglich. Im Kampfe hatte Niemand grösseren Ruhm gewonnen als Aristodemos mit dem Beinamen der Weichling (ὁ Μαλακός); er hat dann an der Spitze des Volkes das Adelsregiment gestürzt (angeblich 504) und als Tyrann ein energisches Regiment geführt, gestützt auf eine starke aus Nichtgriechen gebildete Söldnertruppe. Unter den Aristokraten räumte er schonungslos auf, ihr Ver-

mögen wurde confiscirt und unter die Aermeren aufgetheilt, zahlreiche Sklaven erhielten Freiheit und Bürgerrecht. Daneben werden Maassregeln zur Hebung der Landbaus, grosse Bauten und Festungsanlagen in der ganz entstellten Tradition angedeutet. Nach längerer Regierung ist Aristodemos durch die Söhne der erschlagenen Adligen gestürzt, sein ganzes Haus ausgerottet worden.

Der eingehende Bericht bei Dion. Hal. VII, 3—12 ist so elend, dass die Annahme, er stamme aus Timaeos, wahrscheinlich erscheinen könnte; aber die Motivirung des Etruskerzugs durch den Kelteneinfall können wir ihm doch nicht zutrauen. Eher kann die verwandte, aber nicht identische Erzählung bei Plut. virt. mul. 26 mit der albernen Etymologie aus Timaeos stammen; auch Diod. VII, fr. 10 ist wohl Timaeos. Die ursprüngliche Grundlage bildet wohl eine einheimische Chronik wie die Κυμαικά des Hyperochos FHG. IV, 434; aber die Erzählung ist in unseren Quellen so arg entstellt, dass sie nur mit schweren Bedenken benutzt werden kann.

499. Etwa um dieselbe Zeit hat Rom die etruskische Herrschaft abgeschüttelt. Die Einzelheiten des Vorgangs kennen wir nicht. Die Erinnerung hat ausser dem Namen des wohl rein sagenhaften Befreiers L. Junius Brutus nur die nackte Thatsache bewahrt, dass der letzte König L. Tarquinius verjagt und damit die Republik begründet wurde. Was weiter in unseren Annalen zu lesen ist, sind Ausmalungen dürftigster Art und meist sehr jungen Ursprungs. Die Gestalt des zweiten Tarquiniers wird nach dem Muster griechischer Tyrannen gezeichnet, die bekannte Anekdote von Thrasybul und Periander (§. 389) auf ihn übertragen, aus dem Namen des Brutus gefolgert, dass dieser sich blödsinnig gestellt habe, um den Nachstellungen des Tyrannen zu entgehen, die Empörung durch die Schändung der Lucretia motivirt — das ist wohl die älteste dieser Erzählungen. Ausserdem haben die Annalisten sich bestrebt, den Hergang begreiflich zu machen und dabei alles Revolutionäre möglichst zu vermeiden, die Begründung der Republik möglichst legitim zu gestalten. Da das Volk aus eigenem Triebe gesetzlich nicht handeln kann, sondern nur der Beamte, wird Brutus

trotz seines Blödsinns zum Reiterobersten gemacht; Tarquinius' Regiment ist nie legitim gewesen, da er es nie hat wagen dürfen, die Bestätigung seiner Herrschaft durch Rath und Volk einzuholen; seine Verjagung vollzieht sich ohne Blutvergiessen: als er von einem Kriegszug zurückkehrt, wird ihm das Thor verschlossen und die Absetzungsurkunde vorgelesen; die Republik beruht auf den Anordnungen, die Servius Tullius, der letzte legitime König, getroffen, aber nicht hat ausführen können. Der Widersinn dieser Berichte liegt auf der Hand, wenngleich die moderne Geschichtsschreibung sich lange genug immer aufs neue abgemüht hat, sie in Geschichte umzusetzen. Wie der Hergang gewesen ist, wissen wir nicht; nur das ist sicher, dass eine Revolution sich nicht in den Formen einer politischen Komödie abspielt. Vermuthlich hat an der Erhebung der Hass gegen die Fremdherrschaft eben so viel Antheil gehabt wie die Erbitterung über den Druck eines despotischen Königthums. Ob die Tarquinier versucht haben, ihre Herrschaft wiederzugewinnen, ist nicht bekannt — der gestürzte König soll schliesslich nach Kyme zu Aristodemos gegangen sein, während sein Geschlecht nach Caere übersiedelte (Liv. I, 60), wo das Geschlechtsgrab noch erhalten ist —; was darüber erzählt wird, sind secundäre Combinationen. Weit älter und ächter ist die Sage von dem grossen Heerzug, den der Etruskerkönig Lars Porsena von Clusium gegen Rom unternahm. Die Römer wurden geschlagen, die Stadt musste sich ergeben. Die Sage erzählt von den reichen Gaben, die Porsena erhielt; sie berichtet, dass er den Römern den Gebrauch alles Eisens ausser für die Werkzeuge des Ackerbaus untersagt habe (Plin. 34, 139) — das Gleiche erzählen die Israeliten von der Philisterherrschaft (Jud. 13, 19). Auch weiter über Latium suchte Porsena seine Herrschaft auszudehnen; es wird erzählt, dass sein Sohn Aruns gegen Aricia auf dem Latinerberge gezogen, aber hier von den Latinern und den Kymaeern, die ihnen unter Aristodemos zu Hülfe zogen, geschlagen sei (Liv. II, 14. Dion. Hal. V, 36. VII, 5).

Die völlige Werthlosigkeit der Geschichte der Begründung der Republik hat zuerst Mommsen, Staatsrecht II erkannt. Es ist sehr instructiv, dass die Alten (Cato, Polybios, Cicero) aus der schematischen Construction der Königszeit durch die Annalisten nun auch wirklich die systematische Fortbildung der römischen Verfassung durch die Könige herauslesen und darin den Hauptvorzug der inneren Entwickelung Roms sehen. Die Neueren haben dann diesen antiken Gedanken auf die Entwickelung der Republik übertragen, wovon die Alten nichts wissen, während sie die Königszeit mehr oder weniger preisgeben. So ist das Dogma von der »Continuität der verfassungsgeschichtlichen Entwickelung Roms« entstanden, kraft dessen denn auch der angeblichen Ueberlieferung über die innere Geschichte Unfehlbarkeit andekretirt wird (so namentlich bei L. Lange). — Die Porsenasage haben die späteren Annalisten nach Kräften zu Gunsten Roms umzugestalten gesucht; doch schimmert auch bei ihnen der wahre Sachverhalt noch durch; vgl. Tac. Hist. III, 72 dedita urbe. Früh sind die Sagen von der Vertheidigung der hölzernen Tiberbrücke durch Horatius Cocles (Polyb. VI, 55), von Mucius Scaevola, von Cloelia (eine Sage, die eine Reiterstatue erklären soll, die vielleicht ursprünglich eine Göttin darstellte) an die Porsenasage angeschlossen. Sehr ungeschickt lassen die Annalisten den Porsena zur Wiederherstellung der Tarquinier ausziehn. Es ist nicht undenkbar, dass in Wirklichkeit Porsena die Tarquinier bekriegt und ihnen Rom abgenommen hat, so dass der Wegfall des Königthums mit dem Sturz der Herrschaft Porsenas gegeben war.

500. Wie Porsena's Herrschaft zu Ende gegangen ist, wissen wir nicht, wie es denn auch nicht als sicher betrachtet werden kann, dass sie dem Ende des sechsten Jahrhunderts, den ersten Jahren der Republik, angehört; sie mag leicht einige Decennien weiter hinabzurücken sein. Thatsache ist nur, dass es dem vereinten Kampfe der Kymaeer und Latiner gelungen ist, die Etruskerherrschaft in Latium zu brechen. Der römische Brauch, bei öffentlichen Auctionen zuerst die Habe Porsena's zu versteigern (Plut. Pobl. 19. Liv. II, 14. Dion. Hal. V, 34), mag die Erinnerung an die Abschüttelung der Fremdherrschaft bewahren. In Rom trat an Stelle des Königthums eine aristokratische Republik derselben Art wie einige Jahrhunderte früher in den griechischen Staaten. Die Adelsfamilien allein haben das Recht, die Aemter zu bekleiden; die Beschlüsse und Wahlen der Heeresversammlung

unterliegen der Bestätigung durch den Adelsrath, die patres; das Heer selbst, das zugleich das Volk darstellt, ist timokratisch, nach dem Besitz, gegliedert. Für die Beziehungen zu den Göttern wird nach wie vor ein Scheinkönigthum beibehalten; an die Spitze des Staats aber treten zwei auf ein Jahr erwählte Feldherrn (praetores, später consules genannt) — die Zweizahl erklärt sich daraus, dass das Heer in zwei Regimenter (legiones) formirt war. Vom Jahr 502 v. Chr. an liegt uns die Liste dieser höchsten Beamten in wie es scheint authentischer Fassung vor; in diesem Jahr oder kurze Zeit vorher wird die Republik begründet sein. Im Fall der Noth können die beiden Praetoren einen Oberfeldherrn, den »Meister des Kriegsvolks« (magister populi, später dictator genannt), ernennen, dem für die Reiterei ein magister equitum zur Seite tritt. — Die herrschende Stellung in Latium, welche die Tarquinier eingenommen hatten, suchte die Republik zu behaupten oder wiederzugewinnen. Den Abschluss der römischen Sagengeschichte — nachher beginnt die grosse Lücke, welche in jeder ursprünglichen Ueberlieferung zwischen der Sage und den Anfängen wirklich geschichtlicher Nachrichten liegt — bildet die Erzählung von einer grossen Schlacht am See Regillus, in der die Römer mit Hülfe des Castor und Pollux die rebellischen Latiner niederwarfen. Dem entspricht es, dass eins der ältesten in Rom erhaltenen Denkmäler die eherne Tafel mit der Urkunde des Bundesvertrages war, den der römische Feldherr Spurius Cassius (praetor 496. 487. 480) mit den Latinern abgeschlossen hat. Die Machtstellung, die er dadurch gewann, verlockte ihn zu dem Versuch, das Königthum zu gewinnen; aber er wurde überwältigt und erschlagen. Es fehlte freilich viel, dass alle Latinerstädte sich dauernd der Oberhoheit Roms gefügt hätten. Aber Karthago hat die Neugestaltung der Verhältnisse anerkannt. In einem Handelsvertrage, der wohl noch dem sechsten Jahrhundert angehört und der römischen Schiffahrt die früher besprochenen (§. 437) Beschränkungen auferlegt, verpflichten sich die Karthager, die Küstenstädte Ardea, Antium, Laurentum, Circei, Terracina

und die übrigen Rom unterthänigen Latiner nicht anzugreifen. Sind Städte nicht unterthänig, so dürfen die Karthager sie zwar bekriegen, aber nicht besetzen; wenn sie sie erobern, müssen sie sie an Rom ausliefern; auch dürfen sie im Latinerland kein Castell erbauen. Man sieht, wie sich an der Westküste Italiens inmitten der Etrusker von Toscana und Campanien eine neue selbständige Macht auf nationaler Grundlage zu bilden beginnt.

Dass die Fastenliste in ihrer ältesten Gestalt, wie sie Diodors Quelle gab, vom zweiten Consulat (P. Valerius II. T. Lucretius 246 u. c. varr.) an im wesentlichen authentisch ist, ist nicht wohl zu bezweifeln. Um so unsichrer ist das erste Consulat. Die älteste Ueberlieferung (Polyb. III, 22) nannte L. Brutus den Befreier und M. Horatius, der den capitolinischen Tempel geweiht hat; das macht es wahrscheinlich, dass hier zwei von der Ueberlieferung gebotene Namen vereinigt und an die Spitze der Liste gestellt sind. Die Späteren haben dann noch Collatinus, Sp. Lucretius und Poblicola dazwischen geschoben. Letzterer verdankt seinen Ruhm dem Valerius Antias (aus dem Plutarchs Biographie ein Auszug ist), der ihn nach Kräften verherrlicht und mit glänzenden Thaten ausstaffirt hat. — Nach den Fasten der Quelle Diodors fällt die Gallierkatastrophe ins Jahr 382 v. Chr. (unter dem die betreffenden Eponymen 364 u. c. varr. auch bei Diod. XV, 20 stehn; vgl. XIV, 93 das Datum über Lipara): vorher gehn bis zum ersten Jahr der Republik (245 varr.) 121 eponyme Collegien (die cos. 272 varr. fehlen, das Decemvirat wird nur zweijährig gerechnet, aber dafür hat Diodor drei Consulpaare mehr als die Späteren), so dass sich hierfür das Jahr 503 und für das Consulat P. Valerius II. T. Lucretius das Jahr 502 ergibt. Kleine Schwankungen und Ungenauigkeiten mögen vorgekommen sein, und der Anfang der Liste mag nicht mit der Begründung der Republik zusammenfallen; doch dass darüber nichts zu ermitteln ist, haben die zahlreichen neueren Systeme der römischen Chronologie nur um so deutlicher gezeigt. — Foedus Cassianum: Cic. pro Balbo 53. Festus p. 166 s. v. nancitor. Liv. II, 33. Dion. Hal. VI, 95. — Erster Vertrag mit Karthago: Pol. III, 22. Da Polybios die Formalien übergangen hat (c. 25, 6), ist nicht zu entscheiden, ob in ihnen ein Consulname vorkam, oder ob Polybios' Autorität (vielleicht Cato nach Mommsen's Vermuthung) das Document nur wegen seines hohen Alters ins erste Jahr der Republik setzte; doch ist letzteres wahrscheinlicher. Dagegen ist Mommsen's Meinung (Chronologie [2] 320), der erste Vertrag sei der von 344 v. Chr. (406 u. c.), unhaltbar; dann müsste der zweite Vertrag ins Jahr 305 fallen, und für diese Zeit, wo Rom über Campanien gebot und Samnium niederwarf, sind die Bestimmungen über

Latium undenkbar; damals hat Rom ganz andere Bedingungen gestellt und Karthago die Festsetzung in ganz Italien verboten. Wie die Sprache (Pol. III, 22, 3) beweist der historische Inhalt von karthagischer wie von römischer Seite das hohe Alter des ersten Vertrags. Weiteres s. Nissen, Fl. Jahrbb. 97. Wende, Ueber die zwischen R. und K. abgeschlossenen Verträge, Progr. Bonn 1876. Holzapfel, Röm. Chronol. 345 u. a. — Alles weitere über Roms äussere und innere Entwickelung muss dem folgenden Bande vorbehalten bleiben.

Unteritalien. Zerstörung von Sybaris.

501. Während die Blüthe der ionischen Städte dahinwelkt, entfaltet sich in den Städten Unteritaliens und Siciliens noch einmal die gleiche Pracht. Die Bevölkerung wächst an, das Landgebiet wird immer intensiver bebaut und gibt stets reicheren Ertrag, die Handelsverbindungen mit den einheimischen Stämmen und mit dem Mutterlande erweitern und festigen sich — zahlreiche Lehnwörter legen z. B. für den regen Handelsverkehr zwischen Sicilien und Rom Zeugniss ab —, eine einheimische Industrie entsteht. Von dem Glanz der Städte, von dem fabelhaften Reichthum einzelner Kaufleute, von dem Luxus, der in Kleidung und Schmuck und in Genüssen aller Art getrieben wird, wissen die Schriftsteller nicht genug zu berichten, und Monumente und Münzen geben die Bestätigung. Auch im Westen aber beginnt damit die Aera der Ständekämpfe und Revolutionen. Die Gegensätze zwischen Herrschern und Unterthanen, zwischen Adel und Bürgerschaft, zwischen Alt- und Neubürgern, zwischen arm und reich müssen auch hier durchgekämpft werden. Die Bewegung, die zu Anfang des sechsten Jahrhunderts mit der Usurpation des Panaetios in Leontini und des Phalaris in Agrigent begann, hat am Ende des Jahrhunderts alle anderen Städte ergriffen. Ueberall hören wir von innerem Hader und von Tyrannen, in Kyme, in Tarent (Her. III, 136), in Sybaris, in Rhegion, fast in allen sicilischen Städten. Nur in Kroton und Lokri hat die Aristokratie das Regiment behauptet. Aber auch die Glanzzeit von Grosshellas ist für uns so gut wie verschollen;

von den ausführlichen Nachrichten, die Antiochos, Philistos, Aristoteles gegeben haben, ist uns fast nichts bewahrt, selbst von den trüben und entstellten Erzählungen des Timaeos ist nur ein dürftiger Auszug auf uns gekommen. So sind wir auch über das wichtigste Ereigniss dieser Zeit, die Zerstörung von Sybaris durch Kroton, nur ganz unzulänglich unterrichtet. Es war ein Kampf nicht nur zweier um die Vormacht hadernder Städte, sondern ebenso sehr der politischen Gegensätze der Zeit. Auf der einen Seite stand die reiche, dem üppigsten Wohlleben ergebene Handelsstadt, in der die demokratischen Tendenzen die Herrschaft hatten und jetzt ein Tyrann Telys regierte; auf der anderen das conservative Kroton, das in den aristokratischen Idealen lebte und in die gymnastische Ausbildung und Abhärtung seiner Bürger seinen Stolz setzte. Die von Telys gestürzten Aristokraten fanden in Kroton Aufnahme; andrerseits wurde ein reicher Krotoniat, Philippos (§. 497), der Telys' Tochter heimführen wollte, aus der Heimath verjagt. Der Krieg scheint von Telys eröffnet zu sein, angeblich, weil ihm die Auslieferung der Verbannten verweigert wurde. Die Krotoniaten erfochten einen glänzenden Sieg; die feindliche Stadt wurde erobert und von Grund aus zerstört, die Wasser des Flusses Krathis über die verhasste Stätte geführt. Die Reste der Sybariten retteten sich nach Laos und Skidros an der Westküste Oenotriens. Die Vernichtung der glänzenden Stadt hat Niemand schwerer empfunden als die Milesier, deren Handel dadurch nach so vielen Verlusten einen neuen Schlag erhielt, den er nie wieder verwunden hat.

Ueber den Fall von Sybaris haben wir ausser den kurzen Angaben Herodots V, 44 f. 47. VI, 21 nur die Auszüge aus Timaeos bei Strabo VI, 1, 13. Diod. X, 23. XI, 90. XII, 9 (auch die Schilderung des sybaritischen Luxus bei Diod. VIII, 18—20. Steph. Byz. Σύβαρις stammt aus Timaeos, s. fr. 58—61), der auch das Datum 511/0 gibt (vgl. Scymn. 357). Das Detail (z. B. die bei Iamblich vit. Pyth. 177 ff. 255 weiter ausgemalte Betheiligung des Pythagoras und die Führung Milons) ist ganz werthlos. Andere Anekdoten: Phylarch und Heraklides bei Athen. XII, 521. Aelian v. h. III, 43.

Pythagoras und Xenophanes.

502. In derselben Zeit ist die ionische Weisheit nach Grosshellas gebracht worden. Der Samier Pythagoras, der Sohn des Mnesarchos, siedelte aus seiner Heimath nach dem befreundeten Kroton über und verkündete hier seine mystischen Lehren. Pythagoras ist ein Sektenstifter so gut wie die Orphiker und von diesen aufs stärkste beeinflusst, zum Theil vielleicht durch Vermittelung des Pherekydes von Syros, den die Alten seinen Lehrer nennen. Mit den Orphikern theilt er die Lehre von der Seelenwanderung und von den Strafen im Jenseits, ferner die Askese, die Forderung der Reinheit, besonders von Blutschuld, die Weihen und geheimnissvollen Symbole, den Zusammenschluss seiner Jünger zu einem Orden, überhaupt den mystischen Charakter, mit dem er sich und seine Lehre umgab. Das hatte zur Folge, dass sich, auch wenn er nicht selbst als Wunderthäter aufgetreten ist, sofort ein geheimnissvoller Schleier um seine Persönlichkeit gelegt hat und die Tradition zahlreiche Wundergeschichten nach Art des Epimenides, Aristeas, Abaris von ihm berichtet. Dass er von seinen früheren Existenzen, von seiner Identität mit dem Troer Euphorbos, mit einem Sohne der Hermes u. a. selbst erzählt hat, ist wohl möglich. Wie er sich zu den Göttern des Volksglaubens stellte, wissen wir nicht; dass die Anknüpfung an apollinische Anschauungen mehrfach hervortrat, ist wohl glaublich. Die volksthümliche Auffassung machte indessen zwischen pythagoreisch und orphisch so wenig einen Unterschied, dass Herodot beides als identisch ansieht (II, 81), dass Ion von Chios (Diog. Laert. VIII, 8. Clem. Al. strom. I, 131) und zahlreiche Spätere die orphischen Schriften von ihm oder von Pythagoreern verfasst sein lassen, dass ganz allgemein dem Pythagoras die orphische Enthaltung von aller Fleischnahrung und die Verpönung des Bohnengenusses zugeschrieben wird, während Aristoteles' Schüler Aristoxenos (fr. 7; vgl. Aristot. fr. 189. 190 Rose), der die letzten Vertreter der Schule kannte und selbst ein halber Pythagoreer

war, berichtet, er habe lediglich den Genuss des Pflugstiers und des Widders (dazu kommen wohl noch die Seethiere) gemieden, Bohnen dagegen gerade mit Vorliebe gegessen. — Mit dem orphischen Mysticismus hat Pythagoras nun aber die ionische Wissenschaft verbunden. Vor allem sind es die mathematischen Probleme, die sein Denken beschäftigt haben. Er zuerst hat die Geometrie über die elementarsten Erkenntnisse hinausgeführt. Von dem Problem, die Basis eines Quadrats zu finden, das doppelt so gross ist als ein gegebenes, gelangte er zu dem Satz von den Quadraten der Seiten des rechtwinkligen Dreiecks; damit war zugleich das Problem der Incommensurabilität gegeben, welches im mathematischen Denken der Griechen immer eine centrale Stellung eingenommen hat. Auch die fünf regulären Körper und manches andere soll Pythagoras entdeckt haben. Noch eingehender beschäftigte er sich mit der Arithmetik, mit den Problemen des Geraden und Ungeraden, der Quadratzahlen, der harmonischen Zahlen u. s. w., der Entstehung der Zahl überhaupt; die Zahlentheorie ist von ihm geschaffen worden. In der Mathematik entdeckte er die allgemeinen ewigen Sätze, welche alle Erscheinungswesen gleichmässig und unabänderlich beherrschen. In den Zahlen und ihren Verhältnissen glaubte er daher das Wesen der Dinge zu erkennen; auch die geometrischen Figuren sind ihm nur eine Verwirklichung der Zahl, und ebenso die Tongebilde, deren Erforschung daher einen wesentlichen Theil der pythagoreischen Weisheit ausmacht. Auch alle ethischen Gegensätze werden auf die Zahlen zurückgeführt. Natürlich sind ihm die Zahlen etwas Reales, die Substanz der Dinge; indem sie sich verwirklichen, ist die Welt entstanden. Das führte weiter zu kosmischen Speculationen, die bei den nächsten Generationen zu immer kühneren Folgerungen fortschritten, zu der Anschauung von der Kugelgestalt der Erde, von dem Centralfeuer, um das sie sich zusammen mit der für uns immer unsichtbaren Gegenerde dreht, von den sie umschliessenden Sphären, in denen die Gestirne sich bewegen — kühne Phantasien, die aber für die Ausbildung des wissen-

schaftlichen Weltbildes von der allergrössten Bedeutung geworden sind. Die grosse Eins ist der Urgrund der Dinge, die Gottheit und zugleich das Weltall, der Himmel; jenseits desselben liegt das Unbegrenzte, aus dem der Himmel den Athem und die Zeit und das Leere einathmet — auch hier tritt die Verbindung orphischer Ideen mit der ionischen Weisheit des Anaximander deutlich hervor. Auch sonst hat Pythagoras möglichst viel Wissen zu umspannen gestrebt: »Pythagoras, der Sohn des Mnesarchos, hat mehr Kenntnisse zusammengesucht als irgend ein Mensch;« sagt Heraklit (fr. 17, vgl. 16), »daraus hat er sich seine Weisheit, sein Vielwissen, seine schlechte Kunst zurechtgemacht.« Er ist weit gereist; dass er in Aegypten gewesen ist, wird mit Unrecht bezweifelt. Viele Lehrsätze kann er von den Aegyptern nicht entnommen haben, denn von den Grundsätzen seines Systems ist diesen kein einziger bekannt. Um so stärker muss die Geschlossenheit der aegyptischen Cultur, die uralte Weisheit, die in geheimnissvoller Form überliefert wird und das gesammte Leben regelt, auf ihn gewirkt haben; die Grundrichtung seines Denkens und Lehrens ist dadurch nicht geschaffen, aber bestätigt und auf die gleiche Bahn gewiesen worden.

Wie bekannt, sind unsere Nachrichten über Pythagoras und seine Lehren sehr unzuverlässig und widerspruchsvoll; der mystische Nimbus, mit dem er sich umgab, beherrscht auch die Tradition. Zur Kritik genügt hier der Verweis auf Zeller's Geschichte der Phil. Verwerthet werden können nur die älteren Zeugnisse, namentlich die Ueberreste von Aristoteles' und Aristoxenos' Schriften über P. Leider ergeben Plato's und Aristoteles' philosophische Schriften nur sehr wenig. Die Grundlage der Pythagoraslegende, die uns ausgemalt bei Porphyrios und Iamblich vorliegt, ist jedenfalls sehr alt; Aristoteles hat sie bereits ausführlich erzählt. Dass Pythagoras in Aegypten gewesen ist, setzt Herodot II, 81, vgl. 49. 123, voraus und berichtet Isokrates 11, 28, wo als Inhalt seiner Lehre neben der ἄλλη φιλοσοφία mit Recht τὰ περὶ τὰς θυσίας καὶ τὰς ἁγιστείας angegeben wird. Mir würde der Aufenthalt in Aegypten nicht zweifelhaft sein, auch wenn die Ueberlieferung nichts davon wüsste. Dass Griechen zur Zeit des Kambyses als αὐτῆς τῆς χώρης θεηταί nach Aegypten reisen, betrachtet Herodot III, 139 als etwas Selbstverständliches. Anders steht es natürlich mit den Reisen in den Orient. Theopomp, Aristoteles, Aristoxenos u. a. machen Pythagoras, um das Wunderbare zu erhöhen, aus

einem Samier zu einem Tyrsener von Samothrake (Clem. Al. strom. I, 62). Ueber Heraklit fr. 17 Πυθαγόρης Μνησάρχου ἱστορίην ἤσκησεν ἀνθρώπων μάλιστα πάντων, καὶ ἐκλεξάμενος [ταύτας τὰς συγγραφὰς] ἐποίησεν ἑωυτοῦ σοφίην, πολυμαθίην, κακοτεχνίην s. DIELS, ein gefälschtes Pythagorasbuch, Archiv f. Gesch. d. Philos. III, 451. — Welche Theile des späteren Systems schon auf Pythagoras zurückgeführt werden dürfen, ist mit Sicherheit kaum auszumachen. Vgl. z. B. DÖRING, Wandlungen der pyth. Lehre, Archiv V. Seltsam ist es, dass Pythagoras seit BOECKH allgemein als Vertreter der (gar nicht existirenden) dorischen Weltanschauung gilt, während er ein Ionier war, der in achäischen Städten wirkte.

503. Pythagoras hat seine Weisheit nicht wie Anaximander und seine Nachfolger in einem Buch niedergelegt. Er ist ein Prophet; in kurzen mystischen Sätzen, für die er seine ganze Autorität einsetzt, verkündet er die erlösende Erkenntniss. Denn dadurch unterscheidet sich seine Speculation von der Anaximanders, dass all seine Theorien nur das Mittel sind, um die Seele aus dem Gefängniss der Leiblichkeit zu befreien und vor den Qualen der Höllenstrafen zu schützen. Der praktische Zweck ist die Hauptsache; die geheimnissvollen Lehren von der Einheit und Zweiheit, von der heiligen Vier und der heiligen Zehn bilden nur die Grundlage der Erkenntniss des Wahren und damit des Guten, auf denen sich die Erziehung des Menschen zu seinem wahren Beruf, die Leitung auf den richtigen Weg aufbaut. Wie sich freilich die mystische Theosophie mit der mystischen Speculation zu einer einheitlichen Erlösungslehre verbunden hat, wissen wir im einzelnen nicht; das sind die Geheimnisse, die nur den Geweihten überliefert werden. — Auch an Pythogoras scheint sich der Spruch bewährt zu haben, dass der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt. Um so glänzender war sein Erfolg in Kroton. Die ganze adlige Jugend strömte ihm zu, um sich von ihm den richtigen Weg weisen zu lassen; es scheint glaubwürdig, dass der Athlet Milon (§. 420) ein eifriger Schüler des Pythagoras wurde, dass in seinem Hause die Zusammenkünfte und die mystischen Uebungen stattfanden. Selbst Frauen sollen seine Lehre angenommen haben. Auch in die Nachbarstädte verbreitete sich sein Ruhm, und auch im

Mutterlande erzählte man sich von dem seltsamen Weisen — schon früh ist der eigenartige Götter- und Unsterblichkeitsglaube der Geten auf seinen Einfluss zurückgeführt worden (Her. IV, 95). Natürlich fehlte daneben die Opposition nicht; nach dem Falle von Sybaris, als ein grosses Gebiet erobert war und seine Vertheilung gefordert werden konnte, scheint sie kräftiger ihr Haupt erhoben zu haben. Unter Führung des Kylon empörte sich die Menge gegen den adligen Geheimbund, der in der Gemeinde das Regiment zu führen suchte. Pythagoras musste Kroton verlassen; er ist nach Metapont gegangen und hier in hohem Alter gestorben. Seine Schule hat sich weit durch die unteritalischen Städte verbreitet; die grosse Erhebung der Massen, durch die die Pythagoreer vernichtet wurden, fällt erst in die Mitte des fünften Jahrhunderts.

Dass Pythagoras in Metapont gestorben ist, ist allgemeine Tradition (Aristoxenos fr. 11. Dikaearch fr. 31. 32 bei Porphyr. und Diog. Laert. VIII, 40, vgl. 15. Justin. 20, 4. Cic. fin. V, 4 u. a.), wenn auch einzelne (so natürlich Hermippos) anders berichten. Die gewöhnliche Tradition lässt ihn die Katastrophe der Schule selbst erleben und sich ihr durch Auswanderung entziehn (so auch Aristot. fr. 186 Rose und Justin. 20, 4 d. i. Timaeos); dagegen Aristoxenos fr. 11 bei Iamblich 248 ff., vgl. Polyb. II, 39.

504. Das Gegenbild zu Pythagoras ist Xenophanes (§. 466), der etwa um dieselbe Zeit, nachdem ihn das Schicksal lange umhergetrieben hatte, in der neu erblühenden phokaeischen Colonie Elea an der Westküste Italiens das Ziel seiner Wanderungen fand. Auch er sucht, wie wir gesehen haben, die Verbindung zwischen den orphischen Lehren und der Erkenntniss; auch ihm ist die Weisheit das höchste Gut und der rechte Leitstern des Lebens; er beansprucht, weit mehr werth zu sein und dem Staat weit mehr nützen zu können als die von den Städten sinnlos geehrten Athleten und Sieger im Wettrennen (fr. 2 Bergk). Aber von der Mystik will er so wenig wissen wie von der alten Dichtertradition. Pythagoras ist ihm ein Charlatan, die Seelenwanderungslehre und der Glaube, dass Menschen in Thiergestalt wiedergeboren werden, ein

lächerlicher Schwindel (fr. 6). Auch er versucht ein Weltbild aufzubauen, aber auf empirischer Grundlage, ähnlich den ionischen Philosophen; er sucht die Spuren der Einwirkung des Wassers überall auf der Erde und beobachtet die Versteinerungen; er erklärt die Himmelskörper für leuchtende Dunstmassen, die schliesslich erlöschen und am nächsten Morgen neu entstehen; ihre Kreisbewegung erklärt er für optische Täuschung, in Wirklichkeit bewegen sie sich geradlinig über den Himmel wie die Wolken. Im Centrum seines Denkens aber steht die Idee der Einheit des Seins und der Gottheit; sie führt ihn an die Grenze, wo alle Erkenntniss aufhört und alle Erscheinung zum Schein wird. Auch er hat in der neuen Heimath Schüler gefunden; der Eleat Parmenides ist es gewesen, der seine Grundsätze zu einem geschlossenen System verarbeitet und die bahnbrechenden Consequenzen aus ihnen gezogen hat.

Die Tyrannis auf Sicilien.

505. In den sicilischen Städten ist zu Ende des sechsten Jahrhunderts die Monarchie fast überall die herrschende Staatsform geworden. Genannt werden uns Tyrannen in Zankle, Himera, Selinus, Agrigent, Gela, Leontini. Auch Syrakus ist von Parteikämpfen zerrissen. Die alte Adelsherrschaft ist durch den Hader der Faktionen gestürzt worden, auf die Demokratie folgt eine Restauration der Herrschaft der grossen Grundbesitzer, und gegen diese erhebt sich wieder der Demos in Verbindung mit den Leibeigenen vom Lande, den Killyriern. Auch auf Sicilien führt die Tyrannis zur Bildung einer grösseren staatlichen Macht, die hier mehr noch wie im Mutterlande den Charakter der Militärmacht trägt, weil die Kämpfe um die Vormacht sich mit dem ununterbrochenen Vordringen gegen die Sikeler verbinden. Sie ist nicht von Syrakus ausgegangen, obwohl dies schon damals an Umfang des Gebiets und wohl auch an Volkszahl alle andern Staaten überragte — die Stadt war durch den inneren Hader gelähmt —, sondern von Gela.

Hier ist um 505 die Oligarchie durch Kleandros gestürzt worden, dessen Vater Pantares uns durch ein Weihgeschenk in Olympia bekannt ist (IGA. 512a). Kleandros wurde im J. 498 durch einen Geloer Sabyllos ermordet; aber sein Bruder Hippokrates behauptete die Herrschaft. Er hat seine Macht weithin ausgedehnt, gestützt auf eine starke Reiterei, die hier anders als im Mutterlande ihre Stellung im Heere behauptete, und das zum Theil aus eingeborenen Söldnern angeworbene Fussvolk. Er eroberte eine grosse Zahl von Sikelerstädten, darunter Ergetion und Inykon, und zwang die chalkidischen Städte Kallipolis, Naxos, Leontini, seine Oberhoheit anzuerkennen. Die Syrakusaner schlug er am Flusse Heloros; nur durch die Intervention von Korinth und Korkyra rettete die Stadt ihre Unabhängigkeit, aber sie musste das Gebiet von Kamarina abtreten. Auch Skythes, der Herrscher von Zankle, scheint dem Hippokrates unterthan gewesen zu sein.

Ueber die Geschichte der sicilischen Tyrannen bildet der kurze Bericht Herodots VII, 153 ff. unsere Hauptquelle. Aus Timaeos sind nur einige Notizen (fr. 84 ff. Diod. X, 28) erhalten, die keine Abweichungen bieten. Die chronologischen Daten bei Diod. XI, 38. 48. 53. Aristot. pol. VIII, 9, 23. Pausan. VI, 9, 4 [wo Pausanias sich eine absurde Schwierigkeit dadurch schafft, dass er Gelons Antritt in Gela mit der Gewinnung der Herrschaft über Syrakus verwechselt] scheinen authentisch zu sein; sie fügen sich ohne Schwierigkeit in Herodots Bericht. — Tyrannen von Selinus §. 497. Polyaen I, 28, 2 (Theron), von Leontini (Ainesidemos) Pausan. V, 22, 7. Parteikämpfe in Syrakus: Arist. pol. VIII, 3, 1. 2. 6. Her. VII, 155. Kleandros Arist. pol. VIII, 10, 4. Zur Schlacht am Heloros Pindar nem. 9, 95. Timaeos fr. 85. Einnahme Ergetions Polyaen V, 6. Ueber Kamarina ausser Herodot Thuk. VI, 5. Philistos fr. 17. Timaeos fr. 91 a. (Primärquelle Antiochos). Dunkel ist das Verhältniss des Ainesidemos, S. d. Pataikos, der mit Gelon unter Hippokrates dient (Her. VII, 154; vgl. Arist. rhet. I, 12), zu dem gleichnamigen Tyrannen von Leontini Pausan. V, 22, 7 und zu dem Vater Therons.

506. Hier im Norden ist dem Hippokrates in Anaxilaos von Rhegion ein Gegner erstanden. Kaum hatte dieser in seiner Heimath die Aristokratie gestürzt (494 v. Chr.), so versuchte er die Rivalin an der gegenüberliegenden sicilischen Küste mit ihrem prächtigen Hafen in seine Gewalt zu be-

kommen. Skythes von Zankle hatte nach Ionien die Aufforderung ergehen lassen, ihm Colonisten zur Besetzung des »schönen Strandes« (Kale Akte) an der Nordküste Siciliens zu senden, und nach der Schlacht bei Lade (495) waren flüchtige Samier und Milesier, welche sich der Perserherrschaft entziehen wollten, dem Rufe gefolgt. Aber Anaxilaos veranlasste sie, während Skythes mit den Zanklaeern gegen die Sikeler im Felde lag, die Stadt Zankle selbst zu überfallen und sich hier festzusetzen. Das geschah; die Samier führten den heimtückischen Ueberfall aus; die verrathenen Einwohner wandten sich an Hippokrates um Hülfe. Aber dieser spielte dasselbe falsche Spiel; er setzte den Skythes und seinen Bruder gefangen — Skythes ist dann entflohen und zum Perserkönig gegangen — und schloss mit den Samiern ab. Alle Zanklaeer, deren man habhaft werden konnte, wurden zu Sklaven gemacht, Stadt und Land ausgeplündert und die Beute zwischen Hippokrates und den Samiern getheilt. Indessen wenn Hippokrates gehofft hatte, so eine dauernde Oberherrschaft über die Stadt zu gewinnen, so täuschte er sich. Einige Jahre später hat Anaxilaos Zankle erobert, die Samier, wie es scheint, wenigstens zum Theil verjagt und neue Einwohner namentlich aus dem Peloponnes hierhergeführt. Das Hauptcontingent stellten flüchtige Messenier, die sich der spartanischen Herrschaft entzogen — vielleicht fällt in diese Zeit ein neuer Aufstand der Messenier gegen Sparta (§. 343 A.). Nach ihnen erhielt Zankle den Namen Messana, den es bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Durch diese Vorgänge hat zugleich das chalkidische Element auf Sicilien einen vernichtenden Schlag erhalten; in der neuen Stadt gewann die dorische Sprache bald das volle Uebergewicht (die Münzlegende Μεσσηνίων wird schon nach wenigen Jahren durch die dorische Form Μεσσανίων ersetzt) — ein Vorgang, der um so bezeichnender ist, weil er durch die Chalkidier von Rhegion herbeigeführt wurde. Man sieht, wie wenig die Stammverwandtschaft den politischen Gegensätzen gegenüber bedeutet. — So ist an der Strasse von Messina ein kräftiger

Staat entstanden, der beide Ufer der Meerenge umfasste. Anaxilaos war ein thatkräftiger Herrscher. Um der etruskischen Piraterie zu wehren, erbaute er am Eingang der Strasse an der italischen Küste das Kastell Skyllaion. In den beiden ihm unterthänigen Städten hat er eine neue einheitliche Münzprägung geschaffen; von der aeginetischen Währung ging er zur euboeisch-attischen über, die in den meisten sicilischen Städten bereits herrschte. Die Typen hat er theils den samischen Münzen, theils dem messenischen Volksglauben (ein Hase als heiliges Thier des Pan) entlehnt; daneben verewigte er auf ihnen einen mit einem Maulthiergespann gewonnenen olympischen Sieg, den er auch durch ein Gedicht des Simonides verherrlichen liess.

Anaxilaos: Arist. pol. VIII, 10, 4. Dion. Hal. XIX, 4. Heraklides pol. 25, 5. Diod. XI, 48. Ueber Zankle-Messana Her. VI, 22 ff. Thuk. VI, 4; in secundärer Entstellung Pausan. IV, 23, 6 ff. (wo Anaxilaos ins Jahr 664 gesetzt wird). Ob Anaxilaos wirklich messenischen Ursprungs war (Thuk. Pausan. Strabo VI, 1, 6) und das nicht vielmehr eine durch die Gründung Messanas geschaffene genealogische Fiction ist, ist mir sehr fraglich; vgl. § 343 A. Skyllaion: Strabo VI, 1, 5. Münzreform: Arist. fr. 228a (Pollux V, 73) und Herakl. l. c.; über die Münzen Head, Hist. num. 92 f. 133 f. Maulthiersieg: Simonides fr. 7. — Skythes von Zankle hat mit dem Tyrannen Skythes von Kos, Vater des Kadmos, Herod. VII, 163, nichts zu thun.

507. Hippokrates ist im Kampf gegen die Sikelerstadt Hybla gefallen (491 v. Chr.); einen Versuch der Geloer, die Freiheit wiederzugewinnen, hat sein Reiteroberst Gelon niedergeworfen. Dann schob er Hippokrates' Söhne bei Seite und bemächtigte sich selbst der Herrschaft. Er hat die Politik seines Vorgängers fortgesetzt. Eine Revolution in Syrakus und das Hülfsgesuch der vertriebenen Gamoren gab ihm die Möglichkeit, hier zu interveniren. Da jeder Widerstand aussichtslos war, hat auch der Demos seine Herrschaft anerkannt (485 v. Chr.). Jetzt verlegte Gelon seine Residenz in die neugewonnene Stadt — die Regierung in Gela übertrug er seinem Bruder Hieron — und hat alles gethan sie zu heben und zugleich das weite Gebiet, das er beherrschte, zu einem einheit-

lichen Staate zu verschmelzen. Er verfuhr dabei mit derselben Rücksichtslosigkeit, die Hippokrates in seinem Verfahren gegen Zankle und gegen die Sikelerstädte, die er knechtete, gezeigt hat. Kamarina, das sich widerspänstig zeigte, wurde aufs neue zerstört, die Einwohner nach Syrakus verpflanzt, ebenso ein grosser Theil der Bewohner von Gela. Die Städte Megara und Euboea wurden erobert, die Wohlhabenden, obwohl sie dem Gelon feindlich waren, nach Syrakus überführt, die niedere Bevölkerung dagegen ausser Landes in die Knechtschaft verkauft. Die sicilische Tyrannis misstraute dem Demos, während sie in den Besitzenden und vor allem in dem Heer eine feste Stütze suchte. Das Heer hat Gelon vermehrt, eine grosse Flotte geschaffen, und Syrakus zu einer starken Festung gemacht. Durch die zwangsweise Zuführung so zahlreicher Einwohner wuchs die Bevölkerungszahl gewaltig; der Insel gegenüber, auf der die Altstadt lag, entstand ein neuer grosser Stadttheil auf den Höhen der Achradina.

Als Tyrann von Gela hat Gelon Ol. 73, 488 v. Chr. einen Sieg mit dem Viergespann erfochten, der durch ein von Glaukon von Aegina gearbeitetes Weihgeschenk verherrlicht wurde; Paus. VI, 9, 4 f. Die Inschrift ist theilweise erhalten IGA. 359. — Gelon gegen Megara auch Polyaen I, 28, 3.

508. Gelon stand in engem, durch gegenseitige Verschwägerung befestigtem Bunde mit Theron von Agrigent, der im J. 488 die Herrschaft über seine Heimath gewonnen hatte und für Agrigent in ähnlicher Weise wirkte wie Gelon für Syrakus. Selbständig standen ihnen von all den zahlreichen Griechenstädten der Insel ausser Selinus, über dessen Verhalten wir gar nichts erfahren, nur noch Anaxilaos von Rhegion und Terillos von Himera gegenüber. Es war begreiflich, dass die beiden sich an einander anschlossen (Anaxilaos heirathete eine Tochter des Terillos) und Rückhalt suchten bei der einzigen Macht, von der sie Rettung hoffen konnten, bei Karthago. Aber auch ohne solchen Anlass durften die Karthager die Bildung einer sicilischen Grossmacht nicht dulden, die deutlich nach der Herrschaft über die ganze Insel

strebte und zuletzt ihre Kraft immer gegen die karthagischen Besitzungen werfen musste. So war ein Kampf unvermeidlich; dass Theron den Terillos von Himera angriff und verjagte, war das Vorspiel der grossen Entscheidung.

Hier müssen wir inne halten; auch die Darstellung des geistigen Lebens auf Sicilien unter der Tyrannenherrschaft muss einem späteren Abschnitt vorbehalten bleiben.

Therons Usurpation Polyaen VI, 51; Verschwägerung mit Gelon Timaeos fr. 86. 90; alles andere Herod. VII, 165. Therons Stammbäume Pindar Ol. 2, 75 ff. schol. Pindar. Ol. 2, 16. 81 sind natürlich für den Tyrannen zurecht gemacht und historisch ohne Werth (vgl. §. 423 A.).

Schluss.

509. Jahrhunderte lang hat die griechische Nation sich ungehindert entfalten können. Ununterbrochen wächst das Gebiet, das sie besetzt, immer zahlreicher werden die Colonien, die sie entsendet; alle Küsten des Mittelmeers sucht sie in ihren Bereich zu ziehen. Stets freier und mannigfacher gestaltet sich während dessen das politische Leben, in dem die ungehinderte Zersplitterung nur um so mehr frische Kräfte weckt, immer reicher und selbständiger wird die griechische Cultur. Da erstehn ihr um die Mitte des sechsten Jahrhunderts zu beiden Seiten mächtige Gegner; der Orient, der sich dem Vordringen der Griechen gegenüber so lange passiv verhalten hatte, greift jetzt activ in ihre Schicksale ein. Im Westen entsteht die geschlossene karthagische Macht, eng verbündet mit den in Italien vordringenden Etruskern, im Osten das Perserreich, das den ganzen Orient zu einem Weltreich vereinigt. Rasch mehren sich mit den Berührungspunkten die Gegensätze, die Interessen verschlingen sich, das Schwergewicht der Verhältnisse treibt weiter von Verhandlung und Abwehr zum Angriff; ein gewaltiger Conflict wird unvermeidlich. Er wird zum Kampf um die Existenz der griechischen Nation; die Frage drängt zur Entscheidung, ob sie sich inmitten der grossen orientalischen Reiche und Culturen in

Ost und West selbständig in ihrer Eigenart behaupten kann. Gleichzeitig haben sich innerhalb der griechischen Welt die Verhältnisse verschoben. Die ehemals führenden Gemeinden, die Ionier, Euboea, die Chalkidier im Westen sinken von ihrer Höhe herab, auch die Isthmosstaaten und Argos können sich in ihrer alten Macht nicht behaupten. Neue, kräftig vorwärtsdringende Staaten übernehmen die Führung, Sparta, Athen, das geloisch-syrakusanische Reich. Alle drei streben, über ihre Grenzen hinaus zu grösseren politischen Gestaltungen zu gelangen, Sparta in Form eines Bundes, dessen Leitung es übernimmt, der sicilische Staat durch Eroberung und Verschmelzung der kleineren Gemeinden zu einem monarchischen Einheitsstaat, Attika theils durch Einverleibung oder Unterwerfung der Nachbargebiete, theils durch Auftheilung der unterworfenen überseeischen Gebiete unter seine Bürger. Es muss sich zeigen, ob diese Staaten stark genug sind, um dem Ansturm von aussen zu widerstehen und dadurch zugleich die führende Stellung innerhalb der Nation zu behaupten. Zugleich aber muss der Ausgang des äusseren Kampfes die Lösung bringen für die geistige Bewegung, welche die Nation ergriffen hat; von ihm hängt die Entscheidung ab, ob in der griechischen Welt eine theologisch gefärbte Cultur entstehen soll wie im Orient oder ob sich hier eine neue ganz andersartige Cultur auf dem Grunde freiester geistiger Bewegung erheben wird, wie sie die Welt bisher noch nicht gesehen hat.

Nachträge und Berichtigungen.

Zu §. 8. Ein charakteristisches Beispiel für die Manier des Hellanikos bietet auch die Annahme dreifacher Kyklopen: der Erbauer der Mauern von Mykene, des Polyphem und seiner Genossen, und der von Hesiod genannten Götter (schol. Hesiod. theog. 139).

Zu §. 31. Dioskuren bei den Kelten am Ocean erwähnt Timaeos bei Diod. IV, 56.

§. 64 hätten die zahlreichen anonymen Götter und Heroen Attikas (z. B. die bekannten Götter von Eleusis CIA. I, 27b τοῖν θεοῖν καὶ τῷ Τριπτολέμῳ καὶ τῷ θεῷ καὶ τῇ θεᾷ καὶ τῷ Εὐβούλῳ, der ἥρως ἰατρός, der ein θεός ist CIA. II, 403. 404, u. a.) als Beispiele erwähnt werden können.

§. 69. Mit Recht macht mich Robert darauf aufmerksam, dass die auch von den Alten überlieferte Erklärung von γαιήοχος als der »Wagenfrohe« (ἀπὸ τοῦ τοῖς ὀχήμασι χαίρειν, vgl. die Stellen bei Weber, quaest. Lacon. 1887. S. 39) die einzig richtige ist. Zu Poseidon in Arkadien vgl. Wentzel, Ποσειδῶνος γοναί Philol. N. F. IV. 385 ff.

§. 73. Das Palladion ist wohl überall das stadtschützende Cultbild, so in Ilion, in Argos und Sparta Plut. qu. gr. 48, in Athen u. a.

§. 76A. zu Ende l. Crusius in Roscher's Lexicon II, 1136 ff.

Zu §. 77 ff. Für alle auf Troja bezüglichen Abschnitte ist die in diesem Sommer erfolgte Entdeckung einer grossen mykenischen Burganlage, vier Schichten über der bis jetzt für das homerische Troja gehaltenen, von weittragendster und vielfach umstürzender Bedeutung: Dörpfeld, die neuen Ausgrabungen in Troja, MAI. XVIII, 199 ff.

Zu §. 85 ff. hat das vortreffliche Werk von W. Max Müller, Asien und Europa nach altaegyptischen Denkmälern, 1893, leider nicht mehr benutzt werden können; zu meiner Freude berühren sich unsere Anschauungen mehrfach. Wenn Müller mit der Annahme Recht hat,

dass Kaft bei den Aegyptern der Name Kilikiens ist, trotz des Dekrets von Kanopos, und dass die Chetiter zur Zeit Thutmosis' III. im inneren Kleinasien sassen und erst zu Ende der achtzehnten Dynastie erobernd nach Nordsyrien vorgedrungen sind, so erhalten viele Probleme eine neue und einfachere Gestalt. Auch dass Fenchu nicht Name der Phoeniker ist (§. 92), sondern ein Wort der aegyptischen Dichtersprache für die ausgeraubten Barbarenländer, hat er erwiesen (S. 208 ff.).

S. 166 Zl. 8 v. u. lies Palmetta für Palmella.

§. 129. Neuerdings hat Petrie zahlreiche mykenische Scherben in der von Chuenaten (Bd. I, 226 ff.) erbauten Stadt Tell el Amarna gefunden, daneben Reste schwarzer Thongefässe mit weiss aufgemalten linearen Ornamenten, wie sie sich auch in Tell Hesi (Lachisch in Palaestina) und auf Cypern finden: Steindorff, phil. Wochenschr. 1893, 532. Weiteres über die Beziehungen der mykenischen Cultur zu Aegypten bei Steindorff, Arch. Anz. 1892, S. 13 ff.

§. 142 ff. Das grosse Werk von Ohnefalsch-Richter, Kypros, die Bibel und Homer, ist erst nach dem Druck dieses Abschnitts erschienen.

§. 159 zu den ephesischen Phylen vgl. die Bemerkung §. 391 A.

Zu §. 168. 169 vgl. §. 447 A.

Zu §. 194 ff. vgl. Pöhlmann, die Feldgemeinschaft bei Homer, in Z. f. Social- und Wirthschaftsgeschichte I, 1893, der mit Recht gegen die Annahme primitiver Zustände und einer Feldgemeinschaft bei Homer Einspruch erhebt.

§. 203. 207. Sehr charakteristisch ist der Stammbaum des Lysis bei Plato Lysis 205 D. Die Ahnmutter ist eine Tochter des ἀρχηγέτης τοῦ δήμου, die von Zeus den Stammvater des Geschlechts gebiert, der den Herakles bewirthet.

S. 324 Zl. 8 v. u. l. Aigytis für Aipytis.

§. 218 οἰκεύς als Benennung der Sklaven auch in dem solonischen Gesetz Lysias 10, 19.

§. 224. Für die Verschmelzung von Eleusis mit Attika vgl. Robert in dem Aufsatz über Skira Hermes XX, 349 ff.

§. 227. Die Realität der korinthischen Prytanen bestreitet Busolt Hermes XXVIII, 312 ff.

§. 233 A. Zu den Prytanen der Naukraren vgl. §. 409 A.

§. 238. Od. δ 314 ist zu streichen, dagegen zu erwähnen, dass γ 73 ff. aus ι 253 ff. entlehnt ist.

§. 251 A. Die aramaeische Inschrift von Sendjirli ist jetzt in den Mittheilungen aus den orient. Samml. des Berl. Museums, Heft XI, 1893 veröffentlicht.

§. 278. Für das älteste Götterbild sind die Darstellungen der von Wolters 'Εφ. ἀρχ. 1892, Taf. 8—10 veröffentlichten boeotischen Vasen sehr instructiv.

§. 283 habe ich das Zurücktreten Kretas im siebenten und sechsten Jahrhundert übertrieben; vgl. die Bedeutung der kretischen Musik und Tänze.

S. 455 Zl. 17 l. weisse Syrer.

S. 493 Zl. 3 v. o. l. Aurunker.

Zu §. 316. Herrn Prof. Bücheler verdanke ich den Hinweis auf eine Inschrift in siculischem Dialect aus Centuripae, die Kaibel, inscr. graecae Sicil. et Ital. p. 136 erwähnt. Die Stellen, an denen sie publicirt ist, sind mir sämmtlich unzugänglich.

S. 503 Zl. 14 sind hinter »verbrennen« die Worte »ihre Schiffe« ausgefallen.

§. 326. Im Anschluss an Niese sucht Bormann, die älteste Gliederung Roms, in »Eranos Vindobonensis« 1893, nachzuweisen, dass erst durch Varro aus den drei doppelten Reitercenturien die drei romulischen Stammtribus erschlossen seien. Das ist in der That wahrscheinlich, da Livius die tribus nicht kennt; aber anders als Niese und Bormann kann ich dann nur folgern, dass Varros Schluss richtig ist und wir ihn wiederholen müssen.

§. 330 A. letzte Zeile l. Beisatz für Beinamen.

§. 341 A. Die Zusammenstellung der Abbildungen von Dieren auf Dipylonvasen durch Pernice MAI. XVII. 285 zeigt jetzt zur Evidenz, dass hier zwei Reihen Ruderer über einander gleichzeitig in Thätigkeit waren. Mithin ist um so sicherer an der alten Auffassung der Trieren, Tetreren etc. festzuhalten.

§. 359. Erhalten hat sich die Reiterei auch in Kardia (Charon fr. 9) und Sybaris (Arist. fr. 233 a).

§. 403 A. Zl. 5 streiche »vgl. auch VIII, 56«.

S. 698 Zl. 1 l. Sardinien für Sicilien.

§. 437 A. Verfehlt sind auch die Ausführungen von Zielinski, die letzten Jahre des zweiten punischen Kriegs, S. 21 f., über das schöne Vorgebirge.

§. 443. Leider habe ich den Aufsatz von Crusius, Stesichoros und die epodische Composition in der griechischen Lyrik, in den comment. philol. für O. Ribbeck 1888, übersehen, in dem die Unhaltbarkeit der herrschenden Ansicht, die dreitheilige Gliederung des Chorgesangs stamme erst von Stesichoros, zur Evidenz erwiesen ist.

S. 789 Zl. 7 v. u. l. Herod. V, 67 statt 64.

Index.

Die Zahlen bezeichnen die Paragraphen; A. Anmerkung.
Durch ein Versehen ist §. 384 zweimal gezählt; die beiden Paragraphen sind hier als 384a und 384 unterschieden.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

K.

L.

M.

N.

O.

Q.

R.

S.

U.

V.

W.

X.

Z.



